This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

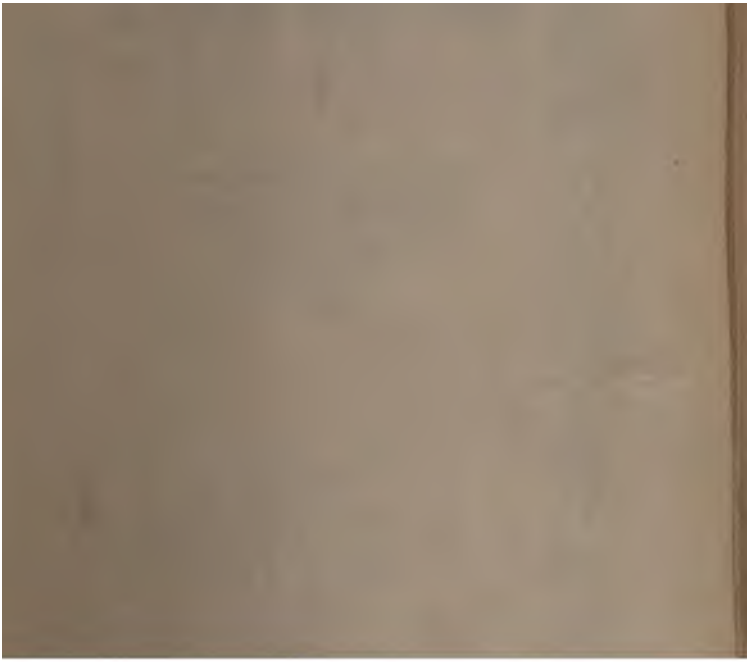
Über Google Buchsuche

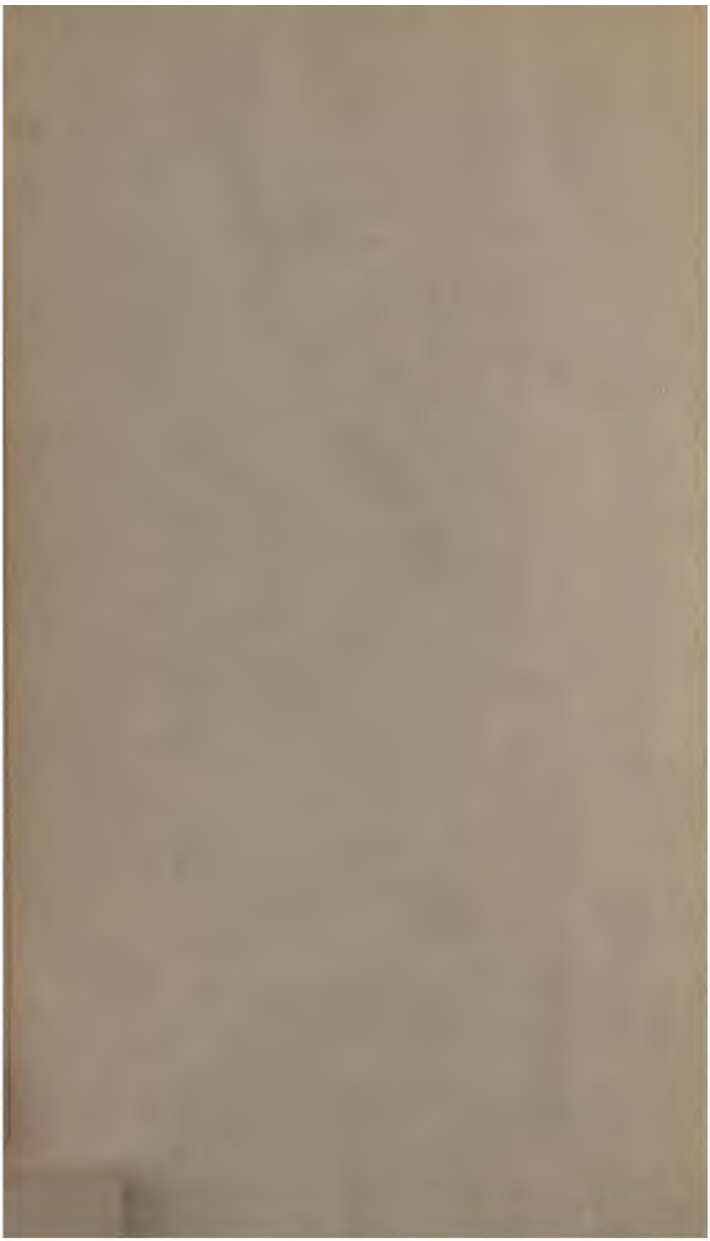
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FL 6.27.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY

IN MEMORIAM
ARTHUR STURGIS DIXEY
1880 ✝ 1905
HARVARD COLLEGE 1902





J.-J. ROUSSEAU

BEKENNTNISSE

Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt

Zierleisten von A. Gratz

Berlin 1907
bei Wiegandt & Grieben
(G. K. Sarasin).

FLG027.4

HARVARD COLLEGE
AUG 19 1908
LIBRARY.

Dwight memorial gift

908
H3-8
2

ERSTER TEIL

Erstes Buch 1712—1728

Ich plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will vor meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeichnen, und dieser Mensch werde ich sein.

Einzig und allein ich. Ich fühle mein Herz — und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht gemacht wie irgend einer von denen, die ich bisher sah, und ich wage zu glauben, daß ich auch nicht gemacht bin wie irgend einer von allen, die leben. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch wenigstens anders. Ob die Natur gut oder übel daran getan hat, die Form zu zerbrechen, in der sie mich gestaltete, das wird man nur beurteilen können, nachdem man mich gelesen hat.

Die Posaune des Jüngsten Gerichts mag erschallen, wann immer sie will, ich werde vor den höchsten Richter treten, dies Buch in der Hand, und laut werde ich sprechen: „Hier ist, was ich geschaffen, was ich gedacht, was ich gewesen. Mit gleichem Freimut habe ich das Gute und das Böse gesagt. Vom Bösen habe ich nichts verschwiegen, dem Guten nichts hinzugefügt, und sollte es mir widerfahren sein, irgendwo im Nebensächlichen ausgeschmückt zu haben, so ist es niemals aus einem anderen Grunde geschehen, denn um eine Lücke auszufüllen, die mein Gedächtnis verursacht hat. Ich habe für wahr halten dürfen, was meines Wissens nach hätte wahr sein können, niemals aber etwas, von dem ich wußte, daß es falsch sei. Ich habe mich so gezeigt, wie ich gewesen bin: verächtlich und niedrig, wo ich es war, und ebenso edelmütig und groß, wo ich es war: ich habe mein Inneres so enthüllt, wie du selber es geschaut hast, ewiger Geist. Versammle um mich die zahllosen Scharen meiner Mit-

menschen, sie mögen meine Bekenntnisse anhören, mögen ob meiner Schändlichkeiten seufzen und rot werden ob meiner Schwächen. Jeder von ihnen entblöße am Fuß deines Thrones sein Herz mit derselben Wahrhaftigkeit, und wer von ihnen es dann noch wagt, der mag geruhig hervortreten und sprechen: Ich war besser als dieser Mann dort."

Ich bin in Genf dem Bürger Isaak Rousseau und de Bürgerin Susanna Bernard im Jahre 1712 geboren worden. Von einem äußerst geringen, zwischen fünfzehn Kindern zu verteilenden Vermögen war auf meinen Vater so gut wie nichts gekommen, so daß er sich für seinen Unterhalt einzig auf sein Uhrmacherhandwerk angewiesen sah, in dem er allerdings eine große Geschicklichkeit besaß. Meine Mutter, eine Tochter des Pfarrers Bernard, war reicher — und sie war klug und schön. Mein Vater hatte sie nicht ohne Schwierigkeiten bekommen. Ihre Liebe hatte fast mit ihrem Dasein begonnen: von ihrem achten und neunten Jahre an gingen sie allabendlich zusammen auf der Treille spazieren, und schon mit zehn Jahren konnten sie nicht mehr voneinander lassen. Die Gleichgestimmtheit, der Einklang ihrer Seelen festigte in ihnen noch das Gefühl, das die Gewohnheit erzeugt hatte. Alle beide waren von Natur zärtlich und empfindsam, und so harrten sie denn nur des Augenblicks, der sie im anderen die gleiche Bereitschaft entdecken ließ, oder dieser Augenblick harrte vielmehr ihrer, und jeder von ihnen versenkte sein Herz in das erste, das sich ihm verlangend öffnete. Das Schicksal, das ihrer Leidenschaft entgegen zu sein schien, fachte sie nur an. Der junge Liebende verzehrte sich, da er seine Geliebte nicht erringen konnte, in bittren Qualen, und so riet sie ihm denn an, eine Reise zu machen, damit er sie vergessen möchte. Er reiste nutzlos umher und kehrte verliebter denn je zurück. Und sie, die er liebte, fand er zärtlich und treu seiner harrend! Nach dieser Prüfung blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich für das ganze Leben zu lieben, sie schwuren es einander zu, und der Himmel segnete *ihr Gelöbnis.*

Gabriel Bernard, ein Bruder meiner Mutter, verliebte sich in eine der Schwestern meines Vaters, aber sie wollte ihm ihr Jawort nur geben, falls ihr Bruder die Hand seiner Schwester erhielte. Die Liebe richtete alles zum besten, und die beiden Hochzeiten fanden an ein und demselben Tage statt. So war denn mein Onkel der Mann meiner Tante, und ihre Kinder wurden gewissermaßen auf zwiefache Weise meine Vettern. Nach Jahresfrist wurde hier wie dort eines geboren, und dann hieß es aufs neue, sich trennen.

Mein Onkel Bernard war Kriegsbaumeister; er nahm im Reich und in Ungarn unter dem Prinzen Eugen Dienste und zeichnete sich bei der Schlacht und der Belagerung von Belgrad aus. Meinen Vater rief man kurz nach der Geburt meines einzigen Bruders nach Konstantinopel, er reiste hin und wurde Uhrmacher des Serail. Während seiner Abwesenheit trugen meiner Mutter ihre Schönheit, ihr Geist und ihre Talente gar viele Huldigungen ein. Herr de la Closure, der Resident Frankreichs, war in ihrer Darbringung einer der allerhitzigsten. Seine Leidenschaft muß sehr heftig gewesen sein, da ich ihn nach Verlauf von dreißig Jahren noch ganz gerührt gesehen habe, als er mir von meiner Mutter sprach. Sie besaß zu ihrem Schutze mehr denn Tugend: sie liebte ihren Gatten aufs zärtlichste. Sie drängte ihn, zurückzukehren, und er ließ alles im Stich und kam. Ich ward die traurige Frucht dieser Rückkehr. Nach zehn Monaten wurde ich krank und schwächlich geboren, kostete meiner Mutter das Leben, und meine Geburt war mein erstes Unglück.

Ich weiß nicht, wie mein Vater diesen Verlust ertrug, aber ich weiß, daß er ihn niemals verschmerzt hat. Er glaubte sie in mir wiederzuerblicken, ohne jedoch vergessen zu können, daß ich sie ihm genommen hatte; er umarmte mich niemals, ohne daß ich nicht an seinen Seufzern und dem krampfhaften Druck seiner Arme fühlte, wie sich bittere Pein in seine Liebkosungen mischte: aber sie wurden dadurch nur noch zärtlicher. Wenn er zu mir sagte: „Komm, *Jean Jacques*, wir wollen von deiner

Mutter sprechen," antwortete ich: „Ach, Vater, sollen wir denn wieder weinen," und schon dieses Wort genügte, ihm die Tränen in die Augen zu treiben. „Ach", rief er stöhnend, „gib sie mir wieder, tröste mich über sie, erfülle die Leere, die sie in meiner Seele zurückgelassen hat. Würde ich dich denn so lieben, wenn du nur mein Sohn wärest?" Vierzig Jahre, nachdem er sie verloren, ist er in den Armen einer zweiten Frau gestorben, aber mit dem Namen der ersten auf seinen Lippen und mit ihrem Bilde auf dem Grunde seines Herzens.

Das waren die Urheber meiner Tage. Von allen Gaben, die der Himmel ihnen verliehen hatte, war ein gefühlvolles Herz das einzige, was sie mir ließen: ihnen hatte es ihr Glück gezimmert, mir aber wirkte es alles Unglück meines Lebens.

Ich wurde fast sterbend geboren, und man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten. Ich brachte den Keim einer Unpäßlichkeit mit mir*), welche die Jahre verstärkt haben, und die mir jetzt nur bisweilen ein wenig Ruhe gönnt, um mich auf andere Weise noch grausamer zu quälen. Eine Schwester meines Vaters, ein liebenswürdiges verständiges Mädchen, nahm sich meiner mit solcher Sorgfalt an, daß sie mich rettete. Jetzt, da ich dieses schreibe, ist sie noch am Leben und pflegt mit achtzig Jahren ihren jüngeren, aber durch Trunk verbrauchten Mann. Liebe Tante, ich vergebe dir, daß du mir das Leben erhalten hast, und es betrübt mich, daß ich außerstande bin, dir am Ende deiner Tage die zärtliche Sorgfalt zu vergelten, mit der du mich zu Beginn der meinen überschüttet hast**). Auch meine Wärterin Jacqueline lebt noch, gesund und rüstig. Die Hände, die meine Augen bei meiner Geburt öffneten, könnten sie mir auch im Tode schließen.

Ich empfand, ehe ich dachte: das ist das gemeinsame Schicksal der ganzen Menschheit, ich erfuhr es jedoch

*) Es war eine fast ununterbrochene Harnverhaltung, die einen organischen Blasenfehler zur Ursache hatte.

**) Diese Tante hieß Frau Goncera. Im März 1767 setzte ihr Rousseau eine Rente von 100 Pfund von seinem Einkommen aus und zahlte sie selbst in Zeiten äußerster Bedrängnis mit religiöser Pünktlichkeit.

tiefer, als irgend jemand anderes. Was ich bis zu meinem fünften oder sechsten Jahre trieb, ist mir nicht bewußt. Auch wie ich lesen lernte, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur der ersten Dinge, die ich las, und ihrer Wirkung auf mich: und von dieser Zeit an datiert ohne Unterbrechung mein Selbstbewußtsein. Meine Mutter hatte Romane hinterlassen, und mein Vater und ich schickten uns an, sie nach dem Abendbrot zu lesen. Zunächst handelte es sich nur darum, mich durch unterhaltende Bücher im Lesen zu üben, aber bald wurde mein Interesse so lebhaft, daß wir ohne Unterbrechung abwechselnd vorlasen und die Nächte damit verbrachten. Wir konnten niemals aufhören, ehe das Buch nicht zu Ende war. Manchmal, wenn wir am Morgen die Schwalben hörten, sagte mein Vater ganz beschämt: „Wir wollen schlafen gehen! Ich bin ein viel größeres Kind als du."

In kurzer Zeit erlangte ich durch diese gefährliche Methode nicht nur eine äußerste Leichtigkeit im Lesen und Erfassen, sondern ein für mein Alter einziges Verständnis alles dessen, was Leidenschaft heißt. Ich hatte noch keine blasse Vorstellung von den Dingen selber, als alle Gefühle mir schon bekannt waren. Ich hatte nichts geistig begriffen und doch alles schon empfunden. Die wirren Erregungen, die ich Schlag auf Schlag durchmachte, beeinträchtigten zwar nicht die Vernunft, die ich ja noch gar nicht besaß, aber sie bildeten eine von anderem Schlage in mir heran und gaben mir wunderliche und phantastische Vorstellungen vom Leben, von denen mich weder Erfahrung noch Nachdenken jemals recht haben heilen können.

(1719—1723.) Unser Romanschatz versiegte mit dem Sommer 1719. Im darauf folgenden Winter kam etwas anderes heran. Die Bibliothek meiner Mutter war erschöpft, und so nahmen wir denn unsere Zuflucht zu dem Teile der Bibliothek ihres Vaters, der auf uns gekommen war. Glücklicherweise enthielt er gute Bücher, und dies konnte ja auch kaum anders sein, da die Bibliothek zwar von einem sogar gelehrten Pfarrer (denn so war damals die Mode), aber auch von einem klugen und geschmack-

vollen Manne zusammengestellt worden war. Die Geschichte der Kirche und des Kaiserreichs von Le Sueur, Bossuets Vorlesungen über Weltgeschichte, Plutarchs Lebensbeschreibungen berühmter Männer, die Geschichte Venedigs von Nani, Ovids Metamorphosen, La Bruyère, die Himmelskörper Fontenelles, seine Totengespräche und einige Bände Molière wurden in das Zimmer meines Vaters gebracht, und ich las ihm tagtäglich während seiner Arbeit daraus vor. Ich fand ein seltenes und für mein Alter vielleicht einziges Gefallen daran. Vor allem der Plutarch wurde mein Lieblingsbuch. Der Genuß, mit dem ich ihn unaufhörlich wieder und wieder las, heilte mich ein wenig von den Romanen, und bald zog ich Agesilaos, Brutus und Aristides dem Orondates, dem Artamenes und dem Juba vor. Aus diesen interessanten Lesestunden und den Gesprächen, die sie zwischen meinem Vater und mir hervorriefen, erwuchs jener freie, republikanische Geist, jener stolze, unbeugsame, gegen jedes Joch und alle Knechtschaft aufsässige Charakter, der mich mein ganzes Leben lang in lauter seiner freien Entfaltung ungünstigen Umständen gepeinigt hat. Ohne Unterlaß mit Rom und Athen beschäftigt, mit ihren großen Männern gewissermaßen lebend, selber als der Bürger einer Republik geboren und Sohn eines Vaters, dessen Vaterlandsliebe seine stärkste Leidenschaft war, entflammte ich an seinem Beispiel, fühlte mich als Grieche oder Römer, und wandelte mich innerlich gewissermaßen in den Menschen um, dessen Leben ich gerade las; der Bericht von Zügen von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich ergriffen hatten, erfüllte meine Augen mit Feuer und meine Stimme mit Kraft. Als ich eines Tages bei Tisch die Geschichte des Mucius Scävola erzählte, sah man mit Schrecken, wie ich meine Hand ausstreckte und über ein Kohlenbecken hielt, um seine Handlungsweise zu veranschaulichen.

Ich hatte einen Bruder, der um sieben Jahre älter war als ich. Er erlernte das Handwerk meines Vaters. Die grenzenlose Zuneigung, die man für mich empfand, *ließ ihn ein* wenig vernachlässigt werden. Ich billige das

keineswegs. Die Folgen dieser Vernachlässigung machten sich gar bald in seiner Erziehung bemerkbar. Er geriet in ein lüderliches Fahrwasser noch lange vor der Zeit, da man ein wirklicher Lüderjan sein kann. Man brachte ihn zu einem anderen Meister, wo er dieselben Durchgängereien vollführte, die er schon von seinem elterlichen Hause aus unternommen hatte. Ich sah ihn kaum, ja, ich kann nicht einmal sagen, daß ich ihn recht gekannt habe, aber ich unterließ keineswegs, ihn aufs zärtlichste zu lieben, und er seinerseits liebte mich so sehr, als ein solcher Leichtfuß eben irgend etwas lieben kann. Ich entsinne mich, daß ich mich einmal, als mein Vater ihn hart und zornig züchtigte, ungestüm dazwischen warf und meinen Bruder eng und fest umschlang. Ich deckte ihn mit meinem Leibe und fing so die Schläge auf, die auf ihn niederfallen sollten, und verharrte in dieser Haltung so eigensinnig, daß mein Vater, entweder entwaffnet durch mein Geschrei und meine Tränen, oder, um mich nicht noch mehr zu mißhandeln als ihn, schließlich nichts anderes tun konnte, als ihm verzeihen. Er geriet endlich auf so schlechte Wege, daß er entfloh und völlig verschwand. Einige Zeit danach erfuhren wir, er sei in Deutschland. Er schrieb nicht ein einziges Mal, und man hat seit jener Zeit auch nie wieder etwas von ihm gehört. So blieb ich denn der einzige Sohn.

Wenn jener arme Bursche nachlässig erzogen wurde, so erging es seinem Bruder nicht so: die Kinder von Königen können nicht mit größerer Sorgfalt gehegt werden, als es während meiner ersten Jahre mit mir geschah. Ich wurde von allem, was mich umgab, vergöttert und (was bei weitem seltener ist) stets wie ein zärtlich geliebtes, niemals aber wie ein verzogenes Kind behandelt. Nicht ein einziges Mal hat man mich bis zum Verlassen meines väterlichen Hauses mit anderen Kindern allein auf der Straße herumstreifen lassen, und niemals brauchte man in mir eine einzige jener Launen zu unterdrücken oder zu befriedigen, die man der Natur zuspricht, und die doch alle einzig und allein der Erziehung entspringen. Ich hatte die Unarten meines Lebensalters:

ich war ein Plappermaul, ein Vielfraß und manchmal auch ein Lügner. Ich würde auch Früchte, Süßigkeiten und Leckerbissen gestohlen haben, niemals aber habe ich Vergnügen daran gefunden, Böses zu tun, Schaden anzurichten, andere zu bezichtigen oder arme Tiere zu quälen. Nichtsdestoweniger entsinne ich mich, einmal in den Kochtopf einer unserer Nachbarinnen, welche Frau Clot hieß, gepißt zu haben, während sie in der Kirche war. Ich gestehe sogar, daß diese Erinnerung mich noch heute zum Lachen bringt, denn die übrigens sonst ganz gute Frau Clot war das brummigste alte Weib, dem ich in meinem ganzen Leben begegnet bin. Das ist die kurze und wahrhaftige Geschichte aller meiner kindlichen Missetaten.

Wie hätte ich auch schlecht werden sollen, da ich ja nur Beispiele von Güte vor Augen und die besten Menschen von der Welt rings um mich hatte? Mein Vater, meine Tante, meine Wärterin, meine Verwandten, unsere Freunde, unsere Nachbarn, alles, was mich umgab, war mir zwar nicht stets zu Willen, aber es liebte mich, und ich selbst liebte sie alle wieder. Mein Eigenwillen wurde so wenig herausgefordert und so wenig gekreuzt, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, welchen zu haben. Ich kann schwören, daß ich bis zu meiner Unterjochung unter einen Lehrer nicht gewußt habe, was eine Laune ist. Außer der Zeit, die ich bei meinem Vater mit Lesen oder Schreiben oder mit meiner Wärterin auf Spaziergängen verbrachte, stand oder saß ich stets neben meiner Tante, um sie sticken zu sehen oder singen zu hören, und ich war es zufrieden. Ihre Fröhlichkeit, ihre Sanftmut, ihre anziehende Gestalt haben mir einen so starken Eindruck hinterlassen, daß ich noch jetzt ihre Miene, ihren Blick und ihre Haltung vor mir sehe; ich entsinne mich ihrer lieben kleinen Koseworte, und könnte angeben, wie sie gekleidet und gekämmt war, ohne jene beiden Häkchen zu vergessen, die ihr schwarzes Haar gemäß der Mode der Zeit an ihren Schläfen formte.

Ich bin überzeugt, daß ich ihr den Sinn oder vielmehr die Leidenschaft für Musik schulde, die sich erst

ge nachher recht in mir entwickelt hat. Sie kannte
e Anzahl Lieder und Weisen, die sie mit einem kleinen
ien Stimmchen sang. Die Seelenheiterkeit dieses vor-
fflichen Mädchens hielt von ihr und von allem, was
umgab, jegliche Art Träumerei und Trübsinn fern.
r Reiz, den ihr Gesang auf mich übte, war so groß,
3 mir einige ihrer Lieder nicht nur stets im Gedächtnis
lieben sind, sondern daß mir heute, wo ich es ver-
en habe, manche wieder einfallen, die ich seit meiner
ndheit völlig vergessen hatte, und in dem Maße, in dem
älter werde, finden sie sich mit einem Zauber,
sich nicht beschreiben läßt, langsam immer deut-
ier wieder zusammen. Sollte man glauben, daß ich
er, von Plagen und Sorgen zernagter Fabelhans mich
weilen dabei ertappe, wie ich wie ein Kind weine,
nn ich jene kleinen Weisen mit schon gebrochener und
ternder Stimme vor mich hinsumme? Vor allem eine
mir, was die Melodie anbelangt, ganz wieder ein-
allen, aber die zweite Hälfte der Worte will mir trotz
er Anstrengungen nicht wieder ins Gedächtnis kom-
n, trotzdem mir die Reime wirr im Ohre klingen. Hier
der Anfang und das vom übrigen, dessen ich mich
ch entsinnen kann:

Tircis, ich wage nicht
Deiner Schalmei im Düster
Unter der Rüster
Zu lauschen. Denn man spricht
Darüber mit argem Geflüster.
. . . . . *verlor'n*
. . . . . *in Gefahr*
. . . . . *Schäfer gar*
Und unter der Rose steckt stets der Dorn.

Ich suche zu erkennen, worin die rührende Wehmut be-
ien mag, die mein Herz bei diesem Liede empfindet, aber
ist eine Gemütslaune, von der ich nichts begreife. Den-
ch besteht die vollkommene Unmöglichkeit für mich,
bis zu Ende zu singen, ohne von meinen Tränen unter-
ochen zu werden. Zu hundert Malen habe ich mir schon
genommen, nach Paris zu schreiben, um die fehlen-
n Worte suchen zu lassen, falls sie noch jemand kennt.

Aber ich bin fast sicher, daß die Freude, die für mich in der Erinnerung an diese Melodie liegt, zum Teil schwinden würde, sobald ich den Beweis hätte, daß auch andere außer meiner armen Tante Suschen sie gesungen haben.

So waren die ersten Gemütsregungen bei meinem Eintritt ins Leben beschaffen: und so begann sich in mir jenes stolze und zugleich so zärtliche Herz und jener Charakter zu formen oder zu zeigen, welcher, weich und dennoch unbeugsam, stets zwischen Schwäche und Mut, zwischen Schlaffheit und Kraft hin und her schwankte, mich bis ans Ende in Widerspruch zu mir selber gesetzt, und bewirkt hat, daß sowohl Enthaltsamkeit wie Genuß, sowohl Sinnenlust wie Mäßigung meinem Leben gleicherweise gefehlt haben.

Dieser Erziehungslauf wurde durch ein Ereignis unterbrochen, dessen Folgen mein ganzes übriges Leben beeinflußt haben. Mein Vater bekam Händel mit einem französischen Hauptmann namens Gautier, der Verwandte im Stadtrat hatte. Dieser Gautier, ein frecher und feiger Mensch, trug aus der Rauferei eine blutige Nase davon und beschuldigte nun aus Rache meinen Vater, innerhalb des Stadtgebiets den Degen gezogen zu haben. Mein Vater, den man ins Gefängnis stecken wollte, beharrte eigensinnig dabei, daß nach dem Gesetz der Ankläger ebensogut hineingehöre wie er: und da er dies nicht durchzusetzen vermochte, entschloß er sich, für den Rest seines Lebens lieber Genf und sein Vaterland zu verlassen, als auf einem Punkte nachzugeben, an dem ihm Ehre und Freiheit gefährdet erschienen.

Ich blieb unter der Vormundschaft meines Onkels Bernard zurück, der damals an den Genfer Festungswerken beschäftigt war. Seine älteste Tochter war gestorben, aber er hatte einen Sohn, der mit mir im gleichen Alter stand. Wir wurden zusammen in Bossey bei dem Pfarrer Lambercier in Kost gegeben, um dort neben dem Latein den ganzen Krimskrams zu erlernen, mit dem man es unter dem Titel: allgemeine Bildung zu begleiten pflegt.

Zwei auf dem Dorfe verbrachte Jahre milderten ein *wenig meine* römische Strenge und führten mich in

einen kindlichen Zustand zurück. In Genf, wo man mich zu nichts gezwungen hatte, liebte ich emsiges Lernen und Lesen, fast war es mein einziges Vergnügen; hier in Bossey, lehrte mich die anbefohlene Arbeit die Spiele lieben, die ihr zur Erholung dienten. Das Land war etwas so Neues für mich, daß ich nicht müde werden konnte, mich daran zu freuen. Mich ergriff eine so lebhafte Zuneigung zu ihm, daß sie nie wieder hat verlöschen können. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, die ich dort verbracht habe, hat mich allen Landaufenthalt und seine Freuden zu allen Zeiten zurückersehnen lassen bis an den Tag, der mich wieder hinausführte. Herr Lambercier war ein äußerst einsichtiger Mann, der uns niemals mit Aufgaben überbürdete, unseren Unterricht deshalb aber keineswegs vernachlässigte. Der Beweis, wie gut er sich dabei anließ, liegt darin, daß ich trotz meiner Abneigung gegen allen Zwang mich dennoch niemals mit Widerwillen meiner Schulstunden erinnert, und, wenn ich auch nicht viel bei ihm lernte, jedoch alles, was ich lernte, mühelos und ohne jemals etwas davon zu vergessen, aufgenommen habe.

Die Einfachheit dieses ländlichen Lebens bescherte mir ein Gut von unschätzbarem Wert: es öffnete mein Herz der Freundschaft. Bis dahin hatte ich wohl erhabene, aber nur eingebildete Gefühle gekannt. Die Gewohnheit eines Zusammenlebens unter stillen friedlichen Umständen brachte mich meinem Vetter Bernard aufs innigste nahe. In kurzer Zeit liebte ich ihn weit herzlicher als je meinen Bruder, und diese Empfindung ist nie verflogen. Er war ein hochaufgeschossener, sehr magerer, schmächtiger und ebenso sanftmütiger wie schwächlicher Knabe, welcher die Vorliebe, die man ihm als dem Sohn meines Vormundes im Hause entgegenbrachte, nicht allzusehr mißbrauchte. Unsere Arbeiten, unsere Spiele und unsere Neigungen waren ein und dieselben: wir waren allein, standen im gleichen Alter, und jeder von uns bedurfte eines Kameraden, daher hieß uns trennen gewissermaßen uns vernichten. Obgleich wir wenig Gelegenheit hatten, unsere gegenseitige Anhänglichkeit

auf die Probe zu stellen, war sie dennoch sehr groß, ja, wir konnten nicht nur für keinen einzigen Augenblick getrennt leben, sondern es fiel uns nicht einmal ein, daß jemals so geschehen könne. Beide von einer für freundlichen Zuspruch sehr empfänglichen und, wenn man uns nicht zwingen wollte, sehr nachgiebigen Gemütsart, waren wir stets über alles einig. Wenn er durch die Gewogenheit derer, die uns zu lenken hatten, unter ihren Augen auch einigen Einfluß auf mich hatte, so übte ich einen ebenso großen auf ihn, sobald wir allein waren, und das stellte das Gleichgewicht wieder her. In der Schulstunde sagte ich ihm vor, sobald er stecken blieb, half ihm bei seinen Aufgaben, sobald ich die meinen fertig hatte, und in unseren Spielen war ich dank meiner lebhafteren Sinnesart stets der Anführer. Kurz, unsere beiden Charaktere vertrugen sich so gut, und die uns verbindende Freundschaft war so aufrichtig, daß wir uns in mehr denn fünf Jahren, die wir sowohl in Bossey als auch in Genf unzertrennlich waren — zwar oft prügelten, ich gestehe es, aber niemals mußte man uns auseinander bringen, niemals dauerte eine unserer Zänkereien länger denn eine Viertelstunde, und niemals hat einer von uns auch nur ein einziges Mal gegen den anderen eine Anschuldigung laut werden lassen. Diese Bemerkungen sind, wenn man will, kindisch, aber sie enthalten nichtsdestoweniger ein Beispiel, das vielleicht einzig in seiner Art ist, seit es Kinder gibt.

Meine Lebensweise in Bossey war mir so zuträglich, daß sie nur hätte länger zu dauern brauchen, um meinen Charakter endgültig zu gestalten. Zarte liebevolle friedliche Empfindungen legten den Grund. Ich glaube, kein Individuum unserer Gattung hat jemals von Natur weniger Eitelkeit besessen als ich. Ich schwärmte mich innerlich zu den höchsten Regungen empor, fiel aber sofort wieder in meine Schlaffheit zurück. Von allem geliebt zu werden, was in meine Nähe kam, war der heißeste all meiner Wünsche. Ich war sanftmütig, mein Vetter war es, und unsere Erzieher waren es ebenfalls: Innerhalb *voller zwei* Jahre bin ich kein einziges Mal Zeuge oder

Gegenstand einer heftigen Erregung gewesen. Alles nährte in meinem Herzen die Anlagen, die ihm die Natur mitgegeben hatte. Ich kannte nichts so freudiges, als alle Welt mit mir und allen Dingen zufrieden zu sehen. Immer noch erinnere ich mich, wie mich während der Katechismusstunde in der Kirche nichts so sehr betrübte und aufregte, als die Zeichen der Unruhe und Verlegenheit auf dem Gesicht der Fräulein Lambercier, wenn ich einmal stecken blieb. Dies allein betrübte mich tiefer als die Schande vor der beiwohnenden Menge zu versagen, was ich mir dennoch aufs tiefste zu Herzen nahm: denn obgleich ich Lobsprüchen gegenüber ziemlich unempfindlich war, hatte ich stets ein starkes Gefühl für Beschämung, und ich darf es hier aussprechen, daß mich die Erwartung der Rügen der Fräulein Lambercier weniger in Aufregung versetzte, als die Furcht, ihr Verdruß zu bereiten.

Nötigenfalls fehlte es jedoch weder ihr noch ihrem Bruder an Strenge; da diese Strenge aber fast immer gerecht und niemals übertrieben war, wirkte sie auf mich, ohne mich trotzig zu stimmen. Es verdroß mich mehr, zu mißfallen, als bestraft zu werden, und die Zeichen der Unzufriedenheit verursachten mir mehr Pein, als körperliche Züchtigung. Es bereitet mir einige Befangenheit, mich deutlicher auszudrücken, dennoch will ich es tun. Wenn man die fernen Wirkungen der Strafweise besser erkennte, die man heute stets unterschiedslos und oft unverständig genug der Jugend gegenüber anwendet, würde man sie ändern. Die große Lehre, die man aus einem so gewöhnlichen wie unheilvollen Beispiel ziehen kann, bestimmt mich, es aufzustellen.

Da Fräulein Lambercier uns die Zuneigung einer Mutter entgegenbrachte, besaß sie auch die Machtvollkommenheiten einer solchen, was sie bisweilen, wenn wir es verdient hatten, dahin führte, über uns jene Strafe zu verhängen, die man Kindern zuteil werden zu lassen pflegt. Lange genug ließ sie es bei der Androhung bewenden, und die Androhung dieser für mich ganz neuen Züchtigung hatte viel Erschreckliches, aber nach dem

Vollzug fand ich sie in der Tatsache weit weniger peinvoll, als sie es mir in der Erwartung gewesen war: und, was das wunderlichste ist, diese Strafe steigerte sogar meine Zuneigung zu der, die sie mir verabfolgt hatte. Es bedurfte sogar der ganzen Wahrhaftigkeit dieser Zuneigung und aller meiner natürlichen Sanftheit, um mich daran zu verhindern, die Wiederholung desselben Verfahrens dadurch herbeizuführen, daß ich es zu verdienen suchte, denn ich hatte in dem Schmerz und sogar in der Scham eine Art Wollust empfunden, die mehr Lust als Furcht in mir zurückgelassen hatte, sie noch einmal, von derselben Hand bewirkt, zu verspüren. Da sich in alles dies wahrscheinlich eine verfrühte Regung des Geschlechtes mischte, würde mir dieselbe Züchtigung von der Hand ihres Bruders sicherlich durchaus kein Vergnügen bereitet haben. Bei seiner Gemütsart war dieser Personenwechsel jedoch kaum zu befürchten, und wenn ich Abstand nahm, die Strafe herbeizuführen, so geschah es einzig aus Furcht, Fräulein Lambercier zu kränken: denn die Wirkung der Zuneigung, selbst der, welche die Sinne in mir hervorbringen, ist stets so geartet, daß sie ihnen in meinem Herzen die Gesetze vorschreibt.

Jene Wiederholung aber, welche ich fernhielt, ohne sie zu fürchten, trat ohne meine Schuld, das heißt ohne meine Absicht ein, und ich darf sagen, daß ich mich ihrer mit reinem Gewissen erfreute. Dieses zweite Mal blieb jedoch auch das letzte, denn Fräulein Lambercier, welche zweifelsohne an irgend einem Zeichen wahrgenommen hatte, daß die Züchtigungsart ihren Zweck nicht erreichte, erklärte, sie würde in Zukunft auf sie verzichten, da sie sie zu sehr ermüde. Wir hatten bis dahin in ihrem Zimmer und im Winter sogar manchmal in ihrem Bette geschlafen. Zwei Tage später stellte man unsere Betten in ein anderes Zimmer, und mir ward außerdem die Ehre, auf die ich gern verzichtet hätte, fortan von ihr als erwachsener Knabe behandelt zu werden.

Wer möchte glauben, daß diese im achten Lebensjahre von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens empfangene Kinderstrafe für den ganzen Rest meines Lebens

meine Neigungen, meine Begierden, meine Leidenschaften bestimmt hat, und zwar in einem genau entgegengesetzten Sinne als dem, der sich natürlicherweise daraus hätte entwickeln müssen? Wenn meine Sinne entzündet wurden, irrten meine Wünsche, befangen in dem, was ich empfunden hatte, zur gleichen Zeit so sehr ab, daß es ihnen gar nicht beikam, etwas anderes zu ersehnen. Mit einem seit meiner Geburt vor Sinnlichkeit brennenden Blute erhielt ich mich bis in ein Lebensalter, in dem selbst die kältesten und spätreifsten Veranlagungen sich entfalten, von jeder Befleckung rein. Lange Zeit von etwas gequält, daß ich nicht kannte, verschlang ich alle schönen Frauenzimmer mit glühenden Blicken, und meine Phantasie rief sie mir unaufhörlich zurück, einzig um sie nach meiner Art in Bewegung zu setzen und eben so viele Fräulein Lamberciers aus ihnen zu machen.

Selbst nach der Zeit meiner Mannbarkeit hat mir dieser seltsame, stets beharrende und bis zur Verderbtheit, bis zum Wahnsinn sich steigernde Hang die ehrbaren Sitten, die er mir doch scheinbar hätte rauben müssen, erhalten. Wenn jemals die Erziehung eines Kindes rein und keusch war, so ist es wahrlich die meine gewesen. Meine drei Tanten waren nicht nur Frauenzimmer von beispielhafter Ehrbarkeit, sondern von einer Zurückhaltung, welche die Frauen seit lange schon nicht mehr kennen. Mein Vater, ein lebenslustiger, aber nach der alten Mode ritterlicher Mensch, hat in Gegenwart der Frauen, die er am meisten liebte, niemals Reden geführt, über die eine Jungfrau hätte erröten müssen, und nirgendwo hat man die Achtung, die man Kindern schuldig ist, weitergetrieben, als vor mir und in meiner Familie. Nicht weniger Achtsamkeit in demselben Punkte traf ich im Hause Lambercier an; dort wurde eine vortreffliche Magd wegen eines etwas lockeren Wortes, das sie in unserer Gegenwart gesprochen, vor die Tür gesetzt. Bis in mein Jünglingsalter hinein hatte ich nicht nur keine deutliche Vorstellung von der Vereinigung der Geschlechter, sondern diese verworrene Vorstellung tauchte in mir auch niemals anders als in einem hassenswerten

und ekelerregenden Bilde auf. Gegen öffentliche Dirnen empfand ich einen Abscheu, der sich niemals verwischt hat, einen Wüstling konnte ich nicht ohne Verachtung, ja, nicht ohne Schauder ansehen. Mein Widerwillen gegen alle Ausschweifung hatte diesen Grad erreicht, seit ich eines Tages zu beiden Seiten eines Hohlweges, der nach Klein-Sacconez führt, Erdbuchtungen gesehen, in denen, wie man mir sagte, die Leute dort ihre Paarung vornahmen. Was ich bei den Hunden erblickt hatte, kam mir auch stets ins Gedächtnis, wenn ich an jene Dinge dachte, und diese bloße Erinnerung genügte, um mir Übelkeit zu erregen.

Diese meiner Erziehung entspringenden Vorstellungen, welche an sich geeignet waren, die ersten Ausbrüche eines leicht erregbaren Temperamentes zu verzögern, wurden, wie ich ausgeführt habe, unterstützt durch jene Abirrung, welche das erste Stechen der Sinnlichkeit in mir hervorgerufen hatte. Da sich meine Phantasie nur das vorstellte, was ich empfunden, so wußte ich, trotz äußerst unbequemer Blutwallungen, meine Wünsche nur auf die mir bekannte Art Wollust zu lenken, ohne jemals jene andere zu streifen, die man mir verhaßt gemacht hatte, und die mit der ersten, ohne daß ich es im geringsten ahnte, doch so eng zusammenhing. In meinen törichten Phantasien, in meinen Anfällen erotischer Wut und in den unerhörten Vornahmen, zu denen sie mich bisweilen trieben, erborgte ich mir in der Einbildung den Beistand des anderen Geschlechtes, ohne jemals daran zu denken, daß es zu einem anderen Gebrauche besser geeignet sei als zu dem, den ich von ihm zu machen brannte.

Auf diese Weise durchlebte ich trotz einer sehr hitzigen, sehr unkeuschen und sehr frühreifen Veranlagung nicht nur die Zeit der Mannbarkeit, ohne eine andere Sinnenlust zu kennen oder zu ersehnen, als die, von welcher Fräulein Lambercier mir recht unschuldigerweise eine Vorstellung verschafft hatte: sondern als das Fortschreiten der Jahre mich schließlich zum Manne gemacht, bewahrte mich wiederum das, was eigentlich mei*nen Untergang* hätte verursachen müssen. Meine alte

Kinderlust verband sich, anstatt zu schwinden, so sehr mit der anderen, daß ich sie niemals aus den von meinen Sinnen entfachten Begierden verjagen konnte, und dieser sich zu meiner natürlichen Schüchternheit gesellende Wahnsinn hat mich den Frauen gegenüber stets sehr wenig unternehmend gemacht, weil ich nicht alles zu sagen wagte oder nicht alles tun durfte, da diese Art des Sinnengenusses, neben dem der eigentliche mir nur als letztes Ziel galt, weder von dem, der ihn ersehnte, erzwungen, noch von der, die ihn zu gewähren vermochte, erraten werden konnte. So habe ich mein Leben damit verbracht, an der Seite der Wesen, die ich am meisten liebte, zu begehren und zu schweigen. Da ich meinen Hang niemals zu eröffnen wagte, ergötzte ich ihn wenigstens durch Beziehungen, die seine Vorstellung in mir wach erhielten. Zu Füßen einer herrschsüchtigen Geliebten zu liegen, ihren Befehlen zu gehorchen, und ihre Verzeihung zu erbitten, das waren gar süße Freuden für mich, und je mehr mir meine lebhafte Einbildungskraft das Blut erhitzte, desto mehr sah ich aus wie ein blöder Liebhaber. Man begreift, daß diese Art der Liebesübung nicht allzu schnelle Fortschritte bewirkt, und die Tugend derer, die ihr Ziel sind, nicht allzusehr gefährden kann. Ich habe also sehr selten wirklich besessen, aber dennoch nicht unterlassen, sehr häufig auf meine Art, das heißt in der Phantasie, zu genießen. So ist es gekommen, daß mir meine Sinne, in Übereinstimmung mit meinem zaghaften Gemüt und meiner romanhaften Sinnesart, reine Empfindungen bewahrt haben und ehrbare Sitten durch eben dieselben Neigungen, welche mich, verbunden mit etwas mehr Dreistigkeit, in die rohesten Lüste hätten hinabtauchen müssen.

Ich habe den ersten, den peinvollsten Schritt in dem dunklen und schlammigen Labyrinth meiner Bekenntnisse getan. Nicht das Verbrecherische ist am schwersten zu sagen, sondern das Lächerliche und Schimpfliche. Von nun an bin ich meiner sicher; nach dem, was ich zu erzählen gewagt habe, kann nichts mehr mich aufhalten. Was mir ein derartiges Geständnis kosten mußte, kann

man daran ermessen, daß ich im ganzen Verlauf meines Lebens, wenn ich an der Seite derer, die ich liebte, von dem Wüten einer Leidenschaft ergriffen wurde, die mich blind und taub und ganz von Sinnen machte und meinen ganzen Körper wie in Krämpfen schüttelte, es dennoch niemals über mich vermocht habe, ihnen meinen Wahnsinn zu verraten und in der höchsten Vertraulichkeit von ihnen die einzigste Gunst zu erflehen, die im Kreise der gewährten fehlte. Niemals ist dies, außer ein einziges Mal in meiner Kindheit mit einem Mädchen meines Alters, geschehen, und damals war sogar sie es, die den ersten Vorschlag machte.

Wenn ich solcherweise zu den frühesten Spuren meines Gefühlslebens zurückgehe, entdecke ich Elemente, die, obgleich sie bisweilen ganz unvereinbar erscheinen, es dennoch nicht unterlassen haben, sich zu verbinden, um kraftvoll eine einige und einfache Wirkung hervorzubringen, und ich finde andere, dem Anscheine nach gleiche, die mit Hilfe bestimmter Umstände derartig verschiedene Verbindungen gebildet haben, daß man sich irgend eine Beziehung zwischen ihnen kaum vorstellen kann. Wer möchte zum Beispiel glauben, daß eine der kraftvollsten Wurzeln meiner Seele in dieselbe Quelle hinabtaucht, aus der Wollust und Unzucht in mein Blut geflossen sind? Ohne den Gegenstand zu verlassen, von dem ich soeben gesprochen habe, wird man davon einen völlig verschiedenen Eindruck empfangen.

Ich machte eines Tages meine Schulaufgaben in einem mit der Küche in Verbindung stehenden Zimmer. Das Dienstmädchen hatte die Kämme der Fräulein Lambercier zum Trocknen auf die Herdplatte gelegt. Als sie sie zu holen kam, fand sich, daß bei einem der Kämme die ganze Zinkenreihe ausgebrochen war. Wen sollte man für diesen Schaden verantwortlich machen? Niemand anderes denn ich war in dem Zimmer neben der Küche gewesen. Man befragte mich: ich leugnete, den Kamm auch nur berührt zu haben. Herr und Fräulein Lambercier taten sich zusammen, ermahnten mich, drängten *mich, und drohten* mir: ich verblieb halsstarrig bei meiner

Aussage, aber die gegenteilige Überzeugung war zu stark und übertönte alle meine Beteuerungen, obgleich es das erstemal war, daß man bei mir auf so viel Mut zum Lügen stieß. Die Sache wurde ernst genommen, sie war es wert! Meine Bosheit, Verlogenheit und Verstocktheit schienen gleicherweise Strafe zu verdienen, aber dieses Mal wurde sie mir nicht von Fräulein Lambercier zuteil. Man schrieb an meinen Onkel Bernard — und er kam. Mein armer Vetter war mit einem anderen nicht weniger schlimmen Verbrechen beladen und wir wurden gemeinsam derselben Exekution unterworfen. Sie war furchtbar. Wenn man das Heilmittel in der Krankheit selber gesucht und meine verderbten Sinne für immer hätte abtöten wollen, man hätte sich nicht besser anlassen können. Sie ließen mich auch für lange Zeit in Ruhe.

Aber das Geständnis, das man forderte, konnte man mir nicht entreißen. Ich wurde immer wieder vorgenommen und in den scheußlichsten Zustand versetzt, blieb aber unerschütterlich. Ich würde den Tod erlitten haben, ja, ich war dazu entschlossen. So mußte denn die Gewalt der teuflischen Verstocktheit eines Kindes weichen, denn nicht anders nannte man meine Standhaftigkeit. Schließlich ging ich zerfetzt, aber dennoch als Sieger aus dieser grausamen Prüfung hervor.

Seit diesem Abenteuer sind nun mehr als fünfzig Jahre verstrichen, und ich habe keine Furcht, für dieselbe Tat noch einmal bestraft zu werden: und so erkläre ich denn vor dem heiligen Angesicht des Himmels, daß ich unschuldig war, daß ich den Kamm weder zerbrochen noch berührt, noch der Herdplatte nahe gekommen, noch überhaupt nur daran gedacht hatte. Man frage mich nicht, wie denn der Schaden zustande gekommen sei, ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen, ich weiß nur fest und sicher, daß ich daran unschuldig war.

Man stelle sich einen zaghaften, im gewöhnlichen Leben lenksamen, in der Leidenschaft aber glühenden stolzen und unbeugsamen Charakter vor, ein Kind, das stets von der Stimme der Vernunft beherrscht, stets mit Milde, Rechtlichkeit und Nachsicht behandelt worden

war, das den Begriff der Ungerechtigkeit nicht einmal kannte, und dem nun zum ersten Male eine so schreckliche gerade von den Menschen widerfuhr, die es am meisten liebte und achtete: welch ein Zusammenbruch aller Vorstellungen, welche Gefühlsverwirrung, was für eine Umwälzung in seinem Herzen, in seinem Hirn, in seinem ganzen kleinen geistigen und seelischen Wesen. Ich sage, man stelle sich all dieses vor, wenn es möglich ist, denn ich selber fühle mich nicht fähig, die geringste Spur dessen, was damals in mir vorging, zu entdecken und zu verfolgen.

Ich besaß noch nicht Verstand genug, um zu begreifen, wie sehr aller Anschein mich verurteilte, und konnte mich daher nicht auf den Standpunkt der anderen versetzen. Nein, ich behauptete vielmehr den meinen, und empfand eben nichts weiter, als die Härte einer entsetzlichen Züchtigung für eine Missetat, die ich nicht begangen hatte. Den körperlichen Schmerz empfand ich trotz seiner Heftigkeit ziemlich wenig, ich fühlte nur Entrüstung, Raserei, Verzweiflung. Mein Vetter, dessen Fall dem meinen ziemlich ähnlich war, denn man hatte ihn für einen unbeabsichtigten Fehler wie für eine vorbedachte Tat bestraft, geriet nach meinem Beispiel in Wut und steigerte sie bis zu der Höhe der meinen. Wir umarmten uns, zusammen in einem Bette liegend, unter krampfhaftem Schluchzen, und erstickten fast, und als unsere jungen, etwas erleichterten Herzen endlich ihrem Zorne Luft machen konnten, richteten wir uns in unserem Bette auf und schrien wohl an die hundertmal mit aller Kraft: Carnifex! carnifex! carnifex!

Während ich dieses niederschreibe, fühle ich, wie mein Puls noch jetzt schneller zu schlagen beginnt: und sollte ich ein Alter von hunderttausend Jahren erreichen, jene Augenblicke werden mir stets gegenwärtig bleiben. Dieses erste Fühlen der Gewalt und der Ungerechtigkeit hat sich so tief in meine Seele eingegraben, daß mich alle Gedanken, die darauf zurückgreifen, wieder in die gleiche Aufregung versetzen, und dieses in seinem Ursprunge *nur mich selber* betreffende Fühlen hat eine solche Festig-

keit an sich bekommen und sich so von jedem persönlichen Interesse losgelöst, daß mein Herz beim Anblick oder Bericht jeder ungerechten Handlung sich entflammt, welches auch immer ihr Gegenstand oder der Ort sei, an dem sie geschieht, so, als ob ihre Wirkung auf mich selber zurückfallen könnte. Wenn ich von den Grausamkeiten eines wilden Tyrannen oder den verschlagenen Schurkereien eines Priesterschuftes lese, würde ich gerne ausziehen, um diese Elenden zu erdolchen, müßte ich auch hundertmal dabei mein Leben lassen. Oft habe ich, in Schweiß gebadet, laufend oder mit Steinwürfen einen Hahn, eine Kuh, einen Hund, kurz, jedes Tier verfolgt, das ein anderes quälte, nur weil es sich als den Stärkeren fühlte. Diese Regung mag mir angeboren sein, ja, ich glaube sogar, daß sie es ist, aber die Erinnerung an die erste Ungerechtigkeit, die ich erlitten habe, ist mit jenem Gefühl allzulang und allzueng verknüpft gewesen, um es nicht bedeutend verstärkt zu haben.

Jener Zeitpunkt war das Ende der Heiterkeit meines kindlichen Lebens. Von da an hörte ich auf, mich eines reinen Glückes zu erfreuen, und noch heute fühle ich, daß die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit dort endigt. Wir blieben noch einige Monate in Bossey, aber wir lebten nun, wie man uns ja auch den ersten Menschen noch im Paradiese darstellt, nachdem er bereits aufgehört hat, seiner zu genießen. Dem Anscheine nach war es derselbe Zustand, in Wirklichkeit aber eine völlig andere Art zu sein. Zuneigung, Verehrung, Vertraulichkeit und Vertrauen verbanden die Zöglinge nicht mehr mit ihren Erziehern; wir erblickten in ihnen nicht mehr die Götter, die in unseren Herzen lasen: von nun an hatten wir weniger Scheu, Böses zu tun, und mehr Furcht, beschuldigt zu werden, wir fingen an, zu verheimlichen, uns aufzulehnen und zu lügen. Alle Laster unseres Lebensalters verdarben unsere Unschuld und verhäßlichten unsere Spiele. Sogar das Land verlor in unseren Augen jenen Reiz der Sanftheit und Einfalt, der ans Herz greift: es erschien uns öde und düster, und war wie mit einem Schleier bedeckt, der uns seine Schönheiten verbarg. Wir hörten auf, un-

sere kleinen Gärten, unsere Blumen zu pflegen. Wir lockerten nicht mehr zärtlich die Erde, und jubelten nicht mehr vor Freude, wenn wir den Keim eines Körnchens entdeckten, das wir selber gesät hatten. Wir wurden dieses Lebens, und unsere Umgebung wurde unser überdrüssig, mein Onkel nahm uns fort, und wir trennten uns von Herrn und Fräulein Lambercier, einander gegenseitig gründlich satt und die Trennung wenig bedauernd.

Fast dreißig Jahre sind seit meinem Fortgang von Bossey verflossen, ohne daß ich mir jemals durch einigermaßen zusammenhängende Erinnerungen den Aufenthalt dort freundlich ins Gedächtnis zurückgerufen hätte, aber seit ich das Mannesalter überschritten habe und dem Greisenalter zuneige, fühle ich, wie jene Erinnerungen wieder aufleben (während die anderen sich verwischen) und sich mit Zügen in mein Gedächtnis graben, deren Kraft und Zauber von Tag zu Tag zunimmt, als ob ich, bereits das Entfliehen des Lebens fühlend, mich seiner durch seine Anfänge noch einmal bemächtigen wollte. Die geringsten Vorkommnisse aus jener Zeit gefallen mir einzig und allein dadurch, daß sie eben jener Zeit angehören. Ich entsinne mich aller näheren Umstände, der Örtlichkeiten, der Personen und der Tage. Ich sehe die Magd oder den Knecht in der Stube schaffen, sehe eine Schwalbe ins Fenster fliegen, sehe eine Fliege sich auf meine Hand setzen, während ich gerade meine Aufgaben hersage. Ich sehe die gesamte Einrichtung der Stube, in der wir uns aufhielten: das Arbeitszimmer des Herrn Lambercier lag rechts, daneben hing ein Stich, der alle Päpste darstellte, dann ein Barometer, ein großer Kalender, und große Himbeersträucher, welche im hinteren, ansteigenden Teile des Gartens, in den die Fundamente des Hauses hineinschnitten, aufragten, die Fenster beschatteten und zuweilen sogar bis ins Innere drangen. Ich weiß wohl, daß der Leser kein allzu großes Bedürfnis verspüren wird, alles dieses zu erfahren, ich meinerseits aber habe das Bedürfnis, es ihm mitzuteilen. Wie sollte *ich da nicht* wagen, ihm ebenso all die kleinen Anek-

doten dieser glücklichen Zeit zu erzählen, Vorfälle, die mich noch heute vor Freude zittern lassen, wenn ich ihrer gedenke! Fünf oder sechs vor allem... Vergleichen wir uns: ich erlasse ihm fünf, aber einen, einen einzigen muß ich erzählen, unter der Bedingung, daß man mich ihn so breit und lang erzählen läßt, als es mir nur irgend möglich ist, um mein Vergnügen daran zu verlängern.

Wenn ich nur das Vergnügen des Lesers erstrebte, könnte ich den Vorfall mit dem Hinteren der Fräulein Lambercier wählen, welcher infolge eines unglücklichen Purzelbaums am Wiesenhang dem Könige von Sardinien, der gerade vorbeizog, in voller Rundung vor die Füße gebreitet wurde: aber der Vorfall mit dem Nußbaum auf der Terrasse ist für mich, der ich sein Urheber war, weit vergnüglicher, als jener Purzelbaum, bei dem ich bloßer Zuschauer blieb, und ich gestehe auch, daß ich über dieses an sich gewiß ergötzliche Ereignis nicht im geringsten habe lachen können, da es mich für jemanden besorgt sein ließ, den ich wie eine Mutter und vielleicht mehr noch als eine Mutter liebte.

O Du, neugieriger Leser der großen Geschichte des Nußbaums auf der Terrasse, vernimm nun seine schauerliche Tragödie, und wenn du es vermagst, so erbebe nicht . . .

Außerhalb des Hoftores befand sich, wenn man eintrat rechts, eine Terrasse, auf der man am Nachmittage des öfteren zu sitzen pflegte, obgleich es dort keinen Schatten gab. Um welchen zu schaffen, ließ Herr Lambercier einen Nußbaum pflanzen. Die Pflanzung dieses Baumes vollzog sich unter der größten Feierlichkeit: die beiden Pensionäre wurden seine Paten, und während man das Loch grub, hielt jeder von uns den Baum unter Triumphgesängen mit einer Hand. Um ihn zu bewässern, legte man rund um seinen Stamm eine Grube an. Mein Vetter und ich wurden als feurige Zuschauer dieser Bewässerung täglich in dem sehr natürlichen Gedanken bestärkt, daß das Pflanzen eines Baumes auf einer Terrasse weit schöner sei, als das Aufpflanzen einer Fahne in einer Bresche, und so faßten wir denn den Entschluß, die-

sen Ruhm an uns zu reißen, ohne ihn mit irgend jemandem, wer es auch immer sein mochte, zu teilen.

Zu diesem Zwecke schnitten wir uns den Wurzelschößling einer jungen Weide ab und pflanzten ihn acht oder zehn Fuß von dem majestätischen Nußbaum entfernt auf die Terrasse. Wir vergaßen auch nicht, rings um unseren Baum ebenfalls eine Grube zu ziehen: aber die Schwierigkeit bestand darin, etwas zu haben, womit man sie füllen konnte, denn das Wasser kam von ziemlich weit her, und man erlaubte uns nicht, hinzulaufen, um welches zu holen. Nichtsdestoweniger mußten wir unter allen Umständen welches für unsere Weide haben. Wir wandten alle nur denkbare List auf, um ihr für einige Tage wenigstens etwas zu verschaffen, und das gelang uns so gut, daß die Weide ausschlug und kleine Blätter trieb, deren Wachstum wir von Stunde zu Stunde in der Überzeugung maßen, der Baum würde uns, obgleich er kaum einen Fuß über die Erde ragte, in aller Bälde den dichtesten Schatten spenden.

Da unser Baum uns ganz und gar beschäftigte und uns zu jeder Aufmerksamkeit und jeglicher Lernbereitschaft unfähig machte, da wir gewissermaßen wie in einem Fieber lebten, und man nicht wußte, welchem Umstande man die Schuld beimessen sollte, und uns deshalb noch kürzer als vorher hielt, sahen wir den schicksalsschweren Augenblick herannahen, in dem es uns an Wasser fehlen würde, und gerieten bei dem Gedanken, unseren Baum schließlich an Trockenheit eingehen zu sehen, in die größte Verzweiflung. Endlich gab uns die Not, die Mutter aller Erfindung, einen Einfall, der unseren Baum und uns vor einem sicheren Tode schützen konnte: er bestand darin, eine unterirdische Rinne anzulegen, welche unserer Weide im geheimen einen Teil des Wassers zuführen sollte, mit dem man den Nußbaum tränkte. Dieses mit wahrem Feuereifer ausgeführte Unternehmen gelang jedoch nicht sogleich. Wir hatten das Gefälle der Rinne so schlecht berechnet, daß das Wasser überhaupt nicht abfloß, außerdem stürzte das Erdreich ein und verschüttete die Rinne, *und vorn am* Einfluß sammelte sich allerlei Unrat, kurz,

alles ging schief. Aber nichts konnte uns abschrecken: Labor omnia vincit improbus. Wir legten die Rinne und unsere Grube etwas tiefer, um dem Wasser den nötigen Fall zu schaffen, schnitten aus Kistenböden kleine schmale Brettchen, legten damit den Boden der Rinne aus und überdachten diese Pflasterung wiederum mit zu beiden Seiten angefügten, sich oben aneinanderstützenden Brettchen, und bauten unserem Wasserlauf so einen dreieckigen Kanal. Vorne am Einfluß steckten wir in kleinen Abständen dünne Stöckchen in den Boden, welche als eine Art Gitter oder Pfahlwerk Schlamm und Steine abfingen, ohne die Wasserbahn zu versperren. Unser ganzes Werk bedeckten wir dann aufs sorgfältigste mit festgestampfter Erde, und am Tage, da dies alles vollendet war, warteten wir in Bängen und Ängsten und doch voller Hoffnung auf die Stunde der Bewässerung. Nach Jahrhunderten des Harrens kam diese Stunde endlich heran: auch Herr Lambercier kam wie gewöhnlich, um dem Vorgange beizuwohnen, während dessen Dauer wir alle beide uns hinter ihm hielten, um unseren Baum zu verdecken, dem er glücklicherweise den Rücken kehrte.

Kaum hatte man den ersten Eimer Wasser in die Nußbaumgrube gegossen, so sahen wir auch schon unsere Weidengrube sich füllen. Und dieser Anblick raubte uns alle Klugheit, wir brachen in ein Freudengeschrei aus, das Herrn Lambercier veranlaßte, sich umzuwenden: und das war schade, denn er hatte eine große Freude daran, zu beobachten, wie gut das Erdreich des Nußbaumes war und wie gierig es sein Wasser auftrank. Betroffen, zu sehen, wie es sich nun auf zwei Gruben verteilte, schrie er seinerseits auf, schaute näher zu, entdeckte die Spitzbüberei, ließ sich hastig eine Hacke bringen, haute zu, schleuderte dabei zwei oder drei unserer Brettchen in die Luft, schrie nun aus vollem Halse: Eine Wasserleitung, eine Wasserleitung, und schlug nach allen Seiten mit unerbittlichen Hieben um sich, von denen ein jeder mitten in unsere Herzen traf. In einem Augenblick waren Bretter, Leitung, Grube, Weide und alles zerstört und zerwühlt, ohne daß während des ganzen schrecklichen Feldzuges

ein anderes Wort laut geworden wäre, denn der Ausruf, den er ohne Unterlaß wiederholte: Eine Wasserleitung, schrie er, alles zertrümmernd: Eine Wasserleitung, eine Wasserleitung.

Man wird glauben, das Abenteuer habe für die kleinen Baumeister noch ein schlechtes Ende genommen. Man täuscht sich: es war schon zu Ende. Herr Lambercier sagte uns weiter kein Wort des Vorwurfs, machte uns kein böses Gesicht, und erwähnte die ganze Angelegenheit überhaupt nicht mehr, etwas später hörten wir ihn sogar mit seiner Schwester aus vollem Halse darüber lachen, und Herr Lambercier lachte sehr laut! Noch erstaunlicher war jedoch, daß wir nach dem ersten schnell überstandenen Schrecken selber kaum noch traurig waren. Wir pflanzten wo anders einen zweiten Baum und erinnerten uns des Untergangs des ersten noch sehr oft, indem wir mit erhabenem Schwung wiederholten: Eine Wasserleitung, eine Wasserleitung. Bis dahin hatte ich zeitweise Anfälle von Selbstgefühl gehabt, wenn ich Aristides oder Brutus war, dies hier war meine erste Regung von ausgesprochener Eitelkeit. Mit unseren eigenen Händen eine Wasserleitung erbaut, und einen Schößling mit einem großen Baum in Wettbewerb gesetzt zu haben, dies erschien mir als die höchste Stufe allen Ruhmes. Mit zehn Jahren urteilte ich besser darüber als Caesar mit dreißig.

Das Bild jenes Nußbaumes und die kleine Geschichte, die sich auf ihn bezieht, sind mir so gut im Gedächtnis haften geblieben oder wieder eingefallen, daß während meiner Genfer Reise im Jahre 1754 einer meiner angenehmsten Pläne darin bestand, Bossey zu berühren und die Denkmale der Spiele meiner Kindheit, und vor allem den geliebten Nußbaum, wiederzusehen, der damals schon ein Dritteljahrhundert hinter sich haben mußte. Ich war jedoch so ununterbrochen von Leuten belagert und so wenig Herr meiner selbst, daß ich des Augenblickes, meinen Wunsch zu befriedigen, nicht habhaft werden konnte. Allem Anscheine nach wird die Gelegenheit kaum noch *einmal für mich* zurückkehren, aber den Wunsch habe ich

mit der Hoffnung nicht verloren, und ich bin fast sicher: sollte ich jemals an jene geliebten Stätten zurückkehren und meinen lieben Nußbaum noch am Leben finden, so werde ich ihn mit meinen Tränen benetzen.

Nach Genf zurückgekehrt, verlebte ich zwei oder drei Jahre bei meinem Onkel, darauf wartend, daß man endlich über meine Zukunft schlüssig werden möchte. Da er seinen Sohn für das Kriegsbaufach bestimmt hatte, ließ er ihn etwas Zeichnen lernen, und unterrichtete ihn selber in den Elementen des Euklid. Ich lernte all das mit und fand Gefallen daran, vor allem am Zeichnen. Aber man zog in Erwägung, ob ich Uhrmacher, Advokat oder Pfarrer werden sollte. Ich wäre schon lieber Pfarrer geworden, denn ich fand das Predigen sehr schön, aber das kleine zwischen mir und meinem Bruder zu teilende Einkommen aus dem Vermögen meiner Mutter reichte nicht aus, um meine Studien zu zahlen. Da mein Alter jedoch noch nicht allzusehr zu einer Wahl drängte, verblieb ich vorerst abwartend bei meinem Onkel, verlor dabei sozusagen meine Zeit und verfehlte nicht, wie es rechtens war, ein ziemlich hohes Kostgeld zu zahlen.

Mein Onkel, der gleich meinem Vater ein lebenslustiger Mensch war, verstand jedoch nicht wie jener, sich zu seinen Pflichten zu zwingen, und kümmerte sich wenig um uns. Meine Tante war eine etwas pietistische Betschwester, welche lieber ihre Psalmen sang, als daß sie unsere Erziehung überwachte. Man ließ uns eine fast völlige Freiheit, mit der wir allerdings niemals Mißbrauch trieben. Stets unzertrennlich, genügten wir einander vollkommen, und da wir uns nicht versucht fühlten, mit den Gassenbuben unseres Alters zu verkehren, nahmen wir keine jener losen Gewohnheiten an, zu denen unser Müßiggang uns hätte verlocken können. Ich tue sogar unrecht, uns als müßig hinzustellen, denn nie im Leben waren wir es weniger, und was das glücklichste daran war, all unser verschiedener Zeitvertreib, dem wir uns nacheinander leidenschaftlich hingaben, bannte uns zusammen so emsig ans Haus, daß die Versuchung, auf die Straße herunterzulaufen, überhaupt nicht an uns heran-

trat. Wir verfertigten Vogelkäfige, Flöten, Drachen, Trommeln, Häuser, Pustrohre und Flitzbögen. Wir verdarben das Werkzeug meines guten alten Großvaters, um nach seinem Vorbild Uhren zu bauen. Vor allem hatten wir eine Vorliebe, Papier zu verschmieren, zu betuschen, zu bemalen und Farben zu verklecksen. Ein italienischer Marktschreier namens Gamba Corta kam nach Genf, wir gingen einmal und nie wieder zu ihm, aber er hatte ein Puppenspiel, und wir schickten uns an, auch eines zu verfertigen; seine Puppen führten so etwas wie Komödien auf, und so erfanden denn auch wir Komödien für unsere Puppen. Aus Mangel an Übung machten wir die Stimme des Polichinell auf dem Blasebalg nach, um jene bezaubernden Stücke spielen zu können, welche unsere armen Verwandten anzusehen und anzuhören die Geduld hatten. Aber als mein Onkel Bernard eines Tages im Familienkreise eine sehr schöne von ihm selbst verfaßte Predigt vorgelesen hatte, gaben wir das Komödiendichten auf und fingen an, Predigten zu schreiben. All diese Einzelheiten sind nicht sehr unterhaltend, ich gebe es zu, aber sie zeigen, wie gut unsere erste Erziehung gewesen sein muß, damit wir, als fast alleinige Herren über unsere Zeit und uns, in einem so zarten Alter nicht ärger in Versuchung gerieten, beides zu mißbrauchen. Wir hatten ein so geringes Bedürfnis, uns mit anderen Kindern anzufreunden, daß wir sogar die Gelegenheiten dazu unbenützt vorüberließen. Wenn wir spazieren gingen, schauten wir im Vorübergehen ihren Spielen ohne Begehren, ja ohne jeden Gedanken des Teilnehmenwollens zu. Die Freundschaft erfüllte unsere Herzen so ganz, daß unser Beisammensein uns vollkommen genügte, um die kleinsten Freuden als höchste Wonnen zu genießen.

Aber die anderen wurden auf unsere Unzertrennlichkeit aufmerksam, und zwar um so mehr, als wir durch die Körperlänge meines Vetters und meine Kleinheit ein recht ergötzlich ausgesuchtes Paar bildeten. Seine hochaufgeschossene, hagere Gestalt, sein schmales Bratapfelgesicht, sein weichliches Aussehen und sein nachlässiger *Gang reizten* die Kinder zum Spott gegen ihn auf. Im

Platt des Landes gab man ihm den Spitznamen Barna Bredanna, und sobald wir ausgingen, hörten wir nichts als Barna Bredanna rings um uns. Er ertrug das bei weitem ruhiger als ich. Mich brachte es auf, und ich wollte eine Prügelei anfangen, aber das war es gerade, was die kleinen Spitzbuben beabsichtigten. Ich prügelte also und wurde geprügelt. Mein armer Vetter stand mir nach besten Kräften bei, aber er war schwach, jemand warf ihn mit einem Faustschlag zu Boden. Da wurde ich wütend. Und obgleich ich manchen derben Puff erhielt, hatte man es doch nicht eigentlich auf mich abgesehen, sondern auf Barna Bredanna; aber meine unbändige Wut verschlimmerte das Übel so sehr, daß wir nur noch während der Schulstunden auszugehen wagten, aus Furcht, von den Schulbuben verhöhnt und verfolgt zu werden.

Schon war ich also ein Rächer der Bedrängten geworden. Um in aller Form ein echter Ritter zu sein, fehlte es mir nur noch an einer Dame: ich bekam gleich zwei. Von Zeit zu Zeit besuchte ich meinen Vater in Nyon, einer kleinen Stadt im Waadtland, wo er sich niedergelassen hatte. Mein Vater war äußerst beliebt, und dieses allgemeine Wohlwollen übertrug sich auch auf seinen Sohn. Während der kurzen Zeit, die ich jedesmal bei ihm war, feierte man meinen Aufenthalt um die Wette. Vor allem verwöhnte mich eine Frau von Vulson auf tausenderlei Arten, und um das Maß voll zu machen, nahm mich die Tochter zu ihrem Galan. Man fühlt, was ein elfjähriger Verehrer für ein Mädchen von zweiundzwanzig sein kann. Aber diese losen Vögelchen sind so schlau, auf solche Art kleine Puppen vorzuschieben, um die großen dahinter zu verstecken oder um sie durch das Bild eines Spieles, das sie gar reizvoll zu machen wissen, herbeizulocken. Ich aber, der ich zwischen ihr und mir kein Mißverhältnis sah, ich nahm die Sache ernst, und gab mich mit ganzem Herzen oder vielmehr mit ganzem Kopfe hin, denn eigentlich war ich nur mit dem Kopfe in sie verliebt, wenn auch bis zur Tollheit, so daß meine Ausbrüche, Liebestrunkenheiten und Rasereien Auftritte herbeiführten, über die man sich hätte totlachen können.

Ich kenne zwei sehr unterschiedliche, sehr deutliche Arten der Liebe, welche miteinander kaum etwas gemein haben, obgleich beide sehr heftig und von zärtlicher Freundschaft in gleichem Maße verschieden sind. Der Verlauf meines ganzen Lebens hat sich zwischen diesen beiden Liebesarten von so ganz verschiedener Natur geteilt, ja, ich habe beide sogar auf einmal empfinden können, denn um die Zeit zum Beispiel, von der ich spreche, und in welcher ich für Fräulein von Vulson so öffentlich und so tyrannisch eingenommen war, daß ich es nicht ertragen konnte, wenn irgend ein männliches Wesen sich ihr näherte, in derselben Zeit hatte ich mit einem ganz kleinen Fräulein Goton recht kurze, aber auch recht lebendige Zusammenkünfte, in denen sie Schullehrerin zu spielen geruhte — das war alles: aber dieses Alles, welches für mich in der Tat Alles war, erschien mir als das höchste Glück, und da ich den Reiz des Geheimnisses schon empfand, wenn ich es auch nur als Kind zu nutzen wußte, gab ich der ahnungslosen Fräulein von Vulson die Sorgfalt, mit der sie mich zum Verbergen anderer Liebesgefühle verwandte, mit gleichem Eifer zurück. Zu meinem großen Schmerze wurde unser Geheimnis jedoch entdeckt oder von seiten meiner kleinen Schullehrerin weniger als von mir gehütet, denn es währte nicht allzu lange, und man trennte uns.

Dieses kleine Fräulein Goton war in der Tat ein seltsames Persönchen. Ohne schön zu sein, hatte sie ein schwer zu vergessendes Gesicht, dessen ich mich noch oft, für einen alten Narren vielleicht allzuoft, erinnere. Vor allem ihre Augen entsprachen nicht ihrem Alter, auch ihre Gestalt und ihre Haltung nicht. Sie hatte ein stolzes, überlegenes, für ihre Lehrerinnenrolle äußerst geeignetes Gesichtchen, welches uns denn auch zuerst auf den Gedanken, Schule zu spielen, gebracht hatte. Aber das wundersamste an ihr war eine schwer zu begreifende Paarung von Dreistigkeit und Zurückhaltung. Sie gestattete sich mir gegenüber die größten Freiheiten, ohne mir jemals eine einzige gegen sich zu erlauben; sie behandelte mich vollkommen als Kind, was mich anneh-

men läßt, daß sie selbst entweder bereits aufgehört hatte, eines zu sein, oder im Gegenteil, es selber noch genugsam war, um in der Gefahr, der sie sich aussetzte, nicht mehr denn ein Spiel zu erblicken.

Ich gehörte sozusagen jedem dieser beiden Frauenzimmer ganz und so vollständig an, daß ich in der Nähe des einen niemals an das andere dachte. Aber in allem anderen herrschte in den Gefühlen, die sie mir eingaben, nichts Gemeinsames. Ich könnte mein ganzes Leben mit Fräulein von Vulson, ohne den Wunsch, sie je zu verlassen, verbracht haben, aber meine Freude in ihrer Nähe war still und steigerte sich niemals zur Erregung. Ich liebte sie vor allem in großer Gesellschaft, die Scherze, Neckereien und Eifersüchteleien reizten und fesselten mich und voller Stolz triumphierte ich darüber, den großen Nebenbuhlern, die sie schlecht zu behandeln schien, sichtlich vorgezogen zu werden. Auch ich wurde gequält, aber ich liebte diese Qual. Die Beifallsbezeugungen, Aufmunterungen und der allgemeine Frohsinn erhitzten und belebten mich. Ich strömte über, gemütlich wie geistig, kurz, ich war in Gesellschaft trunken vor Liebe. Allein mit ihr wäre ich gezwungen, kalt und vielleicht gelangweilt gewesen. Nichtsdestoweniger nahm ich aufs zärtlichste teil an ihr. Wenn sie krank war, litt ich darunter, und hätte gerne meine Gesundheit hingegeben, um die ihre wiederherzustellen; man bedenke dabei, daß ich aus Erfahrung sehr wohl wußte, was Krankheit und was Gesundheit sei. Fern von ihr, dachte ich an sie und vermißte sie, vereint mit ihr, taten ihre Liebkosungen meinem Herzen wohl, nicht meinen Sinnen. Ich konnte ungestraft vertraulich mit ihr sein. Meine Phantasie forderte nicht mehr von ihr, als sie gewährte: dennoch hätte ich es nicht ertragen können, sie dasselbe anderen gewähren zu sehn. Ich liebte sie wie ein Bruder, war aber wie ein Liebhaber auf sie eifersüchtig.

Auf Fräulein Goton wäre ich es wie ein Türke, wie ein Rasender, wie ein Tiger gewesen, wenn ich mir nur vorgestellt hätte, sie könnte jemand anderem dieselbe Behandlung zuteil werden lassen, die sie mir gewährte, denn selbst das war *eine* auf den Knien zu erflehende

Gnade. Ich näherte mich Fräulein von Vulson mit lebhaftester Freude, aber ohne jede Erregung, während nur der Anblick der Fräulein Goton genügte, um mich für alles andere blind zu machen und meine Sinne zu verwirren. Mit der ersten war ich vertraulich, ohne mir Vertraulichkeiten zu gestatten, vor der zweiten blieb ich im Gegenteil selbst inmitten der allergrößten Vertraulichkeiten ebenso zaghaft wie erregt. Wenn ich allzulange mit ihr zusammengeblieben wäre, hätte ich, glaub' ich, nicht weiterleben können: mein Herzklopfen hätte mich erwürgt. Ich fürchtete in gleichem Maße, beiden zu mißfallen, aber der einen war ich gefälliger, der anderen gehorsamer. Um nichts in der Welt hätte ich Fräulein von Vulson kränken mögen, aber wenn Fräulein Goton mir befohlen hätte, ins Feuer zu springen, ich glaube, ich würde ihr augenblicks gehorcht haben.

Meine Liebe für sie oder vielmehr meine Zusammenkünfte mit ihr dauerten zum großen Glück für mich und für sie nur kurze Zeit. Obgleich meine Beziehungen zu Fräulein von Vulson nicht die gleiche Gefahr in sich bargen, verfehlten sie nach einer etwas längeren Dauer auch ihrerseits nicht, zu einer Katastrophe zu führen. Das Ende solcher Dinge sollte stets etwas Romanhaftes an sich haben und zu schmerzlichen Klagen Anlaß geben. Obgleich mein Umgang mit Fräulein von Vulson weniger lebhaft war, war er dennoch vielleicht fesselnder. Unsere Trennungen gingen niemals ohne Tränen vor sich, und es ist seltsam, in welche niederdrückende Leere ich mich hinausgestoßen fühlte, sobald ich sie verlassen hatte. Ich konnte von nichts anderem als von ihr sprechen und an nichts anderes denken: mein Kummer war bitter und ehrlich, aber ich glaube, im Grunde galt der ganze heldenhafte Schmerz nicht nur ihr, sondern zum guten Teil, jedoch ohne daß ich es gewahr wurde, auch den geselligen Vergnügungen, deren Mittelpunkt sie war. Um die Trennungsschmerzen zu lindern, schrieben wir uns Briefe in einem Pathos, das Steine erweicht hätte. Schließlich ward mir der Ruhm, daß auch sie es nicht mehr aushalten konnte, und mich in Genf besuchen kam. Dieses Mal

wurde mir der Kopf vollends verdreht! Während der zwei Tage ihres Bleibens war ich wie toll und trunken und als sie abreiste, wollte ich mich hinter ihr ins Wasser stürzen und erfüllte noch lange die Luft mit meinem Schluchzen. Acht Tage darauf schickte sie mir Süßigkeiten und Handschuhe, was mir sehr artig erschienen wäre, hätte ich nicht zugleich erfahren, daß sie sich inzwischen verheiratet habe, und daß ihre Reise, deren Ehre mir zuzuschreiben ihr beliebt, lediglich dem Einkauf der Hochzeitskleider gegolten hatte. Ich will meine Wut nicht beschreiben, sie ist leicht begreiflich. In meinem edlen Zorn schwor ich, die Treulose niemals wieder zu sehen, und glaubte, damit die furchtbarste Strafe über sie verhängt zu haben. Sie starb indessen nicht daran, denn zwanzig Jahre später, als ich bei meinem Vater zu Besuch war und mit ihm auf dem See spazieren fuhr, fragte ich ihn, wer ein paar Damen seien, die ich in unserer Nähe in einem anderen Boote erblickte. „Was, sagte mein Vater lächelnd, sagt dir das dein Herz nicht? Es ist deine alte Liebe, Frau Cristin, die ehemalige Fräulein von Vulson." Ich erbebte bei diesem fast vergessenen Namen, befahl aber dem Bootsführer dennoch, die Richtung zu ändern, in der Meinung, es verlohne sich nicht, obgleich mir meine Rache jetzt gar leicht gemacht war, meineidig zu werden, und einen zwanzigjährigen Zwist einer vierzigjährigen Frau gegenüber wieder aufzunehmen.

(1723—1728.) Derart verlor sich die kostbarste Zeit meiner Jugend in Kindereien, ehe man noch über meine Zukunft bestimmt hatte. Nach langen Beratungen über meine natürlichen Anlagen einigte man sich schließlich auf etwas, zu dem ich gar keine Lust hatte, und brachte mich zu Herrn Masseron, dem Gerichtsschreiber der Stadt, damit ich unter ihm, wie mein Onkel es nannte, das nützliche Handwerk eines Schuldeneintreibers erlerne. Diese Bezeichnung mißfiel mir im höchsten Grade. Die Aussicht, auf niedrigem Wege eine Menge Geld zu verdienen, schmeichelte meiner hochfahrenden Sinnesart herzlich wenig. Die Beschäftigung selber erschien mir langweilig, ja unerträglich, die Angestrengtheit und Abhängigkeit

stießen mich vollends ab, und so betrat ich denn die Gerichtskanzlei niemals anders, denn mit einem Schauder, der von Tag zu Tage wuchs. Herr Masseron, der wenig zufrieden mit mir war, behandelte mich seinerseits verächtlich, warf mir ohne Unterlaß meine Trägheit und meine Dummheit vor, wiederholte mir tagtäglich, mein Onkel habe ihm versichert: ich wüßte etwas, ich wüßte etwas, während ich doch in Wahrheit gar nichts wüßte: er hätte ihm einen geweckten Jungen versprochen und ihm nachher einen Esel geschickt. Schließlich wurde ich wegen meiner Einfältigkeit schimpflich aus der Gerichtsstube nach Hause gejagt, und die Angestellten des Herrn Masseron äußerten ihre Meinung dahin, daß ich allenfalls zum Handhaben einer Feile zu brauchen sei.

Nachdem meine „innere Berufung" derart festgestellt war, wurde ich nicht gerade zu einem Uhrmacher, aber zu einem Kunststecher in die Lehre gegeben. Die Verachtung des Gerichtsschreibers hatte mich höchlichst gedemütigt, und so gehorchte ich denn ohne Murren. Mein Meister, Herr Ducommun, war ein junger, ungeschlachter und gewalttätiger Mensch, der es in sehr kurzer Zeit fertig brachte, allen Glanz meiner Kindheit zu trüben, meinen liebevollen und lebhaften Charakter abzustumpfen, und mich, sowohl was meinen Geist als was mein Los anbetraf, auf den wahren Stand eines Lehrlings herabzudrücken. Mein Latein, meine Altertumskunde, meine Geschichte, alles wurde auf lange Zeit begraben, ja, ich erinnerte mich nicht einmal mehr, daß es einst Römer auf der Welt gegeben. Wenn ich bei meinem Vater zu Besuch war, fand er in mir nicht mehr seinen Abgott, für die Damen war ich nicht mehr der ritterliche Jean Jacques, und ich selber fühlte so deutlich, daß Herr und Fräulein Lambercier in mir ihren Schüler nicht mehr hätten wiedererkennen können, daß ich mich schämte, vor ihnen zu erscheinen, und sie daher seitdem nicht mehr wiedergesehen habe. Die häßlichsten Neigungen und die niedrigsten Unarten traten an Stelle meiner unschuldigen Zeitvertreibe, ohne in mir auch nur eine Erinnerung an *sie zurückzu*lassen. Trotz der ehrbarsten Erziehung muß

ein großer Hang zur Entartung in mir gesteckt haben, denn sie griff mit reißender Schnelligkeit ohne jede Hemmung um sich. Niemals ist ein so frühreifer Cäsar so im Handumdrehen zum Laridon geworden.

Das Handwerk an sich mißfiel mir nicht: Ich hatte einen regen Sinn fürs Zeichnen und meinen Spaß am Gleiten des Stichels, und da das Feld eines Kunststechers bei der Uhrenverfertigung sehr beschränkt ist, durfte ich hoffen, es darin bis zur Vollkommenheit zu bringen. Und ich würde es vielleicht auch dahin gebracht haben, hätte die Roheit meines Meisters und der über alles Maß hinausgehende Zwang mir die Arbeit nicht verleidet. Ich stahl ihr meine Zeit, um sie auf Beschäftigungen ganz gleicher Art zu verwenden, welche für mich aber den Reiz der Freiheit hatten. Ich stach eine Art Münzen aus, welche mir und meinen Kameraden beim Spiel als Ritterabzeichen dienen sollten. Mein Meister überraschte mich bei dieser erschmuggelten Arbeit und schlug mich krumm und lahm, mit der Behauptung, ich übe mich in der Herstellung falschen Geldes, und dies, weil unsere Medaillen das Wappen der Republik trugen. Ich kann schwören, daß ich keine Vorstellung von falschem und eine sehr blasse von echtem Gelde hatte; ich wußte besser, wie die römischen As aussahen, als wie unsere Dreihellerstücke.

Die Tyrannei meines Meisters brachte es schließlich dahin, mir die Arbeit, die ich anders geliebt hätte, unerträglich zu machen und Laster in mir zu erwecken, die ich gehaßt hätte, wie Lüge, Müßiggang und Diebstahl. Nichts hat mich den Unterschied zwischen kindlicher Abhängigkeit und knechtischer Sklaverei besser erkennen gelehrt, als die Erinnerung an die Umwandlungen, welche jene Zeit in mir hervorbrachte. Von Natur zag und blöde, lag mir kein Fehler jemals ferner, als Frechheit, aber ich hatte mich einer ehrbaren Freiheit erfreut, welche bis dahin nur allmählich beschränkt worden war, jetzt jedoch völlig erlosch. Ich war bei meinem Vater dreist, bei Herrn Lambercier offen und bei meinem Onkel zurückhaltend gewesen; meinem Meister gegenüber wurde ich furchtsam, und von da *an* war ich ein verlorenes Kind.

An völlige Gleichheit in der Lebensweise mit meinen Vorgesetzten gewöhnt, kein Vergnügen kennend, das mir verwehrt gewesen wäre, keine Speise erblickend, von der mir nicht mein Teil wurde, keinen Wunsch hegend, den ich nicht äußern durfte, und endlich alle Regungen meines Herzens meinen Lippen vertrauend . . . man urteile selbst, was aus mir in einem Hause werden mußte, in dem ich nicht den Mund zu öffnen wagte, in dem ich nach dem ersten Drittel der Mahlzeit von Tisch aufstehn und, sobald ich nichts darin zu tun hatte, sofort das Zimmer verlassen mußte, in dem ich, ohne Unterbrechung an meine Arbeit gekettet, Gegenstände des Genusses nur für andere und für mich nur solche der Entbehrung erblickte, in dem der Anblick der Freiheit des Meisters und der Gesellen den Druck meiner Unterjochung verstärkte, in dem ich, in Gesprächen über das, was ich besser wußte, den Mund nicht zu öffnen wagte, und in dem endlich alles, was ich erblickte, ein Gegenstand des Begehrens für mein Herz wurde, einzig und allein, weil ich aller Dinge entbehren mußte. Adieu Ungebundenheit, Frohsinn und ihr glücklich gefundenen Worte, die ihr mich einst oft mitten in meinen Vergehen der Strafe entgehen ließet. Ich kann nicht ohne zu lachen daran denken, wie ich eines Abends bei meinem Vater, für irgend einen dummen Streich dazu verurteilt, ohne Abendbrot schlafen zu gehen, mit meinem armseligen Stück Brot in der Hand durch die Küche schritt und den sich am Spieße drehenden Braten witterte und erblickte. Man stand rings um das Feuer, und ich mußte im Vorübergehen alle Anwesenden grüßen. Als ich die Runde gemacht hatte und nun noch einmal nach dem Braten schielte, der so gut aussah und so gut roch, konnte ich mich nicht enthalten, auch ihm meine Verbeugung zu machen und in kläglichem Tone zu ihm zu sprechen: Gute Nacht, Braten! Dieser naive Ausbruch wirkte so spaßhaft, daß man mich zum Essen dabehielt. Vielleicht hätte dieser Einfall bei meinem Meister ein gleiches Glück gemacht, sicherlich aber wäre er mir in seiner Gegenwart niemals in den Sinn gekommen oder ich hätte ihn nicht auszusprechen gewagt.

So lernte ich denn also im geheimen zu begehren, mich zu verstellen, zu verhehlen, zu lügen und schließlich zu stehlen, ein Gelüst, das mir bis dahin niemals in den Sinn gekommen war, und von dem ich mich seither nicht wieder völlig habe freimachen können. Ohnmacht und Begehren führen stets dahin. Deshalb sind alle Lakaien Spitzbuben, und deshalb müssen alle Lehrlinge es werden, in gleichen ruhigen Verhältnissen aber, wo alles, was sie sehen, auch erreichbar für sie ist, verlieren die letzteren mit dem Älterwerden jenen schimpflichen Hang. Da ich diesen Vorzug nie genossen habe, habe ich auch den gleichen Nutzen nicht aus ihm ziehen können.

Fast immer sind es gute, aber schlecht geleitete Empfindungen, was Kinder den ersten Schritt zum Bösen tun läßt. Trotz der dauernden Entbehrungen und Verlockungen hatte ich mehr als ein Jahr bei meinem Meister gelebt, ohne mich dazu entschließen zu können, etwas zu entwenden, selbst Eßwaren nicht. Mein erster Diebstahl war eine Gefälligkeit, er öffnete jedoch anderen Tür und Tor, deren Zweck nicht so löblich war.

Mein Meister hatte einen Gesellen namens Verrat, zu dessen elterlichem, in der Nachbarschaft gelegenem Hause ein ziemlich entlegener Garten gehörte, in dem sehr schöne Spargel wuchsen. Verrat, der nicht viel Geld hatte, kam auf den Gedanken, seiner Mutter Erstlingsspargel zu stehlen und sie zu verkaufen, um von dem Erlös ein paar gute Frühstücke zu veranstalten. Da er sich selber nicht in Gefahr bringen wollte und auch nicht sehr flink war, erkor er mich zu dem Unternehmen aus. Nach ein paar einleitenden schönen Redensarten, die mich um so eher gewannen, als ich ihren Zweck nicht erkannte, machte er mir den Vorschlag so, als ob ihm der Gedanke selber erst im Augenblick gekommen sei. Ich weigerte mich lange, er blieb fest. Schmeichelworten habe ich niemals widerstehen können: ich willigte also ein. Ich stach jeden Morgen die schönsten Spargel und trug sie auf den Molard, wo irgend ein altes Weib meinen Diebstahl witterte und ihn mir auf den Kopf zusagte, um die Spargel billig zu bekommen. In meinem Schrecken nahm ich, was sie

geben wollte, und brachte das Geld Herrn Verrat. Es verwandelte sich schleunigst in ein Frühstück, dessen Herbeischaffung mir oblag, und das er mit einem anderen Kameraden teilte, denn ich selber war mit ein paar Überbleibseln äußerst zufrieden und rührte nicht einmal ihren Wein an.

Dieses lustige Treiben währte ein paar Tage, ohne daß mir auch nur der Gedanke kam, den Dieb zu bestehlen und von Verrat den Zehnten vom Erträgnis der Spargel zu erheben. Ich führte meine Spitzbübereien mit der größten Redlichkeit aus, mein einziger Antrieb bestand darin, dem gefällig zu sein, der sie mich begehen ließ. Wenn man mich aber überrascht hätte, welchen Schlägen, welchen Schmähungen, welch grausamer Behandlung wäre ich dann nicht ausgesetzt gewesen, während dem Elenden, der mich Lügen gestraft hätte, aufs Wort geglaubt, mir aber in Anbetracht, daß er ein Geselle, ich aber nur ein Lehrling war, eine doppelte Strafe zuerkannt worden wäre, weil ich gewagt hatte, ihn zu beschuldigen. So rettet sich in allen Verhältnissen der starke Schuldige auf Kosten des schwachen Unschuldigen.

Und auf diese Art lernte ich, daß das Stehlen nicht so schrecklich sei, wie ich geglaubt, und bald zog ich so guten Nutzen aus meiner Wissenschaft, daß nichts vor mir in Sicherheit blieb, worauf ich ein Gelüst geworfen und das nur irgend erreichbar für mich war. Ich wurde bei meinem Meister nicht wirklich schlecht genährt, und die Mäßigkeit quälte mich nur, weil ich sie von ihm so schlecht beobachtet sah. Der Brauch, die jungen Leute von Tische fortzuschicken, wenn man gerade das aufträgt, was sie am meisten verlockt, scheint mir sehr gut geeignet, sie zu gleich großen Leckermäulern und Spitzbuben zu machen. In kurzer Zeit wurde ich beides, und ich befand mich gewöhnlich sehr wohl dabei, manchmal aber auch sehr schlecht, nämlich wenn ich entdeckt wurde.

Eine Erinnerung, die mich noch jetzt erbeben läßt und lachen zu gleicher Zeit, befaßt sich mit einer Apfel*jagd, die mir teuer* zu stehen kam. Die Äpfel lagen hinten

in einer Vorratskammer, welche ihr Licht durch ein hochgelegenes Gitterfenster von der Küche her empfing. Als ich nun eines Tages allein im Hause war, stieg ich auf einen Trog, um in dem Garten der Hesperiden die köstlichen Früchte anzuschaun, die ich nicht erreichen konnte. Ich holte den Bratspieß, um zu sehen, ob er hinlangte: er war zu kurz. Ich verlängerte ihn durch einen anderen kleineren Spieß, der zum Braten des Kleinwildes diente: mein Meister liebte nämlich die Jagd. Ich stach mehrere Male erfolglos zu, aber endlich spürte ich voller Freude, daß ein Apfel haften geblieben war. Ich zog den Spieß behutsam zurück, schon berührte der Apfel das Gitter, schon wollte ich ihn ergreifen... Wer beschreibt meinen Schmerz? Der Apfel war zu groß, er ging nicht durch den Spalt! Welche Erfindungsgabe verschwendete ich nicht, um ihn dennoch hindurchzudrängen. Ich mußte Stützen finden, um den Spieß in seiner Lage zu erhalten, ferner ein ausreichend langes Messer, um den Apfel durchzuschneiden, und endlich ein langes schmales Brett, um ihn von unterwärts zu stützen. Mit Aufwand von Zeit und Geschicklichkeit gelang es mir schließlich, den Apfel zu teilen, so daß ich hoffen konnte, die beiden Hälften nacheinander durch das Gitter zu ziehen. Kaum waren sie jedoch ganz voneinander getrennt, so fielen sie auch schon alle beide in die Vorratskammer herab... Mitleidiger Leser, teile meinen Kummer!

Den Mut verlor ich durchaus nicht, aber ich hatte sehr viel Zeit verloren. Ich fürchtete daher, überrascht zu werden, verschob einen glücklicheren Versuch auf den nächsten Tag, und machte mich ebenso ruhig, als ob ich nichts begangen hätte, wieder an meine Arbeit, ohne an die beiden beredten Zeugen zu denken, die am Boden der Vorratskammer gegen mich aussagten.

Als ich am nächsten Morgen die Gelegenheit wieder für günstig hielt, machte ich einen neuen Versuch. Ich stieg auf meine Bank, streckte den Spieß vor, zielte und will losstechen... Aber der Drache schlief zu meinem Unglück nicht: die Tür der Vorratskammer öffnete sich unversehens, mein Meister trat hervor, kreuzte die Arme,

sah mich an, und sagte: „Immer vorwärts, nur Mut“ . . . Die Feder sinkt mir aus den Händen.

Bald wurde ich durch das dauernde Erdulden der Mißhandlungen weniger empfindlich gegen sie, und schließlich erschienen sie mir als eine Art Ausgleich des Diebstahls, der mir ein Recht gab, ihn fortzusetzen. Anstatt die Augen nach rückwärts zu wenden und die Strafe zu bedenken, richtete ich sie nach vorwärts und sann nur auf Rache. Ich meinte, mich wie einen Spitzbuben zu schlagen, hieße mir das Recht geben, einer zu sein. Ich fand, daß Stehlen und Geschlagenwerden zusammengehöre, und schuf gewissermaßen ein Ganzes daraus, dessen einer Teil mir zu erfüllen oblag, und dessen anderen ich der Sorgfalt meines Meisters ruhig überlassen konnte. Mit diesem Gedanken im Kopfe stahl ich viel ruhiger als vorher. Ich sagte mir: Was bringt es schließlich? Ich werde geschlagen werden. Gut, sei es, es ist einmal nicht anders.

Ich esse gern, ohne gefräßig zu sein, ich bin wohl ein Feinschmecker, aber kein Leckermaul. Allzuviel andere Neigungen ziehen mich hiervon ab. Mit den Lüsten meines Gaumens habe ich mich nur befaßt, wenn mein Herz müßig war, und das ist mir so selten in meinem Leben widerfahren, daß ich kaum jemals wirklich Zeit gehabt habe, an Leckerbissen zu denken. Darum beschränkte ich meine Stehlereien auch nicht lange auf Eßwaren, sondern dehnte sie bald auf alles aus, was mich reizte, und wenn ich damals nicht ein ganz richtiger Dieb geworden bin, so geschah es nur, weil Geld mich niemals allzusehr verlockt hat. Neben unserem gemeinsamen Zimmer hatte mein Meister ein anderes, das er verschlossen hielt: ich fand ein Mittel, die Tür desselben zu öffnen und wieder so zu schließen, daß man es nicht merken konnte. Dort unterwarf ich seine guten Werkzeuge, seine besten Zeichnungen, seine Stempel, kurz alles, was mich reizte und was er vor mir zu verbergen schien, meiner Brandschatzung. Diese Diebstähle waren im Grunde recht unschuldig, da sie ja nur begangen wurden, um in seinem Dienste verwertet zu werden. Aber es machte mich toll *vor Freude*, diese Kleinigkeiten in meiner Gewalt zu

haben, und ich bildete mir ein, zusammen mit den Erzeugnissen auch das Talent zu stehlen. Außerdem lagen in verschiedenen Schachteln Gold- und Silberstückchen, kleine Schmuckgegenstände und Geld, und wenn ich selber vier oder fünf Heller in meiner Tasche hatte, so war es viel; aber weit entfernt davon, irgend etwas von diesen Dingen zu berühren, kann ich mich nicht einmal entsinnen, sie jemals auch nur mit einem lüsternen Blick gestreift zu haben, ich sah sie mehr mit Schrecken denn mit Vergnügen. Ich glaube wohl, daß dieser Schauder vor dem Stehlen von Geld und allem, was dazu umgewandelt werden kann, zum großen Teil meiner Erziehung entsprang. Es verbanden sich damit geheime Vorstellungen von Schande, Gefängnis, Strafe und Galgen, die mich hätten erzittern lassen, wenn ich mich anders überhaupt versucht gefühlt hätte; in meinen Streichen erblickte ich dagegen nur Eulenspiegeleien, und im Grunde waren sie auch nichts anderes. Sie konnten mir schließlich nicht mehr als eine gründliche Tracht Prügel von meinem Meister eintragen, und damit fand ich mich schon im voraus ab.

Aber ich sage es noch einmal, ich fühlte mich gar nicht genug versucht, um mir irgendwie Gewalt antun zu müssen. Es gab nichts zu bekämpfen. Ein einziges Blatt schönen Zeichenpapiers reizte mich mehr, denn das Geld, mit dem ich ein ganzes Ries hätte kaufen können. Diese Absonderlichkeit hängt mit einer der Eigentümlichkeiten meines Charakters zusammen, und sie hat einen so großen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt, daß ich sie näher erklären muß.

Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und während sie mich bewegen, kommt nichts meinem Ungestüm gleich: ich kenne dann keine Beherrschung, keine Rücksicht, keine Furcht und keinen Anstand mehr. Ich bin dann schamlos, frech, gewalttätig und unbezähmbar. Keine Scham hält mich auf, keine Gefahr schreckt mich zurück; außer dem einen Gegenstande, der mich gerade beschäftigt, gilt mir das ganze übrige Weltall nichts. Aber all das dauert nur einen Augenblick lang, und schon

der nächste läßt mich wieder in meine gewöhnliche Schlaffheit zurückfallen. Man nehme mich, wenn ich ruhig bin: ich bin die Gleichgültigkeit und die Schüchternheit selber, alles erschreckt und bedrängt mich, eine summende Fliege macht mir Angst, ein Wort, das ich sagen, eine Geberde, die ich machen soll, bringt meine Trägheit zur Verzweiflung, und Ängstlichkeit und Schüchternheit zwingen mich so sehr unter ihr Joch, daß ich mich vor den Augen aller Sterblichen verbergen möchte. Wenn es zu handeln gilt, weiß ich nicht, was tun, und wenn ich sprechen soll, nicht, was sagen, und wenn man mich gar ansieht, verliere ich alle Fassung. Wenn ich leidenschaftlich erregt bin, finde ich bisweilen die Worte für das, was ich sagen will, aber im gewöhnlichen Gespräch finde ich keine, wirklich gar keine, sie werden mir schon allein dadurch unerträglich, daß ich sie sprechen soll.

Dazu kommt noch, daß keine einzige meiner vorherrschenden Neigungen sich vermittelst des Geldes befriedigen läßt. Mein Verlangen steht nur nach reinen Freuden, und das Geld vergiftet sie alle. Ich liebe zum Beispiel die Freuden der Tafel, doch da ich weder den Zwang in guter Gesellschaft, noch die Kneipkumpane in der Schenke zu ertragen vermag, kann ich sie nur mit einem Freunde genießen, denn dabei allein zu sein, ist mir ganz unmöglich; meine Phantasie beschäftigt sich dann mit anderen Dingen, und ich finde am Tafeln kein Vergnügen. Wenn mein erhitztes Blut nach Frauen verlangt, bangt mein klopfendes Herz noch viel mehr nach wirklicher Liebe. Käufliche Weiber würden für mich alle ihre Reize verlieren, ja, ich zweifle sogar, ob ich überhaupt fähig wäre, ihrer zu genießen. So steht es mit allen mir erreichbaren Genüssen: Wenn sie nicht umsonst sind, finde ich sie schal. Ich liebe einzig die Güter, die niemandem gehören, denn dem Ersten, der sie zu genießen weiß.

Geld hat mir niemals für ein so kostbares Ding gegolten, als für welches es gewöhnlich gehalten wird. Mehr *noch, es ist mir* niemals sehr bequem vorgekommen; an

sich ist es zu nichts gut, man muß es erst umwandeln, um sich daran freuen zu können; es gilt zu kaufen, zu feilschen, oft betrogen zu werden, teuer zu bezahlen und schlecht bedient zu werden. Ich möchte einen Gegenstand, aber nur von vortrefflicher Güte: für mein Geld bin ich sicher, ihn in geringer zu erhalten. Ich kaufe mit teuerem Geld ein frisches Ei, es ist faul, eine gute Frucht, sie ist unreif, ein Mädchen, es ist verdorben. Ich liebe guten Wein, aber wo ihn hernehmen? Vom Weinhändler? Wie ich es auch immer anstellen wollte, er vergiftet ihn. Will ich aber unter allen Umständen gut bedient werden, welche Mühen und Anstrengungen wollte mich das wohl kosten? Es heißt dann, Freunde und briefliche Beziehungen haben, Aufträge erteilen, schreiben, hin und her laufen, warten, und zu guter Letzt wird man doch noch betrogen! welche Plage macht mir dann also mein Geld: ich fürchte sie weit mehr, als ich guten Wein liebe.

Zu tausend Malen bin ich seit meiner Lehrzeit und später mit der Absicht ausgegangen, irgend eine Leckerei zu kaufen. Ich nähere mich dem Laden des Zuckerbäckers und gewahre die Frauen hinter dem Ladentisch, und schon glaube ich, sie lachen und sich über das kleine Leckermaul lustig machen zu sehen. Ich gehe an einer Obsthändlerin vorüber, mein Blick streift verstohlen die schönen Birnen, und ihr Duft verlockt mich, aber zwei oder drei junge Leute sind dicht daneben und sehen mich an, ein Bekannter steht vor dem Laden, in der Ferne sehe ich ein Mädchen herankommen: ist es nicht unsere Hausmagd? Meine Kurzsichtigkeit täuscht mich fortwährend. Alle Vorübergehenden halte ich für Bekannte, überall fühle ich mich eingeschüchtert und durch irgend ein Hemmnis aufgehalten, mein Verlangen wächst mit meiner Verwirrung, und endlich gehe ich, von brennender Begierde verzehrt, wie ein Narr wieder nach Hause, fühle in meiner Tasche das Geld, sie zu befriedigen, und finde doch den Mut nicht, etwas zu kaufen. Ich würde mich an die abgeschmacktesten Einzelheiten verlieren, wollte ich die Drangsale, die Scham, den Widerwillen, die Unannehmlichkeiten und den Verdruß aller Art schildern,

die mir der Gebrauch meines Geldes stets eingetragen hat, sei es nun, daß ich selber es ausgab oder andere es für mich ausgeben ließ. In dem Maße, in dem der Leser in meiner Lebensbeschreibung fortliest, wird er meine Gemütsart immer besser kennen lernen, und mir alle diese Dinge nachfühlen, ohne daß ich mich mit ihrer Auseinandersetzung abzuquälen brauche.

Und hat man dies erst erkannt, so wird man auch mühelos einen der scheinbaren Widersprüche in mir begreifen, nämlich die Tatsache, daß sich in meinem Wesen ein fast schmutziger Geiz mit der größten Verachtung des Geldes paart. Geld ist für mich ein so unbequemer Gegenstand, daß es mir niemals beifällt, mir welches zu wünschen, wenn ich keines habe, und daß ich es, wenn ich es habe, lange Zeit aufbewahre, ohne es auszugeben, weil ich es nicht nach meiner Lust und Laune anzuwenden verstehe. Stellt sich aber eine bequeme und angenehme Gelegenheit ein, so nütze ich sie so gut, daß meine Börse leer wird, noch ehe ich es gedacht. Man schließe übrigens bei mir nicht auf die Sucht der Geizhälse, aus Prahlerei zu verschwenden, im Gegenteil, ich verschwende im geheimen und zum Vergnügen: ich mache mir keinen Ruhm daraus, sondern ich verheimliche es. Ich fühle so wohl, daß mir Geld zu nichts nütze ist, daß ich mich fast schäme, welches zu haben, und noch mehr, es zu verbrauchen. Hätte ich jemals ein zum bequemen Leben ausreichendes Einkommen gehabt, so würde, des bin ich sicher, die Versuchung des Geizes niemals an mich herangetreten sein. Ich würde dann mein ganzes Einkommen, ohne jeden Versuch, es zu steigern, ausgegeben haben: meine unsicheren Verhältnisse dagegen halten mich stets in Sorgen. Ich liebe die Freiheit und schaudere vor jeder Geldverlegenheit, jeder Sorge, jeder Abhängigkeit. Solange das Geld, das ich in meiner Tasche habe, hinreicht, ist mir meine Unabhängigkeit gesichert, es erspart mir die Plage, welches zu schaffen, eine Notwendigkeit, vor der ich stets das größte Entsetzen empfunden habe, und deshalb läßt *mich die Furcht*, es möchte zu Ende gehen, es ängstlich

beisammenhalten. Das Geld, das man besitzt, ist ein Mittel zur Freiheit, das Geld, dem man nachjagt, ein Mittel zur Knechtschaft, deshalb bin ich so genau und so bedürfnislos.

Meine Uneigennützigkeit ist also nichts weiter wie Trägheit; die Freude, zu besitzen, wiegt die Plage des Erwerbens nicht auf, und meine Verschwendung ist wiederum nichts als Trägheit, denn wenn sich die Gelegenheit, auf angenehme Weise zu verschwenden, bietet, kann man sie gar nicht genug nützen. Ich werde vom Gelde weniger als von anderen Dingen verlockt, weil sich zwischen das Geld und den erwünschten Besitz stets noch ein bindendes Glied schiebt, während es zwischen der Sache selber und ihrem Genuß keines gibt. Sehe ich das Ding, so verlockt es mich, sehe ich dagegen nur das Mittel, es zu erlangen, so verlockt es mich nicht. Deshalb habe ich gestohlen und stehle noch bisweilen Kleinigkeiten, die mich reizen, und die ich lieber nehme als erbitte, aber ich kann mich nicht entsinnen, weder als Kind noch als Mann, jemals in meinem ganzen Leben irgend jemandem einen Heller entwendet zu haben, ein einziges Mal ausgenommen, wo ich vor noch nicht fünfzehn Jahren 7 Livres 10 Sous stahl. Der Vorfall verdient erzählt zu werden, denn er enthält eine köstliche Mischung von Dummheit und Dreistigkeit, die ich selber kaum glauben würde, wenn es sich um jemanden anderes, als um mich selber handelte.

Es war in Paris. Ich ging gegen fünf Uhr nachmittags mit Herrn von Francueil im Palais Royal spazieren. Er zog seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf und sagte: „Wir wollen doch in die Oper gehen." Ich war einverstanden, wir gingen also hin. Er nahm zwei Billette zum Amphitheater, gab mir eines, ging mit dem anderen dicht vor mir voran und trat ein. Als ich hinter ihm eintreten wollte, fand ich die Tür dicht umdrängt. Ich sehe durch, gewahre, daß alle Welt steht, und denke, daß ich mich in der Menge recht wohl verlieren oder wenigstens Herrn von Francueil glauben lassen könnte, ich hätte mich darin verloren. Ich gehe also zurück, wechsele mein

Geld ein und verlasse die Oper, ohne daran zu denken, daß sich die Menge, als ich noch kaum die Tür erreicht, wieder gesetzt haben mochte, und daß Herr von Francueil dann meine Abwesenheit aufs klarste erkennen mußte.

Da meinem Wesen niemals etwas ferner gelegen hat, als ein solcher Zug, schreibe ich ihn nieder, um zu zeigen, wie es Augenblicke von einer Art Wahnsinn gibt, in denen man die Menschen nicht nach ihren Handlungen beurteilen darf. Ich stahl ja nicht eigentlich das Geld, sondern seine Anwendung, aber je weniger es ein Diebstahl war, desto mehr war es eine Schändlichkeit.

Ich würde mit all diesen Einzelheiten nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Wege verfolgen, auf denen ich während meiner Lehrzeit von der Erhabenheit des Heldentums bis hinab zu der Niedrigkeit eines Taugenichtses gelangte. Wenn ich indessen die Laster meines Standes annahm, so war es mir doch unmöglich, auch all seine Neigungen anzunehmen. Bei den Belustigungen meiner Kameraden langweilte ich mich, und als der allzu große Zwang mir auch die Arbeit verleidet hatte, langweilte mich alles. Dies erweckte in mir wieder die Lust zu lesen, die ich seit langem verloren hatte. Diese meiner Arbeit geraubten Lesestunden wurden nun zu einem neuen Verbrechen, das mir neue Prügel eintrug, aber die durch das Verbot angestachelte Lust wurde zur Leidenschaft und bald zur Wut. Die Tribu, eine allbekannte Bücherverleiherin, verschaffte mir Werke jeglicher Art. Gutes und Schlechtes ging durcheinander, ich wählte nicht, sondern ich verschlang alles mit der gleichen Gier. Ich las am Werktisch, ich las, wenn ich Gänge zu machen hatte, ich las auf dem Abtritt, und verlor dabei jeden Zeitbegriff, der Kopf schwindelte mir vom Lesen, und dennoch hielt ich nicht ein. Mein Meister spürte mir nach, überraschte mich, schlug mich und nahm mir meine Bücher fort. Wie viele Bände sind nicht zerrissen, verbrannt und aus dem Fenster geworfen worden, und wie viele Werke wurden dadurch in der Leihanstalt der Tribu nicht unvollständig gemacht! Wenn ich nicht mehr *wußte, womit* ich sie bezahlen sollte, gab ich ihr Hem-

len, Halstücher und Kleider, meine drei Sous wöchentiches Taschengeld erhielt sie ohnedies regelmäßig.

So war mir Geld also doch notwendig geworden, wird man sagen. Allerdings, aber doch erst, als das Leben mich von jeder anderen Tätigkeit abhielt. Ich gab mich meinem neuen Hange so völlig hin, daß ich überhaupt nichts anderes mehr tat, als lesen: ich stahl nicht einmal mehr. Auch dies hier ist eine der für mich charakteristischen Absonderlichkeiten. Mitten aus einer bestimmten Lebensweise reißt mich ein Nichts heraus, verwandelt mich, fesselt mich, und wird zur Leidenschaft: dann ist alles andere vergessen, ich denke nur noch an den neuen Gegenstand, der mich beschäftigt. Das Herz schlug mir jedesmal vor Ungeduld, das neue Buch, das ich in der Tasche hatte, zu durchblättern. Sobald ich allein war, zog ich es hervor, und dachte dann nicht mehr daran, das Zimmer meines Meisters zu durchsuchen. Ich kann mir sogar kaum denken, daß ich noch gestohlen haben würde, selbst wenn ich kostspieligere Leidenschaften gehabt hätte. Völlig im gegenwärtigen Augenblick befangen, lag es nicht in meiner Wesensart, solcherweise für die Zukunft zu sorgen. Die Tribu gewährte mir Kredit, die zu leistenden Abzahlungen waren gering, und hatte ich mein Buch erst einmal in der Tasche, so dachte ich überhaupt an nichts mehr. Das Geld, das mir auf ehrliche Weise zufloß, floß ebenso ehrlich zu jener Frau weiter, und wenn sie mich mahnte, so nahm ich nur zu meinen eigenen Liebensachen meine Zuflucht. Im voraus zu stehlen war eine allzu große Fürsorge, und zum Bezahlen von Schulden zu stehlen, war nicht einmal eine Versuchung.

Durch die ewigen Zwistigkeiten und Schläge und das heimliche und wahllose Lesen bekam ich ein schweigsames und menschenscheues Wesen: mein Kopf begann sich zu verwirren, und schließlich lebte ich wie ein richtiger Griesgram. Wenn mich jedoch mein Geschmack auch nicht vor schalen und albernen Büchern bewahrte, so schützte mich mein Glück doch vor schmutzigen und unzüchtigen: nicht etwa, daß sich die Tribu, eine in jeder Beziehung äußerst willfährige Frau, ein Gewissen daraus

gemacht hätte, mir solche zu borgen, aber sie erwähnte sie, um ihren Wert zu kennzeichnen, mit geheimnisvoller Miene, und dies gerade veranlaßte mich, sie sowohl aus Ekel wie aus Scham zurückzuweisen, und der Zufall unterstützte meine keusche Sinnesart so gut, daß ich mehr als dreißig Jahre alt geworden war, ehe ich meine Augen in eines jener gefährlichen Bücher geworfen hatte, welche eine schöne Dame der großen Welt einzig deshalb so unbequem findet, weil man sie nur mit einer Hand zu lesen vermag.

In weniger als einem Jahre erschöpfte ich den kleinen Laden der Tribu, und nun sah ich mich in meinen Mußestunden aufs grausamste zur Beschäftigungslosigkeit verdammt. Von meinen Kinder- und Gassenbuben-Neigungen durch meinen Hang zum Lesen und durch die Bücher selber geheilt, welche, obwohl sie wahllos durchjagt und oft genug schlecht waren, mein Herz dennoch zu edleren Empfindungen zurückführten, als mein damaliger Stand sie in mir erregt hatte, von allem angewidert, was mir erreichbar war, und alles, was mich hätte reizen können, allzu fern von mir fühlend, entdeckte ich keine Möglichkeit, mein Herz zu beschäftigen. Meine seit langem regen Sinne verlangten nach einem Genuß, dessen Gegenstand ich mir nicht einmal vorzustellen vermochte. Von dem wahren war ich so weit entfernt, als hätte ich kein Geschlecht gehabt; schon mannbar und voller Verlangen, dachte ich wohl bisweilen an meine alten Torheiten, aber darüber hinaus gingen meine Gedanken nicht. In dieser seltsamen Lage schlug meine lebhafte Phantasie einen Weg ein, der mich vor mir selber rettete und meine entstehende Sinnlichkeit beschwichtigte: sie erfüllte sich nämlich ganz mit den Verhältnissen und Umständen, die mich in meinen Büchern etwa gefesselt hatten, ließ sich an, sie immer wieder zurückzurufen, zu verändern, neu zu verschlingen, und sie mir derart anzupassen, daß ich zu einer der vorgestellten Personen wurde und stets in Umständen lebte, die meinen Neigungen am angenehmsten waren; und endlich ließ mich der erdichtete Zustand, *in dem ich* völlig aufzugehen wußte, meinen wirklichen,

mit dem ich gar so unzufrieden war, völlig vergessen. Diese Liebe zu Phantasiegebilden und die Leichtigkeit, mit ihnen umzugehen, ließen mich vollends an allem überdrüssig werden, was mich umgab, und schufen jenen Hang zur Einsamkeit in mir, der mich seitdem nie wieder verlassen hat. Man wird im folgenden mehr als einmal die seltsamen Wirkungen dieser Veranlagung wiederfinden, welche dem Anscheine nach so menschenfeindlich und so düster war, und dennoch nur einem allzu leicht ergriffenen, allzu liebevollen und allzu zärtlichen Herzen entsprang, das aus Mangel an ihm ähnlichen Wesen gezwungen war, sich mit Phantasiegebilden abzufinden. Vorerst genügt es mir, den Ursprung und die erste Ursache dieses meines Hanges aufgezeigt zu haben, welcher alle meine Leidenschaften beeinflußt hat, und mich, indem er sie in sich selber befangen hielt, durch die allzu heftige Glut meines Sehnens zum Handeln zu träge gemacht hat.

So wuchs ich in mein sechzehntes Jahr hinein: unruhig, mit allem und mit mir selber unzufrieden, ohne Liebe zu meinem Berufe, ohne Freuden, die meinem Alter angepaßt waren, verzehrt von Wünschen, deren Gegenstand ich nicht kannte, weinend, ohne jeden Grund zu Tränen, seufzend ohne zu wissen, worüber, kurz, zärtlich an den Gaukelbildern meiner Phantasie hangend, da ich rings um mich nichts erblickte, was sie hätte aufwiegen können. Sonntags nach der Predigt holten mich meine Kameraden zu gemeinsamen Spielen ab. Hätte ich es gekonnt, so würde ich sie gern vermieden haben. War ich aber erst einmal in ihre Spiele verwickelt, so war ich, stets gleich schwer in Bewegung zu setzen wie zurückzuhalten, eifriger und unersättlicher als irgend einer. So war zu allen Zeiten meine Wesensart. Bei unseren Spaziergängen vor der Stadt ging ich unentwegt vorwärts, ohne an die Rückkehr zu denken, wenn es nicht andere an meiner Statt taten. Zweimal ging das übel für mich aus: die Stadttore wurden geschlossen, ehe ich sie wieder erreicht hatte. Am nächsten Morgen wurde ich dann so behandelt, wie man sich's denken kann, und beim zweiten Male wurde mir für das dritte ein der-

artiger Empfang in Aussicht gestellt, daß ich mich ihm nicht auszusetzen beschloß. Aber dieses dritte so gefürchtete Mal trat dennoch ein. All meine Vorsicht wurde durch einen verdammten Hauptmann namens Minutoli vereitelt, welcher das Tor, an dem er Wache hatte, stets eine halbe Stunde vor allen anderen schloß. Ich befand mich mit zwei Kameraden auf dem Rückwege. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, hörte ich schon Retraite blasen und verdoppelte meine Schritte, dann hallten die Trommeln herüber, und ich fing aus Leibeskräften zu laufen an: außer Atem, in Schweiß gebadet, mit klopfendem Herzen komme ich heran und sehe von weitem die Soldaten auf ihrem Posten. Ich stürze vor und schreie mit erstickender Stimme. Es ist zu spät, zwanzig Schritte vor der Außenwache sehe ich die erste Brücke sich heben, erblicke bebend die schrecklichen finsteren Hörner hoch oben in der Luft, Unheil verkündende Vorzeichen des unvermeidlichen Schicksales, das von nun an meiner harrte.

In meinem ersten Schmerzensausbruch warf ich mich zu Boden und biß in die Erde. Meine Kameraden, die über ihr Mißgeschick lachten, faßten sofort einen Entschluß. Auch ich faßte einen, aber er lautete dem ihren nicht gleich. An Ort und Stelle schwur ich, niemals wieder zu meinem Meister zurückzukehren, und als sie am nächsten Morgen nach dem Öffnen der Tore in die Stadt zurückkehrten, sagte ich ihnen Lebewohl für immer, und bat sie nur, meinem Vetter Bernard im geheimen von dem gefaßten Entschlusse und dem Orte Mitteilung zu machen, wo er mich noch einmal sehen könnte.

Da ich seit dem Beginn meiner Lehrzeit von ihm getrennt war, sah ich ihn nicht oft; dennoch hatten wir uns eine Zeitlang noch des Sonntags getroffen, aber unmerklich nahm jeder von uns andere Gewohnheiten an, und so begegneten wir einander seltener und seltener. Ich bin überzeugt, daß seine Mutter an dieser Veränderung beträchtlich schuld war. Er seinerseits war ein Kind der oberen Stadt, des vornehmen Viertels, ich dagegen als armseliger Lehrbursche nur ein Kind des Armenviertels *St. Gervais*. Trotz unserer Abstammung gab es nichts

Gemeinsames zwischen uns, und mit mir verkehren, hieß sich allzusehr herablassen. Trotzdem hörten unsere Beziehungen nicht völlig auf, und da mein Vetter ein gutmütiger Junge war, folgte er seinem Herzen bisweilen mehr als den Ratschlägen seiner Mutter. Von meinem Beschlusse in Kenntnis gesetzt, lief er herbei, nicht etwa um ihn mir auszureden oder ihn auch zu dem seinen zu machen, sondern um mir meine Flucht durch kleine Geschenke etwas zu erleichtern, denn meine eigenen Mittel konnten nicht allzu weit reichen. Unter anderem schenkte er mir einen kleinen Degen, der mich entzückte, und den ich bis Turin getragen habe; dort zwang mich die Not, mich seiner zu entäußern, und ich habe ihn mir, wie man zu sagen pflegt, recht eigentlich vom Herzen gerissen. Je mehr ich seitdem über die Art und Weise nachgedacht habe, mit der er sich gegen mich in diesem verfänglichen Augenblicke benahm, desto mehr bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß er Verhaltungsmaßregeln folgte, die ihm seine Mutter und vielleicht auch sein Vater gegeben hatten, denn es ist nicht möglich, daß er von selbst keinen Versuch gemacht, mich zurückzuhalten oder sich nicht verlockt gefühlt hätte, mit mir zu gehen: aber keines von beiden geschah. Er bestärkte mich vielmehr eher in meiner Absicht, als daß er sie mir ausredete, und als er mich dann fest in meinem Entschlusse sah, verließ er mich ohne allzu viele Tränen. Wir haben uns niemals geschrieben, noch uns wiedergesehen. Das ist schade: denn er hatte einen im wesentlichen guten Charakter, und wir waren recht eigentlich geschaffen, einander gern zu haben.

Ehe ich auf das Verhängnis meines Schicksals eingehe, gestatte man mir, für einen Augenblick zurückzuschauen und die natürliche Entwickelung zu betrachten, die ich unter den Händen eines besseren Meisters genommen haben würde. Nichts paßte besser zu meiner Sinnesart und wäre geeigneter gewesen, mich glücklich zu machen, als der ruhige und unbeachtete Stand eines guten Handwerkers, besonders in gewissen Klassen, wie es zum Beispiel die der Kunststecher in Genf ist. Dieser

Stand, der einträglich genug zur Führung eines sorgenfreien Lebens ist, zur Ansammlung eines Vermögens aber nicht genug abwirft, hätte meinem Ehrgeiz im voraus bis ans Ende meines Lebens Grenzen gesetzt und mich selber, wenn er mir auch ehrliche Muße zur Pflege bescheidener Neigungen gelassen, dennoch in meine Sphäre gebannt, ohne mir ein Mittel zur Flucht daraus an die Hand zu geben. Da ich eine genugsam reiche Phantasie besaß, um mit ihren Truggebilden alle Lebenslagen auszustatten, und da sie stark genug war, um mich sozusagen nach Lust und Gefallen von der einen in die andere zu versetzen, war es mir ziemlich gleichgültig, in welcher ich mich in Wirklichkeit befand. Niemals konnte es von dort so gar weit sein zu der Stelle, wo ich mein niedrigstes Luftschloß erbaut, und also hätte ich dort festen Fuß fassen können. Daraus allein folgt schon, daß der schlichteste Stand, der am wenigsten Sorgen und Plackereien eintrug und die größte geistige Freiheit verstattete, auch derjenige war, der sich am besten für mich schickte, und das war gerade der meinige. Ich würde im Schoß meiner Religion, meines Vaterlandes, meiner Familie und meiner Freunde ein stilles und friedliches Leben geführt haben, wie es meinem Charakter entsprach: in der Gleichmäßigkeit einer Arbeit nach meinem Gefallen und einer Umgebung nach meinem Herzen. Ich würde ein guter Christ gewesen sein, ein guter Bürger, ein guter Familienvater, ein guter Freund, ein guter Arbeiter, kurz, in allen Dingen ein guter Mensch. Ich würde meinen Stand geliebt und ihm vielleicht zur Ehre gereicht haben, und nach einem schlichten und dunklen, aber gleichmäßigen und erfreulichen Leben friedlich in den Armen der Meinen gestorben sein. Zweifelsohne bald vergessen, würde ich wenigstens so lange betrauert worden sein, als man sich meiner noch erinnert hätte.

Anstatt dessen ... welches Bild habe ich nicht zu entwerfen? Ach, wir wollen das Elend meines Lebens nicht schon im voraus berühren, ich werde meine Leser mit diesem traurigen Gegenstande nur allzusehr beschäftigen müssen.

Zweites Buch
1728—1731

traurig mir der Augenblick erschienen war, in
nir meine Angst den Plan der Flucht eingab,
reizvoll erschien mir der, in dem ich sie aus-
. Noch als ein Kind meine Heimat, meine Ver-
en, meine Stützen und meine Hilfsmittel ver-
, eine halb vollendete Lehrlingsschaft aufgeben,
loch mein Handwerk genug zu beherrschen, um
zu leben, mich den Schrecken des Elends aus-
, ohne dagegen kämpfen zu können, mich im Alter
chwäche und Unschuld allen Versuchungen des
s und der Verzweiflung aussetzen, in der Fremde
eiden, Irrungen, Fallstricken, nach Knechtschaft
d fahnden, ein Joch auf mich nehmen, das weit un-
kbarer war als jenes, das ich nicht hatte ertragen
n: das war es, was ich zu unternehmen im Begriffe
das war die Aussicht, die ich hätte ins Auge fassen
n. Wie verschieden davon war alles, was ich mir aus-
Die Unabhängigkeit, die ich errungen zu haben
e, war das einzige Gefühl, das mich erfüllte. Frei und
neiner selbst, glaubte ich alles tun und alles errei-
u können: ich brauchte mich nur aufzuschwingen,
die Lüfte zu steigen und davonzufliegen. Voller
heit betrat ich die unendliche Weite der Welt,
Talente sollten sie bald erfüllen, auf jedem Schritte
ich Feste, Schätze, Abenteuer, dienstwillige
le und verliebte Frauen finden, die nach meiner
strebten; ich brauchte mich nur zu zeigen, um die
nit mir zu beschäftigen, vielleicht nicht die ganze
ich erließ ihr das gewissermaßen, denn dessen be-
ich nicht, eine reizvolle Gesellschaft genügte mir,
rige schierte mich nicht. Meine Bescheidenheit
te mir einen engen, aber erlesenen Kreis vor, in

dem ich zu herrschen sicher war. Ein einziges Schloß genügte meinem Ehrgeiz: als Günstling des Herrn und seiner Gemahlin, als Geliebter des Schloßfräuleins, Freund des Bruders und Gönner der Nachbarn wollte ich mich zufrieden geben, nach mehr stand mein Verlangen nicht.

Dieser bescheidenen Zukunft harrend, irrte ich einstweilen einige Tage lang um die Stadt und nächtigte bei mir bekannten Bauern, welche mich alle mit größerer Güte aufnahmen, als Städter es getan haben würden. Sie ließen mich ein, gaben mir Obdach und speisten mich allzu treuherzig, um es sich als Verdienst anrechnen zu können; man konnte es auch nicht Almosengeben nennen, denn sie nahmen dazu allzu wenig die Miene der Überlegenheit an.

Auf diesen Reisen und Streifereien durch die Welt gelangte ich bis Confignon auf savoyischem Gebiet, zwei Stunden von Genf entfernt. Der Pfarrer war ein Herr von Pontverre. Dieser in der Geschichte der Republik berüchtigte Name fiel mir auf. Ich war doch neugierig, zu sehen, aus welchem Holze denn die Nachkommen der Ritter vom Löffel geschnitten seien*). Ich besuchte also Herrn von Pontverre. Er empfing mich freundlich, sprach mir von der Genfer Ketzerei, von der Machtvollkommenheit der heiligen Mutterkirche, und gab mir zu essen. Auf Gründe, die solcher Art sich endigten, fand ich wenig zu erwidern, und ich meinte, daß Priester, bei denen man so gut zu Mittag aß, zum mindesten ebensoviel wert sein mußten als unsere Pfarrer. Ich war sicherlich gelehrter als Herr von Pontverre, ein wie guter Edelmann er auch sein mochte, aber ich war ein viel zu guter Gast, um ein ebenso guter Theologe zu sein, und sein Frangiwein, der mir ganz vorzüglich vorkam, zeugte so siegreich für ihn, daß ich mich geschämt hätte, einem so

*) Diese Ritter, Untertanen des Herzogs von Savoyen, wurden so genannt, weil sie sich als Feinde der Genfer gerühmt hatten, sie allesamt mit einem Löffel aufessen zu wollen und trugen deshalb auch als Erkennungszeichen einen Löffel um den Hals. In den *1527 bis 1530* fügten sie der Stadt viel Schaden zu; sie versuchten sie zweimal unter Führung François' von Pontverre, ihrem Hauptmann, zu erklimmen, aber alle ihre Unternehmungen mißlangen, ihr Anführer wurde getötet, und seit 1530 ihre Schlösser niedergebrannt wurden, spielen sie in der Geschichte Genfs keine Rolle mehr.

wackeren Wirte gegenüber das letzte Wort behalten zu wollen. Ich gab also nach oder widersprach ihm wenigstens nicht ins Gesicht. In Betracht der Rücksichten, die ich nahm, hätte man mich für falsch halten können. Man würde sich aber getäuscht haben, denn zweifelsohne benahm ich mich nur schicklich. Schmeichelei oder vielmehr Nachgiebigkeit ist nicht stets verwerflich, sondern weit öfter noch eine Tugend, besonders an jungen Leuten. Die Güte, mit der ein Mensch uns entgegentritt, stimmt uns freundlich gegen ihn, und wenn man ihm nachgibt, heißt das nicht, ihn hintergehen, sondern nur ihn nicht betrüben, ihm nicht Gutes mit Bösem vergelten wollen. Welchen Vorteil hatte denn Herr von Pontverre im Auge, als er mich freundlich aufnahm, mich gütig behandelte, und mich bekehren wollte? Doch keinen anderen als meinen eigenen, mein junges Herz sagte sich das. Ich empfand also Dankbarkeit und Verehrung für den guten Priester. Ich fühlte meine Überlegenheit, wollte ihn aber zum Entgelt für seine Gastfreundschaft nicht damit demütigen. Dieses Benehmen hatte keineswegs einen heuchlerischen Antrieb, ich dachte durchaus nicht daran, meine Religion zu wechseln, im Gegenteil, ich war weit davon entfernt, mich mit diesem Gedanken in solcher Schnelle vertraut zu machen, ich konnte ihn nur mit einem Abscheu betrachten, der ihn für lange Zeit von mir abhalten mußte: aber ich wollte andererseits denen nicht wehe tun, die in dieser Absicht freundlich zu mir waren, ich wollte mir ihr Wohlwollen erhalten, und ihnen dadurch, daß ich weniger gewaffnet erschien, als ich es in der Tat war, alle Hoffnung auf den Erfolg nicht rauben. Mein Fehler glich hierin der Koketterie ehrbarer Frauen, welche sich, um zu ihrem Ziele zu gelangen, bisweilen darauf verstehen, mehr hoffen zu lassen, als sie erfüllen wollen, ohne dabei etwas zu verstatten oder zu versprechen.

Vernunft, Barmherzigkeit und Liebe zur Ordnung hätten doch sicherlich verlangt, daß man mich, anstatt auf meine Torheit einzugehen, von dem Untergang, dem ich entgegenging, zurückhielt und mich meiner Familie

zurückschickte. Das hätte jeder wirklich tugendhafte Mann denn auch getan oder zu tun versucht. Aber wenn Herr von Pontverre auch ein guter Mann war, so war er sicherlich kein tugendhafter, im Gegenteil, er war ein Frömmler, der keine andere Tugend kannte, als das Anbeten von Bildern und Rosenkranzhersagen, eine Art Missionar, dem zum Besten seines Glaubens nichts Besseres zu tun einfiel, als das Abfassen von Streitschriften wider die Genfer Geistlichkeit. Er dachte nicht nur nicht daran, mich nach Hause zu schicken, sondern er benutzte sogar meine Sehnsucht, fortzukommen, dazu, mir jede Rückkehr unmöglich zu machen, selbst wenn ich wieder Lust dazu verspürt haben sollte. Man hätte ja schließlich darauf wetten können, daß er mich hinausschickte, um im Elende umzukommen oder ein Taugenichts zu werden. Aber dessen achtete er nicht. Er sah nichts wie eine der Ketzerei entrissene und der Kirche wiedergegebene Seele in mir. Ob ich nun ein ehrlicher Mensch oder ein Taugenichts wurde, was tat das, wenn ich nur in die Messe ging! Man muß übrigens nicht wähnen, daß diese Denkweise einzig den Katholiken eigentümlich ist, sie ist allen dogmatischen Religionen eigen, als welche das Wesentliche nicht im Handeln, sondern im Glauben suchen.

„Gott ruft Sie," sagte mir Herr von Pontverre, „gehen Sie nach Annecy, Sie werden dort eine gute und äußerst mildtätige Dame finden, welche durch die Wohltaten des Königs in den Stand gesetzt ist, auch andere Seelen dem Irrtume zu entreißen, aus dem sie selber sich zurückgefunden hat." Es handelte sich um Frau von Warens, eine Neubekehrte, welche die Priester in der Tat zwangen, eine Pension von 2000 Franken, welche ihr der König von Sardinien ausgesetzt hatte, mit dem Gesindel zu teilen, das seinen Glauben verkaufte. Ich fühlte mich recht gedemütigt, so eine gute und äußerst mildtätige Dame nötig zu haben. Ich hatte es sehr gern, wenn man mir gab, was ich brauchte, nicht aber, wenn man diese Gaben als Almosen auffaßte, und gar eine Frömmlerin war für mich nicht sehr anziehend. Aber durch Herrn

von Pontverre gedrängt, vom Hunger gepeinigt, und wohl auch froh darüber, eine Reise zu machen und ein Ziel zu haben, entschloß ich mich, wenn auch ungern, und reiste nach Annecy ab. Leicht hätte ich in einem Tag hingelangen können, aber ich hatte es keineswegs eilig, und so brauchte ich denn deren drei. Ich sah kein Schloß zur Rechten oder zur Linken, ohne hinzugehen und das Abenteuer zu suchen, das meiner, des war ich sicher, harren mußte. Die Schlösser zu betreten oder anzuklopfen, wagte ich nicht, denn ich war sehr zaghaft, aber ich sang jedesmal unter dem prächtigsten Fenster und war höchlichst erstaunt, nach dem längsten Gebrauch meiner Lungen weder Damen noch Fräuleins, herbeigelockt von der Schönheit meiner Stimme oder dem Salz meiner Lieder, hervortreten zu sehen, und dabei wußte ich doch wunderbare Lieder, die meine Kameraden mich gelehrt hatten, und sang sie auch gar wunderbar.

Endlich kam ich an und suchte Frau von Warens auf. Diese Spanne meines Lebens hat über meinen Charakter entschieden; ich kann mich nicht entschließen, leicht über sie hinzugehen. Ich stand mitten im sechzehnten Lebensjahre. Ohne das zu sein, was man einen hübschen Jungen nennt, war ich doch schön gewachsen, hatte einen hübschen Fuß, schlanke Beine, ein offenes Gesicht, belebte Züge, einen hübschen Mund, schwarze Haare, schwarze Augenbrauen und leider kleine und sogar tiefliegende Augen, welche jedoch das Feuer, das in meinem Blut brannte, kraftvoll aussprühten. Unglücklicherweise war mir von alledem nichts bewußt; mein ganzes Leben lang ist es mir niemals begegnet, an mein Äußeres zu denken, als bis es nicht mehr an der Zeit war, damit etwas zu erreichen. So besaß ich also neben der natürlichen Schüchternheit meiner Jahre noch die eines sehr liebebedürftigen Wesens, das dauernd von der Furcht zu mißfallen bedrängt ward. Außerdem fehlten mir, da ich die Welt niemals gesehen hatte, trotz meiner geistigen Reife, vollkommen alle Umgangsformen, und meine Kenntnisse boten dafür keinen Ersatz, sondern

machten mich nur noch schüchterner, da sie mich fühlen ließen, an wie vielem es mir gebrach.

Da ich also fürchtete, meine erste Vorstellung möchte nicht zu meinen Gunsten ausfallen, suchte ich auf andere Weise Eindruck zu machen, und schrieb einen sehr schönen Brief im Kanzelstil, in dem ich unter Anhäufung von Buchphrasen und Lehrlingsredensarten meine ganze Beredsamkeit entfaltete, um das Wohlwollen der Frau von Warens zu erringen. Ich schloß den Brief des Herrn von Pontverre dem meinen bei und brach zu dem schrecklichen Besuche auf. Ich traf Frau von Warens nicht an, und man sagte mir, sie sei soeben nach der Kirche gegangen. Es war am Palmsonntag des Jahres 1728. Ich laufe ihr nach, erblicke sie, hole sie ein und spreche sie an. Ich erinnere mich der Stelle noch sehr wohl, denn ich habe sie oft mit meinen Tränen benetzt und mit meinen Küssen bedeckt. Warum kann ich diese selige Stätte nicht mit einem goldenen Gitter umgeben und die Huldigungen der ganzen Welt zu ihr hinlenken. Wer immer die Denkmale des Menschenheiles zu ehren liebt, sollte sich ihr nur auf den Knien nahen!

Ich begegnete ihr in einem Durchgange hinter ihrem Hause, zur Rechten ein Bach, der es vom Garten trennte, zur Linken die Hofmauer, und dann führte er weiter bis zu einer Hintertür der Franziskanerkirche. Frau von Warens wendete sich, im Begriff diese Türe zu durchschreiten, beim Klang meiner Stimme um. Wie wurde mir nicht bei diesem Anblicke! Ich hatte mir eine alte hochnasige Betschwester vorgestellt, denn meiner Meinung nach konnte die milde Dame des Herrn Pontverre nicht gut anders sein. Und nun erblickte ich ein liebreizendes Antlitz mit schönen blauen sanften Augen, eine blendende Haut und die Umrisse eines bezaubernden Busens. Nichts entging dem schnellen Blicke des jungen Proselyten, denn augenblicks war ich einer der Ihren in der Überzeugung geworden, daß eine von solchen Sendboten gepredigte Religion nicht verfehlen könne, geraden Wegs in das Paradies zu führen. Lächelnd nahm sie den Brief, *ich ihr mit* zitternder Hand reichte, öffnete ihn, warf

einen Blick in den des Herrn von Pontverre, nahm dann wieder den meinen, las ihn von Anfang bis zu Ende und würde ihn noch einmal gelesen haben, wenn ihr Diener sie nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, daß es Zeit zum Eintreten sei. „Ach, mein Kind," sagte sie zu mir in einem Ton, der mich erbeben machte, „Sie sind noch so jung und streifen schon durchs Land, das ist wirklich schade." Dann setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Erwarten Sie mich in meinem Hause und bestellen Sie, man solle Ihnen ein Frühstück auftragen, nach der Messe werde ich mich mit Ihnen besprechen."

Luise Eleonore von Warens war eine geborene Fräulein de la Tour de Pil, welche altadelige Familie in Vevey, einer Stadt des Waadtlandes, ansässig ist. Noch sehr jung, hatte sie sich mit Herrn von Warens aus dem Hause Loys, dem ältesten Sohne des Herrn von Villardin aus Lausanne, verheiratet. Da diese Ehe, aus der keine Kinder hervorgingen, nicht allzu glücklich war, benutzte Frau von Warens, von irgend einem häuslichen Kummer getrieben, die Zeit, in welcher der König Victor Amadeus in Evian war, um über den See zu fahren und sich diesem Fürsten zu Füßen zu werfen, dergestalt in einer der meinen nicht unähnlichen Unbesonnenheit, welche auch sie allezeit hat beweinen müssen, ihren Gatten, ihre Familie und ihre Heimat verlassend. Der König, der den eifrigen Katholiken zu spielen liebte, nahm sie unter seinen Schutz und setzte ihr eine Pension von fünfzehnhundert piemontesischen Livres aus, was für einen sonst so wenig freigiebigen Fürsten recht viel war, und als er gewahrte, daß man ihn um dieser Gunst willen für verliebt in sie hielt, schickte er sie, von einer Abteilung seiner Garden geleitet, nach Annecy, wo sie unter der geistigen Führung des Titularbischofs von Genf, Michael Gabriel von Bernex, im Kloster der Heimsuchung ihren Glauben abschwor.

Als ich hinkam, war sie schon sechs Jahre dort, und zählte achtundzwanzig Jahre, da sie mit dem Jahrhundert geboren war. Ihr eignete jene Schönheit, welche dauert, weil sie mehr im Ausdrucke als in den Zügen

liegt, und die ihrige stand gerade in ihrem ersten Glanze. Sie hatte eine wohltuende und zärtliche Miene, einen sehr sanften Blick, ein engelhaftes Lächeln, einen dem meinen nicht unähnlichen Mund und aschfarbenes Haar von ganz ungewöhnlicher Schönheit, dem sie einen nachlässigen Fall zu geben wußte, was sie besonders reizvoll machte. Sie war klein, sogar untersetzt, und hatte einen etwas starken, wenn auch nicht mißgestalteten Rumpf; aber einen schöneren Kopf, einen schöneren Busen, schönere Hände und schönere Arme hätte man nicht finden können.

Ihre Erziehung war sehr zusammengewürfelt gewesen: ebenso wie ich hatte sie ihre Mutter bei ihrer Geburt verloren, und da man ihr achtlos jeden Unterricht zuteil werden ließ, zu dem sich gerade Gelegenheit bot, hatte sie etwas von ihrer Erzieherin gelernt, etwas von ihrem Vater, etwas von ihren Lehrern und gar viel von ihren Verehrern, vor allem von einem Herrn von Tavel, welcher Geschmack und Kenntnisse besaß, und das von ihm geliebte Wesen damit zu schmücken wußte. Aber derartig viele Unterrichtsarten schadeten sich gegenseitig, und die geringe Einteilung, die in allem herrschte, verhinderten ihre verschiedenen Studien die natürliche Begabung ihres Geistes zu erweitern. So verfehlte sie denn auch nicht, obgleich ihr die Grundregeln der Philosophie und Physik nicht unbekannt waren, bald den Geschmack ihres Vaters für Quacksalberei und Alchimie zu teilen: sie bereitete Elixiere, Tinkturen, Balsame und Rezepte, und behauptete, im Besitze von Geheimnissen zu sein. Schwindler machten sich ihre Schwäche zunutze, bemächtigten sich ihrer, umlagerten sie, richteten sie zugrunde und zerstörten zwischen Schmelztiegeln und Heilmitteln ihren Verstand, ihre Gaben und ihre Reize, mit denen sie anders die beste Gesellschaft hätte entzücken können.

Aber wenn niedrige Betrüger ihre schlecht geleitete Erziehung benutzten, um ihre Vernunft zu verdunkeln, so hielt ihr vortreffliches Herz doch stand und blieb sich *'s gleich:* ihr sanfter liebevoller Charakter, ihr Mit-

gefühl für Unglückliche, ihre unerschöpfliche Güte, ihr heiteres offenes und freies Gemüt veränderten sich niemals, selbst beim Herannahen des Alters erhielt in Leiden, Armut und mancherlei Widrigkeiten die Heiterkeit ihrer schönen Seele ihrem Leben allen Frohsinn ihrer glücklichsten Tage bis ans Ende.

Ihre Irrungen entsprangen einem unerschöpflichen Tätigkeitstriebe, der unaufhörlich nach Beschäftigung verlangte. Ihr Sinn stand nicht etwa nach Weiberkabalen, sondern nach der Leitung ernster Unternehmungen. Sie war für große Angelegenheiten wie geschaffen. Frau von Longueville wäre an ihrer Stelle nur eine Ränkeschmiedin gewesen, sie dagegen hätte an der Stelle der Frau von Longueville den Staat regiert. Ihre Gaben fanden nicht das rechte Gebiet: was in einer höheren Stellung ihren Ruhm bewirkt hätte, wurde in den Verhältnissen, in denen sie lebte, ihr Verderben. In allen Dingen, die innerhalb ihres Bereiches lagen, erweiterte sie ihren Plan stets so sehr im Kopfe, daß sie ihren Gegenstand immer nur im großen sah. Da sie nun Mittel anwandte, die ihren Absichten, nicht aber ihren Kräften gemäß waren, mißlang ihr alles, und sie verlor dabei auch stets alles, während andere so gut wie nichts eingebüßt hätten. Dieser Unternehmungsgeist, der so viel Leid über sie brachte, bewirkte in ihrem klösterlichen Zufluchtsorte wenigstens das Gute, daß er sie abhielt, sich dort, wie sie wohl Lust verspürte, für ihr ganzes Leben niederzulassen. Das schlichte eintönige Leben der Nonnen, ihr belangloses Geplauder im Sprechzimmer und was dergleichen mehr ist, konnte einen stets regen Geist, der täglich neue Pläne schmiedete und der Freiheit bedurfte, um sich ihnen hinzugeben, auf die Dauer nicht fesseln. Der gute Bischof von Bernex glich Franz von Sales trotz seines minderen Geistes doch in gar vielen Punkten, und Frau von Warens, die er seine Tochter nannte, und die wiederum der Frau von Chantal in manchen anderen Punkten ähnelte, hätte ihr auch noch in ihrer Zurückgezogenheit ähnlich bleiben können, wenn eben ihre Wesensart sie dem müßigen Klosterleben nicht *abspenstig* gemacht hätte. Es geschah

durchaus nicht aus mangelndem Glaubenseifer, wenn die liebenswürdige Frau sich all den kleinen Andachtsübungen nicht unterwarf, wie es sich doch für eine Neubekehrte, die unter der Obhut eines Prälaten lebte, zu schicken schien. Was auch immer der Anlaß zu ihrem Glaubenswechsel gewesen sein mochte, sie war von der Religion, die sie angenommen hatte, aufrichtig erfüllt; sie mag ihren Übertritt vielleicht als einen Fehler bereut haben, sicherlich aber hat sie niemals den Wunsch verspürt, ihn ungeschehen zu machen. Sie ist nicht nur als gute Katholikin gestorben, sondern sie hat auch ehrlich und treu so gelebt, und ich, der ich auf dem Grunde ihrer Seele gelesen zu haben meine, ich wage zu versichern, daß sie einzig und allein aus Widerwillen gegen alles Getue nicht öffentlich die Fromme gespielt hat. Sie besaß eine viel zu feste und ehrliche Frömmigkeit, um damit prunken zu wollen. Aber dies hier ist nicht der Ort, um mich über ihre Grundsätze auszulassen. Ich werde noch öfter Gelegenheit haben, davon zu reden.

Alle die, welche die Sympathie der Seelen leugnen, mögen, wenn anders sie es können, erklären, wie es kam, daß mir Frau von Warens vom ersten Begegnen, vom ersten Worte, vom ersten Blicke an nicht nur die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein vollkommenes Vertrauen eingeflößt hat, das niemals enttäuscht worden ist. Man nehme an, daß das, was ich für sie empfand, wirklich Liebe gewesen sei (eine Vermutung, welche dem, der dem Verlaufe unseres Verhältnisses folgt, zum mindesten unwahrscheinlich vorkommen muß): wie konnte es dann aber sein, daß diese Leidenschaft von ihrem Entstehen an von Empfindungen begleitet war, die sie sonst am wenigsten zu erwecken pflegt: von Herzensfrieden, Ruhe, Heiterkeit, Sorglosigkeit, Sicherheit? Wie konnte es sein, daß ich mich bei der Annäherung an eine liebenswürdige gebildete blendend schöne Frau, an eine Dame, die einem höheren Stande als ich angehörte, mit deresgleichen ich noch niemals in Berührung gekommen war, und von der gewissermaßen, je nach dem *größeren* oder geringeren Anteil, den sie an mir nehmen

würde, mein Schicksal abhing, wie kann es sein, frage ich, daß ich mich trotz alledem ihr gegenüber sofort ebenso frei und ebenso wohl fühlte, als ob ich völlig sicher gewesen wäre, ihr zu gefallen? Warum bedrängte mich keinen Augenblick lang ein beklommenes, verlegenes oder ängstliches Gefühl? Wie konnte ich, der ich von Natur blöde und verlegen und niemals mit der großen Welt in Berührung gekommen war, ihr gegenüber vom ersten Tage, ja vom ersten Augenblicke an, den Mut zu dem freien Benehmen, der zärtlichen Redeweise und dem vertraulichen Tone finden, den ich auch zehn Jahre später hatte, nachdem er durch die größte Vertraulichkeit zwischen uns natürlich geworden war? Gibt es Liebe, ich sage nicht, ohne Verlangen, denn ich empfand es, aber ohne Unruhe, ohne Eifersucht? Will man von dem Gegenstande, den man liebt, nicht wenigstens erfahren, ob man wiedergeliebt wird? Diese Frage auch nur ein einziges Mal während meines ganzen Lebens an sie zu stellen ist mir ebensowenig in den Sinn gekommen, wie ich mich selber auch nicht fragte, ob ich sie liebe, und sie ihrerseits ist mir gegenüber ebenfalls niemals neugieriger gewesen. Nichtsdestoweniger war in meinen Gefühlen für diese bezaubernde Frau irgend etwas Besonderes, und man wird im folgenden noch Wunderlichkeiten erfahren, die man schwerlich vermutet hätte.

Es handelte sich darum, was aus mir werden sollte, und um darüber mit größerer Muße sprechen zu können, behielt sie mich zum Essen bei sich. Dies war die erste Mahlzeit in meinem Leben, bei der ich es an Appetit fehlen ließ, und ihr uns bedienendes Kammermädchen meinte noch dazu, daß ich der erste Reisende meines Alters und meines Standes sei, an dem sie dieses Fehlen beobachtet hätte. Diese Bemerkung, die mir in den Augen ihrer Herrin nicht schadete, war ein wenig auf einen ungeschlachten Burschen gemünzt, der mit uns speiste und ganz allein für sechs aß. Ich meinerseits schwelgte in einem Entzücken, das mir alles Essen unmöglich machte. *Mein Herz* weidete sich an einem neuen

Gefühl, das mein ganzes Wesen beherrschte und mi
nichts anderes die Gedanken frei ließ.

Frau von Warens wollte die Einzelheiten meiner
zen Geschichte erfahren, und um sie ihr zu erzählen,
ich alles Feuer wieder, das ich bei meinem Meister
loren hatte. Je mehr ich die treffliche Seele zu me
Gunsten einnahm, desto mehr beklagte sie das Schic
das ich herauszufordern mich anschickte. Ihr zartes
gefühl offenbarte sich in ihren Mienen, in ihrem B
in ihren Geberden. Sie wagte nicht, mich zur Rück
nach Genf zu bestimmen, in ihrer Stellung wäre die
Verbrechen am katholischen Glauben gewesen, un
war ihr durchaus nicht unbekannt, wie eifrig sie ü
wacht wurde und wie genau man jedes ihrer Worte
wog. Aber sie sprach in so ergreifendem Tone von
Kummer meines Vaters zu mir, daß man gar wohl me
konnte, wie sehr sie es gebilligt hätte, wenn ich zu sei
Troste zurückgekehrt wäre. Sie ahnte nicht, wie seh
ohne es gewahr zu werden, gegen sich selber spr
Außerdem stand, wie ich bereits gesagt zu haben gla
mein Entschluß fest, und je beredsamer und über
gender ich ihre Reden fand, je mehr sie mir zu He
gingen, desto weniger konnte ich mich entschließen,
von ihr zu trennen. Ich fühlte, daß nach Genf zur
kehren ein fast unübersteigliches Hindernis zwis
mich und sie aufrichten hieß, falls ich nicht den Sch
den ich bereits getan, noch einmal wagen wollte,
so war es denn besser, ihn ein für allemal gesch
sein zu lassen. Ich blieb also fest. Frau von Wa
welche die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ei
trieb sie nicht so weit, sich bloßzustellen, aber sie s
mit einem Blicke voller Mitleid zu mir: „Armer Ju
du wirst gehen, wohin Gott dich ruft, aber wenn du
mal groß sein wirst, wirst du noch an mich denk
Ich glaube, sie ahnte selber nicht, wie grausam
Prophezeiung sich einst erfüllen sollte. Die Mißlic
meiner Lage blieb also unverrückt: denn wie sollt
, so jung, fern von der Heimat durchbringen kön
h kaum meine halbe Lehrzeit hinter mir hatte

herrschte ich mein Handwerk noch lange nicht. Hätte ich es aber auch getan, so würde ich dennoch davon in einem Lande wie Savoyen, das zur Pflege der Künste zu arm war, nicht haben leben können. Der Vierschrot, der für uns aß und sich gezwungen fühlte, eine Pause zu machen, damit seine Kinnbacken sich ausruhen möchten, tat eine Ansicht kund, welche, wie er sagte, vom Himmel käme, die aber, nach ihren Folgen zu urteilen, genau von der entgegengesetzten Seite zu kommen schien: er riet, ich solle nach Turin gehen, wo ich in einem für die Ausbildung der Katechumenen errichteten Hospize so lange meine leibliche und geistige Nahrung finden würde, bis sich nach meiner endlichen Aufnahme in den Schoß der heiligen Kirche durch die Barmherzigkeit guter Seelen eine geeignete Stellung für mich böte. Was die Reisekosten anbeträfe, fuhr unser Freund fort, so würde Seine Gnaden, der hochwürdige Herr Bischof, wenn die gnädige Frau ihm dieses gute Werk vorschlüge, nicht verfehlen, aufs mildtätigste dafür zu sorgen, und die gnädige Frau Baronin, die ja selber so barmherzig sei, sagte er mit einem Bückling über seinen Teller, würde sich gewiß beeilen, gleichfalls daran teilzunehmen.

Ich fand all diese Wohltuerei recht bitter und saß wortlos und mit bedrängtem Herzen da, und Frau von Warens ließ es, ohne diesen Plan mit dem gleichen Eifer aufzugreifen, mit dem er vorgebracht wurde, bei der Antwort bewenden, jeder müsse sich an guten Werken nach seinem Vermögen beteiligen, sie jedenfalls würde Seiner Hochwürden von der Angelegenheit sprechen. Der Teufelskerl aber, welcher fürchtete, sie möchte nicht ganz in seinem Sinne reden, und außerdem sein eigenes Interesse bei der Sache hatte, verständigte auf eigene Faust die geistlichen Armenpfleger, und wußte die wackeren Priester so einzunehmen, daß Frau von Warens, welche diese Reise für mich fürchtete, die Angelegenheit schon geordnet vorfand, als sie mit dem Bischof darüber sprechen wollte, und nun nicht mehr tun konnte, als den ihr augenblicks ausgehändigten, für meine kleine Reise bestimmten Zehrpfennig in Empfang zu nehmen. Denn

sie konnte nicht wagen, ein Wort für mein ferneres Bleiben einzulegen: ich trat in ein Alter, in welchem eine Frau des ihren in Züchten nicht versuchen durfte, einen jungen Mann in ihrer Nähe zu behalten.

Da meine Reise also von denen, die für mich sorgen wollten, dergestalt beschlossen war, konnte ich mich nur fügen, und ich tat es sogar ohne vielen Widerstand. Obgleich Turin weiter entfernt war als Genf, glaubte ich doch, es müsse als Hauptstadt mit Annecy in regerer Verbindung stehen denn die Stadt eines fremden Staates und einer anderen Religion, und da ich außerdem fortging, um Frau von Warens gehorsam zu sein, betrachtete ich mich gewissermaßen als dauernd unter ihrer Leitung stehend, und das galt mir mehr, als ein Leben in ihrer Nähe. Und schließlich schmeichelte der Gedanke an eine große Reise meinem Wandertriebe, der sich damals schon zu offenbaren begann. Es erschien mir schön, in meinem Alter das Gebirge zu überschreiten und mich um die ganze Höhe der Alpen über meine Kameraden zu erheben. Länder sehen hat einen Reiz, dem ein Genfer kaum zu widerstehen vermag: und so gab ich denn also meine Einwilligung. Mein Tölpel sollte in zwei Tagen mit seiner Frau aufbrechen: ich wurde ihnen anvertraut und anbefohlen. Man übergab ihnen meine durch Frau von Warens noch mehr gefüllte Börse (im geheimen hatte sie mir mit ausführlichsten Anweisungen noch eine andere kleine Summe übergeben), und wir reisten am Mittwoch in der Karwoche ab.

Am Morgen nach meinem Aufbruch von Annecy langte mein Vater, der meine Spur verfolgte, in Begleitung eines Herrn Rival dort an. Herr Rival, sein Freund und gleich ihm Uhrmacher, war ein Mann von Geist, ein Schöngeist sogar, der bessere Verse machte als La Motte und fast ebenso gut wie jener sprach. Was aber mehr ist, er war ein vollkommener Ehrenmann, dessen unangebrachte literarische Begabung leider nur dazu geführt hat, einen seiner Söhne Schauspieler werden zu lassen.

Diese Herren besuchten Frau von Warens und be*eden sich* darin, gemeinsam mit ihr mein Schicksal

zu beweinen, anstatt mir zu folgen und mich einzuholen, wie es ihnen, da sie zu Pferde waren und ich zu Fuß, ein leichtes gewesen wäre. Ebenso hatte es mein Onkel Bernard gemacht. Er war mir nach Confignon nachgereist, hatte dort erfahren, daß ich in Annecy sei, und war wieder nach Genf zurückgekehrt. Es ist, als wären meine Verwandten mit meinem Unstern im Bunde gewesen, um mich dem meiner harrenden Geschicke anheim fallen zu lassen. Mein Bruder war durch eine ähnliche Nachlässigkeit verloren gegangen, und zwar so völlig, daß man niemals erfahren hat, was aus ihm geworden.

Mein Vater war nicht nur ein Ehrenmann, sondern auch ein Mensch von äußerster Rechtschaffenheit und zählte zu jenen starken Seelen, welche der höchsten Tugend fähig sind, ja, er war sogar, und besonders für mich, ein guter Vater. Er liebte mich aufs zärtlichste, aber er liebte auch sein Vergnügen, und außerdem hatten, seit ich von ihm getrennt lebte, andere Neigungen seine väterliche Zuneigung etwas abgeschwächt. Er hatte sich in Nyon zum zweiten Male verheiratet, und obgleich seine Frau nicht mehr in dem Alter stand, um mir noch Geschwister zu geben, hatte sie doch Verwandte, und daraus gestaltete sich eine andere Familie, ein anderer Lebensumstand und ein neuer Haushalt, welcher die Erinnerung an mich nicht mehr so oft neu belebte. Mein Vater alterte und besaß kein Vermögen, das sein Leben hätte erleichtern können. Ich und mein Bruder dagegen besaßen eine Erbschaft von seiten meiner Mutter, deren Nutznießung meinem Vater während unserer Abwesenheit zufallen mußte. Dieser Gedanke schwebte ihm nicht unmittelbar vor und hinderte ihn keineswegs, seine Pflicht zu tun, aber er mag doch, ohne daß mein Vater sich dessen bewußt wurde, dumpf in ihm gewirkt und bisweilen seinen Eifer, der anders lebhafter gewesen wäre, gehemmt haben. Darum, glaube ich, ist er mir, nachdem er meine Spuren bis Annecy verfolgt hatte, dennoch nicht bis Chambéri nachgekommen, wo er mich einzuholen sicher sein durfte. Und das ist auch der Grund, weshalb er mich bei *meinen* häufigen Besuchen nach

meiner Flucht zwar stets mit väterlicher Zärtlichkeit empfangen, sich aber niemals große Mühe gegeben hat, mich bei sich zu behalten.

Dieses Verhalten eines Vaters, dessen Zärtlichkeit und Tugend mir so wohlbekannt waren, hat mich Betrachtungen über mich selber anstellen lassen, die nicht wenig dazu beigetragen haben, mir das Herz gesund zu erhalten. Ich habe aus ihnen den großen sittlichen Grundsatz, den einzigen vielleicht, der sich im Leben anwenden läßt, gewonnen, daß man allen Verhältnissen aus dem Wege gehen soll, welche unsere Pflichten zu unseren Vorteilen in Gegensatz bringen und uns unser Heil im Nachteile anderer finden lassen. In einer solchen Lage wird man, wie groß unsere Liebe zur Tugend auch immer sei, früher oder später doch, ohne es zu gewahren, schwach werden, denn man kann in der Tat schlecht und ungerecht handeln und dabei im Herzen doch gut und gerecht geblieben sein.

Dieser Grundsatz, den ich meinem Herzen tief eingeprägt und, wenn auch etwas später, in all meinem Tun und Treiben in die Tat umgesetzt habe, gehört mit zu denen, die mich der Menge und vor allem meinen Bekannten so absonderlich und so närrisch haben erscheinen lassen. Man hat mich beschuldigt, um jeden Preis originell sein und anders handeln zu wollen, wie alle anderen. In Wahrheit war ich kaum darauf bedacht, ebenso noch anders wie andere zu handeln. Ich habe stets nur aufrichtig das tun wollen, was gut war. Ich floh mit aller Kraft alle Verhältnisse, aus denen mir ein Vorteil erwachsen konnte, der dem Vorteil eines anderen entgegenstand, und folglich den geheimen, wenn auch völlig unbewußten Wunsch bedingte, der andere möchte der Benachteiligte werden.

Vor zwei Jahren hat mir Mylord Marschall in seinem Testament etwas vermachen wollen. Ich habe mich dem mit allen Kräften widersetzt. Ich sagte ihm, ich wolle um nichts in der Welt meinen Namen in dem Testament eines Menschen wissen, wer es auch immer sei, am allerwenigsten aber in dem seinen. Er gab nach. Jetzt will

er mir eine Lebensrente aussetzen, und dagegen habe ich nichts. Man wird meinen, ich fände bei diesem Wechsel durchaus meine Rechnung; das mag sein. Wenn ich aber das Unglück haben sollte, dich, der du mein Wohltäter und mein Vater bist, zu überleben, so weiß ich doch wenigstens, daß ich mit dir alles verliere und nichts zu gewinnen habe!

Das ist meiner Meinung nach die beste Philosophie, die einzige, welche sich für das menschliche Herz wahrhaft geziemt. Täglich fühle ich mich von ihrer tiefen Wahrheit tiefer durchdrungen, und ich habe sie in allen meinen letzten Schriften auf die verschiedensten Weisen auseinandergesetzt und beleuchtet. Aber die oberflächliche, lesende Menge hat sie darin nicht zu bemerken vermocht. Wenn ich die Vollendung des vorliegenden Werkes lange genug überlebe, um ein anderes beginnen zu können, habe ich vor, in der Fortsetzung des Emil ein so anziehendes und nachdrückliches Beispiel von diesem Grundsatze zu geben, daß jeder meiner Leser es zu beachten gezwungen sein wird. Doch halt, für einen Reisenden sind das der Betrachtungen genug, es wird Zeit, mich wieder auf den Weg zu machen.

Ich legte ihn angenehmer zurück, als ich hätte erwarten dürfen, und mein feister Bauer erwies sich lange nicht so ungeschliffen, wie er aussah. Er war ein Mann mittleren Alters, der sein schwarzes ergrauendes Haar im Zopfe trug, wie ein Soldat aussah, laut sprach, ziemlich lustig war, tapfer marschierte, noch tapferer aß und sich mit allerlei Gewerben befaßte, weil er kein einziges wirklich verstand. Er hatte, glaube ich, vorgeschlagen, in Annecy irgend eine Fabrik anzulegen, und Frau von Warens hatte nicht verfehlt, zu dem Unternehmen etwas beizusteuern. Jetzt reiste er auf ihre Kosten nach Turin, um die Erlaubnis des Ministers einzuholen. Unser Freund besaß nämlich das Talent der Ränkeschmiedekunst, wobei er sich stets hinter die Priester steckte, und da er ihnen gegenüber stets den Dienstbeflissenen spielte, hatte er in ihrem Umgange einen bestimmten frömmelnden Ton angenommen, dessen er sich unaufhörlich in dem

Wahne bediente, von Natur ein großer Prediger zu sein. Er wußte sogar einen lateinischen Abschnitt aus der Bibel auswendig, und da er ihn täglich tausendmal aufsagte, war es so gut, als hätte er deren tausend gewußt. Im übrigen fehlte es ihm niemals an Geld, solange er welches in dem Beutel eines anderen wußte, aber er war darum doch kein Spitzbube, sondern nur ein Schlaukopf, und glich, wenn er seine Kapuzinaden im Tone eines Bekehrers von sich gab, Peter dem Einsiedler, der mit dem Säbel an der Seite den Kreuzzug predigte.

Was Frau Sabran, seine Gattin anbetraf, so war sie eine ganz wackere Frau, welche sich jedoch tagüber weit ruhiger als in der Nacht verhielt. Da ich mit ihnen stets in einem Zimmer schlief, erweckten mich ihre geräuschvollen Schlaflosigkeiten oft, und würden mich noch weit wacher gemacht haben, wenn ich ihre Veranlassung begriffen hätte. Aber ich ahnte sie nicht einmal und befand mich, was dieses Kapitel anbelangt, überhaupt in einer Unwissenheit, welche der Natur allein alle Sorge um meine Belehrung überließ.

So zog ich denn mit meinem frommen Führer und seiner lebhaften Gefährtin fröhlich meines Wegs. Kein Unfall störte meine Reise, mein Lebtag hatte ich mich geistig und körperlich nicht so wohl gefühlt. Jung, kräftig, voller Gesundheit, Zuversicht, Vertrauen und Selbstvertrauen, befand ich mich in jenem kurzen, aber köstlichen Augenblick des Lebens, in welchem seine überströmende Fülle sozusagen unser ganzes Wesen und alle unsere Empfindungen weitet und in unseren Augen die gesamte Natur mit dem Rosenrot unseres eigenen Daseins bekleidet. Meine süße Unruhe hatte ein Ziel, das sie vom Umherirren abhielt und meine ganze Einbildungskraft gefangen nahm. Ich fühlte mich als dasWerk, den Schüler, den Freund, ja fast als den Geliebten der Frau von Warens. Die verbindlichen Worte, die sie mir gesagt, die zarten Aufmerksamkeiten, die sie mir erwiesen, die liebevolle Teilnahme, die sie an mir genommen zu haben schien, ihre bezaubernden Blicke, welche mir *von Liebe erfüllt* dünkten, weil sie Liebe in mir er-

alles dieses nährte meine Gedanken auf dem
e und schuf mir die süßesten Träume, welche von
Furcht und keinem Zweifel an meinem Schicksal
wurden. Mich nach Turin schicken, hieß meiner
ıg nach sich verpflichten, dort für mein Leben zu
und mir eine schickliche Stellung zu verschaffen.
gte mich nun nicht mehr um mich, da andere das auf
ıommen hatten, und so schritt ich denn, von dieser
freit, leichten Fußes dahin, und jugendliche Wün-
eseligende Hoffnungen und glänzende Pläne er-
mein Herz. Alles, was ich rings um mich erblickte,
mir Bürge meines nahen Glückes zu sein. In den
n glaubte ich ländliche Feste, auf den Wiesen
lige Spiele, längs der Flüsse Bäder, Wandelgänge
schzüge, auf den Bäumen köstliche Früchte, in
Schatten glückseliges Beieinandersein, auf den
Fässer voll Milch und Rahm zu erblicken, und
beglückenden Müßiggang, Frieden, Einfalt und
ı wandeln, ohne zu wissen wohin. Kurz, nichts
den Bereich meiner Augen, ohne mein Herz in
zu versetzen. Die wirkliche Größe, Mannigfaltig-
d Schönheit des sich vor mir entrollenden Schau-
icherte ihm den Beifall der Vernunft, und sogar
elkeit verfehlte nicht, ihre Würze beizusteuern.
g nach Italien zu reisen, schon so viele Länder
ı zu haben, Hannibal quer über die Berge zu fol-
ınkte mich ein Ruhm, der weit über mein Alter
ging. Dazu kam noch unsere häufige, allerwärts
igte Einkehr, ein großer Hunger und alles, um
stillen, denn es hätte sich in der Tat nicht ver-
nich zu beschränken, weil neben der Mahlzeit des
Sabran die meinige kaum in Betracht kam.

kann mich nicht entsinnen, im ganzen Verlauf
Lebens eine Zeitspanne durchlebt zu haben, die
g frei von allen Sorgen und Plagen war, wie diese
oder acht Tage unserer Reise, denn der Schritt
ıu Sabran, nach dem wir den unseren richten
, ging nicht über das Tempo eines gemächlichen
ganges hinaus. *Die Erinnerung* hat mir die Leb-

hafteste Lust an allem, was mit dieser Reise zusamm
hing, bewahrt, vor allem ein Gefallen an Bergen und
Fußwanderungen. Ich bin nur in jüngeren Jahren, d
aber stets mit höchstem Entzücken, zu Fuß gere
Später haben mich Obliegenheiten, Geschäfte und
päck gezwungen, den Herrn zu spielen und Wagen
nehmen. Die nagenden Sorgen, Drangsale und Kümm
nisse sind dann stets mit mir zusammen eingestiegen,
während ich früher auf meinen Reisen nur die Lust
Wanderns empfand, verspürte ich nun nichts and
mehr denn das Bedürfnis, an meinem Ziele anzulan
Lange habe ich in Paris nach zwei Kameraden gesu
die mit mir gleichen Sinnes und willens waren, je
fünfzig Dukaten aus seiner Börse und ein Jahr von se
Zeit zu opfern, um gemeinsam mit mir Italien zu
ohne anderes Gepäck zu durchreisen als einen Bursch
der uns einen Nachtsack trug. Gar viele sind mit sch
barem Entzücken auf diesen Plan eingegangen, ha
ihn aber im Grunde alle für ein bloßes Luftschloß
halten, von dem man lediglich schwatzt, ohne jemal
seine Verwirklichung zu denken. Ich entsinne mich,
ich einmal Diderot und Grimm, denen ich leidensch
lich von diesem Plane sprach, endlich Lust dazu gem
hatte. Ich glaubte, die Sache würde nun endlich zusta
kommen, aber von allem blieb schließlich nichts we
übrig als die Absicht, die Reise schriftlich zu mac
und in ihrem Verlaufe, dies fand Grimm besonders
götzlich, Diderot recht viele Ruchlosigkeiten begehe
lassen und mich an seiner Statt der Inquisition zu ü
antworten.

Mein Bedauern, gar so schnell in Turin anzulan
wurde durch das Vergnügen, eine große Stadt zu sel
und durch die Hoffnung gemildert, dort bald eine me
würdige Rolle zu spielen, denn schon stiegen mir
Dünste des Ehrgeizes zu Kopf, schon fühlte ich n
über meinen alten Lehrlingsstand unendlich hinau
hoben, und nichts lag mir ferner, als zu ahnen, wie l
ich tief unter ihn hinabsinken sollte.

Ehe ich fortfahre, schulde ich dem Leser jedoch

Entschuldigung oder eine Rechtfertigung für all die bedeutenden Einzelheiten, mit denen ich mich be habe und im folgenden noch befassen werde, und die doch in seinen Augen gar wenig Anziehendes besitzen können. Bei meinem Unterfangen, mich der Welt von Grund auf zu offenbaren, darf nichts, was mich angeht, dunkel oder verborgen bleiben. Ich muß mich unaufhörlich ihren Blicken aussetzen, damit sie mir in alle Irrungen meines Herzens, in alle Winkel meines Lebens folgen könne, ohne mich jemals auch nur für einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, denn ich habe Furcht, sie möchte bei der geringsten Lücke, der geringsten Leere, die sie etwa in meinem Berichte findet, sich fragen: was hat er denn während dieser Zeit getrieben, und mich beschuldigen, ich hätte nicht alles sagen wollen. Ich gebe der Bosheit der Menschen durch mein Reden schon genug Anlaß, so will ich ihr denn wenigstens durch mein Schweigen keinen geben.

Mein geheimer Notgroschen war dahin: ich hatte nämlich geplaudert, und meine Unverschwiegenheit sollte von meinen Begleitern nicht ungenutzt vorüber gelassen werden. Frau Sabran fand Mittel und Wege, mir alles und selbst ein schmales silberbesponnenes Band, das Frau von Warens mir für meinen kleinen Degen geschenkt hatte, und dessen Verlust ich mehr als alles andere bedauerte, abzunehmen. Auch der Degen würde in ihre Hände übergegangen sein, wenn ich mich dem nicht allzusehr widersetzt hätte. Unterwegs hatten sie mich treulich verköstigt, mir sonst aber nichts gelassen. So langte ich denn ohne Kleider, ohne Geld und ohne Wäsche in Turin an, und mußte schon einzig und allein meinem persönlichen Werte die ganze Ehre überlassen, das Glück, das ich zu machen gedachte, zu begründen.

Ich hatte Empfehlungsbriefe, händigte sie aus, und wurde sogleich nach dem Katechumenen-Hospiz gebracht, um darin in der Religion unterwiesen zu werden, für welche man mir meinen Unterhalt verkaufte. Beim Eintreten gewahrte ich ein schweres eisernes Gittertor, das, sobald ich hindurchgeschritten war, doppelt hinter

mir geschlossen wurde. Dieser Beginn berührte mich eher peinlich als erfreulich, und wollte mir gerade zu denken geben, als man mich in einen ziemlich großen Raum eintreten hieß. Ich erblickte darin als einzige Ausstattung nichts weiter, denn im Hintergrunde einen hölzernen, von einem großen Kreuze überragten Altar und rings herum vier oder fünf Stühle, ebenfalls aus Holz, die poliert zu sein schienen, diesen Glanz aber nur ihrer Abnutzung verdankten. In diesem Versammlungssaale befanden sich vier oder fünf scheußliche Strolche, meine Unterrichtsgenossen, die viel eher den Eindruck von Teufelsknechten als von Jüngern erweckten, die nach der Kindschaft Gottes strebten. Zwei dieser Schufte waren Slavonen, die sich für Juden und Mauren ausgaben, und, wie sie mir gestanden, ihr Leben damit verbrachten, Spanien und Italien zu durchwandern, um sich überall, wo das Geschäft der Mühe verlohnte, zum Christentume bekehren und taufen zu lassen. Man öffnete eine andere eiserne Tür, welche einen großen Balkon, der auf den Hof hinausragte, in zwei Teile schied. Durch diese Tür traten unsere Katechumenen-Schwestern ein, welche gleich mir ihre Wiedergeburt nicht durch die Taufe, sondern durch ein feierliches Abschwören ihres alten Glaubens erlangen sollten. Es waren wohl die größten Schlampen und die scheußlichsten Landstreicherinnen, die jemals den Schafstall des Herrn verpestet haben. Eine einzige kam mir hübsch und reizvoll vor, sie stand ungefähr in meinem Alter oder war vielleicht um ein oder zwei Jahre älter als ich. Sie hatte schelmische Augen, die bisweilen den meinen begegneten. Das erweckte den Wunsch in mir, ihre Bekanntschaft zu machen, aber während nahezu zweier Monate, welche sie in diesem Hause noch verblieb, in dem sie schon drei gewesen, war es mir vollkommen unmöglich, sie anzusprechen, so dringlich war sie unserer alten Schließerin anempfohlen und von dem heiligen Missionar umlagert, der an ihrer Bekehrung mit mehr Eifer als Schnelligkeit arbeitete. Sie muß wohl recht dumm gewesen sein, obgleich sie gar nicht so aussah, *denn nie* hat ein Unterricht länger gedauert. Der

heilige Mann fand sie nie zur Abschwörung vorbereitet genug. Sie wurde aber ihrer Einkerkerung überdrüssig und forderte ihre Entlassung, ob Christin oder nicht. Man mußte sie also beim Worte nehmen, so lange sie sich überhaupt noch geneigt zeigte, aus Furcht, sie möchte widerspenstig werden und ihre Bekehrung völlig aufgeben.

Die kleine Gemeinde wurde zu Ehren des neuen Ankömmlings versammelt. Man hielt uns eine kurze Ermahnungsrede: mir, um mich zu verpflichten, der Gnade, die Gott mir erwies, zu entsprechen, den anderen, um sie aufzufordern, mich in ihre Gebete aufzunehmen und durch ihr Vorbild zu erbauen. Hiernach kehrten unsere Jungfrauen in ihren Kerker zurück, und mir blieb Zeit, mich nach Herzenslust über den, der mich einschloß, zu verwundern.

Am nächsten Morgen in der Frühe rief man uns wiederum zum Unterricht zusammen, und nun endlich fing ich an, zum erstenmal über den Schritt nachzudenken, den ich zu tun im Begriffe stand, und über die Veranlassungen, die mich dazu getrieben hatten.

Ich habe es schon gesagt, ich wiederhole es, und ich werde es vielleicht noch öfter wiederholen, denn ich bin von der Wahrheit täglich überzeugter: niemals hat ein Kind eine vernünftigere und gesündere Erziehung erhalten, als ich. In einer Familie geboren, deren Sitten sie über das Volk hinaushoben, hatte ich von all meinen Verwandten nur Unterweisungen empfangen und Beispiele gesehen, die an Zucht und Ehrenhaftigkeit ihresgleichen suchten. Mein Vater besaß, obgleich er ein lebenslustiger Mensch war, nicht nur eine unbestechliche Rechtschaffenheit, sondern auch tiefe Religiosität. Äußerlich ein Weltmann, in seinem Herzen ein Christ, hatte er mir von früh auf die Empfindungen eingegeben, von denen er selber durchdrungen war. Von meinen drei Tanten, die alle verständig und tugendhaft waren, galten die beiden ältesten für fromm, und die dritte, ein Mädchen nicht allein voller Liebreiz, sondern auch voller Geist und Verstand, war es vielleicht noch mehr als jene, wenn

es auch weniger sichtbar wurde. Aus dem Kreise dieser achtenswerten Familie kam ich zu Herrn Lambercier, der, wenn er auch ein Mann der Kirche und ein Prediger war, dennoch aufrichtigen Glauben besaß und fast ebensoviel Gutes tat, als seine Worte enthielten. Seine Schwester und er pflegten durch freundliche und gerechte Unterweisungen die Grundsätze der Frömmigkeit, welche sie in meinem Herzen vorfanden. Diese würdigen Menschen wandten dabei so aufrichtige, so schlichte und so vernünftige Mittel an, daß ich mich nicht nur nicht in der Predigt langweilte, sondern sie niemals verließ, ohne innerlich ergriffen zu sein und ohne gute Vorsätze zu einem rechtschaffenen Leben zu fassen, gegen die ich, solange ich ihrer eingedenk blieb, auch selten verstieß. Bei meiner Tante Bernard langweilte mich die Frömmigkeit ein wenig, weil sie sie wie ein Handwerk betrieb. Bei meinem Meister dachte ich kaum noch ans Frommsein, ohne jedoch meine Gesinnung gewechselt zu haben. Mit jungen Leuten, die mich hätten verderben können, kam ich nicht zusammen. Ich wurde zwar ein Gassenjunge, aber kein Lüderjan.

Ich besaß also so viel Religion, als ein Kind meines Alters nur irgend haben konnte. Ja, ich hatte sogar mehr, denn warum soll ich hier meine Gedanken verhehlen? Meine Kindheit war keineswegs Kindlichkeit: ich habe stets wie ein Mann gedacht und gefühlt. Erst beim Heranwachsen fiel ich auf die übliche Stufe, die ich bei meiner Geburt verlassen hatte, zurück. Man wird lachen, wenn man sieht, wie ich mich hier bescheiden als ein Wunderkind ausgebe. Meinetwegen, aber wenn man mich ausgelacht hat, möge man mir ein Kind finden, das mit sechs Jahren von Romanen gefesselt, angeregt und so beeindruckt wird, daß es darüber in heiße Tränen ausbrechen kann, dann will ich meine lächerliche Eitelkeit einsehen und zugeben, daß ich unrecht habe.

Wenn ich also gesagt habe, man solle Kindern niemals von Religion sprechen, falls man will, daß sie eines Tages welche hätten, und daß sie unfähig seien, Gott auf unsere *Weise zu erkennen*, so habe ich diese meine Ansichten

aus meinen Beobachtungen und nicht aus meiner eigenen Erfahrung gewonnen, denn ich wußte, daß diese für andere nichts bedeute. Wenn man noch andere sechsjährige Jean Jacques Rousseaus finden kann, so spreche man ihnen, wenn sie sieben sind, geruhig von Gott, und ich hafte dafür, daß man dabei keine Gefahr laufen wird.

Man ist sich einig, glaube ich, daß für ein Kind und sogar für einen Mann Religion haben so viel bedeutet, wie derjenigen folgen, in der man geboren ist. Bisweilen verliert man etwas davon, selten aber kann man etwas hinzufügen; dogmatischer Glaube ist eine Frucht der Erziehung. Außer dieser allgemeinen Grundregel, welche mich an den Kult meiner Väter fesselte, besaß ich die besondere Abneigung unserer Stadt gegen den Katholizismus, den man uns als einen abscheulichen Götzendienst hinstellte, und dessen Priesterschaft man mit den schwärzesten Farben malte. Dieses Gefühl ging so weit in mir, daß ich zu Anfang niemals das Innere einer Kirche sehen, einem Priester im Talar begegnen oder die Glocke einer Prozession hören konnte, ohne vor Schrekken und Entsetzen zu erbeben. In den Städten verlor ich dieses Gefühl bald, in den Landgemeinden dagegen, welche den Orten ähnlich sahen, wo ich es zuerst verspürt, tauchte es immer wieder in mir auf. Dieser Eindruck steht allerdings der Erinnerung an die Freundlichkeiten seltsam entgegen, welche die Priester aus der Umgebung Genfs den Stadtkindern gern erweisen. Jedesmal wenn die Abendmahlsglocke mich in Angst versetzte, erinnerte mich zugleich das Meß- und Vesperläuten an ein Frühstück, ein Abendbrot, an frische Butter, Früchte und Milch. Auch das gute Mittagessen des Herrn von Pontverre hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht. So war ich denn leicht gegen alles dieses stumpf geworden, und da ich das Papsttum nur in seinen Verbindungen mit Vergnügungen und Schlemmereien erblickte, so hatte ich mich mühelos mit dem Gedanken vertraut gemacht, darin zu leben, aber der Gedanke, feierlich dazu überzutreten, war immer nur

flüchtig und wie aus ferner Zukunft in mir aufgetau
Jetzt gab es nun kein Mittel mehr, die Sache zu änd
mit Entsetzen sah ich die schwerste Verpflichtung,
ich jemals eingegangen, und ihre unabwendbaren Fol
Die zukünftigen Glaubensjünger, die ich rings um r
gewahrte, waren nicht geeignet, meinen Mut durch
Beispiel zu stärken, und ich konnte mir nicht verheh
daß das heilige Werk, das ich zu vollbringen im Beg
stand, im Grunde nichts anderes wie die Handlung e
Banditen sei. So jung ich auch war, so empfand
dennoch, daß ich, welche Religion auch immer die w
sein mochte, die meine jedenfalls verkaufen wo
und selbst wenn ich gut wählte, in der Tiefe me
Herzens den Heiligen Geist belügen und die Veracht
der Menschen verdienen mußte. Je mehr ich da
dachte, desto mehr wurde ich gegen mich selber
gebracht und seufzte über das Schicksal, das m
dort hingeführt hatte, so, als ob dieses Schicksal n
mein eigenes Werk gewesen sei. In manchen Augenblic
wurden diese Überlegungen so mächtig, daß ich, h
ich die Tür auch nur für einen Augenblick offen ge
den, sicherlich entflohen wäre: aber dies war nicht n
lich, und außerdem war der Entschluß dazu auch n
allzu fest in mir.

Allzu viele heimliche Wünsche kämpften gegen
um ihn nicht schließlich zu besiegen. Die Unweigerl
keit meiner Absicht, nicht nach Genf zurückzukeh
Scham, die Schwierigkeit, die Berge zu überschreiten,
Beklemmung, mich ohne Freunde und ohne Hilfsmi
fern von meiner Heimat zu wissen, alles dieses wi
zusammen, um mich meine Gewissensbisse für eine R
halten zu lassen, die zu spät war. Ich tat so, als ma
ich mir aus dem, was ich schon begangen, einen Vorw
um das zu entschuldigen, was ich noch tun wollte.
durch, daß ich das Unrecht der Vergangenheit
größerte, erblickte ich die Zukunft als eine notwend
Folge desselben. Ich sagte mir nicht: noch ist nic
geschehen, und wenn du willst, kannst du schul
bleiben, sondern ich sagte mir: klage über das

brechen, dessen du dich schuldig gemacht hast, und das du nun notwendig vollenden mußt . . .

Welcher seltenen Seelenstärke hätte es in meinem Alter in der Tat auch nicht bedurft, um alles zurückzunehmen, was ich bis dahin versprochen oder hatte erhoffen lassen, um die Ketten, die ich mir selber aufgelegt, zu zersprengen, um unerschrocken zu erklären, ich wolle, was auch immer daraus entstehen möchte, der Religion meiner Väter treu bleiben? Diese Kraft lag nicht in meinem Alter, und es ist auch wenig wahrscheinlich, daß sie irgend einen Erfolg gehabt hätte. Die Dinge waren schon allzu weit gediehen, um rückgängig gemacht werden zu können, und je größer mein Widerstand gewesen wäre, desto mehr hätte man sich eine Pflicht daraus gemacht, ihn auf diese oder jene Weise zu besiegen.

Der Sophismus, der meinen Untergang verschuldete, ist den meisten Menschen eigen, als welche alle stets darüber klagen, nicht genug Kraft zu haben, wenn es schon zu spät ist, sie anzuwenden. Die Tugend wird uns nur durch eigene Schuld so schwer, und wenn wir immer vernünftig sein wollten, würden wir es selten nötig haben, tugendhaft zu sein. Aber leicht zu besiegende Triebe reißen uns widerstandslos fort, wir geben leichten Versuchungen nach, deren Gefahr wir verachten. Unmerklich geraten wir in gefährliche Umstände, vor denen wir uns leicht hätten bewahren können, denen wir uns aber ohne heldenhafte Anstrengungen, vor welchen wir zurückbeben, nicht mehr zu entziehen vermögen, und so sinken wir denn schließlich in den Abgrund hinab und sprechen zu Gott: warum hast du mich so schwach gemacht. Er aber antwortet unserem Gewissen: ich habe dich zu schwach gemacht, aus dem Abgrund emporzuklettern, da ich dich stark genug gemacht hatte, nicht hinein zu stürzen.

Zwar war ich nicht völlig entschlossen, katholisch zu werden, aber da ich den Zeitpunkt noch so fern sah, ließ ich mir Zeit, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, und in der *Zwischenzeit* rechnete ich mit irgend *einem unvorhergesehenen* Ereignisse, das mir aus der

Verlegenheit helfen möchte. Um Zeit zu gewinnen, schloß ich, mich so schön zu verteidigen, wie es mir irgend möglich war. Und bald enthob mich meine E keit, an meinen Entschluß zu denken, denn sobald gewahr wurde, daß ich meine Bekehrer in Verleger setzte, bedurfte es für mich keines anderen Antri mehr, um den Versuch ihrer völligen Besiegung zu wa Ich brachte für dieses Unternehmen sogar einen r lächerlichen Eifer auf, denn während sie an mir a teten, wollte ich an ihnen arbeiten; ich glaubte t herzig genug, ich brauchte sie nur zu überzeugen, sie zu veranlassen, Protestanten zu werden. Sie sti also in mir, weder was die Einsicht noch was den W anbelangt, auf ein so leichtes Spiel, wie sie es woh wartet hatten. Die Protestanten sind im allgeme unterrichteter als die Katholiken, und das muß so die Lehre der einen erfordert Erörterung, die der and Unterwerfung. Der Katholik muß sich dem Beschl den man für ihn gefaßt hat, unterwerfen, der Protes dagegen soll lernen, selber zu beschließen. Dessen man sich wohl bewußt, aber man war in Anbetr meines Alters und meines Standes nicht darauf ge gewesen, daß ich geübten Leuten solche Schwierigk bereiten könnte. Außerdem hatte ich weder mein e Abendmahl, noch den Unterricht, der ihm vorau gehen pflegt, hinter mir, und auch dieses wußte r aber man wußte nicht, daß ich dagegen von Herrn L bercier trefflich unterrichtet worden war, und daß überdies einen kleinen, für diese Herren recht u quemen Speicher in der Geschichte der Kirche und Reiches in mir herumtrug, welche ich bei meinem V fast auswendig gelernt und inzwischen fast ganz wi vergessen hatte, die mir aber in der Hitze des Str immer genauer wieder ins Gedächtnis kam.

Ein alter kleiner, aber trotzdem recht ehrwürd Priester veranstaltete eine erste gemeinsame Bes chung mit uns. Für meine Genossen gestaltete sich Besprechung viel eher zu einem Abfragen, als zu ei *Hin- und* Widerstreiten, und der Priester mußte sie

belehren, als ihre Einwendungen widerlegen. Mit mir stand es nicht so. Als die Reihe an mich kam, hielt ich mich bei jeder Kleinigkeit auf und ersparte ihm keine einzige von allen Schwierigkeiten, die ich ihm nur irgend machen konnte. Dadurch wurde die Besprechung außerordentlich lang und für die anderen außerordentlich langweilig. Der alte Priester sprach viel, kam in Hitze, faselte, und rettete sich schließlich durch die Behauptung, nicht gut genug französisch zu verstehen. Aus Furcht, meine unbedachten Einwendungen könnten für meine Genossen ein Ärgernis werden, brachte man mich am nächsten Morgen allein in ein anderes Zimmer und zu einem jüngeren, redegewandteren Priester, das heißt, zu einem Phrasendrechsler, von einer Selbstzufriedenheit, wie sie nur je ein Gelehrter besaß. Ich ließ mich jedoch von seinem wirksamen Äußeren nicht allzusehr beeindrucken, und da ich fühlte, daß ich meiner Sache schließlich doch gewachsen war, suchte ich ihm aufs zuversichtlichste zu antworten und ihm hart zuzusetzen, wie und wo ich es nur immer konnte. Er glaubte mich mit dem heiligen Augustin, dem heiligen Gregor und den anderen Kirchenvätern niederschmettern zu können, und fand zu seinem höchsten Erstaunen, daß ich sie allesamt mit eben solcher Leichtigkeit wie er anzuwenden wußte: nicht etwa, daß ich und vielleicht auch er sie je gelesen hätten, aber ich hatte aus meinem Le Sueur viele dort aus ihnen angeführte Stellen behalten, und sobald er mir nun die eine nannte, entgegnete ich ihm, ohne auf seine Anführung näher einzugehen, mit einer anderen aus demselben Vater, was ihn oft in die größte Verlegenheit brachte. Zuletzt siegte er doch, und zwar aus zwei Gründen: einmal war er der Stärkere, und ich, der ich mich gewissermaßen seiner Willkür preisgegeben fühlte, begriff, so jung ich auch war, dennoch recht gut, daß ich ihn nicht zum äußersten treiben durfte, denn ich hatte wohl wahrgenommen, daß der alte Priester weder mir noch meiner Gelehrsamkeit übermäßig zugetan war: das andere Mal hatte er eben doch studiert und ich nicht. Dadurch vermochte er in seine Art der Beweisführung eine Me-

thode zu bringen, der ich nicht nachfolgen konnte, und außerdem verschob er, sobald er sich durch eine unvorhergesehene Einwendung gedrängt fühlte, ihre Erörterung unter der Vorgabe auf den nächsten Tag, ich sei damit vom Gegenstande abgeschweift. Zuweilen verwarf er sogar all meine Zitate mit der Behauptung, sie seien falsch, und bot mir an, das Buch zu holen, damit ich sie dort nachschlagen könne. Er wußte wohl, daß er damit nicht allzuviel wagte, und daß ich trotz all meiner erborgten Gelehrsamkeit doch im Umgehen mit Büchern zu wenig geübt und ein zu schlechter Lateiner sein mochte, um in einem dicken Bande eine Stelle zu finden, selbst wenn ich sicher war, daß sie darin vorkam. Ich habe ihn sogar im Verdacht von jener Unredlichkeit, deren er unsere Pfarrer beschuldigte, Gebrauch gemacht und selber bisweilen Zitate erfunden zu haben, um damit einen ihm unbequemen Einwand zu widerlegen.

Während dieses Geplänkel andauerte und die Tage mit Gesprächen, Gebeteableiern und allerlei losen Streichen dahingingen, begegnete mir ein häßliches, ja recht widerwärtiges kleines Abenteuer, das für mich beinahe sehr schlecht ausgegangen wäre.

Keine Seele kann so niedrig und kein Herz so roh und wild sein, um sich nicht doch in irgend einer Weise der Liebe zu öffnen. Einer jener beiden Strolche, die sich für Mauren ausgaben, schenkte mir seine Zuneigung. Er sprach mich gerne an, plauderte mit mir in seinem unverfälschten Kauderwelsch, erwies mir kleine Gefälligkeiten, gab mir bisweilen bei Tische etwas von seinem Essen ab, und vor allem küßte er mich öfters mit einer Glut, die mir äußerst lästig war. Welchen Schrecken mir auch sein von einem langen Hiebe zerfetztes Pfefferkuchengesicht und seine flammenden, eher wütend als zärtlich wirkenden Blicke sehr natürlicherweise einflößten, ich ertrug seine Küsse, indem ich mir sagte: der arme Kerl hat eine wirklich lebhafte Freundschaft zu mir gefaßt, es wäre unrecht, ihn zurückzuweisen. Er ging jedoch schrittweise zu freierem Gehaben über, und hielt mir bisweilen so seltsame Reden, daß ich wähnte,

er möchte nicht ganz richtig im Kopfe sein. Eines Abends wollte er sich neben mich schlafen legen, welchem Unterfangen ich mich mit dem Hinweis widersetzte, mein Bett sei zu schmal. Er drängte mich nun, mit in das seine zu kommen, aber auch darauf ging ich nicht ein, denn der Elende war so unsauber und stank so sehr nach Kautabak, daß mir ganz übel wurde.

Am nächsten Morgen waren wir beide ziemlich früh ganz allein in dem großen Versammlungssaal; er begann aufs neue mit seinen Liebkosungen, machte dabei aber so ungestüme Bewegungen, daß es schrecklich war. Schließlich wollte er schrittweise zu den widerwärtigsten Vertraulichkeiten übergehen, und meine Hand zwingen, ihm ein Gleiches zu tun. Ich riß mich, aufschreiend und zurückspringend, ungestüm los, und ohne jedes Zeichen von Empörung oder Zorn, denn ich begriff nicht im mindesten, worum es sich handelte, gab ich meiner Verwunderung und meinem Ekel so kräftig Ausdruck, daß er mich zufrieden ließ; während er nun selber aber in seinem absonderlichen Treiben heftiger fortfuhr, sah ich plötzlich irgend etwas Klebriges und Weißliches, vor dem mir übel wurde, nach dem Kamin zu fortfliegen und zu Boden fallen. Ich stürzte auf den Balkon hinaus, betroffener, aufgeregter und sogar entsetzter, als ich jemals in meinem Leben gewesen, und war nahe daran, ohnmächtig zu werden.

Ich konnte nicht begreifen, was es mit dem Unglücklichen auf sich habe; ich glaubte ihn von epileptischen Krämpfen oder irgend einer noch schlimmeren Tollwut befallen. Ich kenne in der Tat auch nichts, was kalten Blutes scheußlicher anzusehen wäre, als diese unzüchtige gemeine Stellung und ein solch scheußliches, von viehischer Lust brennendes Gesicht. Ich habe nie wieder einen Menschen in diesem Zustande erblickt, wenn wir aber an der Seite der Frauen so aussehen, so müssen ihre Augen wohl gar tief bezaubert sein, damit sie keinen Abscheu vor uns bekommen.

Ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als aller Welt zu erzählen, was mir begegnet war. Unsere alte Schließerin

gebot mir Schweigen, ich gewahrte jedoch, daß diese Geschichte sie sehr mitnahm und hörte, wie sie zwischen ihren Zähnen murmelte: Can maledet! brutta bestia! Da ich aber nicht begriff, warum ich schweigen sollte, sprach ich trotz des Verbotes ruhig weiter und schwatzte so viel darüber, daß am anderen Morgen einer der Verwalter schon in aller Frühe erschien und mir einen ziemlich strengen Verweis erteilte, indem er mich beschuldigte, die Ehre eines heiligen Hauses bloßzustellen und um eine Geringfügigkeit allzuviel Lärm zu machen.

Er dehnte seine Strafrede noch durch die Erklärung vieler Dinge aus, von denen ich nichts wußte, die er mir aber nicht erst lehren zu müssen glaubte, da er der Meinung war, ich tue nur so, als begriffe ich nicht, was man von mir wolle, und vermiede absichtlich, darauf einzugehen. Er sagte mir mit großem Ernste, es sei dies zwar wie alle Hurerei eine verbotene Handlung, in ihrer Absicht, aber für die davon betroffene Person schließlich doch nicht beleidigender, und so läge denn wahrlich kein Grund vor, gar so zornig darüber zu werden, von jemand liebenswürdig gefunden worden zu sein. Er erzählte mir ohne alle Umschweife, daß ihm selber in seiner Jugend dieselbe Ehre angetan worden wäre, und daß er, da man ihn in einem Zustande überrascht, in dem jeder Widerstand unmöglich, in der Sache selber dann nicht gar so etwas Entsetzliches hätte finden können. Er trieb die Schamlosigkeit so weit, sich dabei der bezeichnendsten Ausdrücke zu bedienen, und da er ferner glaubte, den Grund meines Widerstandes in der Angst vor dem Schmerz erblicken zu müssen, versicherte er mir, daß diese Angst durchaus unbegründet sei und man sich dieserhalb keineswegs zu beunruhigen brauche.

Ich hörte diesen schändlichen Buben mit um so größerem Erstaunen an, als er nicht für sich selber sprach, sondern mich nur zu meinem eigenen Besten unterrichten zu wollen schien. Seine Auseinandersetzung dünkte ihm etwas so Selbstverständliches, daß er nicht einmal im geheimen mit mir allein verhandelte, sondern es war als Dritter im Bunde noch ein Geistlicher bei uns,

welchen der ganze Vorfall nicht mehr entsetzte als ihn. Dieses selbstverständliche Hinnehmen des Ganzen beeindruckte mich dermaßen, daß ich schließlich zu glauben begann, es müsse sich zweifellos um einen in der Welt üblichen Brauch handeln, von dem ich nur aus mangelnder Gelegenheit noch keine Kenntnis erlangt hatte. Deshalb hörte ich ihn zwar ohne Zorn, aber nicht ohne Ekel an. Das Bild dessen, was mir begegnet war, vor allem aber dessen, was ich gesehen, hatte sich meinem Gedächtnisse so fest eingeprägt, daß mir übel wurde, sobald ich nur daran dachte. Ohne daß ich mehr davon begriff, dehnte sich mein Abscheu vor der Sache selbst auch auf ihren Verteidiger aus, und ich konnte mich nicht genug beherrschen, als daß er der üblen Wirkung seines Unterrichtes nicht gewahr geworden wäre. Er schleuderte mir einen wenig freundlichen Blick zu und ließ von nun an nichts außer acht, was mir den Aufenthalt im Hospiz unangenehm machen mußte. Dies gelang ihm so wohl, daß ich, da ich nur einen Weg hinauszugelangen gewahrte, mich beeilte, ihn einzuschlagen, und zwar mit dem gleichen Eifer, mit dem ich mich vorher bemüht hatte, ihn unbeachtet zu lassen.

Dieses Abenteuer ließ mich in der Zukunft vor den Unternehmungen solcher Stulpenritter auf meiner Hut sein, und der Anblick der Leute, die dafür galten, erinnerte mich stets an das Aussehen und Gebaren meines schrecklichen Mauren, und flößte mir einen Abscheu ein, den ich kaum zu verhehlen vermochte. Die Frauen dagegen gewannen in meinen Augen viel bei diesem Vergleiche: es kam mir vor, als schuldete ich ihnen alle Zärtlichkeit meiner Empfindungen und alle meine Huldigungen zur Genugtuung für die Beleidigungen, die ihnen mein Geschlecht zufügte, und die häßlichste Metze wurde durch die Erinnerung an den falschen Afrikaner für mich zu einem anbetungswürdigen Gegenstande.

Was ihn selber anging, so weiß ich nicht, was man ihm gesagt hatte, jedenfalls kam es mir nicht so vor, als ob ihn irgend jemand, ausgenommen die Dame Lorenza, unfreundlicher *anblickte* denn bisher. Er näherte sich mir

indessen nicht mehr und sprach mich auch nicht mehr an. Acht Tage später wurde er, zum Zeichen der Lauterkeit seiner wiedergeborenen Seele, von Kopf zu Fuß weiß gekleidet und in größter Feierlichkeit getauft. Den Tag darauf verließ er das Hospiz, und ich habe ihn niemals wiedergesehen.

An mich kam die Reihe erst einen Monat später, denn so vieler Zeit bedurfte es, um meinen Beichtvätern die Ehre einer schwierigen Bekehrung einzubringen. Zum Triumph über meine junge Gelehrigkeit ließ man mich denn auch alle nur möglichen Dogmen hersagen.

Nachdem ich endlich genügend unterrichtet und der Meinung meiner Lehrer nach auch innerlich genügend vorbereitet war, wurde ich in großer Prozession in die Metropolitan-Kirche des heiligen Johannes geführt, um dort einen feierlichen Abschwur zu leisten und die heiligen Zeichen der Taufe zu empfangen, denn noch einmal taufen tat man mich nicht. Aber da bei diesen Scheintaufen ungefähr dieselben Förmlichkeiten vorgenommen werden, bleiben sie immerhin dazu dienlich, dem Volke einzureden, daß die Protestanten keine Christen seien. Ich war in ein bestimmtes graues, mit weißen Schnüren besetztes Gewand gekleidet, das bei derartigen Gelegenheiten getragen wird. Zwei Männer trugen vor und hinter mir kupferne Becken, auf die sie mit einem Schlüssel schlugen und auf die jedermann, je nach dem Grad seiner Frömmigkeit oder seiner Anteilnahme an dem Neubekehrten, sein Almosen niederlegte. Kurz, nichts vom katholischen Prunke wurde unbenutzt gelassen, um die Feierlichkeit für die Menge erbaulicher und für mich demütigender zu machen. Nur das weiße Gewand, das mir äußerst nützlich gewesen wäre, und das man mir nicht wie dem Mauren gegeben, da ich nicht die Ehre hatte, ein Jude zu sein, fehlte in dem Gepränge.

Aber das war noch nicht alles: ich mußte noch zur Inquisition gehen und Ablaß für das Verbrechen der Ketzerei empfangen und mit derselben Zeremonie, welcher Heinrich IV. in der Person seines Gesandten unterworfen worden war, wieder in den Schoß der hei-

ligen Kirche zurückkehren. Aussehen und Benehmen des hochwürdigen Pater Inquisitor waren nicht geeignet, die geheime Angst zu verscheuchen, die mich beim Eintritt in dieses Haus befallen hatte. Nach einigen Fragen über meinen Glauben, meinen Stand, meine Familie, fragte er mich plötzlich unvermittelt, ob meine Mutter verdammt wäre. Der Schrecken ließ mich die erste Regung meines Unwillens unterdrücken, ich beschied mich darin zu antworten, ich wolle hoffen, daß sie es nicht sei, da Gott sie noch in ihrer letzten Stunde erleuchtet haben könnte. Der Mönch schwieg, aber er schnitt ein Gesicht, welches mir durchaus nicht wie ein Zeichen seiner Zustimmung vorkam.

Nachdem alles dies geschehen war, und ich nun wähnte, man würde mir eine meinen Hoffnungen entsprechende Stellung zuweisen, setzte man mich mit etwas mehr als zwanzig Franken Kleingeld, das durch die Kollekte eingekommen war, vor die Tür, empfahl mir, als guter Christ zu leben, der Gnade treu zu bleiben, wünschte mir viel Glück, schloß die Tür hinter mir — und alles war vorüber.

Derart versanken in einem Augenblicke all meine großen Hoffnungen, und von dem eigennützigen Schritte, den ich getan, blieb mir nichts, als die Erinnerung, ein Abtrünniger und ein Betrogener zugleich gewesen zu sein. Man wird leicht begreifen, welch ungeheurer Umschwung in meinen Gedanken eintreten mußte, als ich mich aus meinen glänzenden Glücksplänen in das tiefste Elend herabfallen und mich dahin gebracht sah, nachts auf der Straße zu schlafen, nachdem ich doch noch am Morgen über die Wahl des Schlosses nachgedacht hatte, das ich bewohnen wollte. Man wird glauben, ich hätte mich zunächst einer um so grausameren Verzweiflung überlassen, als die Reue über meine Fehler zusammen mit dem Vorwurfe, mein ganzes Unglück sei mein eigenes Werk, nun lebendig werden mußte. Nichts von alledem. Zum ersten Male in meinem Leben war ich mehr denn zwei Monate lang eingesperrt gewesen. Das erste Gefühl, das mich überkam, war Freude über meine wieder-

gewonnene Freiheit. Nach einer langen Sklaverei war ich wieder Herr über mich selbst und über meine Handlungen geworden und sah mich inmitten einer großen, an Hilfsquellen überreichen Stadt, umgeben von vornehmen Leuten, zu denen meine Talente und Vorzüge mir unbedingt Zugang verschaffen mußten, sobald ich nur erst bekannt geworden war. Überdies hatte ich alle Zeit zum Warten, denn die zwanzig Franken in meiner Tasche kamen mir wie ein unerschöpflicher Schatz vor, und ich durfte über sie nach meinem Gefallen verfügen, ohne irgend jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen. Es widerfuhr mir zum ersten Male, mich so reich zu sehen. Weit davon entfernt, mich der Mutlosigkeit und den Tränen zu überlassen, wechselte ich nur meine Hoffnungen, und meine Eigenliebe verlor dabei nichts. Niemals hatte ich so viel Vertrauen und Zuversicht empfunden: ich hielt mein Glück schon für gemacht, und fand es schön, es nur mir selber verdanken zu müssen.

Das Erste, was ich unternahm, war die Befriedigung meiner Neugier, indem ich die ganze Stadt durchstreifte, sei es auch nur, um meine Freiheit zu betätigen. Ich eilte, die Wache aufziehen zu sehen, und die Militärmusik gefiel mir äußerst. Dann zog ich hinter Prozessionen her und hatte meine Freude an dem eintönigen Singsang der Priester. Dann ging ich nach dem Schloß des Königs: ich näherte mich ihm zunächst furchtsam, da ich aber andere Leute eintreten sah, tat ich wie sie, und man ließ es geschehen. Vielleicht verdankte ich diese Gunst dem kleinen Paket, das ich unter dem Arme trug. Wie dem auch sei, ich faßte eine große Meinung von mir, als ich mich im Schlosse befand, und kam mir fast wie ein Bewohner desselben vor. Endlich wurde ich durch das Umherlaufen müde. Es war heiß, und ich hatte Hunger: da trat ich denn bei einer Milchverkäuferin ein, man verabfolgte mir giunca, dicke Milch und zusammen mit zwei Schnitten des vortrefflichen piemontesischen Brotes, das ich mehr als irgend ein anderes liebe, wurde mir für meine fünf oder sechs Sous eine der besten Mahlzeiten, *die ich mein Lebtag* zu mir genommen habe.

Doch ich mußte mich nach einem Nachtlager umtun. Da ich schon genug piemontesisch gelernt hatte, um mich verständlich zu machen, stieß ich dabei auf keine Schwierigkeiten, und war klug genug, die Wahl mehr nach meinem Beutel als nach meinem Geschmack zu treffen. Man wies mich zu der Frau eines Soldaten in der Po-Straße, welche für einen Sou die Nacht stellenlosen Dienstboten Unterkunft gewährte. Ich fand bei ihr eine Schlafstelle unbesetzt und belegte sie mit Beschlag. Die Soldatenfrau war jung und erst seit kurzem verheiratet, trotzdem sie schon fünf oder sechs Kinder hatte. Wir alle, Mutter, Kinder, Gäste, schliefen in ein und demselben Zimmer, und so lange ich bei ihr wohnte, blieb es dabei. Sie war übrigens eine gute Frau, die zwar wie ein Fuhrmann fluchte und stets liederlich und ungekämmt herumlief, aber viel Herzensgüte und Gefälligkeit besaß, mit mir Freundschaft schloß und mir sogar nützlich wurde.

Ein paar Tage verbrachte ich einzig und allein mit dem Vergnügen, mich meiner Unabhängigkeit und meiner Neugier zu überlassen. Ich irrte in und vor der Stadt umher, durchstöberte und beaugenscheinigte alles, was mir irgend neu und merkwürdig vorkam, und für einen jungen Mann, der noch kaum aus seinem Winkel herausgekommen und noch niemals eine Hauptstadt gesehen hatte, mochte wohl alles dafür gelten können. Vor allem ließ ich es mir aufs peinlichste angelegen sein, an den Hof zu gehen und morgens regelmäßig der Messe des Königs beizuwohnen. Es kam mir schön vor, mich mit diesem Fürsten und seinem Gefolge zusammen in derselben Kapelle zu sehen: dennoch aber hatte meine Leidenschaft für Musik, die nun deutlich hervorzutreten begann, mehr Teil an meiner Versessenheit, als das Gepränge des Hofes, welches, leicht übersehen und stets gleich, nicht allzulange zu reizen vermochte. Der König von Sardinien besaß damals die beste Kapelle Europas. Somis, Desjardins und die Bezuzzis glänzten darin abwechselnd, aber solcher Namen bedurfte es gar nicht, um einen jungen Mann *zu fesseln*, den das Spiel des ge-

ringsten Instrumentes, vorausgesetzt, daß es nur richtig war, in die höchste Wonne versetzte. Für die Pracht, die sich vor meinen Augen entfaltete, hatte ich übrigens nur eine stumpfe und neidlose Bewunderung. Das einzige, was mich an dem ganzen Aufmarsch des Hofes reizte, bestand darin, aufzumerken, ob an ihm nicht vielleicht irgend eine junge, meiner Huldigungen würdige Prinzessin teilnahm, mit der ich einen Roman hätte anzetteln können.

Beinahe hätte ich jedoch einen in einem weit weniger glänzenden Kreise begonnen, der mir aber, hätte ich ihn nur zu Ende geführt, um tausendmal köstlichere Wonnen beschert haben würde.

Obgleich ich mit äußerster Sparsamkeit lebte, leerte sich mein Beutel doch unmerklich. Diese Sparsamkeit war übrigens weniger ein Werk der Klugheit, als eines der Einfachheit meines Geschmackes, welchen selbst die Gewöhnung an reichliche und erlesene Mahlzeiten auch heute noch nicht verdorben hat. Ich kannte und kenne noch immer kein besseres als ein ländliches Mahl. Mit Milch, Eiern, Gemüse, Käse, dunklem Brot und leidlichem Wein darf man stets sicher sein, mich köstlich zu bewirten. Mein guter Appetit tut dann das übrige, während ein Haushofmeister und Diener mich mit ihrem lästigen Anblick durchaus nicht satt machen. Ich tafelte damals für sechs oder sieben Sous weit besser, als ich es seitdem je für sechs oder sieben Franken getan habe. Ich war also mäßig, weil ich mich zum Gegenteil nie versucht fühlte: ich tue sogar unrecht, von Mäßigkeit zu sprechen, da ich mit aller nur erdenklichen Sinnesfreude schmauste. Meine Birnen, meine dicke Milch, mein Käse, meine Brotschnitten und ein paar Gläser eines schweren Montferrater Weines, der so dick war, daß man ihn fast schneiden konnte, machte mich zum Glücklichsten aller Prasser. Aber dessenungeachtet mußten meine zwanzig Franken doch einmal zu Ende gehen. Von Tag zu Tag merkte ich das immer empfindlicher, und trotz der Unbekümmertheit meiner Jahre steigerte sich meine Unruhe über die Zukunft bald bis zu einem wahren Ent-

setzen. Von all meinen Luftschlössern blieb mir nichts weiter übrig, als eine Beschäftigung zu suchen, von der ich leben konnte, und selbst das hielt nicht leicht. Ich dachte wohl an mein altes Handwerk, aber ich beherrschte es nicht genug, um darin bei einem Meister zu arbeiten, und außerdem gab es deren auch nicht allzu viele in Turin. Auf Besseres harrend, entschloß ich mich, mich von Laden zu Laden zum Stechen von Namenszügen oder Wappen in Silbergeschirr anzubieten, und hoffte die Leute dadurch zu gewinnen, daß ich ihnen die Bestimmung des Preises selber überließ. Aber dieser Ausweg war nicht allzu glücklich. Fast überall wurde ich abgewiesen, und was ich etwa zu tun fand, war so geringfügig, daß ich damit kaum ein paar Mahlzeiten verdiente. Eines Morgens jedoch, als ich ziemlich früh durch die Contra Nova ging, sah ich durch die Scheiben eines Kontors eine junge Kaufmannsfrau von solchem Liebreiz und solch anziehendem Äußeren, daß ich trotz all meiner Schüchternheit vor Damen nicht zögerte, einzutreten, und ihr mein kleines Talent anzubieten. Sie schickte mich keineswegs fort, sondern lud mich zum Sitzen und Erzählen meiner kurzen Lebensgeschichte ein, bedauerte mich, hieß mich guten Mutes sein und versicherte mir, die guten Christen würden mich nicht im Stiche lassen, und während sie dann zu einem benachbarten Goldschmied schickte, um die Werkzeuge holen zu lassen, die ich als notwendig bezeichnet hatte, stieg sie in ihre Küche hinauf und brachte mir selber Frühstück. Dieser Anfang dünkte mich ein gutes Vorzeichen, und die Folge widersprach dem nicht. Sie schien mit meiner kleinen Arbeit zufrieden zu sein und noch mehr mit meinem losen Geplauder, das ich begonnen, sobald ich mich nur etwas gefaßt hatte, denn ihr glänzendes und geschmücktes Aussehen hatte mich trotz ihres liebenswürdigen Wesens zunächst etwas befangen. Allein ihre freundliche Aufnahme, ihre teilnehmenden Worte und ihr sanftes und freundliches Benehmen gaben mir gar bald alle Sicherheit zurück. Ich merkte, daß ich Eindruck auf sie gemacht hatte, und das trieb mich an, es noch mehr zu

tun. Aber obgleich sie Italienerin und allzu hübsch war, um nicht auch ein wenig kokett zu sein, war sie dennoch so züchtig und ich so zaghaft, daß alles nicht alsobald zu einem guten Ende kommen konnte, außerdem ließ man uns auch keine Zeit, das Abenteuer zu vollenden. Mit desto größerem Entzücken erinnere ich mich jedoch der kurzen Augenblicke, die ich neben ihr verbracht habe, und ich darf sagen, dabei sowohl die süßesten wie die reinsten Erstlingsfreuden der Liebe genossen zu haben.

Sie war eine äußerst reizvolle Brünette, deren Lebhaftigkeit durch die in ihrem hübschen Gesichte liegende Gutmütigkeit etwas Rührendes bekam. Sie hieß Frau Basile. Ihr Gatte, der älter wie sie und ziemlich eifersüchtig war, ließ sie während seiner Reisen unter der Hut eines Ladendieners, der zu übellaunig war, um verführerisch zu sein, und trotzdem ein Recht zu Ansprüchen zu haben wähnte, welche er jedoch kaum durch etwas anderes denn seine schlechte Laune kundtat. Einen großen Teil davon warf er auf mich, obgleich ich ihn auf seiner Flöte spielen zu hören liebte, was er einigermaßen verstand. Dieser neue Ägist brummte stets, wenn er mich zu seiner Herrin eintreten sah, und behandelte mich mit einer Verachtung, die sie ihm reichlich zurückgab. Es hatte sogar den Anschein, als gefiele sie sich darin, ihn dadurch zu quälen, daß sie in seiner Gegenwart zärtlich zu mir war, und obgleich diese Rache mir nicht schlecht gefiel, hätte ich sie doch lieber in unser Alleinsein verlegt. So rachedürstig war sie jedoch nicht oder wenigstens nicht in ganz der gleichen Weise. Sei es, daß sie mich zu jung fand, sei es, daß sie ihrerseits sich auf die ersten Schritte nicht verstand, sei es, daß sie allen Ernstes sittsam bleiben wollte, jedenfalls nahm sie dann stets eine Art von Zurückhaltung an, die zwar nicht abstoßend war, die mich aber dennoch einschüchterte, ohne daß ich wußte, warum. Obgleich ich vor ihr nicht jene ebenso aufrichtige wie zärtliche Achtung empfand, die ich Frau von Warens entgegenbrachte, so fühlte ich ihr gegenüber doch weit *ere Furcht* und weit geringere Vertraulichkeit. Ich

war verwirrt und befangen, ich wagte sie nicht anzusehen und kaum zu atmen in ihrer Nähe, und dennoch fürchtete ich eine Entfernung von ihr mehr als den Tod. Gierigen Auges verschlang ich alles, was ich sehen konnte, ohne dabei bemerkt zu werden: die Blumen auf ihrem Kleide, ihre hübsche Fußspitze, den schmalen Streifen ihres festen weißen Armes, der manchmal zwischen ihrem Handschuh und ihrer Ärmelspitze aufschimmerte, und jenen anderen, der bisweilen über ihrem Halstuche zum Vorschein kam, und jeder neue Anblick vertiefte den Eindruck, den mir die anderen gemacht hatten. Dadurch, daß ich anschaute, was ich sehen und was ich nicht mehr sehen konnte, schwindelte es mir vor den Augen, und meine Brust schnürte sich zusammen. Mein von Augenblick zu Augenblick mehr und mehr beengter Atem ließ sich kaum noch beherrschen, und dennoch war alles, was ich tun konnte, ein leises Aufseufzen, das die oft um uns herrschende Stille aufs peinlichste unterbrach. Glücklicherweise war Frau Basile so mit ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie, so schien's mir wenigstens, dessen nicht gewahr wurde, dennoch bemerkte ich bisweilen, daß sich ihr Halstuch, wie in einer Art Sympathie, ziemlich häufig ein wenig blähte. Dieser gefährliche Anblick verwirrte mich vollends, und wenn ich dann gerade daran war, mich meiner heißen Aufwallung hinzugeben, richtete sie ruhigen Tones irgend ein Wort an mich, das mich augenblicks wieder zur Besinnung brachte. Solcherweise war ich zu mehreren Malen mit ihr allein, ohne daß jemals ein Wort, eine Geberde, ein Blick von irgend einem Einverständnis zwischen uns gezeugt hätte. Dieser für mich äußerst quälerische Zustand war dennoch all mein Entzücken, und kaum begriff ich in der Einfalt meines Herzens, warum ich mich denn so gequält fühlte. Dem Anscheine nach mißfielen ihr diese kurzen Stunden unseres Beieinanderseins ebensowenig, denn sie schuf dazu ziemlich häufig Gelegenheit, was angesichts des Gebrauches, den sie davon machte und mich davon machen ließ, doch sicherlich ein recht unschuldiges Beginnen war. Als sie sich eines Tages, von den tö-

richten Reden ihres Ladendieners gelangweilt, in ihr Zimmer hinauf begeben hatte, beeilte ich mich, meine kleine Arbeit in dem hinteren Laden zu vollenden, und ging ihr nach. Ihr Zimmer stand halb offen, und ich trat, ohne bemerkt zu werden, ein. Sie stickte am Fenster, das Gesicht dem Teile der Stube zugewendet, welcher der Tür gegenüber lag, so konnte sie also meinen Eintritt nicht sehen und wegen des Wagengerassels auf der Straße auch nicht hören. Sie ging stets gut gekleidet, an diesem Tage aber grenzte ihr Putz an Gefallsucht. Ihre Haltung war anmutig, ihr etwas geneigter Kopf legte die blendende Weiße ihres Halses bloß, und ihre zierlich aufgerollten Haare waren mit Blumen geschmückt. Über ihre ganze Gestalt lag ein Reiz gebreitet, den ich zu betrachten alle Zeit fand und der mir denn auch alle Sinne raubte. Ich warf mich an der Zimmertüre in die Knie und streckte, sicher, daß sie mich nicht hören, und wähnend, daß sie mich auch nicht sehen könne, mit einer leidenschaftlichen Bewegung meine Arme nach ihr aus: am Ofen jedoch war ein Spiegel angebracht, und der verriet mich. Ich weiß nicht, welchen Eindruck mein Ausbruch auf sie machte: sie sah mich nicht an, sie sprach nicht zu mir, sondern sie wendete nur den Kopf ein wenig und wies mit einer einfachen Bewegung ihres Fingers auf die Matte zu ihren Füßen. Erbebend aufschreien und mich auf die Stelle stürzen, die sie mir bezeichnet hatte, war eins für mich, was man aber kaum glauben wird, ist, daß ich in dieser Stellung nichts weiter zu unternehmen, noch ein Wort zu sprechen, noch die Augen zu ihr zu erheben, noch sie zu berühren wagte, um mich in einer so unbequemen Stellung, und sei es auch nur für einen Augenblick, auf ihr Knie zu stützen. Ich war stumm und regungslos, aber wahrhaftig nicht ruhig: alles in mir verriet höchste Erregung, Freude, Dankbarkeit und jene heißen, in ihrem Ziele aber ungewissen und durch die Angst, zu mißfallen, über die mein junges Herz sich nicht beruhigen konnte, niedergehaltenen Wünsche. Sie schien nicht ruhiger und auch *nicht weniger zag*haft zu sein, als ich. Bedrängt, mich zu

ihren Füßen zu sehen, bestürzt, mich dort hingerufen zu haben, und allmählich alle Folgen eines Winkes begreifend, der sicherlich jeder Überlegung vorangegangen war, hob sie mich weder empor, noch stieß sie mich fort. Sie wendete ihre Augen nicht von ihrer Arbeit weg und versuchte, so zu tun, als ob sie mich neben ihren Füßen noch gar nicht gewahr geworden sei: aber all meine Dummheit hinderte mich doch nicht, zu begreifen, daß sie meine Verwirrung und vielleicht auch mein Verlangen teilte und nur durch eine der meinen ähnliche Scham zurückgehalten wurde, dennoch gab mir diese Erkenntnis nicht die Kraft, sie zu überwinden. Die fünf oder sechs Jahre, die sie älter war als ich, mußten meiner Meinung nach alle Kühnheit auf ihre Seite bringen, und da sie nichts tat, um die meine herauszufordern, wähnte ich, sie wünsche sie nicht. Sogar heute noch finde ich, daß ich richtig schloß, denn sie war sicherlich allzu klug, um nicht zu begreifen, daß ein Neuling gleich mir nicht nur der Ermutigung, sondern auch der Unterweisung bedurfte.

Ich weiß nicht, wie dieser lebhafte und stumme Auftritt geendigt, noch wie lange ich reglos in meiner lächerlichen und beseligenden Stellung verharrt hätte, wenn wir nicht unterbrochen worden wären. Mitten in dem Höhepunkt meiner Erregung hörte ich, wie die Tür der Küche, welche an unser Zimmer grenzte, geöffnet wurde, und Frau Basile gab mir erschreckt und lebhaft durch Wort und Geberde zu verstehen: „Erheben Sie sich, Rosina kommt." Hastig aufspringend, ergriff ich die mir dargereichte Hand und drückte zwei glühende Küsse darauf, bei deren zweitem ich einen leisen Druck dieser bezaubernden Hand gegen meine Lippen fühlte. Mein Lebtag habe ich keinen so seligen Augenblick durchkostet: aber die Gelegenheit, die ich ungenutzt hatte vorüber gehen lassen, kam nicht wieder, und so hatte denn unsere junge Liebe schon ihr Ende erreicht.

Vielleicht hat sich gerade deshalb das Bild dieser liebreizenden *Frau auf dem Grunde* meines Herzens für *immer in ewig gleich* berückenden Zügen eingeprägt. Ja,

seit ich die Welt und die Frauen besser kennen gelernt habe, hat ihr Bild dort sogar in gleichem Maße gewonnen. Bei größerer Erfahrung würde sie sich anders angestellt haben, um einen Knaben zu ermutigen: aber war ihr Herz auch schwach, so war es doch keusch; unwillkürlich gab sie dem Triebe nach, der sie fortriß, es war scheinbar wirklich ihre erste Untreue, und vielleicht würde es schwerer gehalten haben, ihre Scham zu besiegen, denn die meine. Ohne daß es so weit gekommen, habe ich an ihrer Seite unaussprechliche Wonnen genossen. Nichts von allem, was der Besitz von Frauen mir beschert hat, wiegt jene beiden Minuten auf, die ich zu ihren Füßen ohne den Mut verbracht habe, auch nur ihr Kleid zu berühren. Wahrlich, es gibt keinen Genuß, der dem gleichkommt, den eine ehrbare Frau, die man liebt, bescheren kann: bei ihr wird alles und jedes zur höchsten Gunst. Ein kleiner Wink des Fingers, eine leicht auf meinen Mund gepreßte Hand, ist das einzige, was Frau Basile mir jemals gewährt hat, und noch heute gerate ich über diese geringfügigen Liebeszeichen in Entzücken, sobald ich nur an sie denke.

Während der beiden darauffolgenden Tage harrte ich vergebens auf ein neues Beisammensein, es war mir unmöglich, einen geeigneten Augenblick zu erhaschen, und auf ihrer Seite bemerkte ich kein Streben, ihn herbeizuführen. Ihr Benehmen gegen mich war sogar, wenn auch nicht kälter, so doch zurückhaltender als sonst; ich glaube jedoch, sie vermied meine Blicke nur aus Furcht, die ihren nicht genugsam beherrschen zu können. Und ihr verwünschter Ladendiener war widerwärtiger denn je: er wurde sogar zum Spott- und Spaßvogel und meinte, ich würde mein Glück bei Frauen schon machen. Ich zitterte, irgend eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, und da ich mich mit ihr bereits im Einverständnis wähnte, suchte ich eine Neigung zu verschleiern, die bis dahin des Schleiers kaum bedurft hatte. Dies machte mich vorsichtiger, was die Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung anbetraf, und ließ mich schließlich gar keine *mehr finden*, da sie mir alle nicht sicher genug erschienen.

Das ist noch eine zweite gar wunderliche Narrheit, von der ich mich nie habe heilen können und die in Verbindung mit meiner natürlichen Schüchternheit die Prophezeiung des Ladendieners aufs gründlichste Lügen gestraft hat. Ich liebte zu aufrichtig, ja, ich wage zu sagen, zu grenzenlos, um leicht glücklich zu werden. Nie waren Leidenschaften heftiger und zugleich reiner, als die meinen, und niemandes Liebe je zärtlicher, wahrer, uneigennütziger. Tausendmal würde ich mein Glück dem des Wesens, das ich liebte, zum Opfer gebracht haben, stets war mir ihr Ruf teurer als mein Leben, und nie hätte ich, selbst um alle Freuden des Genusses nicht, ihre Ruhe auch nur für einen Augenblick gefährden mögen. Das hat mich zu so viel Sorgfalt, so viel Heimlichkeit und so viel Vorsicht in all meinen Liebesabenteuern gezwungen, daß niemals auch nur eines wirklich hat gelingen können. Mein geringer Erfolg bei Frauen entsprang stets dem Umstande, daß ich sie allzusehr liebte.

Um auf den Flötenbläser Ägisthus zurückzukommen, so war das Seltsame an ihm, daß der Verräter in dem Maße, in dem er unerträglicher wurde, auch gefälliger zu werden schien. Seine Dame war von dem ersten Tage ihrer Neigung zu mir bedacht gewesen, mich im Laden nützlich zu machen. Ich verstand mich einigermaßen aufs Rechnen, und so hatte sie ihm vorgeschlagen, mich in der Buchführung zu unterweisen, aber der Murrkopf nahm den Vorschlag, vielleicht aus Angst verdrängt zu werden, sehr übel auf. So beschränkte sich denn meine Arbeit außer dem Grabstichel in der Abschrift einiger Rechnungen und Mahnungen, in der Reinschrift einiger Bücher und in der Übersetzung einiger Geschäftsbriefe aus dem Italienischen ins Französische. Nun fiel es dem Burschen plötzlich bei, auf den früheren von ihm verworfenen Vorschlag zurückzukommen, und so erklärte er sich denn bereit, mich die doppelte Buchführung zu lehren und so weit vorzubereiten, daß ich Herrn Basile nach seiner Rückkunft meine Dienste anbieten könnte. In seinem Tone und in seinem Ausdruck lag *irgend* etwas Falsches, Boshaftes

und Spöttisches, das mir kein Vertrauen einflößte. Frau Basile erwiderte ihm, ohne meine Antwort abzuwarten, recht trocken, ich müßte ihm für sein Anerbieten sehr dankbar sein, sie ihrerseits aber hoffe, das Glück möchte endlich meine Begabung begünstigen, denn es wäre doch jammerschade, falls ich es bei all meinem Verstande nur bis zum Ladendiener bringen sollte.

Sie hatte mir wiederholt gesagt, sie wolle mich eine Bekanntschaft machen lassen, die mir nützlich werden könne. Sie war verständig genug, zu fühlen, daß es Zeit sei, mich von ihr zu entfernen. Unsere stumme Liebeserklärung hatte an einem Donnerstag stattgefunden. Am darauffolgenden Sonntag gab sie ein Mittagessen, zu dem ich und unter anderen auch ein Jakobiner-Mönch von angenehmem Äußeren geladen war, dem sie mich vorstellte. Der Mönch behandelte mich sehr freundlich, beglückwünschte mich zu meinem Übertritt und sagte mir allerlei über mein Lebensschicksal, woraus ich entnahm, daß sie ihm genauer darüber gesprochen hatte. Dann klopfte er mir mit dem Handrücken zweimal leicht auf die Wange und sagte, ich solle verständig und guten Mutes bleiben und ihn besuchen, damit wir ausführlicher zusammen sprechen könnten. Aus der Rücksicht, mit der ihn jedermann behandelte, schloß ich, er müsse eine einflußreiche Persönlichkeit sein, und der väterliche Ton, den er Frau Basile gegenüber anschlug, ließ mich ihn für ihren Beichtvater halten. Ich erinnere mich auch sehr wohl, daß seine maßvolle Vertraulichkeit gegen sein Beichtkind mit Zeichen der Achtung und sogar der Hochschätzung untermischt war, welche mir damals nicht so viel Eindruck machten wie heute. Wäre ich klüger gewesen, wie hätte es mich dann nicht ergreifen müssen, einer jungen, von ihrem Beichtvater hochgeschätzten Frau Empfindungen für mich eingegeben zu haben.

Der Tisch war für alle Gäste nicht groß genug gewesen, und so hatte man noch einen kleinen aufstellen müssen, an dem mir ein angenehmes Beieinandersein mit dem Herrn Ladendiener beschieden war. Was Aufmerksamkeit und gute Bissen anbetraf, kam ich dabei nicht

zu kurz, gar viele Schüsseln wurden zu dem kleinen Tisch hinübergesandt, die sicherlich nicht für ihn bestimmt waren. Bis dahin verlief also alles aufs trefflichste: die Frauen waren äußerst heiter, die Männer sehr artig, und Frau Basile selber machte mit berückender Anmut die Wirtin. Aber um die Mitte des Mahles hörte man einen Wagen vor der Tür halten, jemand stieg die Treppe herauf — es war Herr Basile. Ich sehe ihn noch vor mir, als wenn er in diesem Augenblick zur Türe hereinträte, in seinem scharlachroten Rock mit goldenen Knöpfen, gegen welche Farbe ich seit jenem Tage stets den heftigsten Widerwillen empfunden habe. Herr Basile war ein großer und schöner Mann, der sich sehr gut ausnahm; er trat geräuschvoll mit dem Behaben eines Menschen ein, der die Seinen auf frischer Tat ertappen will, obgleich die ganze Gesellschaft nur aus seinen Freunden zusammengesetzt war. Seine Frau fiel ihm um den Hals, ergriff seine Hände und erwies ihm tausend Zärtlichkeiten, die er sich, ohne sie zu erwidern, gefallen ließ. Dann begrüßte er die Gesellschaft, ließ sich ein Gedeck geben und aß. Kaum hatte er jedoch von seiner Reise zu sprechen angefangen, so fielen seine Augen auf den kleinen Tisch, und er fragte in strengem Tone, wer denn der junge Bursche sei, den er dort bemerke. Frau Basile erklärte es ihm ganz unbefangen. Er fragte, ob ich im Hause wohne, man verneinte es. „Warum denn nicht," erwiderte er barsch, „wenn er Tag über hier ist, kann er ebensogut auch Nacht über hierbleiben." Der Mönch ergriff nun das Wort, und nach einem ernsten und warmen Lobe der Frau Basile sagte er auch von mir mit wenigen Worten Gutes und fügte hinzu, Herr Basile möge, anstatt die fromme Mildtätigkeit seiner Frau zu tadeln, sich vielmehr beeifern, daran teilzunehmen, da ja nichts dabei die Grenzen des Erlaubten überschritte. Der Gatte entgegnete, trotzdem er sich in Gegenwart des Mönches zu beherrschen suchte, mit so übler Laune, daß ich begriff, wie er über mich bereits unterrichtet war und mir der Ladendiener auf seine Weise einen Dienst erwiesen hatte.

Kaum hatte man sich von Tische erhoben, so erschien

er als Sendling seines Herrn, um mich triumphierend in dessen Namen aufzufordern, sofort sein Haus zu verlassen und es nie in meinem Leben wieder zu betreten. Er würzte seine Botschaft mit allem, was sie beleidigend und grausam machen konnte. Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, aber mit blutendem Herzen und zwar nicht so sehr, weil ich diese liebreizende Frau verlassen, als weil ich sie der Roheit ihres Gatten als Beute überlassen mußte. Er war zweifellos im Rechte, wenn er nicht wollte, daß sie ihm untreu wurde, aber sie war, wenn auch sittsam und aus guter Familie stammend, dennoch eine Italienerin, das heißt reizbar und rachsüchtig, und er tat unrecht, so schien es mir, ihr gegenüber Mittel anzuwenden, die gerade am geeignetsten waren, das Unglück herbeizuführen, das er fernhalten wollte.

Das war der Ausgang meines ersten Liebesabenteuers. Ich wagte es, noch zwei oder dreimal durch die Straße zu gehen, um die, nach der mein Herz sich unaufhörlich sehnte, wenigstens zu erblicken, aber ich sah nur ihren Mann und seinen wachsamen Ladendiener, welcher, sobald er meiner gewahr wurde, mit der Elle eine eher ausdrucksvolle als einladende Bewegung machte. Da ich mich dergestalt belauert sah, verlor ich allen Mut und ging nicht mehr vorüber, aber ich wollte wenigstens den Beschützer, den sie mir verschafft hatte, besuchen: unglücklicherweise wußte ich seinen Namen nicht. Ich streifte mehrmals vergeblich um das Kloster, in der Hoffnung ihm vielleicht zu begegnen. Schließlich verwischten andere Ereignisse das bezaubernde Andenken an Frau Basile, und binnen kurzem vergaß ich sie so völlig, daß ich, noch ebenso einfältig und ebenso uneingeweiht wie vordem, auf hübsche Frauen nicht einmal lecker geworden war.

Ihre Freigebigkeit hatte indessen meine kleine Ausrüstung wieder etwas ausgebessert, wenn auch nur sehr bescheiden und mit der Umsicht einer klugen Frau, die mehr auf Sauberkeit als auf Putz sah, und mich vor Entbehrung schützen, nicht aber prächtig ausstaffieren wollte. Der Anzug, den ich aus Genf mitgebracht hatte, war noch *und tragbar*, sie vervollständigte ihn nur durch einen

Hut und etwas Wäsche. Ärmelstulpen besaß ich nicht, und obgleich ich gar großes Verlangen danach trug, wollte sie mir keine schenken. Sie beschied sich darin, mich mit allem zu versehen, dessen ich bedurfte, um mich reinlich zu kleiden, und so lange ich vor ihr erschien, brauchte mir das nicht erst anempfohlen zu werden.

Wenige Tage nach dieser Katastrophe sagte mir meine Wirtin, welche, wie ich schon bemerkt, mir freundschaftlich zugetan war, sie habe vielleicht eine Stellung für mich bei einer adligen Dame gefunden, jedenfalls wünsche mich diese zu sehen. Bei dieser Mitteilung glaubte ich mich allen Ernstes bereits in die größten Abenteuer verwickelt, denn darauf lief es bei mir stets hinaus. Dieses jedoch ward nicht so glänzend, als ich gedacht hatte. Ich ging zu der Dame mit dem Diener, welcher ihr von mir gesprochen hatte. Sie beaugenscheinigte mich und fragte mich aus, und da ich ihr nicht mißfiel, nahm sie mich sofort in ihren Dienst, aber nicht gerade völlig in der Eigenschaft eines Günstlings, sondern vielmehr in der eines Lakaien. Ich wurde in die Bediententracht ihrer Leute gesteckt, mit dem einzigen Unterschiede, daß jene Achselschnüre trugen und ich keine bekam. Und da dieses Dienerkleid sonst keine Tressen aufzuweisen hatte, war es der gewöhnlichen bürgerlichen Tracht nicht unähnlich. Dies war das unerwartete Ende all meiner großen Hoffnungen.

Die Frau Gräfin von Vercellis, bei der ich nun also diente, war Witwe und kinderlos; ihr Gatte war Piemontese, sie selber habe ich stets für eine Savoyardin gehalten, da ich mir nicht denken konnte, eine Piemontesin möchte so gut und so rein französisch sprechen. Sie stand in mittleren Jahren und besaß eine ausnehmend edle Gestalt und einen gebildeten Geist, der die französische Literatur liebte und sich darin auskannte. Sie schrieb viel und stets auf französisch. Ihre Briefe hatten den Stil und fast den Reiz der Briefe der Frau von Sévigné, so daß man sie bisweilen hätte verwechseln können. Meine Hauptobliegenheit, die mir keineswegs mißfiel, bestand darin, nach ihrem Diktat zu schreiben, da ein Brustkrebs, der ihr große

Schmerzen bereitete, ihr nicht mehr gestattete, es selber zu tun.

Frau von Vercellis hatte nicht nur viel Geist, sondern auch eine große und starke Seele. Ich habe ihre letzte Krankheit miterlebt und habe sie leiden und sterben sehen, ohne einen Augenblick der Schwäche, ohne sich je Zwang auferlegen zu müssen, ohne je ihre Weiblichkeit zu verleugnen und ohne zu ahnen, daß darin Philosophie läge, ein Wort, das damals noch nicht Mode war, und das sie in dem Sinne, der ihm heute beigelegt wird, nicht einmal kannte. Diese Charakterstärke ging manchmal bis zur Schroffheit. Es kam mir stets so vor, als habe sie ebensowenig Gefühl für andere wie für sich, und wenn sie Unglücklichen Gutes erwies, so geschah es eher, um das Gute an sich zu tun, als aus wirklicher Barmherzigkeit. Auch ich bekam während der drei Monate, die ich bei ihr verbrachte, etwas von dieser Gefühllosigkeit zu spüren. Es wäre natürlich gewesen, daß sie einen jungen Mann, der zu einigen Hoffnungen berechtigte und dauernd unter ihren Augen war, schließlich lieb gewonnen und im Gefühl ihres nahen Todes bedacht hätte, da er nach ihrem Hingange wohl der Hilfe und des Beistandes bedürfen würde; nichtsdestoweniger tat sie nichts für mich, sei es nun, daß sie mich einer besonderen Beachtung doch nicht würdig glaubte, oder sei es, daß die Leute, die sie dauernd umlagerten, all ihre Gedanken gefangen hielten.

Dennoch erinnere ich mich sehr wohl, daß sie mich mit einiger Neugier kennen zu lernen wünschte. Sie fragte mich zuweilen aus und war es recht zufrieden, wenn ich ihr die Briefe zeigte, die ich an Frau von Warens schrieb, und ihr von meinen Empfindungen Rechenschaft ablegte. Sie stellte es aber sicherlich nicht recht an, sie alle kennen zu lernen, indem sie mir niemals die ihren aufdeckte. Ich schüttete mein Herz gerne aus, sobald ich nur fühlte, daß sich ihm ein anderes dabei öffnete, trockene, kühle Fragen ohne jedes Anzeichen von Zustimmung oder Tadel für das, was ich antwortete, flößten mir dagegen durchaus kein Vertrauen ein. Wenn nichts mich *merken ließ, ob* mein Geplauder gefiel oder mißfiel, fühlte

ich mich stets bedrängt und suchte weniger zu zeigen, was ich dachte, als nichts zu sagen, was mir hätte schaden können. Ich habe seitdem beobachtet, daß dieses trockene Ausfragen von Menschen, die man kennen lernen will, eine an Frauen, welche Geist zu haben wähnen, ziemlich häufige Gewohnheit ist. Sie bilden sich ein, es möchte ihnen besser gelingen, die Empfindungen, die man hat, zu ergründen, wenn sie die ihren verbergen, und sehen nicht ein, daß sie dadurch jeden Mut benehmen, sie zu zeigen. Sobald man einen Menschen ausfragt, beginnt er schon allein dadurch auf seiner Hut zu sein, und wenn er gar glaubt, man wolle ihn zum Schwatzen bringen, ohne wirkliche Teilnahme für ihn zu empfinden, so lügt er oder schweigt oder verdoppelt seine Vorsicht und will lieber für einen Dummkopf gelten, als zum Narren fremder Neugierde werden. Jedenfalls gibt es keinen schlechteren Weg in den Herzen anderer zu lesen, als den Versuch, seines dabei verschlossen zu halten.

Frau von Vercellis hat niemals ein Wort zu mir gesprochen, das Teilnahme, Mitleid oder Wohlwollen verriet. Sie fragte mich kalt, und ich antwortete zurückhaltend. Meine Antworten waren so furchtsam, daß sie sie schal finden und sich dabei langweilen mußte. Und zuletzt fragte sie mich überhaupt nicht mehr und sprach nur noch zu mir, wenn der Dienst es erforderte. Sie beurteilte mich weniger nach dem, was ich war, als nach dem, was sie aus mir gemacht hatte, und da sie nur einen Lakaien in mir erblickte, hinderte sie mich daran, mich als etwas anderes vor ihr zu geben.

Ich glaube, daß ich das tückische Spiel heimlichen Eigennutzes, welches mein ganzes Leben durchkreuzt und mir einen so natürlichen Widerwillen gegen die scheinbare Ordnung eingegeben hat, die es erzeugt, schon damals am eigenen Leibe erfuhr. Da Frau von Vercellis keine Kinder hatte, war ihr einziger Erbe ihr Neffe, der Graf della Rocca, der ihr deshalb auch die größte Aufmerksamkeit erwies. Außerdem versäumten auch ihre Hauptdiener nichts, als sie ihr Ende herannahen sahen, und so hatte sie denn *so gar viele* Übereifrige um sich, daß ihr

schwerlich Zeit bleiben konnte, auch an mich zu denken. An der Spitze ihres Hauswesens stand ein Mann namens Lorenzi, ein verschlagener Mensch, dessen noch verschlagenere Frau sich derart in die Gunst ihrer Herrin eingeschmeichelt hatte, daß sie ihr gegenüber weit eher die Stellung einer Freundin als die eines bezahlten Dienstboten einnahm. Als Kammerzofe hatte sie eine ihrer Nichten, Jungfer Pontal genannt, ins Haus gebracht, eine verschmitzte Spürnase, die sich das Ansehen einer Ehrendame gab und ihrer Tante die Herrin so gut umgarnen half, daß diese nur noch durch beider Augen sah und durch beider Hände handelte. Ich hatte nicht das Glück, diesen drei Personen zu gefallen, ich gehorchte ihnen, diente ihnen aber nicht, denn ich meinte nicht, daß ich außer dem Dienst unserer gemeinsamen Herrin noch die Pflicht hätte, der Diener ihrer Diener zu sein. Außerdem war ich für sie gewissermaßen eine beunruhigende Persönlichkeit. Sie bemerkten sehr wohl, daß ich nicht an meinem richtigen Platze war und fürchteten, die gnädige Frau möchte dessen auch gewahr werden und mich unter Schmälerung des ihrigen zu einem richtigeren hinaufheben. Denn diese Art Menschen ist zu begehrlich, um gerecht zu sein, und erblickt in jedem Gewinst eines anderen stets einen Diebstahl an ihrem eigenen Besitz. Sie verbündeten sich also, mich den Blicken der Gräfin fern zu halten. Da sie gerne Briefe schrieb und in ihrem Zustande einen Zeitvertreib darin fand, so verleideten sie es ihr und ließen sie durch den Arzt unter der Vorgabe davon abbringen, es ermüde sie zu sehr. Mit der Behauptung, daß ich zu solchen Diensten nicht geschickt sei, wurden statt meiner zwei ungeschlachte Lümmel von Sänftenträgern um sie beschäftigt; kurz, man wußte sich so gut anzulassen, daß ich mehr als acht Tage lang nicht in ihrem Zimmer gewesen war, als sie ihr Testament machte. Danach aber hielt ich mich wie früher und sogar eifriger als irgend jemand darin auf, denn die Schmerzen der armen Frau zerrissen mir das Herz; die Standhaftigkeit, mit der sie sie ertrug, machten sie mir *verehrungswürdig* und teuer, und oft habe ich in ihrem

Zimmer, ohne daß jemand es bemerkte, aufrichtige Tränen vergossen.

Schließlich verloren wir sie. Ich sah sie verscheiden. Ihr Leben war das Leben einer Frau von Geist und Verstand, ihr Hingang der Tod einer Weisen. Ich darf sagen, daß sie mir die katholische Religion lieb und wert werden ließ durch die Seelenheiterkeit, mit der sie deren Pflichten ohne Gleichgültigkeit und ohne erheuchelten Eifer erfüllte. Sie war von Natur ernst, gegen das Ende ihrer Krankheit jedoch überkam sie eine gewisse Fröhlichkeit, welche zu gleichmäßig war, um erkünstelt zu sein, und mit der ihre Vernunft dem Traurigen ihres Zustandes das Gleichgewicht zu halten suchte. Nur während der zwei letzten Tage hütete sie das Bett und hörte nicht auf, sich ruhig mit jedermann zu unterhalten. Endlich, als sie nicht mehr sprach und schon im Todeskampfe lag, entfuhr ihr ein lauter Furz. „Wohl," sagte sie, sich umwendend, „eine Frau, die furzt, ist noch nicht tot." Dies waren ihre letzten Worte.

Sie hatte ihren niederen Dienstboten je eine Jahreslöhnung vermacht, da ich jedoch in das Dienerschaftsverzeichnis nicht gebucht war, erhielt ich nichts. Dagegen ließ mir der Graf della Rocca dreißig Livres auszahlen und befahl auch, mir den neuen Rock, den ich trug, und den Herr Lorenzi mir fortnehmen wollte, zu belassen. Er versprach sogar, sich nach einer Stellung für mich umzutun und erlaubte mir, zu ihm zu kommen. Ich tat es zwei oder dreimal, ohne ihn sprechen zu können. Leicht entmutigt wie ich war, ging ich dann nicht mehr hin. Bald wird man sehen, wie unrecht ich daran tat.

Ach, wenn doch alles, was ich über meinen Aufenthalt bei Frau von Vercellis zu erzählen habe, hiermit schon zu Ende wäre. Aber obgleich meine Lage scheinbar dieselbe blieb, verließ ich ihr Haus dennoch nicht so, wie ich es betreten hatte. Ich schleppte daraus die unauslöschliche Erinnerung des Verbrechens und die unerträgliche Last von Gewissensbissen mit mir fort, welche jetzt nach Verlauf von vierzig Jahren, meine Seele noch immer zerfressen, und deren bitteres Gefühl, anstatt sich abzu-

schwächen, in dem Maße, indem ich altere, immer stärker und stärker wird. Wer möchte glauben, das Vergehen eines Kindes könne je grausame Folgen haben? Und gerade über diese mehr als nur wahrscheinlichen Folgen wird mein Herz niemals sich trösten können! Vielleicht habe ich verursacht, daß ein liebenswürdiges sittsames und ehrbares Mädchen, welches sicherlich viel mehr wert war als ich selber, in Schande und Elend umgekommen ist.

Es wird sich kaum je vermeiden lassen, daß die Auflösung eines Haushaltes nicht stets eine gewisse Verwirrung und den Verlust mancher Sachen mit sich bringt; hier aber war die Treue der Dienerschaft und die Wachsamkeit des Herrn und der Frau Lorenzi so groß, daß nichts bei der Prüfung des Verzeichnisses sämtlicher Gegenstände im Hause abhanden gekommen war. Einzig Jungfer Pontal verlor ein schmales, schon altes, rosen- und silberfarbenes Band. Viele andere, weit wertvollere Dinge wären mir erreichbar gewesen, aber einzig dieses Band hatte mich gereizt, ich stahl es, und da ich es nicht allzu ängstlich verbarg, entdeckte man es bald bei mir. Man wollte wissen, woher ich es genommen? Ich verwirrte mich, stotterte, und schließlich brachte ich errötend heraus, Marion habe es mir geschenkt. Marion war eine junge Morianeserin, welche Frau von Vercellis zu ihrer Köchin gemacht, nachdem sie, da sie Einladungen zu Mahlzeiten nicht mehr ergehen lassen konnte und selber kräftiger Fleischbrühen mehr denn feiner Leckereien bedurfte, ihre alte fortgeschickt hatte. Marion war nicht nur hübsch, sondern es zierte sie eine Farbenfrische, wie man sie nur in den Bergen findet, und ein so bescheidener und sanfter Ausdruck, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne ihr gut zu sein, und außerdem war sie ein gutes, sittsames Mädchen von zweifelloser Ehrlichkeit. Daher war man allgemein überrascht als ich ihren Namen nannte, und da man zu mir kaum weniger Vertrauen hatte als zu ihr, hielt man es für wichtig, festzustellen, wer von uns beiden denn nun der Dieb sei. Man rief sie herbei, und die Versammlung war zahlreich, sogar der Graf *della Rocca* nahm daran teil. Sie kam und man zeigte ihr

das Band, ich beschuldigte sie frech, sie wurde bestürzt, schwieg, und warf mir einen Blick zu, der den Teufel hätte entwaffnen müssen, dem mein wildes Herz jedoch widerstand. Sie leugnete endlich mit Festigkeit, aber ohne Leidenschaft, wendete sich an mich, ermahnte mich, in mich zu gehen und nicht ein unschuldiges Mädchen zu entehren, welches mir niemals etwas Böses zugefügt hätte, und ich, ich wiederholte mit höllischer Schamlosigkeit meine Beschuldigung und behauptete ihr ins Gesicht, daß sie mir das Band gegeben habe. Das arme Mädchen brach in Tränen aus und sprach nur diese Worte zu mir: „Ach, Rousseau, ich habe dich für einen guten Menschen gehalten. Du machst mich recht unglücklich, aber dennoch möchte ich jetzt nicht an deiner Stelle sein." Das war alles. Sie fuhr fort, sich mit ebenso großer Schlichtheit wie Festigkeit zu verteidigen, ohne sich jedoch die geringste Schmähung gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung gab ihr meinem entschiedenen Tone gegenüber unrecht. Es erschien wider die Natur, auf der einen Seite eine so teuflische Frechheit und auf der anderen eine so engelhafte Sanftheit vorauszusetzen. Man schien sich nicht völlig zu entscheiden, war aber eher geneigt, auf meine Seite zu treten. Die Unruhe, in der man sich gerade befand, verstattete nicht die Zeit, die Sache gründlich zu untersuchen, und der Graf della Rocca beschied sich darin, uns alle beide mit der Bemerkung zu entlassen: das Gewissen des Schuldigen würde den Unschuldigen schon ausreichend rächen. Seine Prophezeiung ging nicht zuschanden, sondern sie erfüllt sich noch täglich!

Ich weiß nicht, was aus dem Opfer meiner Schändlichkeit geworden ist, aller Wahrscheinlichkeit nach war es ihr durch diesen Vorfall nicht leicht gemacht, eine andere gute Stellung zu finden. Es haftete eine in jeder Beziehung ihre Ehre aufs grausamste verdächtigende Beschuldigung an ihr. Wenn der Diebstahl auch nur eine Kleinigkeit betraf, so blieb es doch immer ein Diebstahl, und was schlimmer war, er war begangen worden, um einen jungen Menschen zu verführen, und die Verlogenheit und Verstocktheit gar, die sie bei so vielen Lastern noch be-

wiesen hatte, ließen nichts Gutes mehr von ihr erwarten. Ich betrachte das Elend und die Verlassenheit nicht einmal als die größte Fährnis, in die ich sie gebracht hatte. Wer weiß, wohin die Verzweiflung über ihre verdächtigte Unschuld sie in ihren Jahren hat führen können! Wenn die Reue, sie unglücklich gemacht zu haben, schon unerträglich ist, so begreife man, was ich bei dem Gedanken leide, sie vielleicht noch schlechter gemacht zu haben, als ich selber war.

Diese grausame Erinnerung quält mich bisweilen und bringt solches Entsetzen über mich, daß ich in schlaflosen Nächten das arme Mädchen an mich herantreten und mir mein Verbrechen vorhalten sehe, so, als ob es erst gestern geschehen sei. Solange ich ruhig lebe, ist die Qual geringer, wird mein Leben aber stürmisch, so raubt sie mir den süßesten Trost aller unschuldig Verfolgten und läßt mich empfinden, was ich in irgend einem meiner Werke ausgesprochen zu haben glaube, daß nämlich die Reue vom Glücke eingelullt, vom Unglück aber angestachelt wird. Niemals habe ich es indessen fertig bringen können, mein Herz durch das Geständnis an einen Freund zu erleichtern. Selbst die engste Vertraulichkeit hat mich nie dazu verleitet, auch der Frau von Warens gegenüber nicht; alles, was ich über mich vermochte, war das Bekenntnis, daß ich mir eine schändliche Handlung vorzuwerfen hätte, niemals aber habe ich gesagt, worin sie bestand. Die Last hat also bis auf den heutigen Tag ohne jede Erleichterung auf meinem Gewissen gelegen, und ich darf sagen, daß die Sehnsucht, mich endlich wenigstens einigermaßen davon zu befreien, sehr viel zu meinem Entschlusse beigetragen hat, meine Bekenntnisse zu schreiben. Bei dem eben abgelegten Geständnis habe ich die Wahrheit rundheraus gesagt, und man wird sicherlich nicht finden können, daß ich die Schwärze meiner Schandtat beschönigt habe. Aber ich würde den Zweck dieses Buches nicht erfüllen, wollte ich nicht zugleich meine innere Verfassung bloßlegen und Scheu tragen, mich dort zu entschuldigen, wo es der Wahrheit entspricht. Niemals war alle Bosheit so ferne von mir, wie in jenem grau-

n Augenblick, da ich das unglückliche Mädchen be-
ligte, und, so sonderbar es klingen mag, in Wahr-
ar meine Freundschaft zu ihr daran schuld. Sie war
inen Gedanken lebendiger. als irgend etwas anderes,
o schob ich denn meine Schuld auf den ersten Ge-
and, der mir einfiel. Ich beschuldigte sie, das getan
ben, was ich tun wollte, nämlich mir das Band ge-
kt zu haben, da es meine Absicht gewesen war, es ihr
enken. Als sie dann herbeigerufen wurde, zerriß mir
nblick das Herz, aber die Gegenwart so vieler Men-
war stärker als meine Reue. Die Strafe fürchtete
enig, ich fürchtete nur die Schande, diese aber mehr
n Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als alles auf
elt. Ich hätte mich vergraben, mitten in die Erde
sinken mögen; die unbesiegliche Scham war stärker
es, die Scham allein verlieh mir Schamlosigkeit,und
brecherischer ich handelte,desto beharrlicher machte
die Angst, es einzugestehen: mich erfüllte nur das
tzen, erkannt und öffentlich als Dieb, Lügner und
nder gekennzeichnet zu werden; vollkommene Ver-
ng raubte mir die Möglichkeit zu jedem anderen Ge-
Hätte man mich zu mir kommen lassen, würde ich
gerlich alles gestanden haben. Hätte mich Herr
Rocca beiseite genommen und zu mir gesagt: richte
arme Mädchen nicht zugrunde, sondern gestehe
r, wenn du schuldig bist, so würde ich mich ihm
blicklich zu Füßen geworfen haben,des bin ich sicher.
anstatt mir Mut zu machen, schüchterte man mich
n. Auch mein Alter hätte man gerechterweise be-
n müssen: ich war doch kaum aus den Kinderschuhen
en oder ich stak vielmehr noch in ihnen. Wirkliche
dlichkeiten sind in der Jugend noch weit strafbarer
reifen Alter, aber Schwäche ist es weit weniger, und
Vergehen war im Grunde kaum etwas anderes. Die
erung daran bekümmert mich auch weniger wegen
ösen an sich, sondern um der Folgen willen, die es
acht hat. Für mich entsprang das Gute daraus,
für mein ganzes übriges Leben vor jeder das Ver-
n streifenden Handlung zu bewahren, so stark blieb

die Erinnerung an den furchtbaren Eindruck, den mir die einzige gemacht hat, die ich je begangen, und ich glaube zu fühlen, daß meine Abneigung gegen jede Lüge zum großen Teil der Reue entspringt, einmal eine so schwarze gesprochen zu haben. Und wenn sie ein Verbrechen war, das überhaupt gesühnt werden kann, wie ich zu hoffen wage, so ist es gesühnt worden durch all das Unglück, welches auf dem Ende meines Lebens lastet, und durch vierzig Jahre der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit unter den allerschwierigsten Umständen. Die arme Marion hat so viele Rächer in dieser Welt gefunden, daß ich, mein Vergehen gegen sie mag noch so groß gewesen sein, nicht fürchte mit der unabgetragenen Sündenschuld hinüber zu gehen. Dies hatte ich über diesen Gegenstand zu sagen, und nun sei es mir erlaubt, nie wieder davon zu sprechen.

Drittes Buch
1728—1731

Frau von Vercellis ungefähr in denselben Umständen verlassend, in denen ich zu ihr gekommen war, kehrte ich zu meiner alten Wirtsfrau zurück und blieb fünf oder sechs Wochen lang bei ihr, während welchen Gesundheit Jugend und Müßiggang mir mein Wesen oft recht lästig werden ließen. Ich war unruhig, zerstreut, verträumt, ich weinte, seufzte und bangte nach einem Glück, von dem ich keine Vorstellung hatte und dessen Entbehrung ich dennoch empfand. Dieser Zustand läßt sich nicht beschreiben, und sogar nur wenige Menschen können sich ihn vorstellen, weil die meisten jener Lebensfülle, welche Qual und Entzücken zugleich ist und in der Trunkenheit des Begehrens einen Vorgeschmack des Genusses gewährt, schon vorgegriffen haben. Mein erhitztes Blut erfüllte mein Gehirn unaufhörlich mit Frauen und Mädchen, aber da ich von dem wirklichen Gebrauch, den man von ihnen machen konnte, nichts wußte, so beschäftigte ich sie in Gedanken aufs seltsamste nach meinem Gefallen, ohne mich irgend auf mehr zu verstehen. Diese Gedanken erhielten meine Sinne zwar in einer recht unbequemen Tätigkeit, lehrten mich aber zu meinem Glücke nicht, wie ich mich von ihrem Brausen befreien konnte. Ich würde mein Leben hingegeben haben, um auch nur für eine Viertelstunde ein Fräulein Goton wiederzufinden, aber die Zeit, wo die Kinderspiele wie von selbst zu zu solchem Ziele führten, war vorüber. Die Scham, die Genossin des Bewußtseins vom Bösen, hatte sich mit den Jahren eingestellt und meine angeborene Schüchternheit bis zur Unbesieglichkeit gesteigert, und weder damals noch später ist es mir möglich gewesen, einen unzüchtigen Vorschlag zu machen, wenn die davon Be-

troffene mich nicht gewissermaßen durch ihr Entgegenkommen dazu ermuntert hätte, sonst konnte ich es nicht, und hätte ich auch tausendmal gewußt, daß sie nicht bedenklich war und mich mit ziemlicher Sicherheit beim Worte genommen haben würde.

Da ich meine Wünsche nicht stillen konnte, wuchs meine Erregtheit so ins Ungeheure, daß ich sie durch die alleraußerordentlichsten Vornahmen noch immer mehr steigerte. Ich suchte dunkle Alleen und abgelegene Orte auf, wo ich mich weiblichen Personen aus der Ferne in der Stellung zeigen konnte, in der ich gerne in ihrer Nähe gewesen wäre. Was sie zu sehen bekamen, war nicht der unzüchtige Gegenstand, denn an den dachte ich nicht einmal, sondern der entgegengesetzte, der lächerliche. Mein albernes Vergnügen, ihn vor ihren Augen zu wölben, läßt sich nicht beschreiben. Ich brauchte schließlich nur noch einen Schritt weiter zu gehen, um die ersehnte Behandlung wirklich zu erfahren, denn ich zweifle keineswegs, daß irgend eine Entschlossene mir im Vorübergehen das seltsame Vergnügen wohl wirklich einmal hätte zuteil werden lassen, wenn ich den Mut gehabt hätte, es abzuwarten. Meine Tollheit führte schließlich zu einem recht heiteren, für mich aber weniger erfreulichen Ausgang.

Eines Tages stellte ich mich in dem Hintergrund eines Hofes auf, in welchen Mädchen aus dem Hause des öfteren aus einem darin befindlichen Brunnen Wasser zu holen kamen. Hinter mir war ein kleiner Abstieg, der auf mehrere Kellereingänge mündete. Ich untersuchte im Dunkeln diese unterirdischen Gänge, und da ich sie ausgedehnt und finster fand, meinte ich, sie würden überhaupt nie ein Ende nehmen, und so, falls ich gesehen und überrascht würde, einen sicheren Zufluchtsort für mich abgeben. In diesem Vertrauen verschaffte ich nun den Mädchen, die zum Brunnen kamen, ein mehr lächerliches als verführerisches Schauspiel. Die Geschicktesten taten so, als sähen sie nichts, andere brachen in helles Lachen aus, und wieder andere hielten sich für beleidigt und schlugen Lärm. Ich flüchtete in meinen Hinterhalt, aber man verfolgte mich, und ich hörte eine Männerstimme, auf die

ich nicht gerechnet hatte, und wurde unruhig. Auf die Gefahr, mich zu verlieren, drang ich immer tiefer in die Kellergänge vor, und immer folgte mir der Lärm, das Stimmengewirr, und mitten darin die Männerstimme. Überall hatte ich auf Dunkelheit gerechnet, und plötzlich sah ich Licht. Ich erbebte und drang noch tiefer vor. Endlich verlegte mir eine Mauer, an der ich nicht vorbei konnte, den Weg, und so mußte ich denn dort mein Schicksal abwarten. Es währte nur einen Augenblick lang, dann wurde ich von einem großen Manne ergriffen, der einen großen Schnurrbart, einen großen Hut und einen großen Säbel trug und von vier oder fünf mit Besenstielen bewaffneten alten Weibern umgeben war, zwischen welchen ich die kleine Schelmin bemerkte, die mich verraten hatte und die mir zweifellos auch einmal ins Gesicht sehen wollte.

Der Mann mit dem Säbel packte mich beim Arm und fragte mich barsch, was ich denn hier triebe. Man begreift, daß ich die Antwort nicht allzu bereit hatte. Ich faßte und ermannte mich indessen in diesem verfänglichen Augenblick und erfand eine romantische Flunkerei, die von bestem Erfolge begleitet war. Ich bat ihn flehenden Tones, doch mit meinem Alter und meinem Zustand Mitleid zu haben und sagte ihm, ich sei ein junger Fremdling von hoher Geburt, der im Kopfe nicht ganz richtig, und der dem väterlichen Hause entflohen, weil man ihn habe einsperren wollen, und der sich für verloren halten müsse, falls er ihn zwänge, sich zu erkennen zu geben, der aber anderenteils, falls er ihn gütigst freilassen wolle, wohl imstande sei, sich eines Tages für diese Gunst erkenntlich zu zeigen. Wider alles Erwarten taten meine Rede und mein Mienenspiel ihre Wirkung: der schreckliche Mann wurde davon gerührt, und nach einer ziemlich kurzen Rüge ließ er mich sacht fortschleichen, ohne mich noch weiter auszufragen. Das Gesicht, mit dem das junge und die alten Weiber mein Fortgehen mit ansahen, belehrte mich, wie nützlich mir der anfangs so sehr gefürchtete Mann gewesen war, denn vor ihnen allein wäre ich nicht so billig *davongekommen*. Ich hörte sie zwar

irgend etwas murmeln, aber ich scherte mich kaum darum, denn solange sich der Mann und sein Säbel nicht hineinmischten, fühlte ich mich flink und stark genug, mich ihrer und ihrer Knüttel zu erwehren.

Als ich einige Tage später mit meinem Nachbar, einem jungen Priester, durch eine Straße ging, sah ich mich plötzlich dem Mann mit dem Säbel gegenüber. Er erkannte mich und äffte meine damaligen Reden in spöttischem Tone nach: „Ich bin ein Prinz," sagte er, „ich bin ein Prinz, aber auch ein Schuft, und so möge sich denn Ihre Hoheit nie wieder vor mir blicken lassen." Weiter sagte er nichts, und ich schlich mich mit gesenktem Kopf an ihm vorbei und dankte ihm in meinem Herzen für seine Verschwiegenheit. Ich vermute, die verdammten alten Weiber mochten ihn wohl um seiner Leichtgläubigkeit willen verhöhnt haben. Aber wie dem auch sei, er war, wenn auch ein Piemonteser, so doch ein wackerer Mann, und ich kann seiner niemals ohne eine Regung aufrichtiger Dankbarkeit gedenken: denn die ganze Geschichte war so ergötzlich, daß jeder andere mich nur um der Ehre eines so gelungenen Spaßes willen ruhig entehrt hätte. Wenn dieses Abenteuer auch nicht die Folgen hatte, die ich lange befürchten mußte, so verfehlte es doch nicht, mich für eine Weile vernünftiger zu machen.

Mein Aufenthalt bei Frau von Vercellis hatte mich ein paar Bekanntschaften machen lassen, die ich in der Hoffnung, sie möchten mir eines Tages nützlich sein, weiter pflegte. So besuchte ich unter anderem bisweilen auch einen savoyardischen Geistlichen namens Gaime, welcher Hofmeister der Kinder des Grafen Mallarède war. Er war noch jung und wenig herumgekommen, aber voll gesunden Menschenverstandes, voller Redlichkeit und Einsicht, und einer der ehrenhaftesten Menschen, die ich gekannt habe. Für den besonderen Zweck, der mich zu ihm trieb, war er mir von gar keinem Nutzen, denn er hatte zu geringen Einfluß, um mir irgend eine Stellung zu verschaffen, aber ein weit köstlicherer Gewinst, der *mir für* mein ganzes Leben genützt hat, wurde mir bei

1: *nämlich* Unterweisung in gesunder Moral und ge-

sunder Vernunft. In der Aufeinanderfolge meiner Neigungen und Gedanken hatte ich stets zu hoch oder zu tief gegriffen, war Achill oder Thersites, ein Held oder ein Taugenichts gewesen. Herr Gaime bemühte sich, mich auf einen richtigen Standpunkt zu stellen und mir ohne Schonung und auch ohne Entmutigung Selbsterkenntnis zu lehren. Er sprach sich anerkennend über meine Natur und meine Begabungen aus, verschwieg mir aber nicht, daß mir seiner Meinung nach daraus Hemmnisse erwachsen möchten, die mich wohl daran hindern könnten, Nutzen aus ihnen zu ziehen, so daß sie mir, so meinte er, weit weniger als Sprossen zum Glück, denn als Mittel dienen könnten, seiner zu entbehren. Er entwarf mir vom menschlichen Leben, von dem ich nur falsche Vorstellungen hatte, ein wahres Bild und zeigte mir, wie ein verständiger Mensch selbst im widerlichsten Schicksale immer dem Glücke zustreben und stets dicht neben dem Winde hersegeln könne, um es zu erreichen; ferner lehrte er mich, wie es kein wahres Glück ohne Weisheit gäbe und wie Weisheit sich in allen Ständen fände. Er minderte um ein gutes Stück meine Bewunderung für äußere Größe, indem er nachwies, wie die Herrschenden weder weiser noch glücklicher seien als die Beherrschten. Er sagte mir etwas, das mir seitdem oft wieder eingefallen ist, nämlich, daß, wenn jeder Mensch in den Herzen aller anderen lesen könnte, gar viele Leute lieber würden hinab denn hinauf steigen wollen. Diese Bemerkung, deren Wahrheit schlagend ist und nichts Übertriebenes an sich hat, ist mir im Verlauf meines Lebens von großem Nutzen gewesen, indem sie mich antrieb, ruhig an meiner Stelle auszuharren. Er verschaffte mir die ersten wahren Anschauungen über Ehrbarkeit, welche mein aufgeblasener Sinn immer nur in ihren Maßlosigkeiten hatte auffassen wollen. Er ließ mich erkennen, daß Begeisterung für erhabene Tugenden in der Gesellschaft wenig Nutzen stifte, und daß man, wenn man sich allzu hoch erheben wolle, viel leichter und viel tiefer herabstürzen könne. Er lehrte mich ferner, daß die Kette stets treu erfüllter kleiner Pflichten zum Schmieden *nicht geringerer* Kraft bedürfe, denn große

Heldentaten, daß wir aber daraus weit mehr für unsere Ehre und unser Glück gewinnen könnten, und daß es unendlich wertvoller sei, sich stets der Achtung der Menschen als einige Male ihrer Bewunderung zu erfreuen.

Um die Pflichten der Menschen aufzustellen, ist es nötig, auf ihren Ursprung zurückzugreifen. So brachte uns denn der Schritt, den ich getan, und dessen Folge meine gegenwärtige Lage war, dazu, von Religion zu sprechen. Man wird bereits gemerkt haben, daß der treffliche Herr Gaime, zum großen Teile wenigstens, das Vorbild meines savoyardischen Vikars ist. Ihn zwang jedoch die Klugheit mit größerer Zurückhaltung zu sprechen und sich über gewisse Punkte weniger offen zu äußern, im übrigen aber waren seine Grundsätze, seine Empfindungen und seine Ansichten dieselben, und alles, bis zu dem Ratschlag, in mein Vaterland zurückzukehren, stimmte mit dem überein, das ich seither dem Publikum zugänglich gemacht habe. Ohne mich daher über Unterredungen weiter auszulassen, deren wesentlichsten Inhalt jedermann einsehen kann, möchte ich nur sagen, daß seine weisen, wenn auch zunächst wirkungslosen Lehren in mein Herz Keime der Tugend und Religiosität streuten, die darin niemals untergegangen sind, und nur der Pflege durch eine geliebtere Hand gewärtig blieben, um aufzugehen.

Obgleich meine Bekehrung damals wenig in die Tiefe ging, ließ sie mich dennoch nicht unbewegt. Seine Gespräche langweilten mich daher keineswegs, sondern erregten mein Gefallen durch ihre Klarheit, ihre Einfachheit und vor allem durch eine gewisse Herzenswärme, die ich in ihnen empfand. Ich besitze eine liebevolle Seele und habe mich den Menschen stets weniger um des Guten willen, das sie mir erwiesen, angeschlossen, als um des Wohlwollens willen, das sie mir entgegenbrachten, und darüber hat sich mein Gefühl selten getäuscht. Herrn Gaime war ich außerdem wahrhaft zugetan, denn ich wurde sozusagen sein Schüler, und das erwies mir im Augenblick die unschätzbare Wohltat, mich von den *Lasterpfaden* abzuhalten, auf die mich mein Müßiggang *hinaustrieb.*

Als ich eines schönen Tages an nichts weniger als gerade hieran dachte, kam jemand, um mich zu dem Grafen della Rocca zu rufen. Da ich mehrmals dort gewesen und ihn nicht hatte sprechen können, war ich dann aus Verdruß nicht wieder hingegangen und glaubte, er habe mich vergessen oder schließlich doch einen unangenehmen Eindruck von mir gehabt. Ich täuschte mich. Er war mehr als einmal Zeuge des Vergnügens gewesen, mit welchem ich meine Pflichten gegen seine Tante erfüllte, er hatte sie sogar darauf aufmerksam gemacht und mir selber noch einmal davon gesprochen, als ich selber bereits nicht mehr daran dachte. Jetzt empfing er mich freundlich und sagte mir, er habe mich durchaus nicht mit leeren Versprechungen abspeisen wollen, sondern sich redlich bemüht, ein Unterkommen für mich zu finden, dieses sei ihm nun gelungen, er wolle mich in den Stand setzen, etwas Rechtes zu werden, das übrige sei dann meine Sache; das Haus, das sich mir durch seine Fürsprache öffnen wolle, sei mächtig und angesehen, es bedürfe zu meinem Fortkommen nun keiner anderen Beschützer mehr, und wenn man mich zunächst auch nur wie einen einfachen Diener, wie ich es ja eben noch gewesen, behandeln würde, so könne ich dennoch sicher sein, daß man geneigt sei, mich diesem Stande zu entheben, sobald ich durch meine Empfindungen und mein Betragen bewiesen haben würde, daß ich über ihn hinausrage. Das Ende dieser Rede strafte die glänzenden Hoffnungen, die ihr Anfang in mir erregt, aufs grausamste Lügen: „Was," sagte ich mir heimlich mit bitterem Unwillen, „Diener, immer wieder Diener!" Aber mein Selbstvertrauen war zu groß, ich fühlte mich für eine derart niedrige Stellung zu wenig geschaffen, um zu fürchten, man möchte mich darin belassen, und so schwand denn mein Unwillen gar bald.

Er brachte mich zu dem Grafen von Gouvon, dem Oberstallmeister der Königin und dem Haupt des erlauchten Hauses Solar. Die würdige Erscheinung dieses ehrwürdigen Greises erhöhte für mich die Leutseligkeit der mir bereiteten Aufnahme beträchtlich. Er stellte mir mit großer Teilnahme Fragen, und ich antwortete ihm

aufrichtiglich. Er sagte zu dem Grafen della Rocca, ich hätte ein angenehmes Gesicht, das auf Geist schließen ließe, und daran schiene es mir denn ja auch wirklich nicht zu fehlen, aber dennoch müsse man auch auf alles übrige acht haben. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Mein Kind, in fast allen Dingen ist der Anfang schwer, der deine soll es jedoch nicht allzusehr werden, sei verständig und suche jedermann hier zu gefallen, das soll für den Augenblick deine einzigste Aufgabe sein, und sonst sei guten Mutes, man wird für dich sorgen." Darauf ging er sofort mit mir zu der Marquise von Breil, seiner Schwiegertochter, und stellte mich ihr und dann dem Abbé von Gouvon, seinem Sohne, vor. All dieses erschien mir als gute Vorbedeutung, denn ich hatte schon Erfahrung genug, um zu wissen, daß man bei der Annahme eines Dieners nicht derartig viel Umstände zu machen pflegt: und man behandelte mich auch wirklich nicht wie einen solchen! Ich nahm meine Mahlzeiten mit der höheren Dienerschaft im Anrichtezimmer ein, brauchte keine Dienertracht zu tragen, und als der Graf von Favria, ein junger Wildfang, mich einmal geheißen hatte, hinten auf seine Karosse aufzusteigen, verbot sein Großvater, daß ich dies jemals zu tun hätte und überhaupt irgend jemanden außerhalb des Hauses begleiten müsse. Bei Tische bediente ich hingegen und verrichtete überhaupt im Hause die Dienste eines Lakaien, aber gewissermaßen in größerer Freiheit, ohne jemandem ausdrücklich zugeteilt zu sein. Außer einigen Briefen, die man mir diktierte, und einigen Bildern, die mir der Graf Favria auszuschneiden befahl, hatte ich nichts zu tun, und war daher den ganzen Tag über fast völlig Herr meiner Zeit. Diese Probe, auf die ich nicht gefaßt war, war sicherlich recht gefährlich, ja, sie war sogar nicht einmal menschlich, denn solch große Untätigkeit hätte mich gar leicht dahin bringen können, Laster anzunehmen, von denen ich anders frei geblieben wäre.

Zu meinem großen Glück trat das nicht ein. Die Lehren des Herrn Gaime hatten auf mein Herz Eindruck gemacht, und ich hatte ein so großes Gefallen an ihnen ge-

funden, daß ich mich bisweilen fortstahl, um sie aufs neue zu hören. Ich glaube, wer mich so verstohlen fortschleichen sah, mochte kaum ahnen, wohin ich ging. Etwas Verständigeres als er mir für meine Aufführung anriet, ließ sich nicht denken. Mein Antritt in der neuen Stellung war bewunderungswürdig gewesen, ich bewies eine Aufmerksamkeit, eine Beflissenheit und einen Diensteifer, die alle Welt aufs angenehmste berührten. Der Abbé Gaime riet mir nun weise, diesen ersten Feuereifer zu dämpfen, weil er befürchtete, er möchte nicht allzu lange vorhalten und dieses Nachlassen dann unliebsam bemerkt werden. „Ihr erstes Auftreten," sagte er zu mir, „wird das Maß für alles abgeben, was man von Ihnen verlangt, versuchen Sie also, es so einzurichten, daß Sie immer noch mehr leisten können, hüten Sie sich aber, jemals weniger zu tun."

Da man meine kleinen Fähigkeiten kaum genauer erforscht hatte und mir wohl auch kaum andere, als die Natur sie mir mitgegeben, zutraute, so hatte es trotz allem, was der Graf Gouvon mir gesagt, nicht den Anschein, als wolle man mich zu Höherem ausersehen. Andere Angelegenheiten kamen noch dazwischen, und so wurde ich fast vergessen. Der Marquis von Breil, der Sohn des Grafen Gouvon, war damals Gesandter in Wien. Bei Hofe traten Veränderungen ein, welche auf die Familie zurückwirkten, und so verbrachte man einige Wochen in einer Unruhe, die niemandem Zeit ließ, an mich zu denken. Ich hatte bis dahin jedoch in meinen Anstrengungen kaum nachgelassen, und außerdem erwies mir ein besonderer Umstand Gutes und Übles zugleich, indem er jede äußere Zerstreuung von mir fern hielt, mich aber auch hinsichtlich meiner Pflichten etwas unachtsamer machte:

Fräulein von Breil war ein junges Frauenzimmer ungefähr meines Alters; sie war wohlgewachsen, recht hübsch, sehr weiß, aber äußerst dunkelhaarig, und hatte, obgleich sie eine Brünette war, in ihrem Gesicht jenen sanften Ausdruck der Blonden, dem mein Herz niemals hat widerstehen können. Die Hoftracht, welche allen jungen

Frauenzimmern so gut steht, betonte ihren hübschen Rumpf, enthüllte ihre Brust und ihre Schultern, und ließ durch die Trauer, die man damals trug, ihre blendende Hautfarbe noch heller erstrahlen. Man wird meinen, es sei nicht gerade Sache eines Dieners gewesen, derlei Dinge zu bemerken. Zweifelsohne tat ich unrecht, aber ich bemerkte sie eben doch und war sogar nicht der einzige, der das tat. Der Haushofmeister und die Kammerdiener sprachen oft bei Tisch mit einer Roheit davon, die mich aufs grausamste peinigte. Mein Kopf verwirrte sich indessen doch nicht so sehr, um mich völlig in sie verliebt werden zu lassen. Ich vergaß mich nicht, wagte mich nicht über meine Stellung hinaus, und selbst meine Wünsche taten es nicht! Ich liebte es, Fräulein von Breil anzuschauen und sie mit Geist, Verstand und Zucht sprechen zu hören; mein Ehrgeiz, der sich auf das Vergnügen, ihr zu dienen, beschränkte, überstieg meine Rechte nicht, und bei Tisch erhaschte ich aufmerksam die Gelegenheiten, sie in ein rechtes Licht zu setzen. Wenn ihr Lakai für einen Augenblick ihren Stuhl verließ, so sah man mich wohl im nächsten an seiner Stelle, sonst aber hielt ich mich ihr gegenüber, suchte in ihren Augen zu lesen, was sie haben wollte, und lauerte auf den Augenblick, ihren Teller zu wechseln. Was würde ich nicht getan haben, um zu erreichen, daß sie mir etwas zu befehlen, mich anzusehen oder auch nur ein einziges Wort an mich zu richten geruht hätte. Aber nichts dergleichen geschah, mir widerfuhr die Kränkung, ein völliges Nichts für sie zu sein, sie bemerkte nicht einmal, daß ich da war. Als mir jedoch ihr Bruder, der bisweilen bei Tisch das Wort an mich richtete, einmal irgend etwas nicht gerade sehr Verbindliches gesagt hatte, entgegnete ich ihm so klug und geschickt, daß sie darauf aufmerksam wurde und mich ansah. Dieser kurze Blick verfehlte nicht, mich in höchstes Entzücken zu versetzen. Der nächste Tag brachte die Gelegenheit, einen zweiten zu erringen, und ich ließ ihn nicht unbenutzt. Man gab an jenem Tage eine große Gasterei, und ich sah dabei zum ersten Male mit höchs-
n Erstaunen den Hausmeister bei Tische, mit seinem

Degen an der Seite und seinem Hut auf dem Kopf, die Bedienung leiten. Zufällig sprach man von dem Wahlspruch des Hauses Solar, welcher zusammen mit dem Wappen auf der Tapete angebracht war, er lautete: Tel fiert, qui ne tue pas. Da die Piemontesen gewöhnlich in der französischen Sprache nicht allzu bewandert sind, so fand sich denn auch einer, der in diesem Wahlspruch einen orthographischen Fehler zu entdecken meinte: er sagte das Wort fiert müsse ohne t geschrieben werden.

Der alte Graf Gouvon schickte sich an zu antworten, da aber seine Blicke von ungefähr auf mich gefallen waren und er sah, daß ich lächelte und doch nichts zu sagen wagte, befahl er mir, zu sprechen. So sagte ich denn, ich glaubte keineswegs, daß das t zu viel sei, fiert sei ein altes französisches Wort, das nicht von ferus, stolz, drohend, sondern vielmehr von dem Verbum ferit, er schlägt, er verwundet, herkäme, und der Sinn des Wahlspruches schiene mir daher nicht zu lauten: wer droht, sondern vielmehr: wer verwundet, tötet nicht.

Zuerst sahen alle mich und dann einander gegenseitig an, ohne etwas zu sagen. Ein größeres Erstaunen konnte man sich gar nicht vorstellen! Noch mehr aber schmeichelte es mir auf dem Antlitz der Fräulein von Breil deutlich einen Ausdruck der Befriedigung wahrzunehmen. Dieses so hochmütige Frauenzimmer geruhte mir einen zweiten Blick zuzuwerfen, der dem ersten in nichts nachstand. Dann wendete sie ihre Augen auf ihren Großvater und schien mit einer gewissen Ungeduld das mir geschuldete Lob zu erwarten, welches er mir denn auch so voll und ganz und mit so erfreuter Miene zu teil werden ließ, daß die ganze Tischgesellschaft mit einzustimmen sich beeilte. Dieser Augenblick war kurz, aber in jeder Hinsicht köstlich. Es war einer jener allzu seltenen Augenblicke, welche die Dinge in ihre natürliche Ordnung zurückschieben und das herabgewürdigte Verdienst an den Unbilden des Schicksales rächen. Einige Minuten später erhob Fräulein von Breil ihre Augen noch einmal zu mir und bat mich mit ebenso zager wie leutseliger Stimme, ich möchte *ihr zu trinken* reichen. Man begreift,

daß ich sie nicht warten ließ. Als ich mich ihr aber näherte, überkam mich ein solches Zittern, daß ich aus meinem allzu angefüllten Glase Wasser auf ihren Teller und sogar auf sie selber verschüttete. Ihr Bruder fragte mich töricht genug, warum ich denn so sehr zittere? Diese Frage trug nicht dazu bei, mich zu beschwichtigen, und Fräulein von Breil errötete bis unter die Haarspitzen.

Hier endigt der Roman, und man sieht, daß ich ähnlich wie mit der Frau Basile und so überhaupt im ganzen Verlauf meines Lebens nicht gerade glücklich im Beschließen meiner Liebesabenteuer gewesen bin. Ganz unnütz machte ich mir nun ununterbrochen in dem Vorzimmer der Frau von Breil zu schaffen. Ihre Tochter beachtete mich überhaupt nicht mehr. Sie kam und ging, ohne mich anzusehen, und ich selber wagte kaum, meine Augen zu ihr zu erheben. Als sie eines Tages ihren Handschuh im Vorübergehen fallen ließ, war ich sogar so töricht und ungeschickt, diesen Handschuh, über den ich mich am liebsten niedergeworfen und ihn mit meinen Küssen bedeckt hätte, von einem plumpen Dienertölpel, den ich dafür gar gern erwürgt, aufheben zu lassen. Um mich vollends einzuschüchtern, wurde ich auch noch gewahr, daß ich nicht das Glück hatte, der Frau von Breil zu gefallen. Sie befahl mir nicht nur niemals etwas, sondern sie ließ sich meine Dienste nicht einmal gefallen, und zweimal, als sie mir in ihrem Vorzimmer begegnete, fragte sie mich sogar in äußerst schroffem Tone, ob ich denn nichts zu tun habe. So mußte ich denn also auf dieses mir liebe Vorzimmer verzichten. Anfangs betrübte es mich, aber andere Zerstreuungen kamen dazwischen, und bald dachte ich überhaupt nicht mehr daran. Für die Geringschätzung der Frau von Breil brachten mir die Freundlichkeiten ihres Großvaters, der endlich bemerkte, das ich noch immer da sei, einigen Trost. Am Abend nach jenem Festmahl, von dem ich gesprochen, hatte er ein halbstündiges Gespräch mit mir, das ihn erfreut zu haben schien, und das mich entzückte. Der gute Greis besaß zwar Geist, jedoch nicht so viel wie Frau von Vercellis. Dafür war er aber auch herzlicher und wärmer, und ich hatte mehr

Glück bei ihm. Er riet mir, mich seinem Sohne, dem Abbé von Gouvon, der Zuneigung zu mir gefaßt habe, anzuschließen, und meinte, diese Zuneigung könne mir, falls ich sie zu nützen wüßte, dienlich werden und mich noch erwerben lassen, was mir für die Absichten, die man mit mir hege, durchaus erforderlich sei. Schon in der Frühe des nächsten Tages flog ich zu dem Herrn Abbé. Er empfing mich keineswegs wie einen Diener, sondern hieß mich an seinem Kamin Platz nehmen und befragte mich mit äußerster Huld. Er bemerkte bald, wie meine Bildung zwar in vielen Dingen begonnen, in keinem einzigen aber vollendet war. Vor allem fand er, daß ich wenig Lateinisch wüßte und ließ sich an, mich darin zu unterrichten. Wir kamen überein, ich solle jeden Morgen zu ihm kommen, und schon am nächsten wollten wir damit beginnen. Auf diese Weise war ich durch eine jener Absonderlichkeiten, auf die man im Verlauf meines Lebens des öfteren stoßen wird, in ein und demselben Hause etwas über und etwas unter meinem Stande, nämlich Schüler und Diener, und hatte in meiner Dienerschaft dennoch einen Lehrer von so hoher Geburt, daß er sonst nur die Kinder von Königen hätte unterrichten dürfen.

Der Abbé von Gouvon war ein jüngerer, von der Familie zum Bischof bestimmter Sohn und hatte aus diesem Grunde umfassendere Studien treiben müssen, als dieses sonst bei hochgeborenen Kindern üblich ist. Man hatte ihn auf die Universität in Siena geschickt, von wo er nach einem mehrjährigen Aufenthalt eine ziemlich starke Dosis Cruscantismus mitbrachte, um in Turin ungefähr das zu werden, was der Abbé von Dangeau einst in Paris gewesen war. Aus Überdruß an der Theologie hatte er sich auf die schöne Literatur geworfen, was in Italien bei allen, welche die Laufbahn eines Prälaten einschlagen, nicht selten vorkommt. Er hatte die Dichter mit Verstand gelesen, machte leidliche lateinische und italienische Verse, mit einem Wort, er besaß zur Gestaltung des meinen den richtigen und notwendigen Geschmack und konnte in den Wirrwarr, mit dem ich meinen Kopf angefüllt hatte, wohl einige Ordnung bringen. Aber mochte mein Geschwätz

ihn über mein Wissen doch etwas getäuscht haben, oder mochte er die Langweiligkeit des elementaren Lateins nicht ertragen können, jedenfalls stellte er zunächst zu hohe Ansprüche. Kaum hatte er mich einige Fabeln des Phädrus übersetzen lassen, so nahm er mit mir den Virgil vor, der mir beinah völlig unverständlich blieb. Wie man im folgenden noch sehen wird, war es mir vorbehalten, Latein wiederholt aufs neue zu lernen und es niemals wirklich zu können. Nichtsdestoweniger arbeitete ich mit leidlichem Eifer, und der Herr Abbé seinerseits nahm sich meiner mit einer Güte an, die mich noch heute rührt. Ich verbrachte den größten Teil des Morgens mit ihm, sowohl für meinen Unterricht wie für seinen Dienst, aber nicht für seinen persönlichen, denn das wollte er niemals leiden, sondern nur um nach seinem Diktat zu schreiben und abzuschreiben, und diese meine Tätigkeit als Sekretär war mir von größerem Nutzen als meine Schülerschaft. Ich erlernte das Italienische nicht nur in all seiner Reinheit, sondern ich bekam auch Sinn für das Schriftentum und einiges Urteil über gute Bücher, das man bei der Tribu nicht erwerben konnte, und das mir in der Folge, als ich allein zu arbeiten anfing, äußerst dienlich wurde.

Dies war die Zeit meines Lebens, in der ich mich ohne romantische Pläne berechtigten Hoffnungen für die Zukunft wohl hingeben durfte. Der Abbé war so zufrieden mit mir, daß er es jedermann erzählte, und sein Vater hatte eine so besondere Zuneigung zu mir gefaßt, daß er, wie ich vom Grafen Favria erfuhr, sogar zum Könige über mich sprach. Selbst Frau von Breil ließ ihre verächtliche Miene gegen mich fallen. So war ich denn endlich eine Art Günstling im Hause geworden, und zwar zur größten Eifersucht der anderen Dienerschaft, welche, da sie mich mit dem Unterricht des Sohnes ihres Herrn beehrt sah, wohl fühlte, ich würde nicht allzulange ihresgleichen bleiben.

Soweit ich nach einigen flüchtig hingeworfenen Worten über die Absichten urteilen kann, die man mit mir hegte, *und* über die ich erst später nachgedacht habe, so kam *mir so vor*, als wolle das Haus Solar, das sich auf

einen Gesandtschafts- und vielleicht sogar auf einen Ministerposten verspitzte, sich im voraus einen Untergebenen von Verdienst und Talent heranbilden, welcher, einzig von ihm abhängig, später mit größerem Vertrauen beehrt und ihm daher äußerst dienlich werden könnte. Dieser Plan des Grafen Gouvon war edel, klug, hochherzig und eines hohen Standesherrn, der wohltätig und voraussichtig war, wahrhaft würdig, aber für mich, der ich seine ganze Tragweite nicht zu überblicken vermochte, war er allzu vernünftig und bedingte eine allzulange Abhängigkeit. Mein toller Ehrgeiz suchte das Glück immer nur als eine Folge von Abenteuern, und da ich bei allem keine Frau im Spiele sah, dünkte mich dieser Weg langwierig, mühevoll und trübe. Lieber hätte ich ihn um so ehrenvoller und sicherer finden sollen, als sich keine Frauen hereinmischten, denn die Art Verdienst, die von ihnen beschützt wird, wog sicherlich den nicht auf, den man bei mir voraussetzte.

Alles ging herrlich. Ich hatte die Achtung aller Welt errungen und fast an mich gerissen, die Prüfungszeit war vorüber, man hielt mich allgemein im ganzen Hause für einen jungen Mann, der zu den allergrößten Hoffnungen berechtigte, nicht an seinem richtigen Platze war, und den man täglich dort hingelangen zu sehen erwartete. Meinen wahren Platz aber konnten Menschen mir nicht bezeichnen, und so sollte ich denn auf recht anderen Wegen zu ihm gelangen. Ich berühre damit einen jener eigentümlichen Züge, die mir zu eigen sind, und die ich dem Leser im folgenden nur darzustellen brauche, ohne irgend eine Betrachtung daran zu knüpfen.

Obgleich es in Turin eine große Anzahl Neubekehrter meiner Gattung gab, so liebte ich sie dennoch nicht, und hatte niemals mit einem von ihnen umgehen wollen. Dagegen war ich einigen Genfern begegnet, die es nicht waren, unter anderem einem Herrn Mussard, genannt Schiefmaul, einem Miniaturenmaler, der entfernt mit mir verwandt war. Dieser Herr Mussard stöberte meine Wohnung bei dem Grafen Gouvon auf und besuchte mich dort mit einem *anderen Genfer* namens Bacle, der wäh-

rend meiner Lehrzeit mein Kamerad gewesen war. Dieser Bacle war ein sehr ergötzlicher fröhlicher Junge voller spaßhafter Einfälle, den zudem seine Jugend äußerst angenehm machte, und so war ich denn plötzlich für Herrn Bacle eingenommen und zwar in einem Maße, daß ich mich nicht mehr von ihm trennen konnte. Er wollte in der nächsten Zeit nach Genf zurückkehren. Welch ein Verlust für mich! Ich fühlte ihn in seiner ganzen Schwere. Um wenigstens die Zeit auszunützen, die mir noch blieb, verließ ich ihn nicht mehr oder verließ er mich vielmehr nicht mehr: denn anfangs war ich denn doch nicht so unbesonnen, daß ich das Haus tags ohne Urlaub zu verlassen gewagt hätte, aber da man bemerkte, daß er ununterbrochen bei mir war, verbot man ihm die Tür. Dies brachte mich so auf, daß ich, alles außer meinem Freunde Bacle vergessend, mich weder vor dem Herrn Abbé noch vor dem Herrn Grafen blicken ließ, und man mich im Hause überhaupt nicht mehr zu sehen bekam. Schließlich machte man mir ernstliche Vorstellungen, aber ich schlug sie in den Wind, und so sah man sich denn gezwungen, mir mit meiner Entlassung zu drohen. Diese Drohung wurde mein Unglück, denn sie ließ mich den Gedanken fassen, daß es eine Möglichkeit gab, Bacle nicht allein fortreisen zu lassen. Von da an kannte ich kein anderes Vergnügen, kein anderes Schicksal, kein anderes Glück mehr als die Lust, eine solche Reise zu machen, und ich achtete dabei auf nichts weiter als eben auf die unerhörte Wonne einer solchen Reise, an deren Ende ich zu allem auch noch, wenn auch in unendlicher Ferne, Frau von Warens auftauchen sah, denn nach Genf zurückkehren zu wollen, fiel mir keineswegs bei. Nur Berge, Wiesen, Wälder, Flüsse, Dörfer fluteten endlos und ununterbrochen mit ewig neuem Zauber an mir vorüber, der Gedanke an eine solche glückselige Wanderung schien mein ganzes Leben verzehren zu wollen. Mit Entzücken erinnerte ich mich, wie berückend mir diese Reise schon bei meiner Herkunft erschienen war. Wie mußte *das nun* nicht erst werden, wenn aller Reiz der Unabhängigkeit sich mit der Lust verband, mit einem fröh-

lichen Kameraden meines Alters und meiner Gesinnung ohne Zwang, ohne Pflicht und ohne Beschränkung diese selbe Reise zu machen und gehen und bleiben zu können, wie und wann immer es uns gefiel. Man hätte ein Narr sein müssen, um ein solches Glück ehrgeizigen Plänen aufzuopfern, deren Gelingen langsam, schwierig und ungewiß war, und wenn es auch eines Tages eintrat, dennoch trotz all seines Glanzes nicht eine Viertelstunde wahrer Freude und Freiheit der Jugend aufwog.

Von so klugen Gedanken erfüllt, betrug ich mich denn so, daß ich es wahrhaftig durchsetzte, fortgejagt zu werden, wenn es mir auch nicht ohne Mühe gelang. Als ich eines Abends nach Hause kam, übermittelte mir der Hausmeister im Auftrage des Herrn Grafen meine Entlassung. Und das gerade wollte ich, denn wenn ich im geheimen auch das Ungeheure meines Benehmens empfand, so steigerte ich es, um mich zu entschuldigen, noch durch Ungerechtigkeit und Undankbarkeit in dem Glauben die Leute dadurch ins Unrecht zu setzen und mir selber vorzuspiegeln, ich hätte nur gezwungenermaßen und der Notwendigkeit gehorchend so gehandelt. Man bestellte mir von seiten des Grafen Favria, daß er mich am nächsten Morgen vor meiner Abreise noch zu sprechen wünsche, und da man bei meiner völligen Verdrehtheit annehmen mußte, ich sei fähig, diesem Gebot nicht Folge zu leisten, verkündete mir der Hausmeister, er würde mir erst nach diesem Besuche eine Summe Geldes aushändigen, die man mir unverdienterweise bewilligt habe, denn da man mich nicht in dem Stand eines Dieners zu belassen beabsichtigt hatte, hatte man mir auch keinen bestimmten Lohn ausgesetzt.

So jung und leichtfertig der Graf von Favria auch war, bei dieser Gelegenheit machte er mir die verständigsten und ich möchte beinahe zu sagen wagen auch die zärtlichsten Vorhaltungen, und schilderte mir in schmeichelhafter und rührender Weise die herzliche Gesinnung seines Onkels und die Absichten seines Großvaters. Nachdem er mir alles, was ich opfern wollte, um meinem sicheren Untergange entgegen zu gehen, deutlich vor

Augen geführt hatte, erbot er sich, zwischen mir und den Seinen unter der Bedingung zu vermitteln, daß ich den kleinen Unglücksraben niemals wiedersah, der mich verführt hatte.

Es war so offenbar, daß er all dieses nicht aus sich heraus sagte, daß ich trotz meiner törichten Blindheit die ganze Güte meines alten Herrn empfand und davon gerührt wurde; aber die geliebte Reise hatte allzusehr Besitz von meiner Phantasie ergriffen, als daß noch irgend etwas ihrem Zauber das Gleichgewicht hätte halten können. Ich war völlig von Sinnen, versteifte und verstockte mich, spielte den Stolzen und antwortete hochfahrend, daß ich die mir nun einmal erteilte Entlassung angenommen hätte, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit sei, sie rückgängig zu machen, und daß ich, was mir in meinem Leben auch immer begegnen möchte, des festen Willens sei, mich nie und nimmer zweimal aus ein und demselben Hause fortjagen zu lassen. Nun belegte mich der sehr gerechterweise aufgebrachte junge Mann mit den Namen, die ich verdiente, stieß mich an den Schultern aus seinem Zimmer heraus und schlug die Tür hinter mir zu. Und ich, ich ging wie ein Triumphator fort, so, als ob ich eben den größten Sieg davon getragen, und machte mich aus Furcht vor einem zweiten Kampfe noch dazu der Schändlichkeit schuldig, fortzugehen, ohne dem Herrn Abbé für all seine Güte gedankt zu haben.

Um völlig zu begreifen, wie hoch meine Tollheit um diese Zeit gestiegen war, müßte man wissen, in welchem Maße mein Herz fähig ist, sich für die geringsten Dinge zu erwärmen und mit welcher Gewalt es sich innerlich in die Dinge vergräbt, die es verlocken, wie gering sie bisweilen auch sein mögen. Die absonderlichsten kindischsten und albernsten Pläne schmeicheln dann meinem Lieblingsgedanken und spiegeln mir die Wahrscheinlichkeit vor, ihn ausführen zu können. Möchte man glauben, daß man im Alter von nahezu neunzehn Jahren sein Auskommen für den Rest seiner Tage auf ein leeres *Nichts gründen* könne? Man höre nur!

Der Abbé von Gouvon hatte mir einige Wochen früher einen kleinen, sehr niedlichen Heronsbrunnen geschenkt, über den ich entzückt war. Und während der weise Bacle und ich diesen kleinen Springbrunnen spielen ließen und von unserer Reise schwatzten, kamen wir auf den Gedanken, das eine möchte dem anderen sehr wohl dienlich sein und so unsere Reise verlängern können. Was konnte es in der Welt wohl auch Merkwürdigeres geben als einen Heronsbrunnen? Auf diese Überzeugung bauten wir den Turm unseres Glückes. Wir wollten in jedem Dorfe die Bauern um unseren Springbrunnen versammeln, und dann mußte uns Speise und Trank in um so größerer Fülle zufallen, als wir beide der Meinung waren, die Lebensmittel könnten denen, die sie ernteten, nichts kosten; wir wähnten, es könne nur schlechter Wille von ihrer Seite sein, wenn sie die Vorübergehenden nicht damit vollpfropften. Wir stellten uns überall Feste und Gastmähler vor und gedachten dafür nichts weiter als die Luft aus unseren Lungen und das Wasser aus unserem Springbrunnen hinzugeben, und dies sollte uns in Piemont, in Savoyen, in Frankreich und überall auf der Welt freihalten. Wir schmiedeten Reisepläne ohne Ende und nahmen unseren Weg zunächst nach Norden, mehr aus Lust, die Alpen zu übersteigen, denn aus der erkannten Notwendigkeit, irgendwo schließlich doch einmal anzuhalten.

(1731—1732.) Dies war der Plan, auf den hin ich ins Land hinauszog und ohne Reue meinen Beschützer, meinen Lehrer, meine Studien, meine Hoffnungen und die Erwartung eines fast sicheren Glückes im Stiche ließ, um das Leben eines echten Landstreichers zu beginnen. Ich sagte der Hauptstadt Lebewohl, dem Hof, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit, der Liebe, allen Schönen und allen großen Abenteuern, auf welche die Hoffnung im vorigen Jahre mich hergeführt hatte. Ich reiste mit meinem Springbrunnen und meinem Freund Bacle mit leicht gefüllter Börse, aber freudeüberfülltem Herzen ab und dachte an nichts weiter, als mich der Glückseligkeit des Umherschweifens *hinzugeben*, auf die ich plötzlich all

meine glänzenden Pläne beschränkt hatte. Ich legte diese absonderliche Reise fast so angenehm zurück, wie ich es mir versprochen hatte, aber nicht in ganz der gleichen Weise, denn wenn unser Springbrunnen die Wirtinnen und ihre Mägde in den Herbergen auch für einige Augenblicke ergötzte, so mußten wir nichtsdestoweniger am nächsten Morgen beim Aufbruch unsere Zeche doch bezahlen. Aber das bekümmerte uns kaum, und wir dachten erst, als das Geld uns wirklich zu fehlen begann, allen Ernstes daran, aus dieser Quelle Nutzen zu ziehen. Ein Unfall überhob uns jedoch auch dieser Mühe, denn der Springbrunnen zerbrach in der Nähe von Bramant, und es war höchste Zeit, denn er begann uns bereits herzlich zu langweilen, ohne daß wir es uns einzugestehen wagten. Dieses Unglück stimmte uns noch vergnügter als wir es vorher gewesen waren, und so lachten wir denn von Herzen über unsere Torheit vergessen zu haben, daß unsere Kleider und Stiefel sich abnutzen mußten, und über unseren Glauben, sie einzig durch das Spiel unseres Brunnens ersetzen zu können. Wir setzten unsere Reise ebenso fröhlich fort, wie wir sie begonnen hatten, und strebten nur ein wenig gerader auf das Ziel, auf das unsere versiegende Börse mit immer größerer Notwendigkeit hindrängte.

In Chambery wurde ich etwas nachdenklich, nicht über die Dummheit, die ich begangen hatte, denn nie kam ein Mensch mit der Vergangenheit so schnell ins Reine wie ich, sondern über den Empfang, der meiner bei Frau von Warens harrte, denn ich betrachtete ihr Haus völlig wie mein Vaterhaus. Ich hatte ihr meinen Eintritt beim Grafen von Gouvon mitgeteilt, sie wußte wie es dort um mich stand und hatte mir zusammen mit ihren Glückwünschen sehr verständige Lehren über die Art und Weise zukommen lassen, mit der ich so vieler mir entgegengebrachten Güte entsprechen müßte. Sie hielt mein Glück für gemacht, falls ich es nicht durch eigene Schuld zerstörte; was würde sie sagen, wenn sie *mich nun* plötzlich ankommen sah? Der Gedanke, sie *könne mir ihre* Tür verschließen, kam mir nicht in den

Sinn, aber ich fürchtete den Kummer, den ich ihr bereiten mußte, fürchtete ihre Vorwürfe, die härter für mich waren denn das größte Elend, und beschloß alles schweigend zu ertragen und alles nur Erdenkliche zu tun, um sie zu beschwichtigen. Auf der ganzen Welt sah ich nur noch sie, in ihrer Ungnade zu leben dünkte mir eine Unmöglichkeit.

Was mich aber am meisten beunruhigte, war mein Reisegefährte, den ich ihr nicht auch aufbürden wollte, und den ich nicht allzuleicht loswerden zu können fürchtete. Ich bereitete diese Trennung dadurch vor, daß ich mich am letzten Tage höchst kühl gegen ihn verhielt. Der Schalk verstand mich, denn er war mehr närrisch als dumm; ich glaubte, meine Unbeständigkeit würde ihn betrüben, aber ich täuschte mich, meinen Freund Bacle betrübte nichts. Kaum hatten wir bei unserer Ankunft in Annecy den ersten Schritt in die Stadt hinein getan, so sagte er: „Da bist du nun zu Hause," umarmte mich, wünschte mir Lebewohl, drehte sich um und verschwand. Ich habe nie wieder von ihm sprechen hören. Unsere Bekanntschaft und Freundschaft dauerte ungefähr sechs Wochen, die Folgen aber werden so lange dauern wie ich.

Wie mein Herz schlug, als ich mich dem Hause der Frau von Warens näherte! Meine Beine zitterten unter mir, meine Augen bedeckten sich mit einem Schleier, ich sah und hörte nichts mehr und hätte niemanden wiedererkannt. Zu mehreren Malen war ich gezwungen stehen zu bleiben, um nach Luft zu ringen und meine Sinne zu sammeln. War es Furcht, die Hilfe, deren ich bedurfte, nicht zu finden, was mich so sehr erregte? Kann einen die Angst Hungers zu sterben in dem Alter, in dem ich mich damals befand, dergestalt entsetzen? Nein, nein, ich sage es mit ebensoviel Wahrheit wie mit Stolz, niemals in meinem Leben hat Nutzen oder Not vermocht, mein Herz freudig zu stimmen oder zusammenzuschnüren. Im Verlauf eines ungleichmäßigen und durch seine Wechselfälle merkwürdigen Lebens habe ich, oft ohne Heim und Brot, dennoch Reichtum und Elend stets mit gleichen Augen *angesehen*. Wenn es nötig geworden wäre,

hätte ich wie jeder andere betteln oder stehlen, niemals aber mich darüber betrüben können, so weit gekommen zu sein. Wenige Menschen mögen in ihrem Leben so oft geseufzt, wenige so viele Tränen vergossen haben, niemals aber hat Armut oder Furcht vor Armut mir auch nur einen einzigen Seufzer oder eine Träne ausgepreßt. Meine gegen alle Schicksalsschläge abgehärtete Seele hat für wahre Güter oder wahre Übel immer nur erkannt, was vom äußeren Schicksale nicht abhing, und so habe ich mich denn auch oft, wenn es mir an nichts gebrach, was zum Leben notwendig ist, dennoch als den Unglücklichsten aller Sterblichen gefühlt.

Kaum trat ich Frau von Warens unter die Augen, so beruhigte mich ihre Miene sofort. Beim ersten Klang ihrer Stimme überkam mich ein Beben, ich warf mich ihr zu Füßen, und in dem Überschwange heißester Freude preßte ich meinen Mund auf ihre Hand. Ich weiß nicht, ob sie inzwischen schon Nachrichten über mich erhalten hatte, jedenfalls malte sich auf ihrem Antlitz wenig Überraschung und gar kein Zorn. „Armer Kleiner," sprach sie mit weicher Stimme, „da bist du also wieder! Ich wußte wohl, daß du für diese Reise noch zu jung warst und freue mich, daß sie wenigstens nicht so schlimm ausgegangen, als ich fürchten mußte." Darauf ließ sie mich meine Geschichte erzählen, was nicht lange dauerte und was ich aufs treulichste tat, und wenn ich auch manches unterdrückte, so habe ich mich doch weder geschont noch entschuldigt.

Dann kam meine Nachtherberge in Frage. Sie beriet sich mit ihrer Kammerfrau, und ich wagte während dieser Besprechung nicht zu atmen, als ich dann aber vernahm, daß ich im Hause schlafen sollte, wurde es mir schwer, mich zu beherrschen. Ich sah mein geringes Gepäck ungefähr mit dem Gefühl in das mir bestimmte Zimmer tragen, mit welchem Saint-Preux seinen Wagen bei Frau von Wolmar in die Remise schieben sah. Zum Übermaß hörte ich auch noch, daß diese Vergünstigung *nicht* vorübergehend sein sollte, und in einem Augen*blick, in dem* man mich mit ganz anderen Dingen be-

schäftigt glaubte, hörte ich, wie Frau von Warens sagte: „Mag man sagen, was man will, aber da die Vorsehung ihn mir wiedergeschickt hat, bin ich entschlossen, ihn nicht zu verlassen."

So war ich denn also nun endlich ganz bei ihr. Dennoch durfte ich dieser Zeit noch nicht die glücklichsten Tage meines Lebens zuschreiben, aber sie half sie vorbereiten. Ob nun die Empfindungsfähigkeit unseres Herzens, welche uns ja erst wahre Freude an uns verschafft, ein Werk der Natur und vielleicht eine Frucht unserer Organisation ist, so bedarf sie doch zu ihrer Entwicklung bestimmter Umstände. Ohne diese wirkungsvollen Ursachen wird selbst ein gefühlvoll geborener Mensch nichts empfinden und wird sterben, ohne sein Wesen erkannt zu haben. Ungefähr so war ich bis dahin gewesen und würde es vielleicht für immer geblieben sein, wenn ich Frau von Warens nicht gekannt oder wenn ich nicht vielmehr lange genug an ihrer Seite gelebt hätte, um die süße Gewohnheit zärtlicher Empfindungen, die sie in mir erregte, zu fassen. Ich wage zu behaupten, daß wer nur Liebe fühlt, das Köstlichste, was es im Leben gibt, niemals empfunden hat. Ich kenne ein anderes vielleicht weniger mächtiges, aber tausendmal wonnevolleres Gefühl, das bisweilen mit der Liebe verbunden, ebenso oft aber auch von ihr getrennt ist. Dieses Gefühl ist nicht etwa bloße Freundschaft, sondern ist sinnlicher und zärtlicher. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß es sich einem Wesen des gleichen Geschlechts gegenüber einzustellen vermag. Wenn jemals jemand, so bin ich Freund gewesen, und ich habe es dennoch niemals für einen meiner Freunde empfunden. Dieses ist nicht klar, wird es aber im Folgenden werden: Empfindungen lassen sich nur durch ihre Wirkungen beschreiben.

Frau von Warens bewohnte ein altes Haus, das jedoch groß genug war, um darin ein Zimmer unbenutzt zu lassen. Sie hatte es zu ihrem Putzzimmer gemacht, und nun wurde ich darin untergebracht. Dieses Zimmer führte auf den Durchgang hinaus, von dem ich gelegentlich unserer ersten *Begegnung* gesprochen habe. Jenseits

des Baches und der Gärten sah man im Fernen das flache Land. Dieser Anblick war für den neuen Bewohner kein gleichgültig Ding. Seit Bossey hatte ich zum ersten Male Grün vor meinen Fenstern. Stets von Mauern umgeben, hatten meine Augen nur Dächer oder das Grau der Straßen erblickt; wie lieb und wohltuend ward mir nun nicht dieser Wechsel! Er steigerte meine Anlagen zu aller Weichheit des Gefühls beträchtlich. Ich rechnete diese bezaubernde Landschaft meiner geliebten Beschützerin als eine neue Wohltat an, es kam mir vor, als hätte sie sie eigens für mich dort ausgebreitet, ich versetzte mich friedlich an ihrer Seite mitten hinein, ich erblickte sie überall zwischen den Blumen und dem Laube, und die Reize des Frühlings und die ihren wurden eins für mich. Mein bis dahin bedrängtes Herz weitete sich in diesem Raume, und meine Seufzer strömten freier zwischen den grünen Hängen aus.

Bei Frau von Warens herrschte nicht die Pracht, die ich in Turin gesehen hatte, dafür aber Sauberkeit, Schicklichkeit und ein patriarchalischer Überfluß, mit welchem Prunk sich niemals vereint. Sie besaß wenig Silbergeschirr, gar kein Porzellan, kein Wildbret kam in ihre Küche noch fremde Weine in ihren Keller, aber Küche und Keller waren für jedermann reichlich gefüllt und aus ihren Steinguttassen trank man den vorzüglichsten Kaffee. Wer sie auch immer besuchen kam, war ohne weiteres eingeladen, mit ihr oder bei ihr zu essen, und niemals verließ ein Arbeiter, ein Bote oder ein armer Reisender ohne Speise und Trank ihr Haus. Ihre Dienerschaft bestand aus einer ziemlich hübschen Kammerzofe aus Freiburg, welche Merceret hieß, einem Diener aus ihrer Heimat mit Namen Claude Anet, von dem weiterhin noch die Rede sein wird, einer Köchin und zwei Sänftenträgern, die gemietet wurden, wenn sie Besuche machte, was jedoch selten geschah. Das ist gar vielerlei für ein Einkommen von zweitausend Livres jährlich, dennoch hätte es bei guter Verwaltung in diesem Lande, wo der Boden gut und das Geld selten war, einigermaßen ausreichen können. Unglücklicherweise war Spar-

samkeit keine ihrer Lieblingstugenden, sie machte Schulden und bezahlte sie wieder, und so kam und ging denn das Geld und hielt das Ganze einigermaßen aufrecht. Die Einrichtung ihres Haushaltes war genau so, wie ich sie für mich selber getroffen haben würde; man kann sich also denken, wie wohl ich mich bei ihr fühlte. Das einzige, was mir nicht gefiel, war das lange Sitzen beiTische. Der erste Geruch der Suppe und der anderen Speisen war ihr im höchsten Grade unerträglich und verursachte ihr beinahe Ohnmachten, nur allmählich schwand dieser Ekel. Dann schwatzte sie, aß jedoch noch nicht. Erst nach einer halben Stunde versuchte sie den ersten Bissen über die Lippen zu bringen, ich hätte in dieser Zeit dreimal essen können, und stets war ich schon lange fertig, wenn sie eben erst anfing. Um ihr Gesellschaft zu leisten, fing ich von vorne an, und so aß ich denn für zwei und fand mich nicht schlechter dabei. Ich überließ mich dem süßen Gefühl des Wohlbehagens, das ich in ihrer Nähe stets empfand, um so mehr, als es von keiner Sorge über seine dauernde Aufrechterhaltung gestört wurde. Da mir ihre Angelegenheiten noch nicht genauer bekannt waren, glaubte ich, alles könne stets auf dem gleichen Fuße so fortgehen. Später habe ich genau dieselben Annehmlichkeiten in ihrem Hause wiedergefunden, da mir nun ihre wahre Lage aber bekannter war, und ich wußte, wie sie stets ihr Einkommen schon im voraus verzehrt hatte, habe ich meines Wohlseins bei ihr nicht mehr so ruhig genossen. Stets hat mir die Sorge jeden Genuß verdorben, und was kommen mußte, sah ich voraus, ohne ihm doch vorbeugen zu können.

Vom ersten Tage an herrschte zwischen uns die innigste Vertraulichkeit, wie wir sie während ihres ganzen Lebens zwischen uns aufrecht erhalten haben. Ich ward „Kleiner" genannt und sie „Mama", und stets blieben wir Kleiner und Mama als die Zahl der Jahre auch bereits jeden Unterschied zwischen uns verwischt hatte. Ich finde, daß diese Namen die Art unseres Tones, die Einfachheit unseres Benehmens gegeneinander und vor allem die Beziehung unserer Herzen aufs herrlichste

wiedergeben. Sie ward für mich die zärtlichste aller Mütter, welche nie ihr Vergnügen, sondern immer nur mein Bestes erstrebte, und wenn sich die Sinne in meine Anhänglichkeit für sie mischten, so wurde dadurch ihre Natur nicht geändert, sondern im Gegenteil nur köstlicher gemacht, denn der Reiz, eine junge und hübsche Mama zu haben, die ich mit Entzücken liebkoste, machte mich trunken. Ich meine übrigens buchstäblich liebkosen, denn es kam ihr niemals in den Sinn, sich der Küsse wie der zärtlichsten mütterlichen Liebesbezeugungen gegen mich zu enthalten, wie es meinem Herzen niemals beifiel, sie zu mißbrauchen. Man wird sagen, wir möchten am Ende unserer Beziehungen doch wohl in einem etwas anderen Verhältnis zueinander gestanden haben: gewiß, aber man soll es abwarten, ich kann nicht alles auf einmal sagen. Der kurze Augenblick unserer ersten Zusammenkunft barg die einzige wahrhaft leidenschaftliche Empfindung, die sie mir jemals eingegeben hat, und sie war sogar ein Werk der Überraschung. Niemals suchten meine kühnen Blicke unbescheiden unter ihr Halstuch zu dringen, obwohl eine schlecht verhüllte Fülle an dieser Stelle sie wohl hätte verlocken können. In ihrer Nähe überkam mich niemals ein Schauer oder ein Verlangen, stets befand ich mich in einer beglückenden Ruhe und in beglückendem Genießen, ohne doch zu wissen, was ich genoß. Ich hätte so mein Leben und die Ewigkeit verbringen können, ohne mich auch nur einen Augenblick lang zu langweilen. Sie ist das einzige Wesen, neben dem ich niemals jene Öde in der Unterhaltung verspürt habe, die mir durch die Pflicht, sie fortzusetzen, allezeit zur Marter geworden ist. Unser Beieinandersein war weniger eine Unterhaltung als ein unversiegliches Geplauder, das unterbrochen werden mußte, um ein Ende zu finden. Ich brauchte mich zum Sprechen niemals zu zwingen, im Gegenteil, es bedurfte des Zwanges, um mich zum Schweigen zu bringen. Beim Bedenken ihrer Projekte versank sie oft in Träumereien. Ich ließ sie dann eben ruhig träumen, schwieg, betrachtete sie und war der *glücklichste* aller Menschen. Noch eine andere Absonder-

lichkeit war mir zu eigen: ohne auf die Gunst des Alleinseins mit ihr Anspruch zu erheben, strebte ich doch unaufhörlich danach und genoß es mit einer Leidenschaft, die zur Wut wurde, wenn lästige Menschen uns störten. Sobald irgend jemand, Mann oder Frau, das war gleichgültig, hereinkam, so ging ich brummend heraus, da ich es nicht ertragen konnte, zu dritt bei ihr zu sein. Ich zählte dann in ihrem Vorzimmer die Minuten, verfluchte diese ewigen Besucher tausendmal, und konnte nicht begreifen, was sie denn so gar viel zu sagen hatten, weil es mich noch zu weit mehr drängte.

Die ganze Stärke meiner Zuneigung zu ihr empfand ich jedoch erst, wenn wir voneinander getrennt waren. Sah ich sie, so war ich eben ruhig und zufrieden, meine Unruhe in ihrer Abwesenheit aber steigerte sich bis zur höchsten Pein. Das Bedürfnis, mit ihr zu leben, überkam mich oft mit so heißem Gefühl, daß ich in Tränen ausbrach. Stets werde ich mich erinnern, wie ich an einem hohen Festtage, während sie dem Vesper-Gottesdienste beiwohnte, vor der Stadt spazieren ging, das Herz erfüllt von ihrem Bilde und dem glühenden Wunsche, mein Leben an ihrer Seite zu verbringen. Ich besaß Verstand genug, einzusehen, daß dies vorerst nicht möglich sei, und daß ein Glück, wie ich es jetzt genoß, immer nur kurz sein könne. Das brachte Wehmut in meine Träumerei, aber sie hatte nichts Finsteres an sich und wurde zudem noch von einer schmeichelhaften Hoffnung gemildert. Der Klang der Glocken, der mich stets seltsam ergriffen hat, der Gesang der Vögel, die Schönheit des Tages, die Weichheit der Landschaft und die verstreuten ländlichen Häuser, zwischen die ich in Gedanken unser gemeinsames Heim verlegte, alles das machte einen so lebhaften, zärtlichen, wehmütigen und rührenden Eindruck auf mich, daß ich mich wie im Überschwange in jene glückliche Zeit und jenen glücklichen Aufenthalt versetzt fühlte, in dem mein Herz alles Glück besaß, daß es sich wünschen konnte, und all dieses Glückes mit unaussprechlichem Entzücken genoß, ohne von Sinnenlust auch nur etwas zu ahnen. Ich kann mich

nicht entsinnen, mich jemals mit mehr Kraft und mehr Glücksgedanken in die Zukunft versetzt zu haben als damals, und was mich bei der Erinnerung an dieser Träumerei am seltsamsten berührt, ist, daß ich, als sie sich verwirklichte, alle Gegenstände genau so wiederfand, wie ich sie damals in Gedanken geschaut. Wenn jemals der Traum eines wachen Menschen wie eine prophetische Vision sich ausnahm, so ist es ohne alle Zweifel dieser gewesen. Nur über seine vermeintliche Dauer hatte ich mich getäuscht, denn im Traume vergingen Tage, Jahre und das ganze Leben in unwandelbarer Ruhe, in Wirklichkeit aber hat alles nur einen Augenblick gedauert. Mein beständigstes Glück brachte mir ein Traum, seiner Erfüllung folgte fast augenblicks das Erwachen.

Ich möchte kein Ende finden, wollte ich alle Tollheiten erzählen, welche mich die Erinnerung an diese liebe Mama begehen ließ, als ich nicht mehr unter ihren Augen lebte. Wie oft habe ich nicht mein Bett geküßt, träumend, sie habe darin geschlafen, meine Vorhänge, alle Möbel in meinem Zimmer, gedenkend, daß sie ihr gehörten und daß ihre schönen Hände sie berührt hatten, und selbst auf die Dielen stürzte ich mich nieder und küßte sie, wenn ich daran dachte, daß sie darüber hingeschritten war. Bisweilen beging ich sogar in ihrer Gegenwart Übertriebenheiten, welche scheinbar nur die heftigste Liebe hätte eingeben können. Als wir eines Tages bei Tische saßen und sie eben einen Bissen in ihren Mund gesteckt hatte, rief ich, es sei ein Haar daran gewesen. Sie warf ihn auf ihren Teller zurück, und ich ergriff ihn gierig und verschlang ihn. Mit einem Wort, zwischen mir und dem leidenschaftlichsten Liebhaber gab es nur einen einzigen, aber wesentlichen Unterschied, und das macht meinen Zustand der Vernunft fast unbegreiflich.

Ich war aus Italien nicht völlig so zurückgekommen, wie ich hingegangen, dennoch aber so, wie vielleicht noch niemals jemand in meinem Alter von dort zurückgekehrt ist. Ich brachte zwar nicht meine Keuschheit, so doch aber meine Jungfernschaft mit mir. Ich hatte das Fort-

ten der Jahre empfunden, meine unruhige Sinnlich-

keit hatte sich schließlich offenbart und ihr erster völlig unfreiwilliger Ausbruch versetzte mich, was meine Gesundheit anbetraf, in eine Angst, die besser als irgend etwas anderes von der Unschuld zeugt, in der ich bis dahin gelebt hatte. Nachdem ich mich schnell beruhigt, erlernte ich jenes gefährliche Ersatzmittel, das die Natur betrügt und junge Männer meiner Art auf Kosten ihrer Gesundheit, ihrer Körperkraft und bisweilen auf Kosten ihres Lebens von gar vielen Verwirrungen bewahrt. Dieses Laster, welches Scham und Schüchternheit so bequem finden, hat überdies noch einen großen Reiz für alle lebhaften Phantasien: es gestattet ihnen sozusagen nach eigenem Gefallen über das ganze Geschlecht zu verfügen und ihrer Lust diejenige Schönheit dienstbar zu machen, die sie am stärksten reizt, ohne erst ihre Einwilligung erringen zu müssen. Durch diesen unheilvollen Vorteil verführt, arbeitete ich an der Zerstörung der guten Leibesbeschaffenheit, welche mir die Natur mitgegeben, und der ich bis dahin alle Zeit gelassen hatte, sich zu festigen. Zu diesem Hange füge man die Umstände meiner gegenwärtigen Lage: bei einer hübschen Frau lebend, ihr Bild in der Tiefe des Herzens liebkosend, sie den ganzen Tag über erblickend, abends, umgeben von Dingen, die an sie erinnern, in einem Bette liegend, von dem ich wußte, daß sie darin gelegen! Welche Reizungen! Mancher Leser, der sie sich vorstellt, wird mich bereits für halb tot halten! Ganz im Gegenteil, was meinen Untergang hätte verursachen müssen, rettete mich, wenigstens für eine gewisse Zeit. Trunken von dem Glück, an ihrer Seite leben zu dürfen, erfüllt von dem glühenden Wunsche, ewig dort zu bleiben, erblickte ich, ob sie nun abwesend oder gegenwärtig war, stets eine zärtliche Mutter, eine geliebte Schwester, eine berückende Freundin in ihr, aber nicht mehr. So sah ich sie stets und immer gleich und niemals etwas anderes, denn sie. Ihr Bild, das meinem Herzen stets gegenwärtig war, hatte für kein anderes mehr Raum, sie war für mich die einzige Frau auf der ganzen Welt, und die ungewöhnliche Süße der Empfindungen, die sie mir eingab, *ließ meinen* Sinnen nicht die Zeit, sich

mit anderen zu befassen und schützte mich so vor ihr und ihrem ganzen Geschlecht. Mit einem Worte, ich war keusch, weil ich sie liebte. Nach diesen Wirkungen, welche ich nur schlecht wiederzugeben vermag, sage, wer es weiß, von welcher Art mein Gefühl für sie war. Ich meinerseits kann darüber nichts weiter sagen, als daß es im folgenden noch weit ungewöhnlicher erscheinen wird, als es jetzt schon tut.

Mit Dingen beschäftigt, die mir am wenigsten gefielen, verbrachte ich meine Zeit auf die angenehmste Weise von der Welt. Ich mußte geschäftliche Entwürfe ausarbeiten, Denkschriften ins Reine bringen und Rezepte abschreiben, ferner mußte ich Kräuter auslesen, Kerne zerstoßen und die Destillierkolben überwachen. Und mitten hinein schneiten eine Menge Reisende, Bettler und Besucher jeder Art. Zu gleicher Zeit sollte ein Soldat, ein Apotheker, ein Domherr, eine schöne Dame und ein Laienbruder unterhalten werden. Ich meinerseits schimpfte, brummte, fluchte und wünschte die ganze verdammte Gesellschaft zum Teufel. Sie dagegen, die alles von der heiteren Seite nahm, wollte sich über meine Wutanfälle halb tot lachen, und dieses Lachen ward noch dadurch gesteigert, daß sie bemerkte, wie ich trotz all meiner Wut mich desselben selber kaum zu enthalten vermochte. Diese kleinen Unterbrechungen, in denen ich nach Herzenslust schelten konnte, waren entzückend, und wenn ein neuer lästiger Besuch mitten in unseren Streit hereinschneite, so wußte sie auch daraus Vorteil für ihren Spaß zu ziehen, indem sie boshaft den Besuch in die Länge zog und mir Blicke zuwarf, für die ich sie herzlich gern geprügelt hätte. Es wurde ihr schwer, bei meinem Anblick nicht herauszuplatzen, der ich, von den Geboten des Anstands gezwungen und zurückgehalten, sie mit den Blicken eines Besessenen durchbohrte, während ich im Grunde meines Herzens zu meinem eigenen Ärger das alles selber sehr drollig fand.

Und trotzdem mir dies alles an sich keineswegs gefiel, ergötzte es mich dennoch, weil es zu einer Lebensart gehörte, die mich bezauberte. Nichts was um mich geschah

und nichts, was man mich selber tun ließ, entsprach eigentlich meinem Geschmack, aber alles meinem Herzen. Ich glaube, ich würde sogar dahin gekommen sein, die Arzneikunst zu lieben, wenn mein Widerwille gegen sie nicht zu den tollsten Auftritten geführt und uns unaufhörlich aufs neue belustigt hätte. Vielleicht hat diese Kunst zum erstenmal eine derartige Wirkung gehabt. Ich behauptete, ein Arzneibuch schon allein am Geruche zu erkennen, und höchst vergnüglicherweise täuschte ich mich auch wirklich selten. Sie gab mir die abscheulichsten Mittelchen zu schmecken. Ich mochte davonlaufen und mich wehren, so viel ich immer wollte, trotz meines Sträubens und der fürchterlichen Gesichter, die ich schnitt, trotz meiner und trotz meiner Zähne mußte ich, wenn ich ihre niedlichen beschmierten Finger sich meinem Munde nähern sah, ihn schließlich doch öffnen und lecken. Wenn ihr ganzer kleiner Hausstand in demselben Zimmer versammelt war und man uns laufen, schreien und lachen hörte, hätte man glauben können, es würde dort ein Possenspiel aufgeführt, aber keineswegs Opiate und Elixiere verfertigt.

Meine Zeit ging jedoch nicht völlig mit diesen Späßen dahin. Ich hatte in dem Zimmer, das ich bewohnte, einige Bücher gefunden: den Beobachter, Puffendorf, Saint-Evermond und die Henriade, und obgleich ich von meiner alten Lesewut nicht mehr besessen war, las ich doch, wenn ich sonst nichts zu tun hatte, in allen ein wenig. Vor allem der Beobachter gefiel mir und wurde mir nützlich. Der Abbé von Gouvon hatte mich gelehrt, die Bücher weniger gierig zu verschlingen und mehr auf die Ausdrucksweise und die zierlichen Satzverknüpfungen zu achten. So übte ich mich denn das reine Französisch von meiner provinziellen Mundart unterscheiden zu lernen. So wurde mir zum Beispiel ein orthographischer Fehler, den ich gleich allen Genfern machte, durch die folgenden beiden Verse aus der Henriade klar:

Soit qu'un ancien respect pour le sang de leurs maîtres
Parlât encore pour lui dans le cœur de ces traîtres.

Dieses Wort parlât, das mir auffiel, lehrte mich, daß die dritte Person des Konjunktivs ein t bekommen müsse während ich es früher stets parla schrieb und sprach, gleich dem Perfektum des Indikativs.

Bisweilen plauderte ich auch mit Mama über das, was ich gelesen, und bisweilen las ich ihr sogar vor: daran fand ich großes Gefallen, und außerdem übte ich mich, gut zu lesen, was mir äußerst nützlich wurde. Ich habe bereits gesagt, daß sie allerlei Kenntnisse besaß, und das kam uns hierbei außerordentlich zustatten. Ein paar Literaturkenner hatten ihr früher zu gefallen gestrebt und ihr ein gutes Urteil über Werke des Geistes beigebracht. Sie hatte hierin, wenn ich es so nennen darf, gewissermaßen einen protestantischen Geschmack. Sie sprach von nichts weiter als von Bayle und machte ein großes Aufhebens von Saint-Evermond, der in Frankreich schon lange gestorben war: das hinderte aber nicht, daß sie die gute Literatur kannte und trefflich darüber sprach. Sie war in erlesener Gesellschaft aufgewachsen und hatte, da sie noch in jungen Jahren nach Savoyen gekommen, in dem reizvollen Verkehr mit dem dortigen Adel jenen gezierten Ton des Waadtlandes verloren, wo die Frauen Geistreicheleien für Weltton halten und einzig in Epigrammen zu sprechen wissen. Obgleich sie den Hof gewissermaßen nur im Vorübergehen kennen gelernt, hatte sie doch schnell und scharf genug beobachtet, um ihn zu kennen. Sie wußte sich dort stets Freunde zu bewahren, und trotz der heimlichen Eifersüchteleien und des Geredes, das ihr Betragen und ihre Schulden verursachten, hat sie niemals ihre Pension verloren. Sie besaß Welterfahrung und die nötige Überlegung, aus dieser Erfahrung Nutzen zu ziehen. Hierüber ließ sie sich in unseren Unterhaltungen am liebsten aus, und in Anbetracht der phantastischen Vorstellungen, die ich selber hegte, war dies gerade diejenige Belehrung, deren ich am meisten bedurfte. Wir lasen zusammen La Bruyère, er gefiel ihr besser als der La Rochefoucauld, ein trauriges entmutigendes Buch, vor allem, wenn man *in der Jugend* liest, wo man den Menschen nicht gerne

so sieht, wie er wirklich ist. Wenn sie moralisierte, verlor sie sich bisweilen ein wenig ins Grenzenlose, aber da ich ihr von Zeit zu Zeit den Mund oder die Hände küssen durfte, blieb ich geduldig und langweilte mich bei ihren Weitschweifigkeiten nicht.

Dieses Leben war allzu süß, als daß es hätte dauern können. Ich fühlte das, und die Unruhe, sein Ende herannahen zu sehen, war das einzige, was mir den Genuß beeinträchtigte. Trotz aller mutwilligen Scherze suchte Mama mich zu ergründen, beobachtete mich, fragte mich aus und spann für meine Zukunft allerlei Pläne, auf die ich mehr als gern verzichtet hätte. Glücklicherweise bestand die Hauptsache nicht darin, meine Neigungen, Geschmacksrichtungen und meine kleinen Talente zu erkennen, sondern es mußten vielmehr die Gelegenheiten gefunden oder geschaffen werden, sie nützlich anzuwenden, und das konnte billig nicht in einem Tage geschehen. Die günstigen Vorurteile, welche die arme Frau für meinen Wert gefaßt hatte, rückten sogar den Zeitpunkt, ihn ins Leben zu stellen, immer weiter hinaus, da er sie in der Wahl der Mittel immer schwerer zu befriedigen werden ließ. Kurz, dank der guten Meinung, die sie von mir hatte, ging zunächst alles nach meinen Wünschen, aber nur allzubald sollte sie davon zurückkommen, und da war es mit aller Ruhe dahin. Einer ihrer Verwandten, ein Herr von Aubonne, kam zum Besuch zu ihr. Er war ein kluger, ränkevoller Mensch, der stets ebenso wie sie den Kopf voller Pläne hatte, sich dabei aber nicht ruinierte — eine Art Abenteurer. Er hatte dem Kardina Fleury den umständlichen Plan zu einer Lotterie unterbreitet, der abgelehnt worden war. Er beabsichtigte ihn nun dem Turiner Hofe anzubieten, wo er auch angenommen und ausgeführt wurde. Er blieb einige Zeit in Annecy und verliebte sich dabei in die Frau Intendantin, eine ungewöhnlich liebenswürdige Dame, welche mir außerordentlich gefiel und die einzige Frau war, die ich gerne bei Mama sah. Herr von Aubonne lernte mich kennen, seine Verwandte sprach ihm von mir, und er erbot sich, mich zu *prüfen, festzustellen*, wozu ich mich eigne,

und mir, falls ich etwas tauge, eine Stelle zu verschaffen.

Frau von Warens schickte mich zwei- oder dreimal hintereinander des Morgens unter dem Vorwande irgend einer Besorgung und ohne mir etwas zu sagen, zu ihm. Er stellte es sehr klug an, mich zum Schwatzen zu bringen und mit mir vertraut zu werden, und sich so anzulassen, daß ich mich ohne jeden Zwang gab, wie mir zumute war. Er sprach mit mir von diesem und jenem und lauter unbedeutenden Dingen, und alles das ohne die geringste Gezwungenheit und nicht so, als ob er mich dabei beobachten, sondern eben nur scherzend und zwanglos mit mir plaudern wolle. Ich war entzückt von ihm, aber das Ergebnis seiner Beobachtungen lautete, daß ich trotz meines vielversprechenden Äußeren und meines lebhaften Gesichts, wenn nicht völlig unfähig, so doch ein recht unbegabter, begriffsarmer, kenntnisloser, kurz mit einem Worte, ein in jeder Beziehung recht beschränkter Junge sei, dem die Ehre und Aussicht eines Tages Dorfpfarrer zu werden, für das höchste Glück gelten müsse, nach dem er streben dürfe. Das war die Beschreibung, die er Frau von Warens von mir machte. Schon zum zweiten oder dritten Male war so über mich geurteilt worden, und dieses blieb auch nicht das letzte Mal, denn die Meinung des Herrn Masseron ist noch gar oft bestätigt worden.

Die Ursache zu solchen Urteilen hängt allzu eng mit meinem Charakter zusammen, als daß sie hier nicht der Erklärung bedürfte, denn man wird schließlich begreifen, daß ich ihnen nicht aufrichtig beistimmen kann, und daß ich trotz aller nur denkbaren Unparteilichkeit auf die Worte der Herren Masseron, von Aubonne, und wie sie sonst heißen mögen, dennoch nicht schwören möchte.

Zwei fast unvereinbare Dinge verbinden sich in mir in einer mir völlig unbegreiflichen Weise: ein feuriges Temperament, heftige, ja stürmische Leidenschaften und nur langsam entstehende unklare Gedanken, die sich niemals im richtigen Augenblicke einstellen. Man könnte sagen, mein Herz und mein Verstand gehörten nicht zu *und demselben* Menschen. Schneller wie der Blitz

dringt Empfindung in meine Seele und erfüllt sie, aber anstatt mich zu erleuchten, versengt und blendet sie mich. Ich fühle alles und sehe nichts. Ich bin im höchsten Grade erregt, aber völlig benommen; zum Denken bedarf es bei mir des kalten Blutes. Erstaunlicherweise besitze ich dabei dennoch ein ziemlich sicheres Feingefühl, Scharfsinn und sogar Schlauheit. Wenn man mir Zeit läßt und ich mich vorbereiten kann, mache ich vortreffliche Gedichte, aber im Augenblick habe ich noch nie etwas von einigem Werte fertig gebracht oder gesagt. Brieflich würde ich zum Beispiel eine ganz geistreiche Unterhaltung führen können, wie die Spanier ja auch durch die Post Schach spielen sollen.

Diese mit der äußersten Lebhaftigkeit des Empfindens verbundene Langsamkeit des Denkens ist mir nicht nur im Gespräch zu eigen, sondern auch wenn ich allein bin, und wenn ich arbeite. Die Gedanken ordnen sich in meinem Kopfe nur mit der unglaublichsten Schwierigkeit; sie schwanken dumpf darin auf und nieder und fangen an zu gären, wodurch sie mich aufregen, erhitzen und mir Herzklopfen verursachen, und inmitten dieser großen Erregung sehe ich doch nichts deutlich und würde nicht ein einziges Wort niederzuschreiben wissen. Ich muß warten. Unmerklich beschwichtigt sich dieses große Durcheinander, das Chaos klärt sich, und jedes Ding kommt, wenn auch langsam und nach einem langen und wirren Streben, an seinen Platz. Hat der Leser vielleicht einmal eine Oper in Italien gesehen? Bei dem Szenenwechsel herrscht auf diesen großen Theatern eine unangenehme ziemlich lange andauernde Unordnung; alle Dekorationen stehen durcheinander, von allen Seiten wird aufs gräßlichste daran herumgeschoben, und jeden Augenblick fürchtet man, alles möchte zusammenstürzen. Indessen ordnet sich aber alles nach und nach, nichts fehlt mehr, und zu seinem höchsten Überraschen sieht man auf diesen langen Wirrwarr ein entzückendes Schauspiel folgen. Ungefähr ebenso läßt es sich in meinem Gehirne an, wenn ich schreiben will. Hätte ich es verstanden, erst abzuwarten und dann *die Dinge* in all ihrer Schönheit, wie

sie sich mir nun boten, wiederzugeben, würden wenige Schriftsteller mich übertroffen haben.

Daraus entspringt die ungeheure Schwierigkeit, der ich beim Schreiben begegne. Meine durchgestrichenen, hingesudelten, mit Einschaltungen versehenen und unleserlichen Manuskripte verraten die Mühe, die mich ihre Abfassung gekostet hat. Es gibt nicht eines, das ich nicht vier- oder fünfmal hätte abschreiben müssen, ehe ich es in den Druck geben konnte. Mit einer Feder in der Hand, meinem Tisch und einem Papierstoße gegenüber, habe ich niemals etwas vollbringen können, sondern nur auf Spaziergängen, inmitten der Felsen und der Wälder, oder nur nachts in meinem Bett während meiner Schlaflosigkeit: dann schreibe ich in meinem Gehirn; mit welcher Langsamkeit wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß ich völlig ohne jedes Wortgedächtnis bin und mein Lebtag nicht sechs Verse habe auswendig behalten können. Manche meiner Sätze habe ich fünf auch sechs Nächte lang in meinem Kopfe hin und her gewälzt, ehe sie eine Form erhielten, in der ich sie zu Papier bringen konnte. Daher kommt auch, daß mir Werke, welche Arbeit erfordern, besser gelingen, als solche, die wie Briefe mit einer gewissen Leichtigkeit abgefaßt sein wollen, ich habe dafür niemals den rechten Ton finden können, und wo ich dazu gezwungen war, ist es mir stets eine Marter gewesen. Ich kann keinen Brief über die geringste Angelegenheit schreiben, der mir nicht Stunden äußerster Anstrengung kostete, und wenn ich gar sofort darauf los schreiben will, was und wie es mir einfällt, so kann ich weder einen Anfang noch ein Ende finden, mein Brief ist dann ein langer, verworrener Wortschwall, aus dem man kaum entnehmen kann, was ich will. Und nicht nur das Wiedergeben der Gedanken wird mir schwer, sondern auch das Fassen. Ich habe die Menschen studiert und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter. Allein ich bin nicht imstande, etwas von dem zu begreifen, was ich sehe, ich begreife nur das, dessen ich mich erinnere, und nur in meinen Erinnerungen bin ich klug. Von allem was man sagt, was man tut und was in meiner Gegen-

wart vor sich geht, verstehe und durchdringe ich nichts. Einzig die äußeren Merkmale von allem fallen mir auf. Später jedoch tritt mir dann alles wieder vor Augen, ich entsinne mich des Ortes, der Zeit, des Tones, des Blicks, der Gebärde, der Umstände, und nichts entgeht mir. Und dann erkenne ich aus dem, was man getan oder gesagt, auch das, was man gedacht hat, und nur selten täusche ich mich hierin.

Wenn ich schon, allein mit mir, so wenig Herr meines Geistes bin, so möge man erkennen, was aus mir im Gespräche wird, wo man, um treffend zu sprechen, augenblicks und auf einmal an tausend verschiedene Dinge denken muß. Der bloße Gedanke an so viele Notwendigkeiten, von denen ich doch mindestens eine außer acht zu lassen sicher bin, genügt, um mich einzuschüchtern. Ich begreife nicht einmal, wie man in einem geselligen Kreise überhaupt zu sprechen wagen kann, denn bei jedem Worte müßte man doch alle Menschen, die da sind, noch einmal bedenken, müßte alle Charaktere kennen und aller Geschichte, um mit einiger Sicherheit nichts auszusprechen, das einen der Anwesenden beleidigen könnte. Wer dauernd in der Gesellschaft lebt, erfreut sich hierin eines großen Vorteiles: da er weiß, worüber man schweigen muß, ist er auch dessen sicherer, was er sagt, und dennoch entschlüpfen ihm nicht gar so selten Tölpeleien. Wer aber wie aus Wolken in eine Gesellschaft hinabfällt, dem ist es fast unmöglich, auch nur eine Minute lang ohne schlimme Folgen für sich zu sprechen. Im Beisammensein zu Zweien herrscht ein anderer Mißstand, den ich noch schlimmer finde, nämlich die Notwendigkeit, dauernd zu sprechen: wenn man gefragt wird, muß man antworten, und schweigt der andere, so muß man sprechen. Dieser unerträgliche Zwang allein würde mir alle Geselligkeit zuwider gemacht haben. Für mich gibt es keine schrecklichere Pein, als die Verpflichtung, auf der Stelle und ohne Unterbrechung zu sprechen. Ich weiß nicht, ob dieses mit meiner tödlichen Abneigung gegen jegliche Abhängigkeit zusammenhängt, aber die Notwendigkeit, *daß ich* sprechen muß, genügt voll-

kommen, um mich unfehlbar eine Dummheit sagen zu lassen.

Noch verhängnisvoller für mich ist, daß ich, anstatt mich aufs Schweigen zu verstehen, wenn ich nichts zu sagen habe, dann, um meine Schulden früher zu bezahlen, eine wahre Sprechwut bekomme. Hastig stottere ich sehr schnell ein paar gedankenlose Worte heraus und bin glücklich, wenn sie wirklich wenigstens gar keinen Sinn haben. Will ich gar meine Ungereimtheit besiegen oder verbergen, so verrate ich sie erst recht. Unter tausend Beispielen, die ich dafür anführen könnte, wähle ich nur eines, welches zwar nicht aus meiner Jugend, dafür aber aus der Zeit stammt, wo ich nach einigen in der Gesellschaft verlebten Jahren ihre Leichtigkeit und ihren Ton hätte annehmen müssen, wenn mir dies überhaupt möglich wäre. Ich befand mich eines Abends in Gesellschaft zweier großen Damen und eines Herrn, dessen Namen sich hören läßt: es war der Herzog von Gontaut. Sonst war niemand im Zimmer, und ich zwang mich, einige Worte (Gott weiß, welche) zu einer Unterhaltung zwischen vier Personen beizusteuern, von denen drei wahrlich meines Beistandes nicht bedurften. Die Dame des Hauses ließ sich ein Arzneimittel bringen, das sie täglich zweimal für ihren Magen einnahm. Die andere Dame, welche sie ein Gesicht schneiden sah, fragte lachend: Ist es eine Arznei von Herrn Tronchin? Ich glaube nicht, antwortete im selben Tone die erste. „Und ich glaube, daß sie kaum mehr wert ist," fügte artig der geistvolle Rousseau hinzu. Jedermann war bestürzt, kein Wort und kein Lachen ließ sich vernehmen, und einen Augenblick darauf lenkte man das Gespräch auf etwas anderes. Einem anderen gegenüber wäre diese Tölpelei vielleicht spaßhaft gewesen, aber an eine Frau gerichtet, die zu liebenswürdig war, um nicht von sich reden gemacht zu haben und die ich sicherlich nicht beleidigen wollte, war sie fürchterlich, und ich glaube, daß die beiden Zeugen, der Mann sowohl wie die Dame, ihren Unwillen gegen mich nur schwer unterdrücken konnten. *Derlei Geistreichigkeiten* entfuhren mir, wenn ich spre-

chen wollte und nichts zu sagen fand. Diese hier werde ich schwerlich vergessen, denn abgesehen davon, daß sie an sich recht bemerkenswert ist, vermute ich, daß sie Folgen gehabt hat, welche mich nur allzu oft an sie erinnern. Dies, glaube ich, wird genügen, verständlich zu machen, wie ich, obgleich ich kein Dummkopf war, doch oft dafür gegolten habe, selbst bei Leuten, die Urteil besaßen, und zwar um so eher, als mein Gesicht und meine Augen das Gegenteil versprachen und die enttäuschte Erwartung meine Torheit noch größer erscheinen ließ. Diese Einzelheiten, die ich um einer besonderen Gelegenheit willen angeführt habe, werden auch für das Folgende nicht unnütz sein. Sie enthalten den Schlüssel zu gar vielen seltsamen Dingen, die man mich hat tun sehen und die man einer Menschenscheu zuschreibt, welche mir durchaus nicht eigen ist. Ich würde die Geselligkeit wie jeder andere lieben, wenn ich nicht sicher wäre, mich darin nicht nur zu meinem Nachteile, sondern auch völlig anders zu zeigen als ich wirklich bin. Das Teil, das ich erwählt habe, nämlich mich zu verstecken und zu schreiben, paßt wirklich am vortrefflichsten zu mir. Meine Gegenwart hätte nicht nur zu erkennen, sondern selbst zu ahnen verhindert, wer ich war, wie es sogar einer so geistvollen Frau wie Frau Dupin widerfahren ist, obgleich ich mehrere Jahre lang in ihrem Hause gelebt habe: sie hat es mir seit jener Zeit wiederholt selber eingestanden. Übrigens erleidet dieses alles gewisse Ausnahmen, auf die ich im folgenden noch zurückkommen werde.

Nachdem das Maß meiner Begabung derart festgestellt und der für mich schickliche Stand bezeichnet worden war, handelte es sich nun schon zum zweitenmal darum, daß ich meine Berufung auch erfüllte. Die Schwierigkeit lag darin, daß ich nicht studiert hatte und nicht einmal genug Lateinisch wußte, um Priester zu werden. Frau von Warens wollte mich daher einige Zeit lang im Seminar unterrichten lassen. Sie sprach mit dem Superior darüber. Er war ein *Lazarist namens* Gros, ein lieber kleiner halb*blinder magerer und schon* ergrauter Mann, der geist-

vollste und am wenigsten pedantische aller Lazaristen, die ich gekannt habe, was allerdings nicht viel sagen will.

Er besuchte bisweilen Mama, die ihn freundlich aufnahm, mit ihm schön tat, sich sogar mit ihm neckte und sich manchmal von ihm schnüren ließ, ein Amt, dem er sich ziemlich gerne unterzog. Während er dann damit beschäftigt war, lief sie im Zimmer hin und her und tat bald dies und bald jenes. Von dem Schnürband nachgezogen, folgte ihr der Herr Superior scheltend und rief fortwährend: „Aber gnädige Frau, so halten Sie doch still!" Das gab jedesmal einen reizenden malerischen Vorwurf.

Herr Gros ging bereitwillig auf Mamas Plan ein. Er forderte ein äußerst bescheidenes Kostgeld und übernahm den ganzen Unterricht; es handelte sich nur noch um die Einwilligung des Bischofs, welcher sie nicht nur erteilte, sondern sogar das Kostgeld bezahlen wollte. Er erlaubte auch, daß ich in Laientracht bleiben dürfe, bis man durch eine Prüfung festgestellt hätte, was von mir zu erwarten sei.

Welch ein Wechsel! Ich mußte mich drein schicken! Ich ging ins Seminar, wie ich auch auf den Richtplatz gegangen wäre! Was für ein trauriges Haus ist nicht so ein Seminar, vor allem für den, welcher aus dem Heim einer liebreizenden Frau kommt. Ein einziges Buch nahm ich mit mir, ein Buch, das Mama mir auf meine Bitten leihen mußte, und das mir großen Trost gewährte. Man wird nicht raten, was für ein Buch das war: es war ein Notenbuch. Unter den Talenten, die Mama an mir gepflegt, war die Musik nicht vergessen worden. Sie selber besaß Stimme, sang leidlich, spielte ein wenig Klavier und hatte die Gefälligkeit gehabt, mir etwas Gesangsunterricht zu erteilen; sie mußte dabei von vorn anfangen, denn kaum kannte ich die Musik unserer Psalmen. Acht oder zehn Stunden dieses weiblichen und oft für lange unterbrochenen Unterrichts hatten mich nicht nur nicht in den Stand gesetzt, die Tonleiter richtig zu singen, sondern mir kaum den vierten Teil aller musikalischen Zeichen beigebracht. Es hatte mich indessen

eine solche Leidenschaft für diese Kunst ergriffen, daß ich versuchen wollte, mich allein darin zu üben. Das Buch, das ich mit mir genommen, war nicht einmal eines der leichtesten, nämlich die Kantaten von Clerambault. Man wird begreifen, wie groß mein Fleiß und mein Eifer gewesen, wenn ich sage, daß ich ohne jede Kenntnis des Transponierens und des Tonmaßes dahin gelangte, das erste Rezitativ und die erste Arie der Kantate „Alpheus und Arethusa" fehlerfrei vom Blatt zu lesen und zu singen; allerdings hat diese Arie einen so gleichmäßigen Takt, daß man die Verse nur nach ihrem Rhythmus zu singen braucht, um auch das Maß der Melodie zu treffen.

Im Seminar gab es einen verwünschten Lazaristen, der mich vornahm und dafür sorgte, daß ich einen wahren Abscheu vor Latein bekam, worin er mich unterrichten wollte. Er hatte glattes, fettiges, schwarzes Haar, ein Pfefferkuchengesicht, eine Ochsenstimme, den Blick einer Nachteule und anstatt des Bartes Schweineborsten. Sein Lächeln war hämisch, und seine Glieder zappelten wie das Gestänge einer Gliederpuppe; seinen verhaßten Namen habe ich vergessen, aber sein fürchterliches süßliches Gesicht ist mir geblieben, ich kann nicht daran denken, ohne zu zittern. Noch immer glaube ich ihm in den schmalen Gängen zu begegnen, wie er mich mit seinem schmierigen Barett anmutiglichst in seine Stube hineinwinkt, die mir schrecklicher als ein Kerkerloch war. Was für ein Unterschied, ein derartiger Lehrer für den Zögling eines Hof-Abbés, man bedenke!

Wenn ich der Willkür dieses Ungeheuers auch nur zwei Monate ausgesetzt geblieben wäre, so würde dem, des bin ich überzeugt, mein Kopf nicht widerstanden haben. Aber als der gute Herr Gros gewahr wurde, daß ich traurig aussah, nicht mehr aß und abmagerte, erriet er die Ursache meines Kummers, und das hielt wirklich auch nicht schwer. Er befreite mich aus den Tatzen dieses Tiers und vertraute mich, einem noch größeren Gegensatze zuliebe, dem sanftesten aller Menschen an: nämlich einem jungen Abbé aus Faucigny namens Gatier, der das Seminar durchmachte und aus Gefälligkeit für Herrn

Gros und, wie ich glaube, auch aus allgemeiner Menschenliebe, seinen Studien die Zeit abringen wollte, sich der meinen anzunehmen. Ich habe niemals ein Antlitz gesehen, das so rührend gewesen wäre, wie das des Herrn Gatier. Er war blond und sein Bart spielte ins Rötliche hinüber, sonst glich sein Aussehen völlig dem aller Leute aus dieser Gegend, welche unter einem dicken Gesicht viel Verstand verbergen; was aber besonders an ihm hervorstach, war eine gefühlvolle, zärtliche und liebende Seele. In seinen großen blauen Augen lag etwas von Sanftmut, Zärtlichkeit und Trauer, das es einem unmöglich machte, ihn ohne Teilnahme anzusehen. Nach den Blicken und der Stimme dieses armen jungen Mannes würde man gemeint haben, er sähe sein Schicksal voraus und fühle, daß er geboren sei, um unglücklich zu werden.

Sein Charakter strafte sein Aussehen nicht Lügen, in Anbetracht der Geduld und der Gefälligkeit, die er bewies, schien er eher gemeinsam mit mir zu studieren, denn mich zu unterrichten, all dessen bedurfte es jedoch nicht einmal, um mich ihn liebhaben zu lassen, sein Vorgänger hatte mir das gar leicht gemacht. Aber trotz aller Zeit, die er mir widmete, trotz all des guten Willens, den wir alle beide aufbrachten, und trotzdem er sich sehr geschickt anstellte, kam ich bei fleißigstem Arbeiten doch nur langsam vorwärts. Es ist seltsam, daß ich trotz hinreichender Auffassungsgabe niemals bei Lehrern irgend etwas habe lernen können, meinen Vater und Herrn Lambercier ausgenommen. Das wenige, was ich nun schließlich doch weiß, habe ich, wie man später sehen wird, allein gelernt. Mein Geist, der gegen jede Art von Zwang leicht aufsässig wird, konnte sich dem Gesetz des Augenblickes niemals beugen; schon die Furcht, nichts zu lernen, hinderte mich daran, aufmerksam zu sein, und aus Angst, den, der zu mir sprach, ungeduldig zu machen, tat ich so, als ob ich ihn verstände, und so fuhr er denn fort, ohne daß ich etwas begriffen hatte. Mein Verstand will marschieren, wenn seine Stunde gekommen ist, und mag sich denen Anderer nicht unterordnen.

Nach vollzogener Weihe kehrte Herr Gatier als Diakonus in seine Heimat zurück; mein Bedauern, meine Zuneigung und meine Erkenntlichkeit gingen mit ihm. Die Wünsche, die ich für ihn hegte, sind nicht besser erfüllt worden als die, welche ich für mich selber hatte. Einige Jahre später erfuhr ich, daß er als Vikar einem Mädchen, dem einzigen, in das er sich trotz seines überzärtlichen Herzens jemals verliebt hatte, ein Kind gemacht. Es gab einen fürchterlichen Skandal in der sehr streng verwalteten Diözese. Mit gutem Anstande dürfen Priester nur verheirateten Frauen Kinder machen. Da er gegen dieses Gesetz der Schicklichkeit verstoßen hatte, wurde er ins Gefängnis gesteckt, beschimpft und weggejagt. Ich weiß nicht, ob es ihm später möglich gewesen ist, seine Angelegenheiten wieder ins reine zu bringen, aber das Gefühl für sein Mißgeschick, das sich mir tief ins Herz eingegraben hatte, fiel mir wieder ein, als ich den Emil schrieb, und so schweißte ich denn Herrn Gatier und Herrn Gaime zusammen und gestaltete aus diesen beiden würdigen Priestern das Vorbild des savoyardischen Vikars. Ich schmeichle mir, daß die Nachahmung den beiden Urbildern nicht zur Unehre gereicht hat.

Während ich im Seminar weilte, ward der Herr von Aubonne gezwungen, Annecy zu verlassen. Der Herr Intendant unterstand sich, es übel aufzunehmen, daß er sich mit seiner Frau eingelassen hatte: das hieß, es ungefähr wie der Hund des Gärtners machen, denn obgleich Frau Corvezi eine recht begehrenswerte Frau war, so lebte er doch schlecht mit ihr; antikatholische Anwandlungen machten sie ihm unnütz, und er behandelte sie so roh, daß man schon von Scheidung sprach. Herr Corvezi war ein niedriger Mensch, schwarz wie ein Maulwurf, diebisch wie eine Elster, und wurde schließlich wegen vielfacher Überschreitungen seiner Amtsgewalt selber davongejagt. Man sagt, die Provenzalen rächen sich an ihren Feinden durch Lieder: Herr von Aubonne rächte sich an dem seinen durch ein Lustspiel. Er schickte dieses Stück der Frau von Warens, welche es mir zu lesen gab. Es gefiel mir und machte mir Lust, selber eines zu

schreiben, um zu versuchen, ob ich denn in der Tat so dumm sei, wie sein Verfasser behauptet hatte. Aber ich führte diesen Plan erst in Chambery mit dem Liebhaber Seiner Selbst aus. Wenn ich in der Vorrede zu diesem Stück behauptet habe, es mit achtzehn Jahren geschrieben zu haben, so habe ich also um einige Jahre gelogen.

Ungefähr in diese Zeit fällt ein an sich nicht allzu bedeutendes Ereignis, das aber nicht ohne Folgen für mich geblieben ist und Aufsehen in der Welt erregte, als ich selber es bereits vergessen hatte. Ich hatte die Erlaubnis, wöchentlich einmal auszugehen; ich brauche nicht zu sagen, welchen Gebrauch ich davon machte. Als ich eines Sonntags bei Mama war, brach in einem Gebäude der ihr benachbarten Franziskaner Feuer aus. Dieses Haus, in dem der Backofen stand, war von oben bis unten mit trockenem Reisig angefüllt. In wenigen Augenblicken brannte alles lichterloh, und da der Wind die Flammen herübertrieb, stand auch Mamas Haus in großer Gefahr. Man schickte sich an, es in aller Hast auszuräumen und die Möbel in den Garten hinab zu tragen, welcher meinen früheren Fenstern gegenüber und jenseits des Baches lag, von dem ich schon gesprochen habe. Ich war so bestürzt, daß ich wahllos alles, was mir in die Hände kam, aus dem Fenster warf, und so auch einen großen steinernen Mörser, den ich zu jeder anderen Zeit kaum würde haben aufheben können; ich stand sogar im Begriff, einen großen Spiegel hinunter zu werfen, wenn mich nicht irgend jemand daran verhindert hätte. Der gute Bischof, welcher Mama an jenem Tage gerade besucht hatte, blieb auch nicht müßig: er führte sie in den Garten hinunter und vereinigte dort sie und alle, die sonst noch da waren, im Gebet, so daß ich, als ich etwas später dazukam, alle Welt auf den Knien fand und mich ebenfalls hinkniete. Während der Dauer des Gebets des heiligen Mannes drehte der Wind, und zwar so plötzlich und so zur rechten Zeit, daß die Flammen, die schon das ganze Haus bedeckten und durch die Fenster hineingelten, auf die andere Seite hinüber geweht wurden,

wodurch das Haus gerettet ward. Als Herr von Bernex zwei Jahre darauf starb, fingen seine früheren Ordensbrüder, die Antoniner, an, alle Urkunden zu sammeln, welche zu seiner Seligsprechung dienlich sein konnten. Auf Bitten des Pater Boudet fügte ich diesen Urkunden eine Bescheinigung des eben mitgeteilten Vorfalles bei, und ich tat recht daran, unrecht tat ich aber, diesen Vorfall für ein Wunder auszugeben. Ich hatte den Bischof im Gebet und während seines Gebetes den Wind umschlagen, und zwar sehr zur rechten Zeit umschlagen gesehen, das konnte ich aussagen und bezeugen; aber keines dieser beiden Dinge war die Ursache des anderen, und das hätte ich eben nicht bescheinigen sollen, da ich es nicht wissen konnte. Soweit ich mich indessen meiner damaligen Gedanken entsinnen kann, war ich ein aufrichtiger Katholik und handelte im besten Glauben. Die dem menschlichen Herzen so natürliche Liebe zum Wunder, meine Verehrung für den tugendhaften Prälaten und vielleicht auch der heimliche Stolz, selber etwas zu dem Gelingen des Wunders gewirkt zu haben, halfen mich verführen, und sicherlich hätte ich mir auch, falls das Wunder wirklich eine Tat des glühendsten Gebetes gewesen war, einen großen Teil davon zuschreiben dürfen.

Mehr als dreißig Jahre später, als ich die Briefe vom Berge herausgegeben hatte, grub Fréron dieses Zeugnis, ich weiß nicht, auf welche Weise, aus und machte in seinen Blättern Gebrauch davon. Man muß gestehen, daß die Entdeckung glücklich war, und daß sie zu so gelegener Zeit kam, ist mir selber sehr ergötzlich erschienen.

Es war mein Schicksal, von allen Ständen zurückgewiesen zu werden. Obgleich Herr Gatier von meinen Fortschritten den am wenigsten ungünstigen Bericht, der nur irgend möglich war, abgegeben hatte, ersah man doch, daß sie mit der aufgewandten Arbeit in keinem Vergleich standen, und das ermutigte nicht sehr, mich meine Studien weitertreiben zu lassen. So verlor der Bischof und der Superior denn auch wirklich den Mut und schickten mich der Frau von Warens als einen Men-

schen zurück, der nicht einmal zum Priester zu brauchen sei, sonst aber sei ich, so meinte man, ein ganz guter und keineswegs lasterhafter Junge, was zur Folge hatte, daß Frau von Warens trotz so vieler ungünstiger Urteile mich nicht aufgab.

Im Triumph brachte ich ihr ihr Notenbuch zurück, das mir so nützlich gewesen war. Meine Arie aus Alpheus und Arethusa war denn auch so ziemlich das einzige, was ich im Seminar gelernt hatte. Mein ausgesprochener Sinn für diese Kunst erweckte den Gedanken in ihr, einen Musiker aus mir zu machen. Die Gelegenheit war bequem, denn man machte bei ihr mindestens einmal wöchentlich Musik, und der Kapellmeister des Doms, der diese kleinen Konzerte leitete, besuchte sie überdies sehr häufig. Er war ein Pariser namens Le Maitre, ein guter Komponist, und alles in allem ein recht lebhafter, lustiger, noch junger, gut gewachsener, wenn auch nicht allzu kluger Mensch. Mama ließ mich seine Bekanntschaft machen: ich gewann ihn lieb und mißfiel ihm meinerseits nicht, man besprach sich über das Kostgeld und ward einig. Kurz und gut, ich zog zu ihm und verbrachte den Winter um so angenehmer dort, als seine Amtswohnung nur um zwanzig Schritte von Mamas Hause entfernt lag. In einem Augenblick konnten wir zu ihr hinübergelangen und aßen des Abends recht häufig bei ihr.

Man wird mir glauben, daß mir das singende und lustige Leben in dem Hause meines Lehrers mit all den Musikern und Chorknaben besser gefiel, als mein Aufenthalt im Seminar mit den Vätern des heiligen Lazarus. Aber trotz seiner größeren Freiheit war dieses Leben um nichts weniger gleichmäßig und geregelt, und ich meinerseits war dazu geschaffen, die Unabhängigkeit zu lieben und niemals zu mißbrauchen. Während sechs ganzer Monate ging ich nicht ein einziges Mal aus, außer um zu Mama oder in die Kirche zu gehen, und fühlte mich nicht einmal dazu versucht. Diese Zeitspanne ist eine von denen, welche ich in dem größten Seelenfrieden verlebt habe und deren ich mich stets mit dem größten Ver*gnügen entsinne*. Von den mancherlei Umständen, unter

denen ich gelebt habe, sind einige von einem derartigen Gefühl des Wohlbefindens begleitet, daß es mir ist, als wäre ich noch mitten darin, sobald ich nur an sie denke. Ich entsinne mich dann nicht nur der Orte, der Menschen, sondern auch aller Gegenstände rings, der Temperatur der Luft, ihres Duftes, ihrer Farbe, kurz, eines gewissen Eindruckes, der nur diesem einen Orte eigen war und an den die Erinnerung mich stets aufs neue entzückt. Zum Beispiel alles, was man in der Singstube vortrug, alles, was man im Chore sang, alles, was man trieb, die schönen Gewänder der Domherren, die prächtigen Meßgewänder der Priester, die Kopfbänder der Sänger, die Gesichter der Musiker, ein alter hinkender Zimmermann, der den Kontrabaß, und ein kleiner blonder Abbé, der die Geige spielte, die zerfetzte Sutane, welche Herr Le Maitre, sobald er seinen Degen abgetan hatte, über seine Laientracht zog, und das schöne, feine Chorhemd, mit dem er die Löcher desselben bedeckte, um in den Chor hinauszutreten, der Stolz, mit dem ich, meine kleine Flöte in der Hand, mich auf der Tribüne in das Orchester einordnete, um ein kleines Solo zu spielen, welches Herr Le Maitre eigens für mich gesetzt hatte, das gute Essen, welches danach unserer harrte und den großen Hunger, den man dazu mitbrachte, die Erinnerung an all diese deutlich geschauten Gegenstände hat mich noch tausendmal mehr glücklich gemacht als einst ihre Wirklichkeit. Stets habe ich eine zärtliche Vorliebe für eine bestimmte Melodie aus dem Conditor alme siderum behalten, die sich in Jamben bewegt, weil ich an einem Advent-Sonntage von meinem Bett aus diese Hymne noch vor Tagesanbruch auf dem Treppenplatz des Domes, wie es ein Brauch dieser Kirche befiehlt, singen hörte. Jungfer Merceret, Mamas Kammermädchen, verstand auch etwas Musik, und niemals werde ich eine kleine Motette „Afferte" vergessen, die mich Herr Le Maitre mit ihr zusammen singen ließ und die ihre Herrin mit so großer Freude anhörte.

Kurz alles, alles, bis auf die gute Magd Perrine, die ein so braves Mädchen war und von den Chorknaben so

arg gehänselt wurde, taucht in meinen Erinnerungen aus diesen Zeiten des Glückes und der Unschuld immer aufs neue wieder auf, um mich zu entzücken und traurig zu stimmen.

Seit fast einem Jahre lebte ich nun ohne den geringsten Vorwurf in Annecy, denn alle Welt war mit mir zufrieden. Seit meiner Abreise aus Turin hatte ich keine Dummheit mehr begangen, und so lange ich unter Mamas Augen blieb, beging ich auch keine. Sie lenkte mich und lenkte mich stets gut, meine Zuneigung zu ihr war meine einzige Leidenschaft geworden, und daß meine Liebe meine Vernunft bilden half, beweist, daß es keine unsinnige Leidenschaft war. Es ist wahr, daß diese einzige Empfindung, welche gewissermaßen all meine Fähigkeiten aufhob, mich außer stand setzte, irgend etwas und nicht einmal die Musik zu erlernen, obgleich ich all meine Anstrengungen darauf hinwandte. Aber das war nicht mein Fehler, guter Wille und Fleiß waren im höchsten Maße vorhanden. Ich war jedoch zerstreut, verträumt und seufzte oft, was sollte ich dagegen tun? Meinen Fortschritten gebrach es an nichts, was von mir abhing, um mich aber neue Tollheiten begehen zu lassen, bedurfte es schließlich doch nur eines Wesens, das sie mir eingeben konnte. Dieses Wesen erschien, der Zufall besorgte das Weitere, und wie man im folgenden sehen wird, ließ mein Brausekopf die Sache nicht ungenützt vorübergehen.

Eines Abends im Monat Februar, wo wir der großen Kälte wegen alle rings um den Kamin saßen, hörten wir unten an die Haustür klopfen. Perrine nahm ihre Laterne, stieg hinab und öffnete, ein junger Mann trat herein, kam mit ihr zusammen herauf, stellte sich gewandt vor und sagte Herrn Le Maitre eine kurze geschickte Artigkeit, in der er sich für einen französischen Musiker ausgab, den der schlechte Zustand seiner Finanzen zwänge, als fahrender Spielmann seinen Unterhalt zu erwerben. Bei dem bloßen Worte französischer *Musiker* hüpfte dem guten Le Maitre das Herz vor *Freuden, denn* er liebte sein Land und seine Kunst

leidenschaftlich. Er hieß den jungen Reisenden aufs freundlichste willkommen und bot ihm Nachtquartier an, das er sehr nötig zu haben schien und auch ohne große Umstände annahm. Während er sich, des Abendessens harrend, am Feuer wärmte und drauflos schwatzte, betrachtete ich ihn aufmerksam. Er war klein, aber breit und hatte irgend etwas Verwachsenes an seinem Rumpfe, ohne daß man eine besondere Mißgestaltung hätte bemerken können, er war sozusagen ein Buckliger mit geradem Rücken und schien, so kam es mir vor, etwas zu hinken. Er trug einen schwarzen, eher verbrauchten als alten Rock, der überall auseinanderging, ferner ein sehr feines, aber sehr unsauberes Hemde mit schönen Fransenstulpen, Gamaschen, in deren jede er seine beiden Beine hätte stecken können, und, zum Schutz gegen den Schnee, einen kleinen unter dem Arm zu tragenden Hut. Trotz dieser drolligen Ausrüstung eignete ihm etwas Vornehmes, dem sein Benehmen nicht widersprach; seine Gesichtszüge hatten etwas Feines und Angenehmes und er sprach leicht und gut, aber nicht sehr bescheiden. Alles an ihm verriet einen jungen Taugenichts, der aber eine gute Erziehung genossen hatte, und der nicht wie ein Bettler, sondern wie ein Narr auf den Bettel auszog. Er sagte uns, er hieße Venture de Villeneuve, käme aus Paris, habe sich verirrt und, hierbei vergaß er seine Rolle als Musiker ein wenig, sei auf dem Wege nach Grenoble, um einen Verwandten, der dort im Parlament Sitz hätte, zu besuchen.

Während des Abendessens wurde von Musik gesprochen, und er sprach gut darüber. Er kannte alle großen Virtuosen, alle berühmten Werke, alle Sänger, alle Sängerinnen, alle hübschen Frauen, alle großen Herren; über alles, was man sagte, schien er auf dem laufenden zu sein, kaum hatte man jedoch einen Gegenstand berührt, so unterbrach er die Unterhaltung durch einen Scherz, der uns zum Lachen brachte und das eben Gesprochene in Vergessenheit geraten ließ. Es war Sonnabend und am nächsten Morgen fand eine Musikaufführung in der *Kathedrale* statt. Herr Le Maitre schlug

ihm vor, mitzusingen. „Sehr gern." Man fragte ihn, welche Stimme er singe? „Alt," war die Antwort, und dann sprach er von anderen Dingen. Ehe wir uns in die Kirche begaben, bot man ihm seine Stimme zur Durchsicht an, er sah kaum hinein. Diese kleine Prahlerei machte Herrn Le Maitre stutzig. „Du sollst sehen, flüsterte er mir ins Ohr, er kennt keine Note." „Ich fürchte, Sie haben recht," antwortete ich ihm und folgte ihnen mit großer Unruhe. Als der Gesang begann, schlug mir das Herz bis zum Halse hinauf, denn ich hatte ein großes Interesse für ihn gewonnen.

Doch bald konnte ich mich beruhigen, er sang seine beiden Soli mit aller nur denkbaren Richtigkeit und allem Geschmack und, was noch mehr sagen will, mit einer sehr hübschen Stimme. Eine angenehmere Überraschung ist mir selten geworden. Nach der Messe erntete Herr Venture seitens der Domherren und der Musiker Lobsprüche ohne Ende, auf die er scherzend, aber stets mit gefälligem Anstande antwortete. Herr Le Maitre umarmte ihn aufs herzlichste und ich tat desgleichen. Er sah, wie froh mich sein Erfolg machte, und schien sich darüber zu freuen.

Man wird mir sicherlich zugeben müssen, daß ich, nachdem ich für Herrn Bacle, der alles in allem genommen doch nur ein Bauer war, geschwärmt hatte, jetzt wohl für Herrn Venture schwärmen durfte, welcher Erziehung, Gaben, Geist und Weltgewandtheit besaß und für einen liebenswürdigen Schwerenöter gelten konnte. Das widerfuhr mir denn auch und würde glaube ich, auch jedem anderen jungen Manne an meiner Stelle widerfahren sein, und zwar desto eher, je mehr Gefühl er für Vorzüge besaß und Hang, sich von ihnen einnehmen zu lassen: denn Venture besaß ohne jede Widerrede deren viele, und vor allem einen in seinem Alter äußerst seltenen, nämlich den, sein Wissen nicht mit allzu großem Eifer leuchten zu lassen. Er rühmte sich allerdings vieler Dinge, die er nicht verstand, aber von denen, die er wirklich verstand, und deren war eine große Zahl, sprach er kein Wort, sondern wartete vielmehr ruhig die Ge-

legenheit ab, sie zu zeigen, und dann gab er sie ohne allzu großen Eifer von sich, was gerade die größte Wirkung tat. Da er jedesmal kurz abbrach, ohne sich auf weiteres einzulassen, konnte man niemals wissen, wie weit sein Wissen reichte; scherzhaft, mutwillig, unerschöpflich, im Gespräche gewinnend und ewig lächelnd, ohne jemals zu lachen, sagte er auf die zierlichste Weise die ungeheuerlichsten Dinge, so daß man sie ihm hingehen ließ: selbst die sittsamsten Frauen verwunderten sich darüber, was sie sich von ihm alles bieten ließen. Mochten sie immer fühlen, daß es ihnen geziemen mußte, sich zu entrüsten, so brachten sie es doch nicht fertig. Eigentlich paßten nur liederliche Dirnen zu ihm, und ich glaube nicht, daß er gerade angetan war, anderlei Frauengunst zu erringen, aber das Zusammensein von Menschen, die sich ihrer erfreuten, wußte er unendlich zu beleben. Mit so vielen angenehmen Gaben konnte er in einem Lande, wo man sich auf sie verstand und sie liebte, unmöglich lange auf den Kreis der Musikanten beschränkt bleiben.

Da mein Gefallen an Herrn Venture in seinen Ursachen vernünftiger war als jenes, das ich an Herrn Bacle gefunden hatte, so war es in seinen Wirkungen auch weniger übertrieben, obgleich sie weit länger währten. Ich sah ihn gerne und hörte ihm gerne zu, alles, was er tat, erschien mir reizend, was er sagte, galt mir für Orakelspruch: aber meine Schwärmerei ging nicht so weit, daß mir eine Trennung von ihm unmöglich gewesen wäre. Gegen solchen Überschwang hatte ich ein allzu gutes Schutzmittel in meiner Nachbarschaft. Außerdem fühlte ich, daß seine Grundsätze mir nicht frommten, wenn ich sie auch für ihn sehr geeignet fand; mich verlangte nach einer anderen Art von Genuß, von der er keine Vorstellung hatte und von der ich ihm nicht einmal zu sprechen wagte, da ich sicher war, er würde sich über mich lustig machen. Dennoch hatte ich den Wunsch, meine Zuneigung zu ihm mit jener anderen zu verbinden, welche mich so völlig beherrschte. So redete ich denn mit Entzücken von ihm zu Mama, und auch Le Maitre spendete ihm ihr gegenüber das höchste Lob. Sie gestattete mir,

ihn bei ihr einzuführen. Aber diese Begegnung lief keineswegs gut ab: Er fand sie geziert, sie fand ihn liederlich, und da eine so schlechte Bekanntschaft sie für mich in die heftigste Besorgnis versetzte, verbot sie mir nicht nur, ihn ihr noch einmal zu bringen, sondern malte mir auch die Gefahren, die ich mit diesem jungen Manne lief, so lebhaft aus, daß ich ein wenig behutsamer wurde, und zum größten Glücke für meine Sitten und für meinen Verstand wurden wir auch bald getrennt.

Herr Le Maitre besaß alle Neigungen, die seine Kunst gewöhnlich eingibt, so auch die Liebe zum Wein. Bei Tische war er zwar mäßig, während er aber in seiner Stube arbeitete, mußte er trinken. Seine Magd wußte das so wohl, daß auch der Krug und sein Glas im nämlichen Augenblicke bereit waren, sobald er sein Papier zum Komponieren zurechtlegte und sein Violoncello ergriff . . . und der Krug wurde in nicht allzu seltenen Abständen wieder aufgefüllt. Ohne jemals völlig trunken zu sein, war er doch stets durch den Wein etwas benebelt, und das war in der Tat schade, denn er war sonst ein durchaus guter Mensch und so lustig, daß Mama ihn immer nur „Katerchen" nannte. Zum Unglück liebte er sein Talent auch noch über die Maßen, arbeitete viel und trank daher ebenso viel, das beeinträchtigte seine Gesundheit und schließlich seine Stimmung, er war manchmal argwöhnisch und leicht zu beleidigen. Zu jeder Grobheit unfähig und unfähig irgend jemandem, wer es auch immer war, zu nahe zu treten, hat er, nicht einmal zu einem seiner Chorkinder, jemals ein böses Wort gesprochen, aber man durfte auch gegen ihn nichts versehen, und das war gerecht. Übel wurde die Sache nur dadurch, daß er nicht klug genug war, stets den beabsichtigten Ton und die Eigenart des Betreffenden richtig zu erkennen, und so geriet er denn oft über die größte Kleinigkeit in Harnisch.

Das alte Genfer Domkapitel, in das einzutreten sich früher so viele Fürsten und Bischöfe zur Ehre anrechneten, hatte in seinem Exile zwar seinen alten Glanz eingebüßt, seinen Stolz aber bewahrt. Um darin aufge-

nommen zu werden, mußte man stets ein Edelmann oder ein Doktor der Sorbonne sein, denn wenn es neben dem auf persönliches Verdienst sich gründenden Stolz noch einen anderen verzeihlichen gibt, so ist es der Stolz, den man in seine Geburt setzt. Überdies pflegen alle Priester ihre weltlichen Angestellten meist mit ziemlichem Hochmute zu behandeln. Und so benahmen sich die Domherren auch häufig gegen den armen Le Maitre. Vor allem der Kantor, Abbé von Vidonne mit Namen, der sonst ein sehr artiger, von seinem Adel leider nur allzu erfüllter Mann war, ließ ihm gegenüber nicht stets die Rücksichten walten, die sein Talent beanspruchen durfte, und Le Maitre wiederum ertrug nicht gerne die wenig achtungsvolle Art des anderen. In diesem Jahre hatten sie während eines herkömmlichen Gastmahles, welches der Bischof den Domherren gab und zu dem Le Maitre stets geladen wurde, einen Wortwechsel, der das gewöhnliche Maß überstieg. Der Kantor fügte ihm durch irgend ein hartes Wort eine Kränkung zu, die er nicht verwinden konnte. Er faßte auf der Stelle den Entschluß, in der folgenden Nacht zu fliehen, und nichts konnte ihn davon abbringen, obgleich Frau von Warens, der er Lebewohl zu sagen kam, alles daran setzte, um ihn zu beschwichtigen. Er wollte nicht auf die Genugtuung verzichten, sich an seinen Tyrannen dadurch zu rächen, daß er sie gerade während des Osterfestes, wo man seiner am meisten bedurfte, im Stiche ließ. Was ihn selber jedoch in die höchste Verlegenheit brachte, waren seine Noten, die er mit sich nehmen wollte, was gar nicht so leicht war, denn sie füllten eine ziemlich große und sehr schwere Kiste an, die man keineswegs unter den Arm nehmen konnte.

Mama tat, was ich auch getan haben und an ihrer Stelle immer wieder tun würde. Nach vielen unnützen Versuchen, ihn zurückzuhalten, und nachdem sie gesehen, daß er entschlossen war, unter allen Umständen fortzugehen, ließ sie sich an, ihm in allem beizustehen, was von ihr abhing. Ich wage geruhig zu sagen, daß es ihre Pflicht war. Le Maitre hatte sich gewissermaßen

ihrem Dienst geweiht: sowohl was seine Kunst anbetraf, wie auch in jeder anderen Beziehung hatte er ihr stets völlig zur Verfügung gestanden, und die Bereitwilligkeit, mit der er alles ausführte, verlieh seiner Gefälligkeit einen besonderen Wert. Sie vergalt also einem Freunde nur bei einer schwerwiegenden Gelegenheit, was er drei oder vier Jahre lang bei kleineren Anlässen für sie getan hatte. Ihre Seele war indessen so geartet, daß sie zu der Erfüllung derartiger Pflichten nicht erst der Erkenntnis bedurfte, daß es eben wirklich Pflichten für sie seien. Sie ließ mich kommen und hieß mich Herrn Le Maitre zum mindesten bis Lyon begleiten und so lange bei ihm bleiben, als er meiner bedürfen würde. Später hat sie mir gestanden, daß ihr Wunsch, mich von Venture zu entfernen, nicht ohne Einfluß auf diese Anordnung gewesen war. Sie beriet sich mit Claude Anet, ihrem treuen Diener, über die Beförderung der Kiste. Er war der Ansicht, man dürfe in Annecy kein Maultier dingen, weil das unfehlbar zu unserer Entdeckung führen würde, sondern man müsse die Kiste vielmehr während der Nacht eigenhändig bis auf eine gewisse Entfernung forttragen und dann in einem Dorfe einen Esel mieten, um sie bis nach Seyßel zu befördern, wo wir dann auf französischem Boden wären und keinerlei Gefahr mehr liefen. Dieser Rat wurde befolgt: wir brachen am gleichen Abend um sieben Uhr auf, und Mama beschwerte unter dem Vorwande, damit meinen Unterhalt zu begleichen, die leichte Börse des armen kleinen Katers durch einen Zuschuß, den er wohl gebrauchen konnte. Claude Anet, der Gärtner und ich trugen die Kiste so gut es gehen wollte, bis zu dem ersten Dorfe hinaus, wo ein Esel uns ablöste, und noch in derselben Nacht langten wir in Seyßel an.

Ich glaube bereits darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß es Zeiten gibt, in denen ich mir so wenig gleich bin, daß man mich für einen Menschen von genau entgegengesetztem Charakter halten könnte. Man wird sogleich ein neues Beispiel dafür erleben. Herr Reydelet, der Pfarrer von Seyßel, war Domherr von St. Peter,

folglich mit Herrn Le Maitre bekannt und einer der Menschen, vor denen er sich am meisten verbergen mußte. Mein Rat ging nun im Gegenteile dahin, wir sollten ihm unsere Aufwartung machen und ihn unter irgend einem Vorwande, so, als ob wir uns mit Einwilligung des Domkapitels an Ort und Stelle befänden, um Nachtquartier angehen. Dieser Gedanke behagte Le Maitre außerordentlich, weil er seiner Rache etwas Spöttisches und Scherzhaftes verlieh. Wir begaben uns also frech genug zu Herrn Reydelet und wurden freundlich aufgenommen. Le Maitre machte ihm weiß, er begebe sich auf Wunsch des Bischofs nach Belley, um dort während des Osterfestes die Musikaufführungen zu leiten. In einigen Tagen hoffe er wieder durchzukommen, und ich meinerseits verflocht diese Lüge zu ihrer Unterstützung mit hundert anderen und so natürlichen, daß Herr Reydelet sich über mich netten Jungen freute, mich mit seiner Freundschaft beehrte und mir tausend Freundlichkeiten erwies. Wir wurden gut bewirtet und gut beherbergt. Herr Reydelet wußte gar nicht, was er uns alles antun sollte, und so schieden wir denn als die besten Freunde von der Welt mit dem Versprechen, auf unserer Rückreise länger zu verweilen. Wir konnten es kaum erwarten, allein zu sein, um in das größte Gelächter auszubrechen, und ich gestehe, daß ich noch jetzt Lust dazu verspüre, wenn ich an alles zurückdenke, denn eine besser ausgeführte und besser gelungene Eulenspiegelei kann man sich nicht vorstellen. Sie würde uns auch während unseres ganzen Weges lustig gestimmt haben, wenn Herr Le Maitre, der des Einkehrens und Trinkens kein Ende finden konnte, nicht zwei- oder dreimal Anfälle bekommen hätte, an denen er auch sonst litt, und die epileptischen Krämpfen nicht unähnlich waren. Das versetzte mich in Furcht und Schrecken, und ich begann bald darauf zu sinnen, wie ich mich von ihm freimachen könnte.

Wir gingen nach Belley und verbrachten dort, wie wir es Herrn Reydelet gesagt hatten, das Osterfest, und obgleich wir *ja nicht erwartet* worden waren, bereitete uns

doch der Kapellmeister und jedermann sonst den freundlichsten Empfang. Herr Le Maitre stand, wie er es verdiente, in seiner Kunst in hohem Ansehen, der Kapellmeister von Belley machte sich also eine Ehre daraus, uns seine besten Werke vorzutragen, und suchte den Beifall eines so trefflichen Richters zu gewinnen, denn Le Maitre war nicht nur ein guter Kenner, sondern auch ohne Eifersucht und ohne Lobhudelei gerecht. Er war allen Provinz-Kapellmeistern so überlegen, und sie fühlten das selber so wohl, daß sie ihn weniger als ihren Genossen, denn als ihr Oberhaupt betrachteten.

Nachdem wir in Belley vier oder fünf Tage aufs angenehmste verbracht hatten, brachen wir auf und setzten unsere Reise ohne irgend andere Unfälle als die schon gemeldeten fort. In Lyon angelangt, nahmen wir in Notre-Dame-de-Pitié Herberge, und während wir auf die Kiste warteten, die wir dank einer anderen Lüge unter der Fürsorge unseres wackeren Wirtes, des Herrn Reydelet, auf der Rhone hatten einschiffen können, besuchte Herr Le Maitre seine Bekannten, unter anderen den Pater Caton, einen Franziskaner, von dem noch die Rede sein wird, und den Abbé Dortan, Grafen von Lyon. Beide empfingen ihn zwar freundlich, verrieten ihn aber, wie man gleich sehen wird. Sein Glück hatte sich bei Herrn Reydelet erschöpft.

Als wir zwei Tage nach unserer Ankunft in Lyon nicht weit von unserer Herberge eine kleine Straße durchschritten, wurde Le Maitre von einem seiner Anfälle überrascht, und dieses Mal war er so heftig, daß ich mich höchlichst entsetzte. Ich fing an zu schreien, rief um Hilfe, nannte unsere Herberge und flehte, man möchte ihn dort hintragen lassen. Während man sich dann herbeidrängte und um den Mann scharte, der bewußtlos und schäumend auf der Straße lag, verließ ihn erbarmungslos der einzige Freund, auf den er hätte rechnen können. Ich nahm einen Augenblick wahr, in dem keiner auf mich achtete, schlich um die Straßenecke und verschwand. Nun habe ich, dem Himmel sei Dank, auch dieses dritte peinvolle Geständnis abgelegt, bliebe mir

noch viel dergleichen zu bekennen übrig, so würde ich die begonnene Arbeit wahrlich noch aufgeben.

Von allem, was ich bisher erzählt, sind einige Spuren an den Orten zurückgeblieben, wo ich gelebt, was ich aber in dem folgenden Buche berichten werde, ist fast völlig unbekannt. Es wird die größten Torheiten meines Lebens enthalten, und es ist ein Glück, daß sie nicht noch schlechter ausgegangen sind. Mein auf den Klang eines fremden Instrumentes gestimmter Kopf hatte jede eigene Stimmung verloren, und als sie sich von selbst darin wiederherstellte, hörte ich auch mit meinen Tollheiten auf oder beging wenigstens nur noch solche, die meinem Wesen gemäßer waren. Von keinem anderen Abschnitte meiner Jugend habe ich eine so verworrene Vorstellung, als von diesem. Fast nichts hat sich darin ereignet, das mein Herz tief genug betroffen hätte, um ihm irgend eine lebhafte Erinnerung zu bewahren, und es hält schwer, daß bei so vielem Gehen und Kommen und bei einem so häufigen schnell aufeinanderfolgenden Ortswechsel mir nicht einige irrtümliche Verrückungen von Zeit und Ort widerfahren sollten. Ich schreibe völlig aus dem Gedächtnis, ohne Aufzeichnungen, ohne Anhaltspunkte für meine Erinnerung. Manche Ereignisse meines Lebens sind mir so gegenwärtig, als wären sie eben erst vor sich gegangen, dazwischen aber liegen Lücken und leere Zeiten, die ich nur mit Hilfe von Schilderungen ausfüllen kann, die ebenso verworren sind wie die Erinnerung, die mir geblieben. Bisweilen mögen mir also Irrtümer unterlaufen sein und mir in Kleinigkeiten auch noch weiter bis zu der Zeit unterlaufen, in der ich zuverlässiger über mich unterrichtet bin, was aber für den Gegenstand selber wirklich wesentlich und wichtig ist, darin glaube ich genau und treu zu sein, und werde auch stets und in allem danach streben, dessen kann man sich versichert halten.

Sobald ich Herrn Le Maitre verlassen hatte, stand auch mein Entschluß fest: ich reiste nach Annecy zurück. Ursache und Geheimnis unserer Abreise hatte mich an nichts anderes als auf die Sicherheit unserer Flucht den-

ken lassen, und dieses Interesse, das mich gänzlich ausfüllte, hatte wohl einige Tage lang vermocht, mich von allem anderen abzuziehen, was mich sonst am meisten anging, und sobald nun unsere Sicherheit außer Frage war, kehrte mein vorherrschendes Gefühl auch wieder mit aller Gewalt in mich zurück. Nichts reizte und nichts verlockte mich, ich hatte kein anderes Verlangen, als zu Mama zurückzukehren. Die Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu ihr hatten in meinem Herzen alle phantastischen Pläne und alle Tollheiten des Ehrgeizes vernichtet. Es gab für mich kein anderes Glück mehr, als mit ihr zu leben, und ich konnte keinen Schritt tun, ohne zu fühlen, daß ich mich von diesem Glück entfernte; ich kehrte also so bald es nur möglich war, zu ihr zurück. Meine Rückreise ging so schnell vor sich, und mein Kopf war so zerstreut, daß ich, trotzdem ich mich sonst all meiner anderen Reisen mit so großem Vergnügen erinnere, an diese auch nicht die geringste Erinnerung zurückbehalten habe, ich kann mich auf nichts mehr besinnen, außer meiner Abreise von Lyon und meiner Ankunft in Annecy. Man wird begreifen, daß ich vor allen Dingen diese niemals habe vergessen können, denn als ich ankam, fand ich Frau von Warens nicht mehr vor, sie war nach Paris abgereist.

Ich habe das Geheimnis dieser Reise niemals ganz erfahren. Sie würde es mir sicherlich gesagt haben, wenn ich in sie gedrungen wäre, aber kein Mensch war jemals weniger neugierig, was die Geheimnisse seiner Freunde anbetraf, als ich: mein völlig der Gegenwart hingegebenes Herz füllt stets sich und all seine Empfindungen so bis zum Rande mit ihr an, daß es neben vergangenen Freuden, welche hinfort mein einziges Genießen sein werden, keinen leeren Winkel übrig hat für das, was nicht mehr ist. Alles, was ich aus dem wenigen, das sie mir gesagt hat, zu entnehmen geglaubt habe, war, daß sie in der durch die Abdankung des Königs von Sardinien in Turin verursachten Umwälzung vergessen zu werden fürchtete, und daher mit Hilfe der Ränke des Herrn *Aubonne* am französischen Hofe einen gleichen

Vorteil suchen wollte. Außerdem hatte sie mir oft gesagt, daß sie diesen Hof bei weitem vorzöge, weil die Fülle der großen Unternehmungen nicht zuließ, den einzelnen dort mit der gleichen Peinlichkeit wie in Turin zu überwachen. Wenn dem so war, so nimmt es wunder, daß man ihr nach ihrer Rückkehr durchaus nicht grollte, und daß sie ihre Pension ohne jede Unterbrechung stets erhalten hat. Viele Menschen haben geglaubt, sie sei mit irgend einem geheimen Auftrag betraut gewesen, sei es von seiten des Bischofs, der damals Geschäfte mit dem Hofe Frankreichs hatte und selber hinzugehen gezwungen war, oder sei es nach dem Willen eines noch Mächtigeren, der sie auch einer guten Aufnahme nach ihrer Rückkunft versichern konnte. Wenn dem wirklich so war, so hätte man sicherlich keine bessere Gesandtin wählen können, denn sie war noch schön und jung und besaß alle notwendigen Gaben, um eine derartige Unterhandlung trefflich zu führen.

Viertes Buch

1731—1732

Ich kam also an und fand sie nicht mehr vor! Man wird meine Überraschung und meinen Schmerz begreifen! Erst jetzt ward mir die Reue, Herrn Le Maitre feige im Stich gelassen zu haben, fühlbar. Und sie quälte mich noch mehr, als ich von dem Unglücke erfuhr, das ihm zugestoßen. Seine Notenkiste, die sein ganzes Vermögen barg, dieser mit solcher Mühe gerettete köstliche Schatz, war bei seiner Ankunft in Lyon durch die Wachsamkeit des Grafen Dortan, welchen das Domkapitel von der heimlichen Fortschaffung benachrichtigt hatte, mit Beschlag belegt worden. Umsonst hatte Le Maitre sein Eigentum, seinen Broterwerb, kurz, die ganze Arbeit seines Lebens, zurückverlangt. Das Eigentumsrecht an dieser Kiste war zum mindesten zweifelhaft, aber es fand erst gar kein Rechtsstreit statt. Die Angelegenheit wurde augenblicks nach dem Gesetz des Stärkeren entschieden, und der arme Le Maitre büßte so die Früchte seines Talentes, die Arbeit seiner Jugend und die Hilfsmittel für seine alten Tage ein.

Dem Schlage, der mich getroffen, fehlte nichts, um mich völlig niederzuschmettern. Aber ich befand mich in einem Alter, über das schwerer Kummer nicht allzuviel Gewalt hat, und so erfand ich mir denn auch bald allerlei Trostgründe. Ich hoffte binnen kurzem Nachrichten von Frau von Warens zu erhalten, obgleich ich ihre Adresse nicht kannte, und sie selber nicht wußte, daß ich schon zurückgekehrt sei, und was meinen Treubruch anbetraf, so fand ich ihn, wenn man alles recht bedachte, nicht gar so strafbar. Auf seiner Flucht *war ich* Le Maitre nützlich gewesen, und das war *schließlich* alles, was von mir abhing. Wäre ich auch

in Frankreich bei ihm geblieben, so hätte ich ihn doch von seinem Übel nicht heilen und seine Kiste nicht retten können, sondern ich würde nur seine Ausgaben verdoppelt haben, ohne ihm zu irgend etwas nütze zu sein. So ungefähr sah ich damals die Sache an: heute sehe ich sie anders. Eine abscheuliche Tat quält uns nicht, wenn wir sie soeben getan, sondern erst viel später, wenn man an sie zurückdenkt, denn die Erinnerung daran verlischt nicht.

Das einzige, was ich tun konnte, um Nachrichten von Mama zu erhalten, war, ruhig auszuharren, denn wo sollte ich in Paris nach ihr suchen und wovon sollte ich die Reise bestreiten? Es gab keinen besseren Ort als Annecy, um früher oder später zu erfahren, wo sie sei. Ich blieb also dort, führte mich aber ziemlich schlecht auf. Ich besuchte den Bischof nicht, der mir seinen Schutz hatte zuteil werden lassen und es auch noch ferner tun konnte, aber da meine Beschützerin nicht mehr in seiner Nähe weilte, fürchtete ich Vorwürfe über unsere Entweichung. Noch weniger ging ich ins Seminar, denn Herr Gros war nicht mehr dort. Ich sah auch niemand von meinen Bekannten, und obgleich ich die Frau Intendantin gar gerne besucht hätte, so wagte ich es dennoch nie. Ich tat noch Schlimmeres denn alles dieses: ich fand Herrn Venture wieder, an den ich trotz all meiner Begeisterung für ihn seit meiner Reise überhaupt nicht mehr gedacht hatte. Ich fand ihn in glänzender Lage und von ganz Annecy gefeiert wieder, die Damen rissen sich förmlich um ihn. Dieser Erfolg verdrehte mir vollends den Kopf, ich sah nun nichts mehr als Herrn Venture und vergaß darüber fast Frau von Warens. Um von seinen Lehren nach Herzenslust profitieren zu können, machte ich ihm den Vorschlag, mich bei sich aufzunehmen, und er willigte ein. Er wohnte bei einem Schuster, einem spaßhaften und drolligen Kerl, der in seinem Volksplatt seine Frau niemals anders als Schlumpe nannte, ein Name, den sie auch so ziemlich verdiente. Er hatte Zwistigkeiten mit ihr, die Venture nach besten Kräften schürte, wenngleich *er so tat, als ob* er sie schlichten wolle. Er

sagte mit trockenem Ton und in seiner provenzalischen Aussprache Worte zu ihnen, die die größte Wirkung taten und Auftritte zum Totlachen herbeiführten. Auf diese Weise verstrichen die Vormittage, ehe man es sich versah. Um zwei oder drei Uhr nahmen wir einen kleinen Imbiß, worauf Venture sich in Gesellschaft begab und dort zu Abend speiste. Ich meinerseits lustwandelte dann allein und stellte Betrachtungen über seine großen Vorzüge an, bewunderte und beneidete seine großen Gaben und fluchte meinem unglücklichen Stern, der mich zu einem so glücklichen Leben nicht berief. Oh, wie schlecht verstand ich mich doch darauf, denn wäre ich nicht so dumm gewesen, und hätte ich es besser zu genießen verstanden, so würde mein Leben hundertmal reizender gewesen sein als das seine.

Frau von Warens hatte nur Anet mit sich genommen und Merceret, ihr Kammermädchen, von dem ich schon gesprochen habe, zurückgelassen. Ich traf sie noch in dem Haus ihrer Herrin an. Jungfer Merceret war etwas älter als ich, nicht gerade hübsch, aber sehr angenehm, alles in allem eine wackere Freiburgerin ohne Falsch, an der ich keinen anderen Fehler wahrgenommen habe, als daß sie bisweilen ein wenig widerspenstig gegen ihre Herrin war. Ich besuchte sie ziemlich häufig, denn wir waren ja alte Bekannte, und ihr Anblick rief mir einen weit geliebteren zurück, der mich aber zugleich auch sie liebhaben ließ. Sie hatte mehrere Freundinnen, darunter ein Fräulein Giraud, eine Genferin, die es sich um meiner Sünden willen einfallen ließ, Geschmack an mir zu finden. Sie drängte Merceret unaufhörlich, mich bei ihr einzuführen, und ich ließ es geschehen, weil ich Merceret sehr gut war und es dort auch noch andere junge Frauenzimmer gab, die ich gerne sah. Was aber das Fräulein Giraud anbetraf, welche mir auf alle nur erdenklichen Arten ihre Bereitwilligkeit zu verstehen gab, so läßt sich kaum ausdrücken, wie groß mein Widerwille gegen sie war. Wenn sie ihre dürre, dunkle, mit Schnupftabak beschmierte Fratze meinem Gesichte näher brachte, so wurde es mir schwer, nicht hineinzuspucken. Ich faßte

mich jedoch in Geduld, und, abgesehen davon, gefiel es mir inmitten all dieser jungen Mädchen sehr wohl, und mochte es nun geschehen, um dem Fräulein Giraud eine Artigkeit zu erweisen, oder geschah es um meiner selbst willen, alle feierten mich um die Wette. Ich meinerseits erblickte in alldem nur Freundschaft. Später habe ich gedacht, daß es wohl nur von mir abgehangen haben mochte, mehr darin zu erblicken, aber das kam mir damals nicht in den Sinn, ich dachte gar nicht daran.

Außerdem reizten mich Näherinnen, Kammermädchen und kleine Verkäuferinnen kaum, mein Sinn stand nach vornehmen Fräuleins. So hat jeder seine Launen, jenes ist stets die meine gewesen, und ich denke in diesem Punkte anders wie Horaz. Aber es ist nicht etwa die Nichtigkeit des Standes und des Ranges, was mich verlockt, sondern eine besser gepflegte Haut, schönere Hände, anmutigerer Putz, der Hauch von Zartheit und Sauberkeit, der über der Gestalt liegt, das Geschmackvollere, in der Art und Weise sich zu kleiden und sich auszudrücken, das feinere und besser gearbeitete Kleid, die hübschere Fußbekleidung, die Bänder, die Spitzen und die schöner geschlungenen Haare. Ich würde stets der weniger Hübschen, die jedoch von allen diesen Dingen mehr besäße, den Vorzug geben. Ich finde diese Vorliebe selber recht lächerlich, mein Herz empfindet aber trotzdem so.

Wohlan, all diese Vorzüge boten sich mir noch einmal, und noch einmal hing es nur von mir ab, ihrer zu genießen. Wie lieb ist es mir doch, von Zeit zu Zeit mich in die angenehmen Erlebnisse meiner Jugend zu versenken! Sie waren mir so süß, sie waren so kurz, so selten, und ich habe sie so mühelos genossen! Ach, die Erinnerung an sie erfüllt mein Herz noch immer mit einer reinen Freude, deren ich bedarf, um meinen Mut zu beleben und die Kümmernisse meiner übrigen Jahre zu ertragen.

Eines Morgens erschien mir die Morgenröte so schön, daß ich mich eiligst ankleidete und ins Freie hinauseilte, um die Sonne aufgehen zu sehen. Ich genoß dieses Schau-

spiel in all seinem Zauber. Es war in der Woche nach Johanni. Die Erde prangte in ihrer herrlichsten Fülle und war mit Gräsern und Blumen bedeckt, die Nachtigallen schienen sich darin zu gefallen, das Ende ihrer Singzeit, das schon herangekommen war, noch hinauszuschieben, und alle Vögel vereinigten sich zu einem großen Lebewohl an den Frühling und besangen die Geburt eines schönen Sommertages, eines jener strahlenden Tage, wie man sie in meinem Alter nicht mehr erlebt, und wie man sie auf dem armseligen Boden, den ich heute bewohne,*) auch niemals erlebt hat.

Unmerklich hatte ich mich von der Stadt entfernt, die Hitze stieg und ich wandelte im Schatten eines Tales einen Bach entlang. Plötzlich hörte ich hinter mir Pferdegetrappel und Mädchenstimmen, welche verlegen klangen, zugleich aber ihre Bedrängnis nicht weniger herzlich zu belachen schienen. Ich wandte mich um, da hörte ich meinen Namen rufen, trat näher hinzu und fand zwei junge Frauenzimmer meiner Bekanntschaft, eine Fräulein von Graffenried und eine Fräulein Galley, welche als nicht allzu geübte Reiterinnen nicht wußten, wie sie ihre Pferde zum Durchschreiten des Baches zwingen sollten. Fräulein von Graffenried war eine junge, sehr liebenswürdige Bernerin, die, um irgend einer Jugendtorheit willen aus ihrem Lande verstoßen, es der Frau von Warens nachgetan hatte, bei welcher ich sie zuweilen traf. Da sie jedoch nicht wie jene eine Pension erhielt, war es für sie ein großes Glück gewesen, der Fräulein Galley zu begegnen, welche ihr freundschaftlich gesonnen wurde, und es über ihre Mutter vermocht hatte, sie ihr als Gesellschafterin zu geben, bis sich ihre Verhältnisse auf irgend eine Art geordnet haben würden. Die um ein Jahr jüngere Fräulein Galley war noch hübscher, sie hatte irgend etwas unendlich Zartes und Feines, sie war zugleich zierlich und voll, was für ein Mädchen den schönsten Zeitpunkt bedeutet. Beide liebten sich zärtlich, und beider gute Gemütsart versprach ihre Eintracht lange aufrecht zu erhalten, falls nicht irgend ein Anbeter

*) Zu Wootton in Staffordshire.

dazwischenkäme. Sie erzählten mir, daß sie auf dem Wege nach Toune seien, einem alten der Frau Galley gehörigen Schlosse, und erbaten meinen Beistand, ihre Pferde durchs Wasser zu bringen, was ihnen allein nicht gelingen wollte. Meiner Absicht, sie mit der Peitsche anzutreiben, widersprachen die Damen, denn sie fürchteten für mich das Ausschlagen und für sich das Bocken. So nahm ich denn meine Zuflucht zu einem anderen Mittel, ich ergriff das Pferd der Fräulein Galley beim Zügel und zog es hinter mir durch den Bach, der mir bis über die Waden reichte, und da kam denn das andere Pferd von selber nach. Hierauf wollte ich die beiden Damen grüßen und wie ein Einfaltspinsel von dannen gehen. Sie flüsterten einander leise ein paar Worte zu, und Fräulein von Graffenried rief mir nach: „Halt, halt, so entkommt man uns nicht. Sie haben sich in unserem Dienste durchnäßt und so verlangt denn unser Gewissen, daß wir Sie auch wieder trocken machen. Sie müssen gefälligst mit uns kommen, wir erklären Sie hiermit zu unserem Gefangenen." Das Herz klopfte mir, ich sah Fräulein Galley bestürzt an. „Ja, ja," fügte sie, über mein verstörtes Gesicht lachend, hinzu, „sogar für unseren Kriegsgefangenen. Steigen Sie hinter Fräulein von Graffenried auf, wir übernehmen jede Verantwortung." „Aber mein Fräulein, ich habe nicht die Ehre, Ihrer Frau Mutter bekannt zu sein; was wird sie sagen, wenn sie mich ankommen sieht?" „Ihre Mutter ist nicht in Toune, entgegnete Fräulein von Graffenried, sondern wir sind allein, kehren abends wieder zurück und Sie mit uns."

Die Elektrizität wirkt nicht schneller, als diese Worte auf mich wirkten. Indem ich mich auf das Pferd des Fräulein von Graffenried schwang, zitterte ich vor Freude, und als ich meine Arme um sie legen mußte, um mich festzuhalten, schlug mir das Herz so gewaltig, daß sie es gewahr wurde. Sie sagte mir, auch das ihre schlüge — aus Furcht, wir möchten hinunterfallen. In der Stellung, in der ich mich befand, lag darin fast eine Einladung, mich davon zu überzeugen, aber ich wagte es nicht, und während des ganzen Rittes dienten ihr meine beiden

Arme zwar als ein sehr eng geschnürter, aber sich niemals von seiner Stelle verrückender Gürtel. Manche Frau würde mich, wenn sie dieses liest, vielleicht gerne ohrfeigen — und hätte nicht unrecht damit.

Die Fröhlichkeit des Rittes und das Geplauder der beiden Mädchen stachelte meine Redelust so sehr an, daß wir bis zum Abend und so lange wir nur zusammen waren, keinen Augenblick stillschwiegen. Sie hatten mich in solches Wohlbehagen versetzt, daß meine Zunge ebensoviel sprach wie meine Augen, wenn sie auch nicht das nämliche sagten. Nur für ein paar Augenblicke, wenn ich mit der einen oder der anderen allein blieb, wurde die Unterhaltung etwas verlegen, aber die Abwesende kehrte jedesmal so schnell zurück, daß uns keine Zeit blieb, die Ursache jener Verlegenheit zu ergründen.

Als wir in Toune angekommen und ich trocken geworden war, frühstückten wir. Dann mußte zu dem wichtigen Geschäft der Vorbereitung des Mittagessens übergegangen werden. Während des Kochens küßten die beiden Fräulein von Zeit zu Zeit die Kinder der Pächtersfrau, und der arme Küchenjunge sah es mit an und verbiß seinen Verdruß. Man hatte aus der Stadt Lebensmittel herausgeschickt, und so war denn zu einem vortrefflichen Mahle, besonders was Leckereien anbetrifft, alles vorhanden, nur den Wein hatte man unglücklicherweise vergessen. Diese Vergeßlichkeit nahm an Mädchen, welche kaum welchen tranken, kein Wunder, ich aber war ärgerlich darüber, denn ich hatte ein wenig auf diesen Ansporn der Kühnheit gerechnet. Und auch sie waren vielleicht aus demselben Grunde verdrießlich darüber, wenn ich es auch nicht glauben mag. Ihre helle, berückende Fröhlichkeit war die Unschuld selber, und was hätten sie auch schließlich, da sie ihrer zwei waren, mit mir anfangen können? Sie schickten überall in der Umgegend nach Wein, aber man fand nirgends welchen: so mäßig und arm waren die Bauern in dieser Gegend. Als sie mir ihren Ärger darüber zu erkennen gaben, sagte ich ihnen, sie brauchten darüber nicht gar so bekümmert zu *sein*, denn sie bedürften keines Weines, um mich trunken

zu machen. Dieses war die einzige Artigkeit, die ich ihnen den ganzen Tag über zu sagen wagte; aber ich glaube, die kleinen Spitzbübinnen merkten recht gut, daß diese Artigkeit auch eine Wahrheit war.

Wir speisten in der Küche der Pächtersfrau, die beiden Freundinnen jede auf einer Bank an der Längsseite des langen Tisches und ihr Gast zwischen ihnen auf einem dreibeinigen Schemel. Was für eine Mahlzeit! Welch eine bezaubernde Erinnerung! Warum nach anderen Freuden streben, wenn man sich so reine und aufrichtige so leicht verschaffen kann? Nie dürfen sich die Abendessen in den kleinen heimlichen Häusern bei Paris mit diesem Mahle vergleichen, und zwar nicht nur was Heiterkeit und Ausgelassenheit, sondern auch was sinnliche Freude anbelangt.

Nach dem Essen verlegten wir uns aufs Sparen: anstatt den Kaffee, der uns vom Frühstück übrig geblieben war, nun zu trinken, bewahrten wir ihn zur Vesper auf, wo es Rahm geben sollte und Kuchen, den die Damen mitgebracht hatten; um aber unsere Eßlust in Übung zu erhalten, gingen wir in den Obstgarten hinaus und beschlossen unseren Nachtisch mit Kirschen. Ich kletterte auf den Baum hinauf und warf ihnen ganze Büschel herab, deren Kerne sie mir durch die Zweige wieder hinaufsandten. Einmal stand Fräulein Galley, ihre Schürze vorstreckend und ihren Kopf zurückbiegend, so günstig und ich zielte so gut, daß ich ihr ein Kirschenbündel in den Busen warf; wie lachten wir nicht darüber! Innerlich sagte ich mir: Warum sind meine Lippen keine Kirschen! Wie gern wollte ich sie nicht zu ihnen hinabwerfen!

So verlief der Tag unter dem größten Mutwillen, der größten Freiheit und auch in der größten Züchtigkeit. Nicht ein zweideutiges Wort fiel, nicht ein einziger allzu gewagter Scherz! Und zu diesem Anstande brauchten wir uns nicht etwa zu zwingen, sondern er stellte sich von selber ein, wir hielten nur den Ton fest, den unsere Herzen uns eingaben. Kurz, meine Bescheidenheit, andere werden sagen, *meine* Einfalt, war so groß, daß die

einzige Freiheit, die ich mir herausnahm, darin bestand, einmal die Hand der Fräulein Galley zu küssen. Die Umstände verliehen dieser leichten Gunst allerdings einiges Gewicht. Wir waren allein, mein Atem ging beklommen, ihre Augen hatten sich gesenkt, und mein Mund fand anstatt der Worte ihre Hand und drückte sich leise darauf, bis sie sie sanft zurückzog und mich durchaus nicht zornig anblickte. Ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblicke hätte hervorstammeln können, aber ihre Freundin trat ein . . . und kam mir in diesem Augenblick recht häßlich vor.

Endlich fiel ihnen bei, daß man nicht die Nacht abwarten dürfe, um in die Stadt zurückzukehren. Es blieb uns gerade noch die nötige Zeit, um bei Tageshelle anzukommen; so beschleunigten wir denn unseren Aufbruch und teilten uns in die Pferde wie auf dem Herwege. Hätte ich es gewagt, würde ich diese Anordnung durchbrochen haben, denn der Blick der Fräulein Galley hatte mich mitten ins Herz getroffen, aber ich hatte nicht den Mut, etwas zu sagen, und sie ihrerseits konnte es nicht gut vorschlagen. Unterwegs gestanden wir uns, daß der Tag unrecht daran täte, zu Ende zu gehen, aber weit davon entfernt, uns über seine Kürze zu beklagen, fanden wir, daß wir uns auf das Geheimnis verstanden hatten, ihn lang zu machen durch all die Ergötzlichkeiten, die wir angestellt.

Ich verließ sie ungefähr an derselben Stelle, wo wir einander am Morgen begegnet waren. Mit welchem Bedauern trennten wir uns nicht, und mit welcher Freude planten wir nicht ein Wiedersehen! Zwölf zusammen verbrachte Stunden dünkten uns Jahrhunderte der größten Vertraulichkeit. Die süße Erinnerung an diesen Tag kostete den liebenswürdigen Mädchen keinen Vorwurf; die zärtliche Verbindung, die zwischen uns dreien herrschte, wog heißere Freuden wohl auf, hätte aber gepaart mit ihnen kaum Bestand haben können; wir liebten uns ohne Geheimnis und ohne Beschämung und wollten uns immer so lieben. Auch die Sittenunschuld *ist ihre Lust*, und sie kommt jeder anderen wohl gleich,

weil sie niemals unterbrochen wird und dauernd beglückt. Mich jedenfalls, mich ergreift und bezaubert die Erinnerung an einen so schönen Tag mehr und lebt öfter in meinem Herzen wieder auf, als die Erinnerung an irgend andere Freuden, die ich in meinem Leben genossen habe. Ich wußte nicht allzu genau, was ich mit diesen beiden reizenden Frauenzimmern denn eigentlich vorhatte, aber sie hatten mich beide ungemein angezogen. Ich sage nicht, daß ich mein Herz, wenn ich Herr meiner Entschließungen gewesen wäre, völlig gleich zwischen ihnen geteilt hätte, denn ich fühlte eine kleine Vorliebe nach der einen Seite. Es hätte mich sicher beglückt, Fräulein von Graffenried als Geliebte zu besitzen, hätte ich aber wählen dürfen, so glaube ich, ich hätte sie lieber zu meiner Vertrauten gemacht. Wie dem aber auch sei, als ich sie verließ, war es mir, als würde ich weder ohne die eine noch ohne die andere weiterleben können. Wer hätte mir wohl gesagt, daß ich sie nie in meinem Leben wiedersehen sollte, und daß unsere Eintagsliebe mit dem Abend zusammen zu Ende ging?

Alle, die dieses lesen, werden nicht verfehlen, über meine Liebesabenteuer zu lachen, sobald sie gewahren, daß auch die weitgediehensten nach vielen Vorbereitungen doch immer nur mit einem Handkusse endigen. Doch du, der du mich liest, täusche dich nicht: vielleicht habe ich in den Lieben, die mit einem solchen Handkusse endigten, mehr genossen, als du jemals in den deinen, die damit begannen.

Venture, der am Abend vorher sehr spät schlafen gegangen war, kam um weniges später nach Hause als ich. Diesmal sah ich ihn nicht mit derselben Freude wie sonst wieder, und ich hütete mich wohl, ihm zu erzählen, wie ich den Tag verbracht. Die beiden Damen hatten mir wenig achtungsvoll von ihm gesprochen und waren mir sehr unzufrieden vorgekommen, mich in so schlechten Händen zu wissen. Das hatte ihm in meinem Urteil Abbruch getan, und außerdem konnte mir alles, was mich von ihnen ablenkte, nur unangenehm sein. Er erinnerte mich indessen recht bald an sich und an mich,

indem er auf meine Lage zu sprechen kam. Sie war allzu mißlich, um lange dauern zu können. Obgleich ich herzlich wenig ausgab, ging mein geringer Sparpfennig doch allmählich zur Neige, und sonst war ich ohne Hilfsmittel. Von Mama keine Nachrichten. Ich wußte nicht, was mit mir werden sollte, und der Gedanke, den Freund der Fräulein Galley bis auf den Bettel herabgekommen zu sehen, schnitt mir aufs grausamste ins Herz.

Venture sagte mir, er habe meinetwegen mit dem Herrn Oberrichter gesprochen und wolle mich morgen zum Mittagessen zu ihm mitnehmen. Der Oberrichter sei durch seine Freunde imstande, mir nützlich zu werden, und außerdem in jedem Falle eine gute Bekanntschaft, da er ein geistvoller, gelehrter, im Verkehr äußerst angenehmer Mann sei, der Talente und Liebe zu Talenten besäße. Dann wie gewöhnlich die ernsthaftesten Dinge mit irgend einer albernen Leichtfertigkeit beschließend, zeigte er mir ein hübsches, aus Paris gekommenes Lied, das auf eine Melodie einer damals gerade oft gespielten Oper von Mouret geschrieben war. Dieses Lied hatte Herrn Simon (so hieß der Oberrichter) so außerordentlich gefallen, daß er als Antwort ein anderes auf dieselbe Melodie machen wollte und Venture aufgefordert hatte, ebenfalls eines zu verfertigen, und dieser trieb den Unsinn so weit, mich zu der Abfassung eines dritten zu veranlassen, damit man, wie er sich ausdrückte, am nächsten Morgen die Lieder herbeieilen sähe, wie die Sänften im komischen Roman.

Da ich in der Nacht nicht schlafen konnte, dichtete ich denn mein Lied, so gut es gehen wollte. Für Erstlingsverse waren sie leidlich, sogar besser oder wenigstens geschmackvoller, als sie mir noch am Abend vorher gelungen wären, denn der Vorwurf befaßte sich mit einer zärtlichen Situation, für welche mein Herz sich nun völlig bereit fühlte. Am Morgen zeigte ich Venture mein Lied, er fand es hübsch und steckte es in die Tasche, ohne mir zu sagen, ob er auch seines gemacht hätte. Wir gingen zu Herrn Simon zu Tisch und wurden aufs liebenswürdigste empfangen. Die Unterhaltung war angenehm

und konnte zwischen zwei geistreichen Menschen, die viel gelesen hatten, schließlich auch nicht gut anders sein. Auch ich spielte meine Rolle gut, indem ich schwieg und zuhörte. Keiner von beiden erwähnte des Liedes, ich sprach ebensowenig davon, und, soviel ich weiß, ist von dem meinen auch niemals die Rede gewesen.

Herr Simon erschien zufrieden mit meinem Benehmen, und das war auch ungefähr alles, was er von mir bei dieser Zusammenkunft zu sehen bekam. Er war mir schon ein paarmal bei Frau von Warens begegnet, ohne mich jedoch weiter zu beachten. So kann ich meine Bekanntschaft mit ihm also nur von diesem Mittagsmahle herschreiben, und wenn er mir zu dem erhofften Zwecke auch nicht nützlich sein konnte, so hat er mir doch später andere Vorteile gebracht, die mich seiner mit herzlicher Freude gedenken lassen.

Ich würde ein Unrecht begehen, wollte ich nicht ein Wort über sein Äußeres sagen, denn nach seiner Eigenschaft als Beamter und Schöngeist, auf die er gleich stolz war, kann man sich keine rechte Vorstellung von ihm bilden. Der Herr Oberrichter Simon war sicherlich nicht zwei Fuß hoch. Seine geraden dünnen und sogar ziemlich langen Beine würden ihn größer gemacht haben, wenn sie senkrecht nebeneinander gestanden hätten, aber sie gingen in einem großen Winkel wie die Schenkel eines weitgeöffneten Zirkels auseinander. Sein Leib war nicht nur kurz, sondern auch dünn und in jeder Hinsicht von einer unbegreiflichen Winzigkeit. Nackt mußte er wie eine Heuschrecke aussehen, sein natürlich großer Kopf mit einem wohlgestalteten Gesicht, edlen Zügen und ziemlich schönen Augen nahm sich aus, als habe man ihn fälschlich auf einen Stumpf gesetzt. Für seine Kleider Aufwendungen zu machen, hätte er sich sparen können, da schon seine große Perücke allein ihn von Kopf bis zu Füßen vollkommen bedeckte.

Er besaß zwei völlig verschiedene Stimmen, welche sich, wenn er sprach, unaufhörlich miteinander vermischten, was zunächst sehr ergötzlich war, bald aber doch sehr unangenehm wurde. Die eine war tief und

wohlklingend; es war, wenn ich so sagen darf, die Stimme seines Kopfes. Die andere, hoch spitz und durchdringend, war die Stimme seines Leibes. Wenn er auf sich achtete, bedächtig sprach und seinen Atem zurückhielt, konnte er stets mit seiner tiefen Stimme sprechen, sobald er jedoch lebhaft wurde und ein etwas erregterer Ton sich einstellte, so klang seine Stimme wie das Pfeifen auf einem Schlüssel, und es kostete ihm dann alle nur erdenkliche Mühe von der Welt, wieder in seinen Baß hinunter zu gelangen.

Mit der Gestalt, die ich geschildert, aber keineswegs übertrieben habe, war Herr Simon ein Galan, ein Süßholzraspler, und trieb die Pflege seiner Kleidung bis zur Gefallsucht. Da er darauf bedacht war, so vorteilhaft wie nur möglich zu erscheinen, erteilte er seine Gerichts-Audienzen gerne morgens im Bett, denn wenn man auf dem Kopfkissen einen schönen Kopf liegen sah, konnte niemand sich vorstellen, daß das wirklich schon alles sei. Dies führte bisweilen Auftritte herbei, deren sich sicherlich ganz Annecy heute noch erinnert.

Als er nun eines Morgens in oder vielmehr auf diesem Bett in einer schönen feinen und blendend weißen Nachtmütze, die mit zwei großen rosenfarbenen Bandschleifen verziert war, der Parteien harrte, kam ein Bauer und klopfte an die Tür. Die Magd war ausgegangen. Da der Herr Oberrichter es aufs neue klopfen hörte, schrie er „Herein", und zwar, da er sich ein wenig zu sehr anstrengte, mit seiner spitzen Stimme. Der Mann trat ein und sah sich um, woher denn diese Frauenstimme gekommen sei, und da er in dem Bette eine Nachthaube mit Bandschleifen erblickte, wollte er, die gnädige Frau aufs Bestürzteste um Entschuldigung bittend, stracks wieder umkehren. Herr Simon ärgerte sich und krisch daher nur noch mehr, der Bauer wurde dadurch zwar in seinem Irrtume bestärkt, hielt sich aber für beleidigt, fing an zu schimpfen und sagte dem vermeintlichen Frauenzimmer, sie sei wahrscheinlich nur eine Straßen*hure, und* der Herr Oberrichter scheine ja in seinem *Hause mit* einem recht netten Beispiel voranzugehen.

Der Oberrichter wurde wütend, und da er keine andere Waffe zur Hand hatte, ergriff er seinen Nachttopf und wollte ihn gerade dem armen Manne an den Kopf werfen, als seine Haushälterin eintrat.

Dieser von der Natur körperlich so stiefmütterlich behandelte Zwerg war dafür geistig entschädigt worden: er besaß schöne Anlagen und hatte sie sorgfältig ausgebildet. Obgleich er, nach dem, was man sagte, ein vortrefflicher Jurist war, liebte er seinen Beruf doch nicht. Er warf sich auf die schöne Literatur, und zwar mit Erfolg. Vor allem ihre glänzende Oberfläche hatte es ihm angetan, jener letzte Hauch und Duft, welcher den Umgang mit Frauen aufs schönste belebt. Er wußte alle kleinen Geschichten aus den Anekdoten-Sammlungen und was dergleichen mehr ist, auswendig, und verstand sich auf die Kunst, sie reizvoll zu machen, indem er das, was vielleicht vor sechzig Jahren vor sich gegangen war, so fesselnd und geheimnisvoll erzählte, als sei es am Abend vorher geschehen. Er war auch musikalisch begabt und sang sehr angenehm mit seiner Männerstimme, kurz, er besaß für einen Beamten der erfreulichen Talente genug. Da er um alle Damen Annecys scharwenzelte, war er unter ihnen Mode geworden: sie führten ihn in ihrem Gefolge wie einen kleinen Affen mit sich. Er trachtete sogar nach Liebesglück, und das ergötzte sie ungemein. Eine Frau von Espagny meinte, die „höchste" Gunst für ihn bestände darin, einer Frau das Knie zu küssen.

Da er viele gute Bücher kannte und gern davon sprach, so war sein Gespräch nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend. Als ich später selber am Studieren Gefallen gefunden hatte, pflegte ich seine Bekanntschaft und fand mich sehr wohl dabei. Ich besuchte ihn bisweilen von Chambery aus, wo ich mich zu der Zeit aufhielt. Er lobte und spornte meinen Eifer und erteilte mir für meine Bücher Ratschläge, die mir oft sehr nützlich geworden sind. Leider wohnte in diesem schmächtigen Leibe eine allzu gefühlvolle Seele. Einige Jahre später hatte *er irgend* eine große Unannehmlich-

keit, nahm sie sich zu Herzen und starb. Das war schade, denn er war sicherlich ein guter kleiner Mensch, über den man im Anfang zwar lachte, den man am Ende aber liebte. Obgleich sein Leben mit dem meinen nur lose verknüpft war, habe ich ihm dennoch aus Erkenntlichkeit für die vielen nützlichen Lehren, die ich ihm verdanke, dieses kurze Gedenken weihen zu müssen geglaubt.

Sobald ich frei war, lief ich in die Straße, in der Fräulein Galley wohnte, voller Hoffnung, jemanden herein oder heraus gehen oder wenigstens irgend ein Fenster sich öffnen zu sehen. Nichts, nicht eine Katze kam zum Vorschein, und in der ganzen Zeit, die ich dort war, blieb das Haus so fest verschlossen, als ob es nicht bewohnt gewesen wäre. Die Straße war kurz und öde, man hätte jeden sofort darin sehen müssen; bisweilen ging jemand vorbei, trat in ein benachbartes Haus oder kam heraus. Ich war sehr beunruhigt über die Gestalt, die ich dort spielte, ich dachte, jedermann müsse erraten, warum ich dort sei, und dieser Gedanke peinigte mich, denn ich habe meinem Vergnügen stets die Ehre und die Ruhe derer vorgezogen, die mir teuer waren.

Endlich müde, den spanischen Liebhaber zu spielen, und zwar um so mehr, als ich keine Gitarre hatte, faßte ich den Entschluß, an Fräulein von Graffenried zu schreiben. Lieber hätte ich ihrer Freundin geschrieben, aber ich wagte es nicht, und es schickte sich auch, bei der anzufangen, der ich die Bekanntschaft der anderen zu verdanken hatte und mit der ich vertrauter war. Meinen fertigen Brief trug ich zu Fräulein Giraud, wie es die Damen bei unserer Trennung mit mir verabredet, denn sie selber hatten mir diesen Ausweg angegeben. Fräulein Giraud war Stepperin, und da sie bisweilen bei Frau Galley arbeitete, hatte sie zum Hause Zutritt. Die Botin erschien mir dennoch nicht allzu gut gewählt, aber ich hatte gefürchtet, man würde mir keine andere vorschlagen, falls ich gegen diese Einwendungen machte. Ich konnte auch unmöglich gestehen, daß sie für sich *selber* würde fischen wollen. Der Gedanke, sie möchte *en, sich mir* gegenüber für eines Geschlechtes mit

jenen Damen zu halten, demütigte mich tief. Aber schließlich war mir diese Zwischenhändlerin immerhin lieber als gar keine, und so beschloß ich denn, mich auf alle Gefahr hin an sie zu halten.

Beim ersten Wort erriet mich die Giraud, und das hielt auch nicht schwer. Wenn ein jungen Damen zu überbringender Brief nicht schon allein genug besagt hätte, so würde mich mein dummes und verlegenes Gesicht verraten haben. Man kann sich denken, daß sie diesen Auftrag mit nicht allzu großem Vergnügen übernahm, dennoch führte sie ihn, und zwar getreulich, aus. Am nächsten Morgen lief ich wieder zu ihr und fand auch eine Antwort. Wie eilig hatte ich es nicht, wieder fortzukommen, um sie nach Herzenslust lesen und küssen zu können, das braucht nicht erst gesagt zu werden; wovon ich aber berichten muß, das ist der Entschluß, den Fräulein Giraud gefaßt hatte und den ich zartfühlender und bescheidener fand, als ich es ihr jemals zugetraut hätte. Da sie verständig genug war, einzusehen, daß sie mit ihren siebenunddreißig Jahren, ihren Hasenaugen, ihrer Schnupftabaksnase, ihrer gellenden Stimme und ihrer schwarzen Haut zwei jungen, liebreizenden, im höchsten Glanz ihrer Schönheit stehenden Frauenzimmern gegenüber kein leichtes Spiel haben würde, wollte sie sie weder verraten noch ihnen dienen, und so zog sie es vor, mich lieber zu verlieren, als mich jenen zuzuführen.

(1732.) Da die Merceret gar keine Nachricht von ihrer Herrin erhalten hatte, war sie schon seit geraumer Zeit mit dem Gedanken umgegangen, nach Freiburg zurückzukehren; nun bestimmte die Giraud sie vollends dazu. Ja, sie tat noch mehr, sie überzeugte sie, daß es gut sei, wenn jemand sie zu ihrem Vater zurückgeleitete, und brachte mich in Vorschlag. Die kleine Merceret, der ich auch nicht gerade mißfiel, fand diesen Vorschlag vortrefflich. Alle beide sprachen mir noch am selben Tage wie von einer abgemachten Sache davon, und da mir nichts an dieser Art, über mich zu verfügen, wirklich mißfiel und ich die Reise auf eine Angelegenheit von höchstens acht Tagen Dauer veranschlagte, so willigte ich ein. Die Giraud,

welche keineswegs ebenso dachte, ordnete alles. Ich mußte wohl oder übel den Zustand meiner Finanzen eingestehen, man sprang für mich ein: die Merceret nahm die Deckung der Reisekosten auf sich, und zum Einbringen dieses Mehraufwandes beschloß man auf meine Bitte, ihr geringes Gepäck sollte vorausgeschickt werden und wir selber in kleinen Tagereisen zu Fuß gehen. Und also geschah es.

Es ist mir unangenehm, von so vielen in mich verliebten Mädchen zu sprechen, da mir aber alle diese Liebesabenteuer nichts bescherten, worauf ich mir etwas einbilden könnte, so glaube ich rückhaltlos die Wahrheit sagen zu dürfen. Da die Merceret jünger und weniger gewitzt als die Giraud war, hat sie mir niemals ein gleich unverhohlenes Entgegenkommen bewiesen, aber sie ahmte meinen Ton und meine Aussprache nach, wiederholte meine Lieblingsredensarten und erwies mir alle die Aufmerksamkeiten, die ich ihr hätte erweisen müssen. Da sie sehr furchtsam war, trug sie auch stets aufs ängstlichste Sorge, daß wir zusammen in demselben Zimmer schliefen, eine Gemeinschaft, die bei der Reise eines jungen Burschen von zwanzig Jahren und eines Mädchens von fünfundzwanzig selten darauf beschränkt bleibt.

Und dennoch blieb sie es dieses Mal. Meine Einfalt war so groß, daß mir, obgleich die Merceret nicht reizlos war, während der ganzen Reise, ich sage nicht nur nicht die geringste galante Versuchung, sondern nicht einmal der entfernteste Gedanke daran in den Kopf kam, und wäre dieser Gedanke auch in mir aufgestiegen, so war ich doch zu einfältig, um etwas mit ihm anzufangen. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie ein Mädchen und ein junger Bursch dahin gelangen konnten, beieinander zu schlafen, ich glaubte, es bedürfe der Jahrhunderte, um dieses schreckliche Übereinkommen vorzubereiten. Und wenn die arme Merceret dafür, daß sie mich freihielt, auf irgend ein Entgelt gerechnet hatte, so wurde sie betrogen, denn wir langten genau so in Freiburg an, wie wir von Annecy aufgebrochen waren.

Bei unserer Durchreise durch Genf besuchte ich niemanden, aber auf der Brücke wäre ich beinahe krank ge-

worden. Niemals habe ich die Mauern dieser glücklichen Stadt erblicken, sie selber niemals betreten können, ohne von einer gewissen Herzschwäche befallen zu werden, welche in der allzu gewaltigen Ergriffenheit, die mich jedesmal überkam, ihren Grund hatte. Während das edle Bild der Freiheit meine Seele erhob, rührte mich der Anblick der Gleichheit, Einigkeit und der Sittenreinheit bis zu Tränen und erweckte ein heißes Bedauern in mir, all diese Güter verloren zu haben. Wie groß war nicht mein Irrtum, aber er war natürlich! Ich glaubte all das in meinem Vaterlande zu erblicken, weil ich es in meinem eigenen Herzen trug.

Wir mußten auch Nyon durchwandern. Sollte ich es tun, ohne meinen Vater zu sehen? Hätte ich diesen traurigen Mut besessen, so wäre ich aus Reue darüber gestorben. Ich ließ die Merceret in der Herberge zurück und suchte ihn auf alle Gefahr hin auf. Ach, wie unrecht hatte ich getan, ihn zu fürchten. Bei meinem Anblick öffnete sich seine Seele den väterlichen Gefühlen, die darin verschlossen ruhten. Wie viele Tränen vergossen wir nicht, während wir uns umarmten! Zunächst glaubte er, ich kehre für immer zu ihm zurück. Ich erzählte ihm, was ich erlebt und was ich für die Zukunft beschlossen. Er erhob nur schwache Einwendungen dagegen. Er schilderte mir die Gefahren, denen ich mich aussetzte, und meinte, die kürzesten Torheiten seien die besten. Der Gedanke, mich mit Gewalt zurückzuhalten, tauchte überhaupt nicht in ihm auf, und darin hatte er meines Erachtens recht, sicherlich aber tat er, um mich bei sich zu halten, nicht alles, was er hätte tun können; mochte es nun geschehen, weil er glaubte, ich dürfte nach dem Schritte, den ich getan, wirklich nicht zurückkehren, oder vielleicht, weil ihn die Frage, was er in meinem Alter mit mir anfangen sollte, in allzu große Bedrängnis versetzte. Später habe ich erfahren, daß er von meiner Reisegefährtin eine äußerst ungerechte und von der Wahrheit weit entfernte, im Grunde aber recht natürliche Meinung gehabt hatte. Meine Stiefmutter, eine gute, etwas honigsüße Frau, tat *so, als ob sie mich* zum Essen da behalten

wolle. Ich blieb nicht, teilte aber mit, daß ich bei meiner Rückkehr etwas länger bei ihnen zu weilen gedächte, und gab ihnen mein geringes Gepäck, das ich mit dem Schiff hatte nachkommen lassen und das mir nun lästig war, in Verwahrung. Am nächsten Morgen in der Frühe brach ich wieder auf, frohen Herzens, meinen Vater gesehen und den Mut zu meiner Pflicht gehabt zu haben.

Wir langten glücklich in Freiburg an, aber gegen das Ende unserer Reise hatten die Zuvorkommenheiten der Jungfer Merceret bereits ein wenig nachgelassen. Nach unserer Ankunft bezeigte sie mir nur noch Kälte, und auch ihr Vater, der keineswegs im Überflusse schwamm, bereitete mir keinen allzu freundlichen Empfang: ich übernachtete also im Gasthaus. Am nächsten Morgen besuchte ich sie, sie luden mich zu Tisch ein, und ich blieb; dann trennten wir uns ohne Tränen, abends kehrte ich in meine Winkelschenke zurück und am nächsten Morgen nach meiner Ankunft brach ich auf, ohne eigentlich recht zu wissen, wohin ich gehen wollte.

Dies war wieder eine Gelegenheit in meinem Leben gewesen, wo mir die Vorsehung genau das in den Weg schob, dessen ich bedurfte, um meine Tage im Glück zu beschließen. Die Merceret war ein äußerst braves, keineswegs glänzendes oder schönes, aber auch durchaus nicht häßliches Mädchen, außerdem wenig lebhaft und, von ein paar kleinen Launen abgesehen, die still mit Tränen, aber niemals stürmisch mit Worten endigten, auch sehr verständig. Sie hatte ein aufrichtiges Gefallen an mir, ich hätte sie ohne Schwierigkeiten heiraten und das Geschäft ihres Vaters betreiben können. Meine Liebe zur Musik hätte mich es lieb gewinnen lassen. Ich würde mich dann in Freiburg, einer kleinen, kaum hübschen, aber mit guten Menschen bevölkerten Stadt niedergelassen, zweifelsohne alle großen Freuden eingebüßt, aber in Frieden bis an das Ende meiner Tage gelebt haben, und ich muß besser als irgend jemand anderes wissen, daß ich bei einem solchen Handel nicht hätte schwanken dürfen.

Ich kehrte zurück, nicht nach Nyon, sondern nach *anne. Ich* wollte mich an dem Anblick des schönen

Sees satt sehen, der sich dort in seiner größten Ausdehnung breitet. Die meisten meiner geheimen Antriebe, von denen ich mich stets habe bestimmen lassen, sind nicht besser gewesen. Entfernte Aussichten haben selten Kraft genug, mich zum Handeln zu treiben. Die Ungewißheit der Zukunft hat mich alle in weiter Ferne schwebenden Pläne stets für Narrenköder nehmen lassen. Ich gebe mich der Hoffnung wie jeder andere hin, vorausgesetzt, daß ich ihr nichts aufopfern muß, erlegt sie mir dagegen große Mühen auf, so bin ich nicht mehr dabei. Das geringste, geringfügigste Vergnügen, das mir dann erreichbar ist, verlockt mich mehr als alle Freuden des Paradieses. Hiervon nehme ich jedoch jedes Vergnügen aus, auf welches Schmerz folgen muß: ein solches reizt mich nicht, weil ich nur reine Genüsse liebe, und man keinen reinen Genuß haben kann, wenn man weiß, daß man sich durch ihn Reue schaffen wird.

Es war durchaus nötig, daß ich irgendwo hingelangte, und zwar war der nächste Ort der beste, denn da ich mich unterwegs verirrt hatte, war ich abends plötzlich in Moudon angekommen, wo ich das wenige, was mir noch blieb, bis auf zehn Kreuzer verausgabte, welche dann am nächsten Tage bei der Mittagseinkehr draufgingen. Abends gelangte ich in ein kleines Dorf in der Nähe von Lausanne und ging dort, ohne einen Heller, um mein Nachtlager zu bezahlen und ohne zu wissen, was werden sollte, in eine Herberge. Ich verlor trotzdem die Fassung nicht, und da ich großen Hunger hatte, bestellte ich mir ein Abendbrot, so, als ob ich es hätte zahlen können. Dann legte ich mich ins Bett, dachte an nichts und schlief ruhig, und nachdem ich am nächsten Morgen gefrühstückt und mit dem Wirte meine Rechnung aufgestellt hatte, wollte ich ihm für die sieben Batzen, die meine Schuld betrug, meine Jacke zum Pfand lassen. Aber der wackere Mann wies sie zurück und sagte zu mir: er habe, dem Himmel sei Dank, noch niemals jemandem die Kleider vom Leibe gezogen und wolle um der sieben Batzen willen damit auch nicht anfangen; ich solle meine Jacke ruhig behalten und ihm bezahlen, sobald es *mir möglich* sein würde. Seine Güte

rührte mich, aber doch nicht so sehr, wie sie es hätte tun müssen und seitdem getan hat, wenn ich daran zurückdachte. Ich säumte nicht, ihm durch einen sicheren Mann sein Geld mit herzlichstem Danke zuzustellen, und als ich fünfzehn Jahre später auf meiner Rückreise von Italien durch Lausanne kam, tat es mir aufrichtig leid, den Namen der Herberge und des Wirtes vergessen zu haben. Wie gerne hätte ich ihn nicht besucht, um ihn zu meiner herzlichen Freude an seine gute Tat zu erinnern und ihm zu zeigen, daß sie nicht am unrechten Platze gewesen war. Ungleich wichtigere, aber mit größerer Bewußtheit erwiesene Dienste sind mir des Dankes nie so würdig vorgekommen, als die schlichte und prunklose Menschlichkeit dieses braven Mannes.

Als ich mich Lausanne näherte, grübelte ich über die Bedrängnis, in der ich mich befand und über die Mittel nach, mich aus ihr zu retten, ohne meine Stiefmutter von meinem Elend etwas merken lassen zu müssen. Ich verglich mich auf dieser Pilgerfahrt mit meinem Freunde Venture bei seiner Ankunft in Annecy. Dieser Vergleich stieg mir so zu Kopf, daß ich mir, ohne es mir beifallen zu lassen, wie ich weder seinen anmutigen Witz noch seine Gaben besäße, vornahm, in Lausanne den kleinen Venture zu spielen, die Musik, die ich nicht verstand, anderen zu lehren und mich als von Paris kommend auszugeben, wo ich niemals gewesen war. Da es am Orte keine Kapellmeisterei gab, in der ich hätte vorsprechen können, und ich andererseits wohl auf meiner Hut war, mich unter die Leute vom Handwerk zu drängen, begann ich die Verwirklichung dieses schönen Planes durch die Nachfrage nach einer kleinen guten und billigen Herberge. Man wies mich zu einem Menschen namens Perrotet, der Kostgänger aufnahm. Dieser Perrotet erwies sich als der beste Mensch von der Welt und nahm mich sehr freundlich auf. Ich band ihm meine verschiedenen Lügen auf, wie ich sie mir zurecht gelegt hatte. Er versprach mir, von mir zu sprechen und sich darum zu bemühen, mir Schüler zu *verschaffen*. Geld wollte er erst von mir haben, wenn ich *welches verdient* hätte. Der Preis für Kost und Herberge

betrug fünf Weißtaler, was an sich wenig, für mich aber sehr viel war. Er riet mir, mich zunächst nur auf Halbkost mit ihm zu vereinbaren, welche aus einer guten Suppe beim Mittagessen und nichts weiter, dafür aber aus einem reichlichen Abendbrot bestand. Ich war es zufrieden. Der arme Perrotet bezeigte mir all dieses Entgegenkommen mit dem besten Herzen von der Welt und unterließ nichts, mir nützlich zu sein.

Warum muß ich, nachdem ich so vielen guten Menschen in meiner Jugend begegnet bin, in vorgerücktem Alter deren nur so wenige finden? Ist ihre Rasse ausgestorben? Nein, aber die Schicht, in der ich sie heute suchen muß, ist nicht mehr dieselbe, in der ich sie früher fand. Im Volke, wo die großen Leidenschaften nur in großen Abständen aufleben, verschaffen sich die natürlichen Gefühle mehr Gehör. In den höheren Ständen dagegen sind sie völlig erstickt, und unter der Maske des Mitgefühls spricht immer nur der Eigennutz oder die Eitelkeit.

Von Lausanne aus schrieb ich an meinen Vater, der mir mein Gepäck zustellte und mir die vortrefflichsten Ratschläge gab, die ich nur besser hätte nützen sollen. Ich habe bereits von Augenblicken eines unbegreiflichen Wahnsinns gesprochen, in denen ich nicht mehr ich selber war. Im folgenden verzeichne ich nun einen der allertollsten. Um zu begreifen, bis zu welchem Grade mir der Kopf schwindelte und wie sehr ich mich sozusagen venturisiert hatte, braucht man nur zu beachten, wie viele Ungeheuerlichkeiten ich auf einmal beging. Zunächst war ich Gesangslehrer, ohne eine Melodie vom Blatte lesen zu können, denn wenn mir die sechs Monate, die ich bei Le Maitre verbracht, auch genützt hatten, so war es damit doch noch nicht getan, und außerdem hatte ich von einem Lehrer lernen sollen, und das war Grund genug für mich, um herzlich wenig zu behalten. Da ich ferner ein Pariser aus Genf und ein Katholik in protestantischen Landen war, glaubte ich, auch meinen Namen ebensogut wie meine Religion und mein Vaterland ändern zu müssen. Stets suchte ich dabei meinem großen

Vorbilde so nahe zu kommen, wie es mir nur irgend möglich war. Er hatte sich Venture de Villeneuve genannt, und so bildete ich denn aus dem Namen Rousseau durch Buchstabenversetzung den Namen Vaussore und nannte mich Vaussore de Villeneuve. Venture verstand sich aufs Komponieren, obgleich er davon nichts gesagt hatte, ich dagegen, der ich es nicht verstand, brüstete mich damit gegen alle Welt, und obgleich ich nicht imstande war, den dümmsten Gassenhauer in Noten zu setzen, gab ich mich für einen Komponisten aus. Das ist noch nicht alles: ich war einem Herrn von Treytorens, Professor der Rechte, vorgestellt worden; er liebte Musik und veranstaltete kleine Konzerte bei sich; um ihm nun eine Probe meines Talentes zu geben, schickte ich mich an, ein Stück für eines seiner Konzerte ebenso unverfroren, als ob ich es wirklich verstanden hätte, niederzuschreiben. Ich besaß die Ausdauer, an diesem herrlichen Werke vierzehn Tage lang zu arbeiten, es ins reine zu schreiben, die Stimmen auszuziehen und sie mit solcher Zuversicht zu verteilen, als ob es sich um ein Meisterwerk der Harmonie gehandelt hätte. Und schließlich, niemand wird es glauben und es ist dennoch wahr, setzte ich, um dieses erhabene Erzeugnis würdig zu krönen, ein hübsches Menuett ans Ende, welches damals auf allen Gassen erklang und dessen sich vielleicht noch jedermann durch die einst so bekannten Worte entsinnt:

Quel caprice!
Quelle injustice!
Quoi! Ta Clarisse
Trahirait tes feux etc.

Venture hatte mich diese Melodie im Baß mit einem anderen zotigen Texte gelehrt, mit dessen Hilfe ich sie behalten hatte. Ich setzte also an das Ende meiner Komposition dieses Menuett im Baß, unterdrückte den Text und gab es ebenso unverfroren, als hätte ich es mit Mondbewohnern zu tun, als mein Werk aus.

Man versammelte sich, um mein Stück aufzuführen. Ich erklärte jedem das Maß des Taktes, die Art des Vortrages, die Berücksichtigung der Zeichen und war höchst

geschäftig. Man stimmte fünf oder sechs Minuten lang — sie kamen mir wie fünf oder sechs Ewigkeiten vor. Als dann endlich alles bereit war, klopfte ich mit einer stolzen Papierrolle ein paarmal auf mein Dirigentenpult, um Achtung zu gebieten. Es ward still, ich fing aufs ernsthafteste an, den Takt zu schlagen und man begann... Nein, seit es französische Opern gibt, hat man sein Lebtag eine derartige Katzenmusik nicht gehört. Was man aber auch von meinem sogenannten Talente gedacht haben mochte, die Wirkung überstieg alles, worauf man sich gefaßt gemacht zu haben schien. Die Musikanten erstickten vor Lachen, die Zuhörer rissen ihre Augen auf und hätten ihre Ohren gerne geschlossen, aber das war unmöglich. Meine Henker von Mitgliedern der Kapelle, die ihren Spaß haben wollten, kratzten darauf los, um einem Tauben das Trommelfell zu sprengen. Ich besaß die Standhaftigkeit ruhig weiter zu taktieren, allerdings standen mir die Schweißtropfen in großen Perlen auf der Stirn, und nur die Scham hinderte mich, fortzustürzen und alles im Stiche zu lassen. Zu meinem Troste hörte ich auch noch ringsherum die Zuhörer sich oder vielmehr mir in die Ohren raunen: völlig unerträglich, welcher Wahnsinn, welcher Hexensabbat. Armer Jean-Jacques, in diesem grausamen Augenblick hofftest du wahrhaftig nicht, daß deine Töne eines Tages vor dem Könige von Frankreich und seinem gesamten Hofe ein Gemurmel der Überraschung und des Beifalles hervorrufen, und daß sich in allen Logen rings um dich die reizendsten Frauen zuflüstern würden: welch berückende Töne, welche entzückende Musik, all diese Klänge gehen zu Herzen!

Was aber alle Welt in die köstlichste Laune versetzte, war das Menuett. Kaum hatte man einige Takte davon gespielt, so hörte ich auf allen Seiten das größte Gelächter ausbrechen. Jedermann beglückwünschte mich zu meinem vortrefflichen musikalischen Geschmack, man versicherte mich, dieses Menuett würde mich noch berühmt machen und verdiene auch wirklich überall gesungen zu werden. Ich brauche *meine* Todesqualen nicht zu schil-

dern und auch nicht zu bekennen, daß ich sie wohl verdient hatte.

Am nächsten Tage besuchte mich einer der Mitspielenden mit Namen Lutold und war gutmütig genug, mich zu meinem Erfolge nicht zu beglückwünschen. Das tiefe Gefühl meiner Torheit, Scham, Reue und Verzweiflung über die Lage, in der ich mich befand, und die Unmöglichkeit, mein Herz in seinen großen Qualen verschlossen zu halten, trieben mich dazu, mich ihm zu eröffnen. Ich ließ meinen Tränen freien Lauf, und anstatt mich darauf zu beschränken, ihm meine musikalische Unwissenheit einzugestehen, vertraute ich ihm alles an, nicht ohne ihm strengstes Geheimnis zur Pflicht zu machen, was er mir auch versprach und dann so, wie man es sich denken wird, gehalten hat. Noch am selben Abend wußte ganz Lausanne, wer ich war, auffällig blieb nur, daß niemand es sich mir gegenüber merken ließ, selbst der gute Perrotet nicht, der, aller Dinge ungeachtet, fortfuhr, mich zu beherbergen und mich zu füttern.

Ich lebte also weiter, aber recht trübsamlich. Die Folgen eines derartigen ersten Auftretens gestalteten Lausanne nicht zu einem allzu angenehmen Aufenthalte für mich. Schüler strömten mir keineswegs scharenweise zu, ja nicht einmal eine einzelne Schülerin, und überhaupt niemand. Alles in allem hatte ich zwei oder drei grobe Teutsche, die ebenso dumm waren, wie ich unwissend, mich zum Sterben langweilten und unter meiner Händen keine allzu großen Musikkenner wurden. Ich ward in ein einziges Haus gerufen, in dem eine kleine Schlange von Mädchen sich ein Vergnügen daraus machte, mir viele Musikstücke zu zeigen, von denen ich nicht einmal die Noten lesen konnte, und die sie dann boshaft genug dem Herrn Lehrer vorsang, um ihm zu zeigen, wie man es mache. Ich war so wenig imstande, eine Melodie frisch vom Blatte zu lesen, daß es mir in dem glänzenden Konzert, von dem ich gesprochen habe, unmöglich war, auch nur für einen Augenblick dem Vortrag zu folgen, um festzustellen, ob man das, was ich vor *mir sah und* selber komponiert hatte, auch gut spielte.

Inmitten so vieler Demütigungen gewährten mir die Nachrichten, die ich von Zeit zu Zeit von meinen beiden reizenden Freundinnen erhielt, einen süßen Trost. Ich habe in dem weiblichen Geschlecht stets eine große tröstende Kraft wahrgenommen, und nichts mindert meinen Kummer im Mißgeschick mehr als das Gefühl, ein liebenswürdiges Frauenzimmer daran teilnehmen zu sehen. Jedoch auch dieser Briefwechsel schlief bald ein und wurde niemals wieder aufgenommen, das lag aber an mir. Als ich den Ort wechselte, versäumte ich, ihnen meine Adresse zu geben, und durch die Notwendigkeit, dauernd an mich selber zu denken, vergaß ich sie bald ganz und gar.

Recht lange habe ich nicht von meiner armen Mama gesprochen, wenn man aber wähnt, ich hätte auch sie vergessen, so täuscht man sich. Ich hörte nicht auf, an sie zu denken und mich danach zu sehnen, sie wiederzufinden, und nicht nur um der Bedürfnisse meines Unterhaltes, sondern noch weit mehr um der Bedürfnisse meines Herzens willen. Wie lebhaft, wie zärtlich meine Liebe zu ihr auch war, so hinderte sie mich doch nicht, auch andere zu lieben, wenn auch auf andere Weise. Alle hatten meine Neigung gleichmäßig ihren Reizen zu danken, aber sie hing völlig von diesen ab und würde sie niemals überlebt haben, während Mama hätte alt und häßlich werden können, ohne daß ich sie weniger zärtlich geliebt haben würde. Mein Herz hatte seine zunächst für ihre Schönheit empfundene Verehrung völlig auf ihre Person übertragen, und so mochten denn die Wandlungen, denen sie unterworfen war, so groß sein, wie sie nur wollten, solange sie sich selber gleich blieb, konnten sich auch meine Empfindungen für sie nicht ändern. Ich war mir wohl bewußt, ihr Dankbarkeit schuldig zu sein, aber in Wahrheit dachte ich nicht daran. Ob sie nun etwas oder ob sie nichts für mich getan hatte, das konnte an der Sache nichts ändern. Ich liebte sie weder aus Pflicht, noch aus Eigennutz, noch aus Schicklichkeit, ich liebte sie, weil ich zum Lieben geboren war. Wenn ich *mich in irgend eine* andere vernarrte, so zer-

streute mich das, ich gebe es zu, ich dachte dann wohl weniger oft, aber stets mit gleicher Freude an sie, und ob ich nun verliebt war oder nicht, niemals habe ich mich mit ihr innerlich beschäftigen können, ohne zu fühlen, daß es für mich kein wirkliches Glück im Leben geben konnte, solange ich von ihr getrennt war.

Obgleich ich so lange keine Nachrichten von ihr erhalten hatte, glaubte ich dennoch niemals, sie völlig verloren zu haben oder von ihr völlig vergessen worden zu sein. Ich sagte mir: früher oder später wird sie erfahren, daß ich herumirre und mir irgend ein Lebenszeichen geben, dann werde ich sie sicherlich wiederfinden. Und während ich darauf harrte, war es eine Wonne für mich, in ihrem Lande zu sein, durch die Straßen zu schreiten, die sie durchschritten hatte, und die Häuser zu sehen, in denen sie gewohnt, und alles dies nur auf bloße Vermutung hin, denn eine meiner törichten Wunderlichkeiten bestand darin, daß ich mich nicht nach ihr zu erkundigen und ihren Namen nicht ohne die allergrößte Notwendigkeit auszusprechen wagte. Es war mir, als verriete ich, sobald ich sie nannte, alles, was sie in mir erregt, als enthülle mein Mund das Geheimnis meines Herzens, als stelle ich sie dabei auf irgend eine Weise bloß. Ich glaube auch, daß sich zu diesem die Angst gesellte, man möchte mir etwas Schlechtes über sie sagen. Man hatte viel über den Schritt gesprochen, den sie getan, und auch allerlei über ihre Lebensführung. Aus Furcht, man möchte nicht so über sie sprechen, wie ich es wünschte, wollte ich schon lieber gar nichts von ihr hören.

Da meine Schüler mir nicht allzuviel Zeit nahmen, und Mamas Geburtsstadt nur um vier Meilen von Lausanne entfernt war, so machte ich eine zwei- oder dreitägige Fußreise dorthin, während welcher die süßeste Rührung mich nicht verließ. Der Anblick des Genfer Sees und seiner wunderbaren Ufer hat für meine Augen stets einen besonderen Reiz, den ich nicht zu erklären vermöchte, und der nicht nur mit der Schönheit des Schauspieles, sondern noch mit irgend etwas Tieferem zusammenhängt, das mich erregt und rührt. Jedesmal,

wenn ich mich dem Waadtlande nähere, ergreift mich ein Gefühl, das zusammengesetzt ist aus der Erinnerung an Frau von Warens, welche dort geboren, an meinen Vater, welcher dort gelebt, an Fräulein von Vulson, welcher ich dort die ersten Empfindungen meines Knabenherzens geweiht, an verschiedene Vergnügungsreisen, die ich dort während meiner Kindheit gemacht, und, wie mich dünken will, an noch etwas anderes, das noch geheimnisvoller und noch stärker ist als alles dies. Wenn die glühende Sehnsucht nach einem glücklichen und ruhigen Leben, das mich stets flieht und für das ich doch geboren bin, meine Phantasie entflammt, so versetzt sie sich stets in das Waadtland, in die Nähe des Sees mitten zwischen die entzückenden Felder. Mich verlangt dann nach einem Garten an den Ufern dieses Sees und nirgend anders wohin. Ich bedarf eines treuen Freundes, eines liebenswürdigen Weibes, einer Kuh und eines kleinen Bootes. Und niemals werde ich auf dieser Erde vollkommen glücklich sein, solange ich das nicht besitze. Ich muß über die Einfalt lächeln, mit der ich zu wiederholten Malen in dieses Land gewandert bin, einzig um darin nach jenem erträumten Glücke zu suchen. Und jedesmal war ich erstaunt, an den Bewohnern und vor allem an den Frauen einen ganz anderen Charakter zu bemerken, als den, den ich suchte. Wie bitter ward mir nicht dieser Gegensatz! Das Land und das Volk, mit dem es bedeckt ist, haben mir niemals füreinander gemacht erscheinen wollen.

Während dieser Reise nach Vevey überließ ich mich, das schöne Ufer entlang wandernd, der süßesten Schwermut, mein Herz durchlebte feurig tausend unschuldige Glückseligkeiten, Wehmut überkam mich, und ich schluchzte und weinte wie ein Kind. Wie viele Male habe ich mich nicht, wenn ich mich, um freier zu weinen, auf einen großen Stein setzte, an dem traurigen Spiele ergötzt, meine Tränen ins Wasser tropfen zu sehen.

In Vevey wohnte ich im „Schlüssel", und während der zwei Tage, die ich dort weilte, ohne jemanden zu sehen, ergriff mich eine Liebe zu dieser Stadt, die mich auf allen Reisen verfolgt hat und die mich die Heiden

meines Romans zuletzt nach dorthin hat versetzen lassen. Gern möchte ich allen denen, welche Geschmack und Empfindung haben, zurufen: geht nach Vevey, durchwandert das Land, prüft die Gegend, fahrt auf dem See spazieren und sagt dann, ob die Natur dieses schöne Land nicht für eine Julie, nicht für eine Claire und für einen Saint Preux geschaffen hat... aber sucht sie nicht dort! Ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Da ich ein Katholik war und mich auch als solchen ausgab, folgte ich ohne Heimlichkeit und ohne Bedenken dem Gottesdienste der Religion, zu der ich übergetreten. Wenn an Sonntagen das Wetter schön war, ging ich zwei Meilen vor Lausanne nach Assens in die Messe. Gewöhnlich legte ich diesen Weg mit anderen Katholiken zurück und namentlich mit einem Pariser Sticker, dessen Name ich vergessen habe. Er war nicht ein Pariser meines Schlages, sondern ein wirklicher Pariser aus Paris, und dabei ein schlichter, guter Mensch, wie nur irgend ein Kind der Champagne. Er liebte sein Land so sehr, daß er niemals daran zweifeln wollte, daß ich dort herstammte, aus Furcht, dadurch die Gelegenheit einzubüßen, davon zu sprechen. Herr von Crouzas, der Oberamtmann, hatte einen Gärtner, der auch ein Pariser war, aber ein weniger umgänglicher, dem der Ruhm seines Landes dadurch beleidigt erschien, daß man dort herzustammen behauptete, wenn man diese Ehre nicht hatte. Er fragte mich mit der Miene eines Menschen aus, der einen zu ertappen sicher ist, und lächelte dann boshaft. Einmal fragte er mich, was es denn auf dem Neumarkt Bemerkenswertes gäbe: ich machte, wie man sich denken kann, leere Ausflüchte. Nachdem ich nun mehr als zwanzig Jahre in Paris gelebt habe, muß ich diese Stadt endlich wohl kennen, jedoch auch heute noch würde eine derartige an mich gerichtete Frage mich nicht weniger um eine Antwort verlegen sein lassen, und aus dieser Verlegenheit könnte man dann ebensogut schließen, ich sei niemals in Paris gewesen: so sehr ist man dem ausgesetzt, sich auf irrige Gründe zu stützen, selbst wenn man die *Wahrheit* errät.

Ich wüßte nicht genau zu sagen, wie lange ich in Lausanne blieb, denn ich nahm aus dieser Stadt keine bleibenden Erinnerungen mit mir. Ich weiß nur, daß ich dort meinen Lebensunterhalt nicht verdienen konnte, deshalb nach Neufchâtel ging und dort den Winter verbrachte. In dieser Stadt war mir ein besseres Gelingen beschieden: ich hatte Schüler und verdiente genug, um mich mit meinem braven Freunde Perrotet auseinanderzusetzen, der mir mein Gepäck getreulich nachgeschickt hatte, obgleich ich ihm ziemlich viel Geld schuldete.

Unmerklich erlernte ich die Musik, indem ich sie lehrte. Mein Leben war leidlich angenehm, ein verständiger Mann hätte sich wohl darin bescheiden können, aber mein unruhiges Herz verlangte nach anderen Dingen. An allen Sonntagen, und wann ich sonst frei war, lief ich ins Land hinaus, durchstreifte die Wälder der Umgegend und träumte und seufzte — und hatte ich die Stadt erst einmal verlassen, so kehrte ich vor Abend nicht zurück. Als ich eines Tages in Boudry war, trat ich in eine Schenke, um zu essen. Ich fand darin einen Mann mit einem großen schwarzen Bart und einem veilchenfarbenen Gewand nach griechischer Art, einer pelzverbrämten Mütze und ziemlich edlem Aussehen und Auftreten, welcher sich nur schwer verständlich machen konnte, da er ein fast unkenntliches Kauderwelsch sprach das jedoch vom Italienischen mehr als von irgend einer anderen Sprache enthielt. Deshalb verstand ich ungefähr alles, was er sagte, aber ich war auch der einzigste, mit dem Wirte und den Leuten des Landes konnte er sich nur durch Zeichen verständigen. Ich sprach einige Worte auf italienisch zu ihm, die er vollkommen verstand, und er sprang auf und umarmte mich voller Freude. Unsere Freundschaft war bald geschlossen, und von diesem Augenblicke an diente ich ihm als Dolmetscher. Sein Mittagsmahl war vortrefflich, das meine mehr als mittelmäßig, er lud mich ein, das seine mit ihm zu teilen, und ich zierte mich nicht lange. Beim Trinken und Radebrechen wurden wir vollends vertraut miteinander, und schon am Ende der Mahlzeit waren wir

unzertrennlich geworden. Er erzählte mir, er sei griechisch-katholischer Prälat und Archimandrit von Jerusalem und hätte den Auftrag, in Europa eine Sammlung zur Wiederherstellung des Heiligen Grabes zu machen. Er zeigte mir schön verfaßte Beglaubigungsschreiben von der Zarin und dem Kaiser und hatte auch noch von vielen anderen Fürsten welche. Bis jetzt war er mit den Erträgen äußerst zufrieden, aber in Deutschland hatte er Unglaubliches auszustehen gehabt, da er weder ein Wort deutsch, noch lateinisch, noch französisch sprach und sich einzig auf sein Griechisch, auf das Türkische und auf die Lingua Franca angewiesen sah, was ihm in dem Lande, in das er sich hineingewagt, keinen allzu großen Nutzen gebracht hatte. Er schlug mir vor, ihn als Sekretär und Dolmetscher zu begleiten. Trotz meines ziemlich neuen Anzuges, der zu meiner neuen Stellung gar nicht übel paßte, sah ich im ganzen doch so wenig begütert aus, daß er mich für nicht allzu schwer zu gewinnen hielt, und er täuschte sich nicht. Unser Vertrag war bald abgeschlossen, ich forderte nichts, und er versprach mir viel. Ohne Bürgschaft, ohne Sicherheit, ohne nähere Bekanntschaft vertraute ich mich seiner Leitung an, und schon der nächste Morgen sah mich auf dem Wege nach Jerusalem.

Wir begannen unsere Rundreise im Kanton Freiburg, wo sie keinen erheblichen Ertrag abwarf. Die bischöfliche Würde erlaubte uns nicht zu betteln und bei den einzelnen Bürgern zu sammeln, aber wir legten unsere Sendung dem Senate vor, und er gab eine kleine Summe. Von dort zogen wir nach Bern. Wir wohnten im „Falken", einem damals guten Gasthofe, in dem es nie an guter Gesellschaft fehlte. Die Tafel erfreute sich eines großen Zuspruches und war vortrefflich. Ich hatte lange Zeit hindurch ziemlich elend gegessen und fühlte das Bedürfnis, das Verlorene wieder einzubringen, sobald sich mir daher die Gelegenheit bot, nützte ich sie. Seine Hochwürden der Herr Archimandrit war selber ein guter und lustiger Gesellschafter, der gern tafelte und für die, die *ihn verstehen* konnten, auch gut sprach und seine

griechische Gelehrsamkeit aufs beste leuchten zu lassen wußte, da es ihm an gewissen Kenntnissen nicht gebrach. Als er eines Tages beim Nachtisch Nüsse öffnete, schnitt er sich dabei ziemlich tief in die Fingerspitze, und da das Blut reichlich hervorquoll, zeigte er seinen Finger lachend der Gesellschaft und sagte: „Mirate, signori, questo è sangue pelasgo."

In Bern waren ihm meine Dienste nicht unnützlich, und ich entledigte mich ihrer nicht so schlecht, wie ich gefürchtet hatte. Ich war weit kühner und beredter, als ich es für mich selber gewesen wäre. Die Dinge erledigten sich nicht so einfach wie in Freiburg, es bedurfte langer und häufiger Unterhandlungen mit den Staatsoberhäuptern, und die Prüfung seiner Beglaubigungsschreiben ließ sich nicht in einem Tage ausführen. Als endlich alles in Ordnung gebracht war, erhielt er zu einer Senatssitzung Zutritt. Ich ging als sein Dolmetscher mit ihm, und man forderte mich zum Sprechen auf. Ich hatte nichts weniger erwartet, ja, ich hatte nicht einmal im geringsten daran gedacht, daß ich, nachdem ich bereits mit den Mitgliedern einzeln verhandelt, mich nun, als ob die ganze Sache erst anfinge, auch noch an die ganze Körperschaft würde wenden müssen. Man denke sich meine Verlegenheit! Ein so zaghafter Mensch wie ich sollte nicht nur öffentlich sprechen, sondern sogar vor dem Berner Senat, und völlig aus dem Stegreif, ohne sich auch nur eine Minute vorbereiten zu können. Das hätte mich eigentlich völlig umwerfen müssen, aber es schüchterte mich nicht einmal ein. Ich setzte die Sendung des Archimandriten klar und bündig auseinander und lobte die Mildtätigkeit der Fürsten, die sich an der Sammlung bereits beteiligt hatten. Um Ihre Exzellenzen zum Wetteifer anzuspornen, fügte ich hinzu, wie man sich von ihrer gewohnten Freigebigkeit nicht weniger erwarte, suchte dann zu beweisen, daß das Unternehmen für die gesamte Christenheit, ohne allen Unterschied des Bekenntnisses, ein gutes Werk sei und schloß damit, allen, die sich daran beteiligen würden, die Segnungen des Himmels zu verheißen. Ich will nicht gerade sagen, daß

meine Rede Aufsehen erregte, sicherlich aber fand sie Gefallen; der Archimandrit erhielt beim Verlassen des Sitzungssaales ein recht ansehnliches Geschenk, und außerdem sagte man ihm Artigkeiten über das Geschick seines Sekretärs, welche ihm wenigstens zu verdolmetschen mein angenehmes Amt war, denn buchstäblich zu übersetzen wagte ich sie ihm nicht. Das ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich öffentlich und vor einem Staatsoberhaupte gesprochen habe, und vielleicht auch das einzige Mal, daß ich kühn und gut sprach. Welche Verschiedenheiten in den Stimmungen ein und desselben Menschen! Als ich vor drei Jahren meinen alten Freund Roguin in Yverdun besuchte, empfing ich eine Deputation, welche mir für einige Bücher danken wollte, die ich der Bibliothek ihrer Stadt geschenkt hatte. Die Schweizer sind große Redner, und so redeten diese Herren denn auch aufs feierlichste und längste zu mir. Ich hielt mich für verpflichtet, zu antworten, verwirrte mich aber in meiner Antwort derart, und der Kopf schwindelte mir so sehr, daß ich stecken blieb und mich auslachen lassen mußte. Obgleich ich von Natur schüchtern bin, bin ich in meiner Jugend doch bisweilen kühn gewesen, niemals aber im vorgeschrittenen Lebensalter. Je mehr ich von der Welt gesehen hatte, desto weniger habe ich mich in ihren Ton finden können.

Von Bern begaben wir uns nach Solothurn, denn es war die Absicht des Archimandriten, den Weg durch Deutschland noch einmal zu machen und durch Ungarn oder Polen zurückzureisen, zwar ein ungeheurer Weg, da sich seine Börse unterwegs aber mehr füllte als leerte, so fürchtete er die Umwege wenig. Was mich anbelangte, der ich fast ebenso gern zu Pferde wie zu Fuß reiste, ich hätte mir gar nichts Schöneres denken können, als mein ganzes Leben lang so umher zu reisen: aber es stand geschrieben, daß nicht also geschehen sollte.

Das Erste, was wir nach unserer Ankunft in Solothurn taten, bestand in der Abstattung eines Besuches bei dem französischen Gesandten. Zum Unglück für meinen *Bischof war* dieser Gesandte der Marquis von Bonac,

welcher auch bei der Pforte Gesandter gewesen war, und daher in allem, was das Heilige Grab betraf, auf dem laufenden sein mußte. Der Archimandrit hatte eine Audienz von einer Viertelstunde, zu der ich nicht zugelassen wurde, da der Gesandte die Lingua Franca verstand und das Italienische fast ebenso gut sprach wie ich. Als mein Grieche heraustrat, wollte ich ihm folgen, aber man hielt mich zurück, denn nun kam die Reihe an mich. Da ich mich als Pariser ausgegeben hatte, stand ich als solcher unter der Gerichtsbarkeit Seiner Exzellenz. Sie fragte mich, wer ich sei und ermahnte mich, die Wahrheit zu sagen: ich versprach es, bat jedoch um eine Privat-Audienz, die mir auch zugestanden wurde. Der Gesandte führte mich in sein Arbeitszimmer, dessen Tür er hinter uns schloß, und nun warf ich mich ihm zu Füßen und hielt mein Wort. Hätte ich es ihm aber auch nicht gegeben gehabt, so würde ich ihm doch alles gesagt haben, denn ein dauerndes Bedürfnis, mein Herz auszuschütten, treibt mir sein Inneres in jedem Augenblick auf die Lippen, und nachdem ich mich dem Musikanten Lutold rückhaltlos anvertraut, war ich nicht bedacht, dem Marquis von Bonac gegenüber den Geheimnisvollen zu spielen. Er war über meine kleine Geschichte und meinen sichtlich so ehrlichen Herzenserguß, mit dem ich sie ihm erzählt hatte, derart zufrieden, daß er mich bei der Hand nahm, mich zu der Frau Gesandtin führte und mich ihr vorstellte, indem er ihr das eben Gehörte kurz wiederholte. Frau von Bonac nahm mich gütig auf und meinte, man dürfe mich mit diesem griechischen Mönch nicht weiterziehen lassen. Man beschloß, ich solle in der Gesandtschaft bleiben, bis sich ergeben, was man mit mir anfangen könne. Ich wollte meinem armen Archimandriten, den ich lieb gewonnen hatte, Lebewohl sagen gehen, aber man erlaubte es mir nicht. Man setzte ihn von meinem Arrest in Kenntnis, und schon eine Viertelstunde später sah ich meinen kleinen Reisesack ankommen. Herrn de la Martinière, dem Gesandtschaftssekretär, wurde gewissermaßen die Sorge für mich übertragen. Er geleitete mich in das Zimmer, das mir zugewiesen worden

war und sagte: „Dieses Zimmer ist unter dem Grafen du Luc von einem berühmten Manne bewohnt worden, der Ihren Namen trug, es hängt nur von Ihnen ab, ihn in jeder Weise zu ersetzen, damit man einst sagen könne, Rousseau der Erste, Rousseau der Zweite." Diese Gleichsetzung, zu der mich damals wenig Hoffnungen berechtigten, würde meinem Ehrgeize weit weniger geschmeichelt haben, hätte ich voraussehen können, um welchen Preis ich sie eines Tages erkaufen sollte.

Die Worte des Herrn de la Martinière hatten meine Neugier erregt. Ich las die Werke des Mannes, dessen Zimmer ich bewohnte, und da mich, dank der Artigkeit, die man mir gesagt, der Wahn überkam, ich möchte Talent zur Dichtkunst haben, so machte ich sofort einen Versuch mit einem Loblied auf Frau von Bonac. Dieses Talent währte jedoch nicht lange. Von Zeit zu Zeit habe ich mittelmäßige Verse gemacht, es war eine ziemlich gute Übung, um sich auf zierliche Wendungen abzurichten und eine bessere Prosa schreiben zu lernen, aber ich habe in der französischen Dichtung niemals genug Reiz empfunden, um mich ihr völlig hinzugeben.

Herr de la Martinière wollte meinen Stil kennen lernen und bat mich, dieselben Einzelheiten, die ich dem Herrn Gesandten erzählt hatte, schriftlich aufzuzeichnen. Ich schrieb ihm also einen langen Brief, der, wie ich höre, aufbewahrt worden ist, und zwar von Herrn de Marianne, welcher dem Marquis von Bonac seit langem beigegeben war und seither unter dem späteren Gesandten, Herrn von Courteilles, auf Herrn de la Martinière gefolgt ist. Ich habe Herrn von Malesherbes gebeten, doch den Versuch zu machen, mir eine Abschrift dieses Briefes zu besorgen. Wenn ich sie durch ihn oder jemand anderes erhalten kann, wird man sie in der Sammlung finden, welche meinen Bekenntnissen beigegeben werden soll.

Die Erfahrung, welche ich doch allmählich zu haben begann, mäßigte langsam meine romantischen Pläne, und so verliebte ich mich zum Beispiel nicht nur nicht in Frau von Bonac, sondern begriff auch, daß mir das *Haus ihres* Gatten keine allzu großen Aussichten bot.

Bei der Stellung des Herrn de la Martinière und der Anwartschaft des Herrn von Marianne konnte ich mir höchstens Hoffnungen auf das Amt eines Untersekretärs machen, und das reizte mich nicht übermäßig. Als man mich nun fragte, was ich beginnen wolle, bezeigte ich deshalb große Lust, nach Paris zu gehen. Dem Herrn Gesandten behagte dieser Gedanke, der ihn zum mindesten meiner entledigen mußte. Herr von Merveilleux, Sekretär der Gesandtschaft, sagte, sein Freund Godard, der schweizerischer Obrist in französischen Diensten war, suche nach jemandem, um ihn seinem Neffen beizugeben, welcher sehr jung in Dienst träte, und meinte, ich würde seinem Freunde passend erscheinen. Auf diesen ziemlich leichtsinnig gefaßten Gedanken hin wurde meine Abreise beschlossen, und ich, der ich wieder eine Reise und dazu noch Paris als ihr Ziel vor mir sah, ich wußte mich vor Freuden kaum zu lassen. Man gab mir ein paar Empfehlungsbriefe, hundert Franken Reisegeld, vortreffliche Lehren — und so reiste ich ab.

Ich brauchte zu dieser Reise ungefähr vierzehn Tage, die ich zu den glücklichsten meines Lebens rechnen darf. Ich war jung und gesund, hatte leidliches Geld und große Hoffnungen, reiste zu Fuß und reiste allein. Über die Aufzählung dieses letzten Vorteiles könnte man sich verwundern, wenn man sich mit meiner Gemütsart nicht schon hätte vertraut machen müssen. Meine süßen Traumgespinste leisteten mir Gesellschaft und die Glut meiner Einbildungskraft hat niemals herrlichere gezeugt. Wenn man mir einen leeren Platz im Wagen anbot oder mich jemand unterwegs ansprach, so schaute ich verdrießlich drein, aus Furcht, den Turm meines Glückes, an dem ich im Wandern gerade gebaut, einstürzen zu sehen. Diesmal waren meine Gedanken martialisch gestimmt. Ich sollte mich einem Soldaten beigesellen und selber Soldat werden, denn man war dahin überein gekommen, daß ich meine Laufbahn mit der Stellung eines Kadetten beginnen müsse. Schon sah ich mich in Offizierstracht mit einem *schönen weißen Federbusch* über dem Kopfe. Mein *Herz schwoll bei diesem* stolzen Gedanken. Ich besaß

einige oberflächliche Kenntnisse in der Geometrie und der Befestigungslehre, hatte einen Kriegsbaumeister zum Onkel und gehörte also sozusagen zum Handwerk. Meine Kurzsichtigkeit bildete vielleicht ein kleines Hindernis, das mich jedoch nicht allzusehr bekümmerte; ich wollte den Mangel schon durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit ersetzen. Wie ich gelesen hatte, war der Marschall Schomberg äußerst kurzsichtig gewesen, warum sollte es dann der Marschall Rousseau nicht auch sein dürfen? Durch derlei Narrheiten geriet ich so in Hitze, daß ich nur noch Truppen, Wälle, Schanzkörbe und Batterien und mich selber mitten im Feuer und Pulverdampf sah, wie ich ruhig, das Fernglas in der Hand, meine Befehle erteilte. Sobald ich jedoch freundliche Gegenden durchwanderte und Gehölze und Bäche sah, preßte mir dieser rührende Anblick Seufzer der Reue aus. Mitten in meinem Kriegsruhme fühlte ich, daß mein Herz für solches Getümmel nicht geschaffen sei, und ehe ich mich dessen versah, stak ich wieder inmitten meiner geliebten Schäfereien, im Herzen für ewig auf die Taten des Kriegsgottes verzichtend.

Wie sehr widersprach doch der erste Eindruck von Paris den Vorstellungen, die ich mir davon gemacht. Das schöne Äußere einer Stadt, wie ich es in Turin gesehen, die Pracht der Straßen, die ebenmäßige gestreckte Flucht der Häuser und was dergleichen mehr ist, ließ mich in Paris noch ganz andere Dinge erwarten. Ich hatte mir eine ebenso schöne wie große Stadt von gewaltigstem Aussehen vorgestellt, in der es nichts gab als prächtige Straßen und Paläste aus Marmor und Gold. Da ich durch die Vorstadt Saint-Marceau einwanderte, sah ich zunächst nichts als kleine schmutzige stinkende Straßen, häßliche geschwärzte Häuser, Unsauberkeit, Armut, Bettler, Karrenführer, Klatschweiber und Händlerinnen, die Gemüse und alte Hüte ausriefen. Dieser erste Eindruck war so mächtig, daß alles, was ich später in Paris an wirklicher Pracht gesehen, ihn nicht hat verwischen können, und mir stets ein heimlicher *Widerwille* gegen den Aufenthalt in dieser Stadt im

Herzen geblieben ist. Ich darf sagen, daß alle Zeit, während der ich später dort gewohnt habe, nur darauf verwandt wurde, die Mittel zu erwerben, um fern von ihr leben zu können. Solche Früchte kann eine allzu lebendige Einbildungskraft zeitigen, welche die Übertreibungen der Menschen noch mehr übertreibt und stets mehr sieht, als man ihr geschildert hat. Man hatte mir von Paris so viel Rühmens gemacht, daß ich es mir etwa vorstellte wie das alte Babylon, dessen Bild in meiner Phantasie vielleicht ebenso vielen Beschneidungen hätte unterworfen werden müssen, wenn ich es je in Wirklichkeit erblickt. Ebenso erging es mir mit der Oper, in die ich mich gleich am Tage nach meiner Ankunft zu gehen beeilte: dasselbe widerfuhr mir dann später in Versailles, dasselbe beim ersten Anblick des Meeres, und ewig wird es mir so ergehen, wenn ich die Dinge erblicke, von denen man mir vorher allzuviel gesprochen hat: denn es ist dem Menschen unmöglich und der Natur vielleicht schwer, meine Phantasie an Reichtum und Fülle zu überbieten.

Nach der Art, in der ich von allen denen empfangen wurde, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, hielt ich mein Glück für gemacht. Der, welchem ich am dringendsten empfohlen war und der mich am lieblosesten behandelte, war Herr von Surbeck, welcher seinen Dienst aufgegeben hatte und ein philosophisches Leben in Bagneux führte, wo ich ihn mehrmals besuchte und wo er mir nicht einmal ein Glas Wasser anbot. Einen besseren Empfang bereiteten mir Frau von Merveilleux, eine Stiefschwester des Dolmetschers, und sein Neffe, der Gardeoffizier war. Mutter und Sohn nahmen mich nicht nur freundlich auf, sondern boten mir sogar ihren Mittagstisch an, von welcher Liebenswürdigkeit ich während meines Pariser Aufenthaltes auch häufig Gebrauch machte. Frau von Merveilleux schien mir sehr schön gewesen zu sein. Ihr Haar war tiefschwarz und fiel nach der alten Mode neben ihrer Stirn in zwei Locken herab. Was mit äußeren Reizen nicht *vergeht, war ihr geblieben*, so ein äußerst liebenswürdiges Wesen. *Sie schien* auch an dem meinen Gefallen

zu finden und tat alles, um mir dienlich zu sein, aber niemand stand ihr bei, und gar bald wurden mir die Augen über den großen Anteil geöffnet, den man an mir genommen zu haben schien. Dennoch muß man den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie ergehen sich durchaus nicht so sehr, wie man behauptet, in leeren Versprechungen, sondern die, welche sie machen, sind meist aufrichtig, aber sie haben eine Art, Interesse für einen zu bekunden, die mehr täuscht als alle Worte. Die groben Schmeicheleien der Schweizer können nur Dummköpfe betrügen, die Art der Franzosen hierin ist allein schon durch ihre größere Einfachheit weit bestechender: man möchte meinen, sie sagen einem nicht alles, was sie zu tun beabsichtigen, um einen später um so angenehmer zu überraschen. Ja, ich sage noch mehr: sie sind in ihren Kundgebungen durchaus nicht falsch, sondern von Natur gefällig, menschenfreundlich, wohlwollend und, was man darüber sonst auch sagen mag, sogar aufrichtiger als irgend ein anderes Volk, aber sie sind oberflächlich und unbeständig. Sie empfinden das Gefühl, das sie dir zu erkennen geben, wirklich, aber es vergeht eben, wie es gekommen. Wenn sie mit dir sprechen, sind sie voll von dir, sehen sie dich nicht mehr, so vergessen sie dich. Nichts in ihrem Herzen ist beständig, und alles in ihnen ist ein Werk des Augenblicks.

Mir wurde also reichlich geschmeichelt und wenig gedient. Der Obrist Godard, dessen Neffen man mich zugedacht hatte, stellte sich als ein häßlicher alter Geizkragen heraus, welcher, obgleich er bis an den Hals im Golde saß und meine große Bedürftigkeit wohl bemerkte, mich dennoch um ein Nichts dingen wollte. Ich sollte bei seinem Neffen eher eine Art von unbesoldetem Diener als ein wirklicher Hofmeister sein. Da ich ihm dauernd beigegeben und daher von jedem Dienste befreit sein würde, sollte ich von meinem Sold als Kadett, das heißt von einer Soldatenlöhnung leben, und kaum wollte er sich dazu verstehen, mir eine Uniform anzuschaffen, seinem Wunsche nach hätte ich mich mit der vom *Regiment gelieferten* begnügen sollen. Empört über diese

Anerbietungen, drängte mich Frau von Merveilleux, sie zurückzuweisen, und ihr Sohn desgleichen. Man suchte nach etwas anderem, fand aber nichts. Mittlerweile fing ich bereits an, immer mehr in Verlegenheit zu geraten, denn die hundert Franken, mit denen ich schon meine Reise bestritten hatte, konnten nicht weit reichen. Zu meinem Glück erhielt ich von dem Herrn Gesandten noch einen kleinen Zuschuß, der mir äußerst zustatten kam, ich glaube auch, er würde mich nicht im Stich gelassen haben, hätte ich mehr Geduld besessen; aber bangen, warten und betteln sind für mich Unmöglichkeiten. Ich ward es überdrüssig, ließ nichts mehr von mir hören, und so war denn alles zu Ende. Meine arme Mama hatte ich nicht vergessen, aber wie sollte ich sie finden, wo sie suchen? Frau von Merveilleux, die meine Geschichte kannte, hatte mir bei meinen Nachforschungen lange Zeit ohne Erfolg beigestanden. Endlich teilte sie mir mit, Frau von Warens sei vor mehr als zwei Monaten abgereist, aber man wisse nicht, ob sie nach Savoyen oder Turin gegangen, manche meinten sogar, sie sei in der Schweiz. Mehr bedurfte es für mich nicht, um mich zu bestimmen, ihr zu folgen. Ich war sicher, sie in der Provinz, wo sie nun auch immer sein mochte, leichter zu finden, als es mir in Paris gelungen war.

Ehe ich abreiste, nützte ich mein neues poetisches Talent in einer Epistel an den Obristen Godard, in der ich ihn nach besten Kräften durchhechelte; ich zeigte diese Sudelei der Frau von Merveilleux, die, anstatt mich zu tadeln, wie sie hätte tun sollen, herzlich über meine Spöttereien lachte, und ebenso tat ihr Sohn, welcher, glaub ich, Herrn Godard nicht liebte; er war wahrhaftig auch nicht liebenswert! Ich fühlte mich versucht, ihm meine Verse zuzusenden, sie ermutigten mich dazu, ich packte sie also unter seiner Adresse ein, aber da es damals in Paris noch keine Stadtpost gab, steckte ich den Brief in meine Tasche und sandte ihn ihm erst von Auxerre aus, wo ich in Bälde durchkam. Noch jetzt muß ich manchmal lachen, wenn ich an das Gesicht denke, das er beim *Lesen* dieses Hymnusses, in dem

er Zug für Zug geschildert war, gemacht haben mag. So fing er an:

Du wähntest, alter Filz, daß krankhafte Manien
Mir Lust gemacht, Dir Deinen Neffen zu erziehen.

Dieses kleine und, aufrichtig gesagt, schlechte Gedicht, das jedoch ziemlich gesalzen war und ein gewisses Talent zur Satire verriet, blieb dennoch die einzige satirische Schrift, die ich jemals verfaßt habe. Mein Herz kennt allzu wenig Haß, als daß ich ein solches Talent hätte nützen können; aber ich glaube, man kann aus einigen polemischen, dann und wann zu meiner Verteidigung verfaßten Schriften doch ersehen, daß meine Angreifer die Lacher selten auf ihrer Seite behalten haben würden, wäre ich nur streitsüchtigeren Charakters gewesen.

Was ich im Hinblick auf die Einzelheiten meines Lebens, die meinem Gedächtnisse völlig entfallen sind, am meisten bedauere, ist, daß ich über meine Reisen keine Tagebücher geführt habe. Niemals habe ich so viel gedacht, nie bin ich von der Tatsache meines Daseins, meines Lebens und, wenn ich so sagen darf, meines Ichs so erfüllt gewesen, als auf meinen einsamen Fußwanderungen. Das Gehen hat etwas, was meine Gedanken erregt und belebt, wenn ich mich nicht bewege, kann ich kaum denken, mein Körper muß gewissermaßen in Schwung geraten, um auch meinen Geist zum Schwingen zu bringen. Das freie Land, die Aufeinanderfolge so vieler freundlicher Anblicke, die frische Luft, der große Hunger und die Gesundheit, die ich mir stets beim Gehen erwerbe, die Ungezwungenheit des Gasthauses, die Entfernung alles dessen, was mich meine Abhängigkeit fühlen läßt und mich an meine wahre Lage erinnert, befreit meine Seele, verleiht mir eine größere Kühnheit des Denkens und schleudert mich gewissermaßen in die Unermeßlichkeit aller Dinge hinaus, um sie ohne Zwang und Furcht nach meinem Gefallen zu wählen, zu verbinden und mir anzueignen. Ich walte dann als Herr über die ganze Natur, mein von Gegenstand zu Gegenstand schweifendes Herz vereinigt sich mit denen, die ihm gefallen, wird ge-

wissermaßen eins mit ihnen, umgibt sich mit bezaubernden Bildern und stärkt sich durch beseligende Gefühle. Wenn ich, um sie festzuhalten, mich anlasse, sie in meinem Inneren zu malen, welche Kraft des Pinsels, welche Farbenfrische, welche Gewalt des Ausdrucks vermag ich ihnen dann nicht zu verleihen! Es heißt, man habe von alledem etwas in meinen Werken gefunden, obgleich ich sie erst in meinen späten Jahren verfaßt habe. O, hätte man jene aus meiner ersten Jugend sehen können, jene, die ich auf meinen Wanderungen machte, alle jene, die ich verfaßt und niemals niedergeschrieben ... Warum, wird man sagen, schreibe ich sie denn nicht? Und warum sollte ich sie schreiben, muß ich antworten. Warum soll ich mich um den tiefsten Zauber des Genusses bringen, nur um anderen zu erzählen, daß ich genossen? Was scheren mich Leser, Publikum und die ganze Erde, solange ich durch alle Himmel fliege? Und hatte ich außerdem denn damals Papier bei mir und Federn? Hätte ich auch nur im entferntesten daran gedacht, so wäre mir nichts eingefallen. Ich sah nie voraus, das ich Gedanken haben würde, sie kamen, wann es ihnen, und nicht, wann es mir gefiel. Und entweder kamen sie gar nicht oder sie kamen in Schwärmen und drückten mich durch ihre Zahl und ihre Gewalt nieder. Zehn Bände auf den Tag würden nicht ausgereicht haben. Woher hätte ich die Zeit nehmen sollen, sie zu schreiben? Kam ich an, so dachte ich nur ans Essen, und brach ich auf, nur ans Marschieren. Stets fühlte ich, daß draußen vor der Tür ein neues Paradies meiner harrte, und mein Sinn stand nur danach, es zu erobern.

Alles dieses habe ich niemals tiefer empfunden denn auf der Reise, von der ich eben sprach. Als ich nach Paris ging, hatte ich mich nur mit Gedanken befaßt, die das betrafen, was ich beginnen wollte. Ich hatte mich in die Bahn hinausgestürzt, die meiner harrte, und sie mit einigem Ruhm durchschritten, aber zu dieser Bahn berief mein Herz mich nicht, und die wirklichen Dinge taten den erträumten Abbruch. Der Obrist Godard und sein Neffe paßten nur schlecht zu einem Helden meines

Schlages. Dem Himmel sei Dank, war ich nun von all diesen Hemmnissen befreit und konnte nach Herzenslust in das Reich der Phantasiegespinste hinausstürmen, denn nur dieses lag vor mir. Ich verirrte mich denn auch so gründlich darin, daß ich den Weg wirklich wiederholt verlor, aber es würde mich nur allzusehr verdrossen haben, strenger geradeaus zu gehen, denn ich fühlte wohl, daß ich in Lyon wieder auf die Erde fallen mußte, und so wäre ich am liebsten niemals dort angekommen.

Als ich mich eines schönen Tages absichtlich von der Landstraße abgewendet hatte, um mir eine Landschaft, die mich wunderbar verlockte, aus der Nähe anzusehen, gefiel es mir so gut dorten, daß ich mich nach vielem Hin- und Herspazieren auch wirklich völlig verirrte. Nach mehreren Stunden fruchtlosen Wanderns trat ich bis auf den Tod ermattet und durstig und hungrig in ein Bauernhaus, das zwar von außen nicht sehr verlockend aussah, aber das einzige war, das ich rings erblicken konnte. Ich glaubte, es müsse auch hier so sein, wie in Genf oder in der Schweiz, wo alle Bewohner, je nach ihrem Gefallen, imstande sind, Gastfreundschaft zu üben. Ich bat also den Bauern, mir um Geld zu essen zu geben. Er setzte mir abgerahmte Milch vor und grobes Gerstenbrot und sagte, dies sei alles, was er besäße. Ich trank die Milch zwar mit Wonne und verzehrte das Brot, den Häcksel und was sonst noch darinnen war, aber schließlich war das alles nicht sehr kräftigend für einen vor Müdigkeit erschöpften Menschen. Der Bauer, der mir prüfend zusah, schloß aus der Aufrichtigkeit meines Hungers auch auf die Aufrichtigkeit dessen, was ich ihm von mir erzählt hatte, und nachdem er gesagt, er sähe es mir am Gesichte an, daß ich ein guter, ehrlicher, junger Mann sei, der nicht im Schilde führe*), ihn zu verraten, öffnete er eine Falltüre neben seiner Küche, stieg herunter und kehrte einen Augenblick darauf mit einem schönen Schwarzbrot aus reinem Weizen, einem äußerst verlockenden, wenn auch angeschnittenen Schinken und

*) *Allem Anscheine* nach besaß ich *damals also noch* nicht jenes Gesicht, das man mir seither auf allen meinen Bildnissen gegeben hat.

einer Flasche Wein zurück, deren Anblick mein Herz mehr erfreute als alles übrige. Dazu gab es dann noch einen ziemlich dicken Eierkuchen, und ich tafelte darauf los, wie es nur einem Fußgänger gegeben ist. Als es ans Bezahlen ging, befiel ihn wieder seine Unruhe und seine Furcht; er wollte mein Geld nicht, sondern wies es mit einer auffälligen Scheu zurück, und das vergnüglichste daran war, daß ich gar nicht begreifen konnte, wovor er sich denn fürchtete. Endlich sprach er bebend die furchtbaren Worte Zollspion und Kellerspürer aus. Er machte mir begreiflich, daß er seinen Wein aus Furcht vor der Getränksteuer und sein Brot aus Furcht vor der Zehrsteuer verbergen müsse, und daß er ein verlorener Mann sei, sobald man auch nur ahnte, daß er nicht Hungers sterbe. Alles, was er mir hierüber erzählte und wovon ich nicht die geringste Vorstellung hatte, machte mir einen Eindruck, der niemals verlöschen wird. Er legte den Keim zu jenem unausrottbaren Hasse in mich, den mein Herz seitdem gegen die Plagen, denen man das unglückliche Volk unterwirft, und gegen seine Bedrücker genährt hat. Dieser Mann wagte, obgleich er begütert war, nicht das Brot zu essen, das er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, und konnte seinen Untergang nur abwenden, indem er dasselbe Elend vorspiegelte, das sonst rings um ihn herrschte. Ich verließ sein Haus ebenso empört wie ergriffen und beklagte das Schicksal jener schönen Länderstriche, an welche die Natur ihre Gaben nur verschwendet hat, um sie eine Beute der barbarischen Zollpächter werden zu lassen.

Das ist die einzige deutliche Erinnerung, die mir von allem, was mir auf dieser Reise begegnete, geblieben ist. Ich entsinne mich nur noch, daß ich mich beim Herannahen Lyons verlockt fühlte, meinen Weg noch etwas auszudehnen, um die Ufer des Lignon zu sehen, denn unter den Romanen, die ich mit meinem Vater gelesen, hatte Asträa keineswegs gefehlt, und gerade er tauchte in meinem Herzen am häufigsten wieder auf. Ich erkundigte mich nach dem Weg nach Forez, und meine Wirtin erzählte mir im Plaudern, daß das für Arbeiter ein gar

gutes Land sei, denn es gäbe viele Schmieden dort und man verstände trefflich in Eisen zu arbeiten. Dieses Lob beschwichtigte sofort meine romantische Neugier, denn ich hielt es für wenig angebracht, zwischen einem Volk von Schmieden nach Diana und Venus zu suchen. Die wackere Frau, die mich solcherweise zu ermutigen suchte, hatte mich wahrscheinlich für einen Schlossergesellen gehalten.

Ich ging nicht ganz zwecklos nach Lyon. Gleich bei meiner Ankunft besuchte ich in Chasottes Fräulein von Chatelet, eine Freundin der Frau von Warens, für die sie mir seinerzeit, als ich mit Herrn Le Maitre reiste, einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte: es war also eine alte Bekanntschaft. Fräulein von Chatelet teilte mir mit, ihre Freundin sei in der Tat durch Lyon gekommen, aber sie wisse nicht, ob sie bis nach Piemont weitergereist sei, da Frau von Warens bei ihrer Abreise selber noch unschlüssig gewesen, ob sie sich nicht in Savoyen aufhalten würde. Wenn ich wolle, daß sie neue Nachrichten von ihr einhole, so sei es wohl das beste für mich, sie in Lyon abzuwarten. Ich ging auf den Plan ein, wagte aber nicht Fräulein von Chatelet zu sagen, daß ich es mit der Antwort sehr eilig hätte und daß meine kleine, erschöpfte Barschaft mir nicht erlaubte, lange auf sie zu warten. Nicht etwa, daß sie mich übel empfangen hätte und ich deshalb mit meiner Eröffnung zurückhielt, im Gegenteil, sie erwies mir viele Freundlichkeiten und verkehrte so völlig gleichen Fußes mit mir, daß mir der Mut fehlte, ihr meine Lage zu entdecken, um nicht aus der Rolle eines Herrn der guten Gesellschaft auf den Stand eines armseligen Bettlers herabzusinken.

Ich bilde mir ein, die Reihenfolge alles dessen, was ich in diesem Buche erzählt habe, klar zu überblicken. Dennoch erinnere ich mich an eine andere in dieselbe Zeit fallende Reise nach Lyon, die ich nicht recht unterzubringen weiß und während der ich mich bereits in äußerster Geldnot befand. Ein kleines, äußerst schwierig zu erzählendes Erlebnis wird sie mich niemals vergessen lassen. Ich saß eines Abends nach einem recht kargen *Nachtmahl in Bellecour* und sann über die Mittel nach,

mich aus meiner Enge zu befreien, als ein Mann mit einer Mütze auf dem Kopf sich neben mich setzte. Er hatte das Aussehen jener Seidenarbeiter, die man in Lyon Taffetmacher nennt. Er sprach mich an und ich antwortete ihm. Kaum hatten wir jedoch so eine Viertelstunde lang miteinander geplaudert, so schlug er mir mit derselben Kaltblütigkeit und ohne den Ton zu ändern vor, uns in Gemeinschaft zu vergnügen. Ich erwartete, er würde mir erklären, worin dieses Vergnügen bestehen solle, aber ohne noch etwas hinzuzufügen, schickte er sich an, es mir vorzumachen. Wir berührten einander fast, und die Nacht war nicht dunkel genug, um mir zu verhüllen, zu welcher Übung er sich vorbereitete. Er hatte es keineswegs auf meine Person abgesehen, wenigstens deutete nichts auf diese Absicht, und der Ort wäre ihr auch nicht günstig gewesen: er wollte, genau wie er es mir gesagt hatte, einzig, er und ich sollten uns jeder für sich allein vergnügen, und das erschien ihm so einfach, daß er nicht einmal annahm, es möchte mir nicht ebenso vorkommen. Ich war über diese Schamlosigkeit so entsetzt, daß ich, ohne ihm zu antworten, schleunigst aufsprang und, glaubend, der Elende folge mir auf den Fersen, was die Beine halten wollten, davonlief. Ich war so verstört, daß ich nach dem Quai lief, anstatt durch die Saint-Dominique-Straße in meine Wohnung zu fliehen, und erst anhielt, als ich die hölzerne Brücke hinter mir hatte — und ich zitterte, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Ich war demselben Laster unterworfen: diese Erinnerung heilte mich auf lange davon.

Auf dieser Reise hatte ich noch ein zweites Abenteuer ungefähr gleicher Art, das mich jedoch in weit größere Gefahr brachte. Da ich meine Barschaft ihrem Ende zuneigen sah, hütete ich den spärlichen Rest aufs ängstlichste. Ich nahm Mahlzeiten seltener in meinem Gasthofe ein und bald hörte ich ganz damit auf, da ich mich in einer Schenke für fünf oder sechs Sous ebensogut sättigen konnte als dort für fünfundzwanzig. Da ich aber nicht mehr dort aß, wußte ich nicht, wie ich es anstellen sollte, noch dort zu schlafen; nicht etwa, daß ich Be-

trächtliches geschuldet hätte, aber ich schämte mich, ein Zimmer in Anspruch zu nehmen, ohne meiner Wirtin etwas zu verdienen zu geben. Die Jahreszeit war schön, und an einem besonders warmen Abend beschloß ich, die Nacht draußen zu verbringen. Schon hatte ich es mir auf einer Bank bequem gemacht, als ein vorüberschreitender Abbé mich so liegen sah und nähertrat, um mich zu fragen, ob ich denn kein Nachtlager hätte. Ich gestand ihm meine Umstände und sie schienen ihn zu rühren. Er setzte sich neben mich und wir plauderten miteinander. Er sprach angenehm, und alles, was er sagte, gab mir die allerbeste Meinung von ihm. Als er mich gut gestimmt sah, sagte er mir, er wohne nicht allzu geräumig, sondern hätte vielmehr nur ein einziges Zimmer, er würde mich aber unter gar keinen Umständen so unter freiem Himmel schlafen lassen, und da es zum Suchen eines anderen Nachtlagers zu spät sei, so böte er mir für diese Nacht die Hälfte seines Bettes an. Ich nahm sein Anerbieten an und gab mich schon der Hoffnung hin, mir einen Freund gemacht zu haben, der mir noch würde nützlich sein können. Wir langten an und er machte Licht. Sein Zimmer erschien mir in seiner Kleinheit sauber, und er selber machte aufs höflichste den Wirt. Er holte aus einem Topf ein Glas mit eingemachten Kirschen hervor, wir aßen jeder zwei davon und legten uns dann zu Bett.

Dieser Mensch hatte dieselben Neigungen wie mein Jude aus dem Hospiz, aber er gab sie nicht auf ebenso rohe Weise kund. Mochte es sein, daß er Angst hatte, mich zu einer Verteidigung zu zwingen, da er wußte, daß ich gehört werden konnte, oder mochte er selber in seinen Absichten schwankend sein, jedenfalls wagte er nicht, mir das Unternehmen offen vorzuschlagen, sondern suchte nur, mich zu erregen, ohne mich doch wirklich zu bedrängen. Besser unterrichtet als das erstemal, begriff ich seine Absicht gar bald und erbebte darüber. Da ich weder wußte, in welchem Hause noch in wessen Händen ich mich befand, so fürchtete ich, jeden Lärm, den ich *etwa* schlagen konnte, mit meinem Leben bezahlen zu *müssen. Ich tat* also so, als ob ich nicht verstände, was

er von mir wollte. Da ich von seinen Zärtlichkeiten jedoch sehr belästigt und überdies sehr entschlossen erschien, ihr Anwachsen nicht zu dulden, mußte er sich wohl oder übel bezwingen. Dann sprach ich ihm mit aller Sanftheit und aller Festigkeit, deren ich fähig war, und ohne im geringsten Verdacht zu verraten, entschuldigte ich mich wegen der Angst, die ich ihm bezeigt, durch mein Abenteuer von ehedem, das ich ihm mit solchen Ausdrücken voller Ekel und Abscheu erzählte, daß ihm, wie ich glaube, selber übel wurde und er nun sein schmutziges Vorhaben völlig aufgab. Die übrige Nacht verbrachten wir ruhig nebeneinander, ja, er sagte mir sogar viele, gar äußerst gute und verständige Sachen; sicherlich war er kein unbedeutender Mann, wenn er auch ein großer Wüstling war.

Am nächsten Morgen sprach der Herr Abbé, der keine unzufriedene Miene zeigen wollte, von Frühstücken, und bat eine der Töchter seiner Wirtin, die recht hübsch war, etwas bringen zu lassen. Sie sagte ihm, sie habe keine Zeit. Er wandte sich an ihre Schwester, und diese würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Trotzdem warteten wir, aber kein Frühstück erschien. Endlich gingen wir in das Zimmer der Fräuleins hinüber. Sie empfingen den Herrn Abbé mit wenig liebevollen Gesichtern. Ich konnte mich ihres Empfanges noch weniger rühmen. Die Älteste wandte sich ab und trat mir dabei mit ihrem spitzen Absatz auf die Zehen, über denen ich mir eines äußerst schmerzhaften Hühnerauges wegen das Leder meines Stiefels hatte abschneiden müssen; die andere zog von rücklings schnell einen Stuhl unter mir fort, auf den ich mich gerade hatte setzen wollen, und ihre Mutter bespritzte mir, während sie Wasser aus dem Fenster goß, das ganze Gesicht. Wo ich mich auch immer hinstellte, man schob mich unter dem Vorwande, gerade dort etwas zu suchen, wieder fort: mein Lebtag hatte ich einem derartigen Auftritte nicht beigewohnt. Ich gewahrte in ihren spöttischen und beleidigenden Blicken eine heimliche Wut, deren Ursache ich in meiner Einfalt nicht begriff. Wie aus den *Wolken* gefallen, verblüfft, und nahe

daran, sie alle für besessen zu halten, begann ich mich allen Ernstes zu ängstigen, als der Herr Abbé, welcher so tat, als ob er nichts sah und nichts hörte, dennoch aber wohl einsah, daß es mit dem Frühstücken nichts werden würde, sich anschickte, herauszugehen; ich beeilte mich, ihm zu folgen und war herzlich froh, den drei Furien endlich entkommen zu sein. Während wir gingen, schlug er mir vor, in einem Kaffeehaus zu frühstücken. Obgleich ich großen Hunger hatte, willigte ich in diesen Vorschlag nicht ein, und da er seinerseits ebenfalls nicht allzusehr darauf bestand, trennten wir uns an der dritten oder vierten Straßenecke; ich glücklich, alles aus dem Gesicht zu verlieren, das mit jenem verdammten Hause zusammenhing, und er, wie ich glaube, äußerst froh, mich weit genug geleitet zu haben, so daß es mir nicht leicht werden konnte, sein Haus wiederzuerkennen. Weder in Paris noch in irgend einer anderen Stadt ist mir jemals etwas diesen beiden Abenteuern Ähnliches begegnet; sie haben mir einen wenig vorteilhaften Eindruck von der Lyoner Bevölkerung hinterlassen: stets habe ich diese Stadt für diejenige Europas gehalten, in der die allerscheußlichste Sittenverderbnis herrscht.

Die Erinnerung an die äußerste Bedrängnis, in die ich mich geworfen sah, hat auch nicht dazu beigetragen, mir ein angenehmes Gedächtnis an sie zu erhalten. Wäre ich wie ein anderer gewesen und hätte das Talent besessen, zu borgen und in meinem Gasthaus Schulden zu machen, so hätte ich leichtes Spiel gehabt, aber hierin war meine Ungeschicklichkeit ebenso groß wie mein Widerwillen. Um sich vorzustellen, wie weit beides bei mir ging, braucht man nur zu wissen, daß es mir, obgleich ich fast mein ganzes Leben in Bedrängnis und oft sogar in Not um mein tägliches Brot verbracht habe, nie begegnet ist, einen Gläubiger, der sein Geld von mir forderte, auch nur ein einziges Mal nicht sofort zu befriedigen. Ich habe mich niemals darauf verstanden, Läpperschulden zu machen, und stets lieber gedarbt als geschuldet.

Und die Nacht auf der Straße verbringen, heißt wirk*lich darben,* und das ist mir mehr als einmal in Lyon

widerfahren. Ich verwandte die wenigen Sous, die mir noch blieben, lieber auf mein Brot als auf meine Nachtherberge, weil ich schließlich weniger Gefahr lief, an Schlafmangel, denn Hungers zu sterben. Erstaunlich ist nur, daß ich in dieser fürchterlichen Lage weder besorgt noch traurig war. Ich machte mir über die Zukunft nicht die geringste Sorge, harrte der Nachrichten, die Fräulein von Chatelet erhalten mußte, und schlief unterdessen unter dem schönen freien Himmel, auf die Erde oder auf eine Bank gestreckt, und zwar so ruhig, wie auf einem Bett aus lauter Rosen. Ich erinnere mich sogar, eine wunderbare Nacht auf einem Wege an den Ufern der Rhône oder der Saône verbracht zu haben, an welchem der beiden Flüsse weiß ich nicht mehr. An der gegenüberliegenden Seite begrenzten in Terrassen ansteigende Gärten den Weg. Es war an jenem Tage sehr heiß gewesen, der Abend war berückend und der Tau feuchtete das welke Gras, kein Wind, eine ruhige Nacht, die Luft war frisch, ohne kalt zu sein, und die Sonne hatte nach ihrem Niedergang in dem Himmel rote Dämpfe hängen lassen, deren Widerschein das Wasser rot färbte; die Bäume auf den Terrassen waren voller Nachtigallen, welche einander fragten und einander antworteten. Ich wandelte in einer Art von Verzückung umher und überließ meine Sinne und mein Herz dem Genuß all dieser Dinge, und seufzte vielleicht nur ein wenig darüber, sie allein genießen zu müssen. In meine süßen Träumereien verloren, dehnte ich meinen Spaziergang bis tief in die Nacht hinein aus, ohne zu gewahren, daß ich müde sei. Endlich fühlte ich es doch. Wohlig legte ich mich auf die Steinplatte einer Art Nische oder blinden Tür, die in eine der Terrassenmauern einschnitt. Der Himmel meines Bettes bestand aus den Baumwipfeln, und eine Nachtigall saß genau über mir, bei ihrem Sang entschlummerte ich, mein Schlaf war süß und noch süßer mein Erwachen. Es war rings strahlend hell und meine sich öffnenden Augen erblickten das Wasser, das Laub und eine wunderbare Landschaft. Ich erhob mich und reckte mich: der Hunger stellte sich ein; fröhlich wandte *ich mich* der Stadt zu, entschlossen,

die zwei blanken Weißpfennige, die ich noch besaß, an ein gutes Frühstück zu wenden. Ich war so guter Dinge, daß ich auf dem ganzen Wege sang; ich erinnere mich sogar noch, daß es eine Kantate von Batistin: die Bäder von Thomery, war, welche ich auswendig wußte. Gesegnet sei der gute Batistin und seine schöne Kantate, die mir ein besseres Frühstück eingetragen hat als das, auf welches ich rechnen konnte, und ein noch weit besseres Mittagessen, auf das ich überhaupt nicht mehr hatte rechnen dürfen. Wie ich so mitten im schönsten Gehen und Singen war, höre ich jemand hinter mir: ich wende mich um und gewahre einen Antoniner, der mir folgte und mit großem Vergnügen zuzuhören schien. Er grüßte mich, sprach mich an und fragte mich, ob ich mich auf Musik verstände? Ich antwortete: ein wenig, was heißen sollte, recht gründlich. Er fuhr fort, mich auszufragen, und ich erzählte ihm einen Teil meiner Geschichte. Er fragte mich, ob ich denn nie Noten abgeschrieben habe. „Oft," antwortete ich. Und das war wahr, denn meine Methode, sie zu erlernen, hatte gerade darin bestanden. „Wohlan," sagte er, „kommen Sie mit mir, ich kann Sie einige Tage lang beschäftigen, während deren es Ihnen an nichts gebrechen soll, vorausgesetzt, daß Sie einwilligen, das Zimmer nicht zu verlassen." Ich ging von Herzen gern darauf ein und folgte ihm.

Dieser Antoniner hieß Rolichon. Er liebte die Musik, verstand sich darauf und sang selber in kleinen Konzerten mit, welche er gemeinsam mit seinen Freunden veranstaltete. Es kam dabei nur Unschuldiges und Ehrbares vor, aber diese seine Neigung artete scheinbar in eine krankhafte Sucht aus, von der er wenigstens einen Teil zu verbergen gezwungen war. Er führte mich in ein kleines Zimmer, das ich bewohnen sollte und in dem ich gar viele Musikstücke fand, die er abgeschrieben hatte. Er gab mir zum Abschreiben deren noch mehr und besonders die Kantate, die ich gesungen hatte, und die er selber in einigen Tagen singen wollte. Ich blieb drei oder vier Tage dort, und wenn ich nicht gerade aß, schrieb ich die ganze Zeit über. Ich muß aber gestehen, daß ich

noch nie in meinem Leben so ausgehungert gewesen war und nie besser verpflegt wurde. Er brachte mir selber die Speisen aus ihrer Küche herauf, und wenn aus ihr stets dergleichen hervorging, wie ich zu essen bekam, so muß sie sehr gut gewesen sein. So habe ich denn auch mein Lebtag nicht mit solcher Freude gegessen; ich muß jedoch gestehen, die guten Bissen kamen nur zu allzu rechter Zeit, denn ich war bereits dürr wie Holz. Ich arbeitete aber auch fast mit eben dem Herzen, mit dem ich aß, und das will nicht wenig besagen. Allerdings war meine Sorgfältigkeit nicht ganz ebenso groß wie mein Fleiß, denn als ich Herrn Rolichon einige Tage später auf der Straße begegnete, teilte er mir mit, die von mir ausgeschriebenen Stimmen hätten die Musik unausführbar gemacht, derartig seien sie voller Auslassungen, Verdoppelungen und Verschiebungen gewesen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß ich mich in der Folge gerade auf das Handwerk eingelassen habe, zu dem ich von allen in der Welt am wenigsten geschickt war: nicht etwa, daß meine Noten nicht schön gemalt gewesen und ich nicht sehr sauber abgeschrieben hätte, aber die Langweile einer langwierigen Arbeit zerstreut mich so sehr, daß ich mehr Zeit aufs Radieren verwenden muß, denn aufs Notenzirkeln, und daß sich die von mir ausgeschriebenen Stimmen nicht ausführen lassen, wenn ich sie nicht mit der allergrößten Aufmerksamkeit wieder und wieder vergleiche. Ich machte also meine Sache sehr schlecht, obgleich ich sie doch so gut machen wollte, und sobald ich mich gar eilte, ging alles in die Quere. Das hinderte Herrn Rolichon jedoch nicht, mich bis zuletzt freundlich zu behandeln und mir, als ich ihn verließ, noch einen Taler zu schenken, den ich wahrlich kaum verdiente, der mich aber wirklich vollends wieder auf die Beine brachte, denn wenige Tage später erhielt ich Nachrichten von Mama, die in Chambery war, und Geld, um zu ihr zu reisen, was ich denn auch mit höchstem Entzücken tat. Seitdem ist mir das Geld noch oft knapp geworden, aber niemals mehr habe ich wirklich hungern müssen. Ich zeichne diesen Zeitpunkt *dankbaren* Herzens für die Fürsorge

der Vorsehung auf, es war das letztemal in meinem Leben, daß ich Elend und Hunger gefühlt.

Ich blieb noch sieben oder acht Tage in Lyon, um die Ausführung der Aufträge abzuwarten, die Mama der Fräulein von Chatelet aufgegeben hatte. Ich besuchte sie nun fleißiger als vorher, da ich freudig mit ihr von ihrer Freundin sprechen konnte, ohne von dem qualvollen Bewußtsein meiner Lage, die ich zu verbergen gezwungen war, abgelenkt zu werden. Fräulein von Chatelet war weder jung noch hübsch, aber nicht anmutlos, und außerdem anschmiegend und vertraulich, und ihr Geist machte diese Vertraulichkeit wertvoll. Ihr eignete jener Hang zur Beobachtung, der zum Studium der Menschen führt, und ich muß den ersten Ursprung meiner gleichen Neigung auf sie zurückführen. Sie liebte die Romane von Le Sage, vornehmlich den Gil-Blas; sie sprach mir von ihm, borgte ihn mir, und ich las ihn mit Vergnügen, aber ich war für solche Bücher noch nicht reif genug, sondern verlangte nach Romanen voller großer Gefühle. So brachte ich denn meine Zeit in dem Empfangszimmer der Fräulein von Chatelet mit ebenso viel Vergnügen wie Nutzen zu, denn sicherlich sind die anregenden und verständigen Gespräche einer begabten Frau mehr geeignet, einen jungen Mann zu bilden, als die ganze pedantische Philosophie der Bücher. In Chasottes machte ich noch die Bekanntschaft einiger ihrer Freundinnen, und unter anderem die eines jungen Frauenzimmers von vierzehn Jahren, Fräulein von Serre mit Namen, der ich damals keine allzu große Aufmerksamkeit zollte, in die ich mich aber acht oder neun Jahre später leidenschaftlich und mit Recht verliebte, denn sie war ein reizendes Mädchen.

Innerlich ganz erfüllt von der Erwartung des baldigen Wiedersehens mit meiner guten Mama, dämmte ich den Schwarm meiner Phantasiegebilde ein wenig zurück, denn das wahre Glück, das meiner harrte, überhob mich, ihm in meinen Träumereien nachzujagen. Und ich sollte sie nicht nur wiedersehen, sondern an ihrer Seite und *durch sie* auch ein angenehmes Dasein finden, denn sie hatte *mich* wissen lassen, daß sie eine Beschäftigung für

mich gefunden zu haben glaube, welche mir, wie sie hoffe, auch gefallen und mich vor allem nicht von ihr trennen würde. Ich erschöpfte mich in Vermutungen, um zu erraten, was das wohl für eine Beschäftigung sein mochte; ich hätte in der Tat auch müssen raten können, um das Richtige zu treffen. Ich hatte genug Geld, um den Weg aufs bequemste zurückzulegen. Fräulein von Chatelet wollte, ich solle ein Pferd nehmen, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, und tat recht daran, denn ich hätte so das Vergnügen der letzten Fußreise eingebüßt, die ich in meinem Leben ausgeführt habe, denn die kurzen Ausflüge, die ich rings in der Nachbarschaft machte, solange ich in Motier wohnte, kann ich nicht so nennen.

Es ist seltsam, daß meine Stimmung niemals so fröhlich ist, als wenn es mir weniger gut geht, und daß ich meine Heiterkeit verliere, sobald alles rings um mich mir entgegenlacht. Mein törichter Kopf kann sich den Dingen nicht unterwerfen, er versteht sich nicht aufs Verschönern, er will schaffen. Die wirklichen Dinge spiegeln sich in ihm höchstens so, wie sie sind, ausschmücken kann er nur erträumte. Wenn ich den Frühling schildern will, muß es Winter um mich sein, will ich eine schöne Landschaft malen, müssen mich Mauern einengen; zu hundert Malen habe ich gesagt: sollte ich jemals in die Bastille kommen, so würde ich dort die Freiheit verherrlichen. Als ich Lyon verließ, blickte ich in eine gute Zukunft, ich war ebenso zufrieden, und hatte auch allen Grund, es zu sein, wie ich bei meiner Abreise von Paris unzufrieden gewesen war. Dennoch überkamen mich während dieser Reise nicht jene wundervollen Träumereien, welche mich während der früheren niemals verlassen hatten. Mein Herz war heiter, aber das war auch alles. Voller Ergriffenheit reiste ich der trefflichen Freundin entgegen, die ich wiedersehen sollte. Ich genoß im voraus, aber ohne Trunkenheit, die Freude, an ihrer Seite zu leben: ich hatte jedoch stets damit gerechnet, und so war es, als ob mir durchaus nichts Neues widerführe. Ich beunruhigte mich darüber, was ich nun würde beginnen sollen, als ob das *so sehr* beunruhigend gewesen wäre.

Meine Gedanken waren friedlich und sanft, aber nicht himmlisch und berückend. Die Gegenstände zogen meine Augen auf sich, ich beachtete die Landschaften, sah die Bäume, die Häuser, die Bäche, schwankte an den Wegkreuzungen, hatte Angst, mich zu verirren, und verirrte mich nicht, mit einem Wort, ich war nicht mehr im Himmel, sondern dort, wo ich war, oder dort, wohin ich ging, aber niemals wo anders.

Bei der Schilderung meiner Reisen widerfährt mir dasselbe, was mir widerfuhr, als ich sie machte: ich weiß niemals anzukommen. Mein Herz schlug vor Freude, als ich mich meiner lieben Mama näherte, aber ich ging darum nicht schneller. Ich liebe ein gemächliches Marschieren und mache gerne Halt, so oft es mir gefällt. Ein wanderndes Leben paßt am besten für mich. Bei schönem Wetter und in schöner Landschaft ohne allen Grund zur Eile zu Fuß zu gehen und am Ende meines Wegs eines angenehmen Zieles gewiß zu sein, das ist von allen Lebensarten die, welche mit meinem Geschmack am meisten übereinstimmt. Was ich unter einer schönen Landschaft verstehe, weiß man bereits. Niemals hat flaches Land, wie schön es auch immer gewesen sein möchte, in meinen Augen dafür gelten können. Mein Sinn verlangt nach Sturzbächen, nach Felsen, Tannen, schwarzen Wäldern, Bergen, nach aufwärts und abwärts steilen Pfaden, und rechts und links müssen Abgründe liegen, die mir Furcht einjagen. Dies Vergnügen ward mir, als ich mich Chambery näherte, und so genoß ich es denn in seinem ganzen Zauber. Nicht weit von einer schroffen Felswand, die man den Pas-de-l'Echelle nennt, braust und kocht tief unter der in den Fels gehauenen Landstraße dicht bei dem Flecken Chailles in grausigen Schlünden ein kleiner Fluß, der Tausende von Jahrhunderten gebraucht zu haben scheint, um sich dieses Bett zu graben. Man hat den Weg zur Vermeidung von Unglücksfällen mit einem Geländer eingefaßt, deshalb konnte ich geruhig in die Tiefe hinabblicken und mir das Schwindligwerden nach *Herzenslust* verschaffen, denn verwunderlicherweise werde *ich trotz* meiner Liebe zu steilen Hängen schwind-

lig an ihnen, aber gerade dieses Schwindelgefühl behagt mir, sobald ich in Sicherheit bin. Fest gegen das Geländer gepreßt, beugte ich mich weit hinaus und blieb so Stunden und Stunden, und sah unten in der tiefsten Tiefe bald den weißen Schaum und bald das blaue Wasser aufleuchten, und hörte das Brausen zwischen dem Geschrei der Raben und Raubvögel, welche wohl hundert Klafter unter mir von Fels zu Fels und von Gebüsch zu Gebüsch flogen, bis zu mir heraufdringen. An Stellen, wo der Hang wenig unterbrochen und das Gestrüpp licht genug war, um Steine durchzulassen, suchte ich deren ringsumher so große, als ich nur irgend tragen konnte, reihte sie auf dem Geländer nebeneinander auf, und dann stieß ich einen nach dem anderen herunter und ergötzte mich daran, sie herabrollen, springen und in tausend Splitter zerschellen zu sehen, ehe sie noch den Boden des Abgrundes erreicht hatten.

In größerer Nähe von Chambery hatte ich ein ähnliches Schauspiel, wenn auch in umgekehrtem Sinne. Der Weg führt an dem Fuße des schönsten Wasserfalles vorbei, den ich mein Lebtag gesehen. Der Fels ist so steil, daß sich das Wasser völlig ablöst und in einem Bogen herabfällt, der so weit ist, daß man zwischen Fall und Fels, bisweilen sogar ohne naß zu werden, hindurchgehen kann, wenn man aber nicht ordentlich acht gibt, wird man tüchtig naß, wie es auch mir widerfuhr, denn infolge der außerordentlichen Höhe teilt sich das Wasser und zerstäubt, und wenn man dieser Wolke zu nahe kommt, ist man plötzlich durch und durch naß, ohne im Augenblick vorher auch nur Feuchtigkeit verspürt zu haben.

Endlich kam ich an und sah sie wieder. Sie war nicht allein. Als ich eintrat, war der Herr Generalintendant bei ihr. Ohne mich anzureden, ergriff sie mich bei der Hand und stellte mich ihm mit jener Anmut vor, die ihr alle Herzen gewann: „Da ist der arme junge Mann," sagte sie, „beschützen Sie ihn, solange er es verdienen wird, ich bin dann für seine Zukunft nicht mehr in Sorgen." Darauf wandte sie sich an mich: „Mein Kind," sagte sie, „Sie gehören jetzt *dem Könige*, danken Sie dem Herrn

Intendanten, der Ihnen Brot gibt." Ich machte große Augen, ohne etwas zu sagen und ohne recht zu wissen, was ich denken sollte, aber beinahe hätte der aufkeimende Ehrgeiz mir wieder den Kopf verdreht und mein Selbstgefühl mich zum kleinen Intendanten gemacht. Mein Glück stellte sich jedoch als weniger glänzend heraus, als ich nach diesem Beginne zu hoffen geneigt gewesen war, vorderhand konnte ich jedoch davon leben, und das war viel für mich. Es handelte sich nämlich um folgendes:

Da der König Victor Amadeus aus dem Ausgange der vorangegangenen Kriege und aus der Lage des Erblandes seiner Väter schloß, daß es ihm wohl eines Tages genommen werden würde, trachtete er nur danach, es noch beizeiten auszupressen. Vor wenigen Jahren hatte er auf Grund des Beschlusses, den Adel zu besteuern, die allgemeine Katastrierung des ganzen Landes befohlen, damit man die aufzuerlegende Grundsteuer mit größerer Gerechtigkeit ansetzen könne. Diese bereits unter dem Vater begonnene Arbeit wurde unter dem Sohne vollendet. Zwei oder dreihundert Menschen, sowohl Feldmesser, die man Geometer, als auch Schreiber, die man Sekretäre nannte, wurden bei dieser Arbeit verwandt, und unter den letzten hatte Mama mir eine Stellung verschafft. Obgleich der Posten nicht allzu einträglich war, warf er doch ein für dieses Land reichliches Einkommen ab. Das Üble an der Sache war indessen, daß dieses Amt nur auf Zeit vergeben wurde, man konnte jedoch inzwischen sich anderweitig umtun und abwarten, und Mama bemühte sich deshalb schon im voraus, mir die besondere Gunst des Intendanten zu verschaffen, damit ich nach Ablauf meines jetzigen Amtes in ein festeres aufrücken möchte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft fing ich bereits meine Arbeit an. Sie brachte mir keine Schwierigkeiten, und bald beherrschte ich sie völlig. Nach vier oder fünf Jahren des Umherschweifens, Jahren, reich an Torheiten und Kümmernissen, begann ich nun seit meinem Scheiden aus Genf zum ersten Male wieder, mein Brot auf ehrliche Weise zu verdienen.

All die langwierigen Einzelheiten aus meiner ersten Jugendzeit mögen recht kindisch erschienen sein, und das tut mir leid; obgleich ich in manchen Hinsichten schon als Mann geboren wurde, bin ich doch lange ein Kind geblieben und bin es in manchem noch jetzt. Ich hatte dem Publikum nicht versprochen, eine große Persönlichkeit zu schildern, sondern vielmehr, mich so zu malen, wie ich bin, und um mich im vorgerückteren Alter zu kennen, mußte man mich während meiner Jugend von Grund auf gekannt haben. Da mir die Dinge im allgemeinen einen geringeren Eindruck machen als die Erinnerung an sie, und da all meine Vorstellungen in Bildern leben, so sind mir die ersten Züge, die sich meinem Kopfe einprägten, haften geblieben, und alles, was später hinzutrat, hat sich jenen ersten Eindrücken eher beigesellt, als daß es sie verlöscht hätte. Es gibt eine gewisse Reihe von Stimmungen und Vorstellungen, welche alles, was auf sie folgt, beeinflussen, man muß sie daher genau kennen, um richtig zu urteilen. Ich befleißige mich, überall die ersten Ursachen klar zu entwickeln, um die Verkettung der Wirkungen recht fühlbar zu machen. Ich möchte meine Seele für den Leser gewissermaßen durchsichtig machen, und deshalb bestrebe ich mich, sie ihm unter allen Gesichtspunkten zu zeigen und sie ihm mit jeder Art Licht zu durchleuchten, und zu sorgen, daß keine Regung darin gewesen sei, die er nicht gewahr geworden wäre, damit er selber über den ersten Anstoß, der sie erzeugt, urteilen könne.

Wenn ich es mir nur um das endliche Ergebnis zu tun sein ließe und ihm sagen wollte: so ist mein Charakter, so könnte er glauben, ich täuschte, wenn auch nicht gerade ihn, so doch mich selber. Wenn ich jedoch mit größter Einfachheit alles vor ihm im einzelnen ausbreite, was mir widerfahren ist, was ich getan, was ich gedacht, was ich gefühlt, so kann ich ihn nicht irreführen, es sei denn, ich wollte es absichtlich, und selbst dann würde es mir bei dem eingeschlagenen Verfahren nicht leicht gemacht sein. Ihm steht es zu, all jene einzelnen Bestandteile zu vereinigen und das durch sie gestaltete Wesen

zu bestimmen: das Ergebnis soll sein Werk sein, und wenn er sich dabei irrt, so liegt eben der ganze Irrtum bei ihm. Zu diesem Zwecke genügt es jedoch nicht, daß meine Schilderungen aufrichtig sind, sondern sie müssen auch genau sein. Es steht mir nicht an, Wert und Wichtigkeit der Tatsachen zu bestimmen, sondern ich muß sie alle mitteilen und ihm die Mühe der Auswahl überlassen. Dessen habe ich mich mit allem nur denkbaren Mute bis hierher befleißigt, und ich werde auch im folgenden darin nicht nachlassen. Aber die Erinnerungen, die man an sein mittleres Lebensalter hat, sind stets weniger lebendig als die aus der ersten Jugend. Aus ihnen habe ich im vorangegangenen den denkbar größten Gewinst für meine Aufgabe zu ziehen gesucht; wenn meine späteren Erinnerungen nun nicht mit gleicher Kraft wieder aufleben werden, wird der ungeduldige Leser sich zwar vielleicht langweilen, ich selber aber werde darum mit meiner Arbeit nicht unzufrieden sein. Ich habe bei diesem Unternehmen nur eines zu fürchten: nicht etwa zu viel oder die Unwahrheit zu sagen, sondern nicht alles zu sagen und Wahrheiten zu verschweigen.

Fünftes Buch
1732—1736

Wenn ich mich recht erinnere, war es im Jahre 1732, daß ich, so wie ich eben geschildert, in Chambery eintraf und mein Amt beim Kataster im königlichen Dienst antrat. Ich stand zwischen dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Lebensjahre, mein Verstand war für mein Alter ziemlich entwickelt, nicht jedoch meine Urteilskraft, und so war es nötig, daß ich in Hände fiel, die mich lehren konnten, mein Leben endlich recht zu führen. Denn die paar Jahre voller Erfahrungen, die hinter mir lagen, hatten mich noch nicht von Grund auf von meinen romantischen Phantasiegespinsten heilen können, und trotz all der Kümmernisse, die ich durchlebt, kannte ich die Welt und die Menschen so wenig, als ob ich diese Bekanntschaft nicht teuer genug hatte bezahlen müssen.

Ich wohnte zu Hause, das heißt bei Mama, aber mein Zimmer aus Annecy fand ich nicht wieder. Keinen Garten, keinen Bach, kein freies Land! Das Haus, das sie bewohnte, war düster und trüb, und mein Zimmer das düsterste und trübste des ganzen Hauses. Als Aussicht eine Mauer, als Straße eine Sackgasse, wenig Luft, wenig Licht, wenig Raum, Heimchen, Ratten und morsche Dielen ... wahrlich kein freundliches Heim. Aber ich lebte bei ihr, an ihrer Seite, und da ich mich unaufhörlich in meinem Bureau oder in ihrem Zimmer aufhielt, wurde ich der Häßlichkeit des meinen nicht allzu gewahr und fand keine Zeit, darüber trüben Gedanken nachzuhängen. Es wird seltsam erscheinen, daß sie nach Chambery gezogen war, lediglich um solch ein garstiges Haus zu bewohnen, aber auch das war eine Tat ihrer Klugheit, die ich nicht verschweigen darf. Sie hatte eine Abneigung,

nach Turin zu gehen, da sie sehr wohl fühlte, daß nach dem kürzlichen Umschwung der Dinge dort und bei der Aufregung, in der sich noch der ganze Hof befand, kein Zeitpunkt zu einer persönlichen Vorstellung schlechter gewählt sein konnte. Ihre Angelegenheiten erforderten indessen, daß sie sich dort zeigte, denn sie fürchtete, vergessen oder benachteiligt zu werden. Vor allen Dingen wußte sie, daß der Graf von Saint-Laurent, der Generalintendant der Finanzen, ihr keineswegs günstig gesinnt war, aber er war gerade der Besitzer dieses alten, schlecht gebauten Hauses in Chambery, das wegen seiner schlechten Lage stets leer blieb. Daß sie dieses Haus gemietet und sich dort niedergelassen hatte, nützte ihr nun weit mehr als es eine Reise getan haben würde: ihre Pension wurde ihr nicht entzogen, und der Graf von Saint-Laurent ward für immer ihr Freund.

Ich fand ihren Haushalt ungefähr in dem gleichen Zustande wie früher, auch der treue Claude Anet war noch immer bei ihr. Er war, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, ein Bauernbursche aus Moutru, der in seiner Jugend auf dem Jura Kräuter gesammelt hatte, um Schweizer Tee zu machen, und sie hatte ihn gerade um dieser seiner Arzneikenntnisse willen in Dienst genommen, da sie es bequem fand, in ihrem Diener zugleich einen Kräuterkenner zu besitzen. Er verliebte sich in das Studium der Pflanzen so sehr und sie wußte seine Neigung derart anzustacheln, daß er zu einem wirklichen Pflanzenkenner wurde, und wäre er nicht jung gestorben, so würde er sich in dieser Wissenschaft ebenso einen Namen gemacht haben, wie er einen unter allen Ehrenmännern verdient. Da er ernst, ja sogar fast würdig, feierlich und außerdem weit älter war als ich, so wurde er eine Art Hofmeister für mich, der mich vor vielen Torheiten bewahrte, denn er flößte mir Achtung ein: ich wagte niemals, mich ihm gegenüber zu vergessen. Sogar seine Herrin, die seinen geraden Verstand, seine Rechtlichkeit und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an *sie kannte* und sie ihm durch ein gleiches Gefühl ver*alt, hegte* Achtung vor ihm. Claude Anet war ohne

Widerrede ein seltener Mann, sogar der einzige seiner Art, den ich jemals gesehen. Langsam, gesetzt, bedächtig, umsichtig in seiner Aufführung, kalt in seinem Benehmen, lakonisch und sentenzenreich in seinen Reden, war er in seinen Leidenschaften jedoch von einer Heftigkeit, die er zwar niemals merken ließ, die ihn aber innerlich verzehrte und ihn in seinem Leben nur eine einzige, aber eine furchtbare Torheit hat begehen lassen, nämlich die, Gift zu nehmen. Dieser tragische Auftritt trug sich kurz nach meiner Ankunft zu, und ohne ihn würde ich niemals etwas von der Vertraulichkeit, in der dieser Bursche mit seiner Herrin lebte, erfahren haben; hätte sie es mir jetzt nicht selbst gesagt — vermutet hätte ich es nie. Wenn Anhänglichkeit, Eifer und Treue einen solchen Lohn verdienen können, so ward er ihm wahrhaftig geschuldet, und der Umstand, daß er ihn niemals mißbrauchte, beweist, wie sehr er seiner würdig war. Selten setzte es Streit zwischen ihnen, und stets endigte er gut, nur ein einziger hatte ein schlechtes Ende genommen: seine Herrin sagte ihm in ihrem Zorn ein äußerst beleidigendes Wort, das er nicht verwinden konnte. Er schenkte nur seiner Verzweiflung Gehör, und da er eine Flasche Laudanum bei der Hand hatte, so trank er sie aus und legte sich darauf mit dem Gedanken, nie wieder zu erwachen, ruhig nieder. Glücklicherweise fand Frau von Warens, die, selber unruhig und aufgeregt im Hause umherirrte, die leere Flasche und erriet das übrige. Sie flog zu seiner Hilfe herbei und stieß dabei so laute Schreie aus, daß auch ich hinzueilte. Sie gestand mir alles, flehte mich um Hilfe an, und mit großer Mühe gelang es uns, ihn das Laudanum wieder ausbrechen zu lassen. Zeuge dieses Auftrittes, erstaunte ich über meine Dummheit, niemals die geringste Ahnung von ihrer Verbindung, in die sie mich nun einweihte, bekommen zu haben. Aber Claude Annet war so vorsichtig, daß noch weit Scharfsichtigere denn ich sich hätten täuschen lassen. Ihre Aussöhnung war derart, daß auch ich aufs lebhafteste davon ergriffen wurde, und von dieser Zeit an fühlte ich nicht nur *Achtung vor ihm*, sondern sozusagen Ver-

ehrung, und wurde in gewissem Sinne sein Zögling, wobei ich mich durchaus nicht schlecht befand.

Dennoch hatte ich nicht ohne Schmerz erfahren, daß jemand mit ihr in noch größerer Vertraulichkeit lebte als ich. Niemals war es mir beigefallen, diesen Platz für mich zu ersehnen, aber es kam mir hart an, ihn von jemand anderem besetzt zu sehen, das war natürlich. Aber anstatt den zu hassen, der ihn mir weggeschnappt hatte, fühlte ich aufrichtig, daß sich die Zuneigung, die ich für sie empfand, auch auf ihn ausdehnte. Vor allem wollte ich, daß sie glücklich sei, und da sie dazu seiner bedurfte, war ich es zufrieden, daß auch er es dabei wurde. Er seinerseits ging so völlig auf ihre Empfindungen ein, daß er für den Freund, den sie erwählt, ebenfalls aufrichtige Freundschaft empfand. Ohne mir gegenüber mit einer Überlegenheit zu prunken, zu der ihm sein Verhältnis zu ihr doch einiges Recht verlieh, nutzte er nur schlicht und natürlich die, welche seine reifere Urteilskraft ihm über die meine ohne weiteres verlieh. Ich wagte nichts zu tun, was er zu mißbilligen schien, und er mißbilligte nur, was schlecht war. So lebten wir in einer Verbindung, welche uns alle glücklich machte, und die nur der Tod hat zerstören können. Ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Charakters dieser liebenswürdigen Frau liegt auch darin, daß alle, die sie liebten, sich gleichfalls untereinander liebten. Die Eifersucht, ja die Nebenbuhlerschaft sogar, wich vor der Hauptempfindung zurück, die sie eingab, und ich habe niemals gesehen, daß einer von denen, die sie umgaben, einem anderen übel gewollt hätte. Mögen die, welche mich lesen, einen Augenblick innehalten bei diesem Lobe, und wenn sie, darüber nachdenkend, irgend eine andere Frau finden, von der sie dasselbe sagen könnten, so mögen sie sich um der Ruhe ihres Lebens willen fest zu ihr gesellen (und wäre sie sonst auch die niedrigste aller Dirnen).

Hier beginnt seit meiner Ankunft in Chambery bis zu meiner Abreise nach Paris im Jahre 1741 eine Zeitspanne von acht oder neun Jahren, während welcher ich von wenigen Ereignissen zu berichten haben werde, weil

mein Leben darin ebenso ruhig wie einfach verlief, und diese Eintönigkeit war gerade das, dessen ich am meisten bedurfte, um meinen Charakter, welchen dauernde Wirrungen sich zu festigen verhindert hatten, endgültig zu gestalten. In diesem kostbaren Zeitraume hat meine zusammengewürfelte und unzusammenhängende Erziehung sich langsam ausgeglichen und mich zu dem gemacht, was ich trotz all der Stürme, die meiner harrten, unentwegt geblieben bin. Dieses innere Wachsen ging langsam und unmerklich vor sich und war von wenig denkwürdigen Ereignissen begleitet, dennoch aber verdient es verfolgt und entwickelt zu werden.

Zunächst war ich kaum mit etwas anderem als mit meiner Arbeit beschäftigt, der Zwang des Bureaus ließ mir keine Zeit, an andere Dinge zu denken. Die wenige freie Zeit, die mir blieb, verbrachte ich bei der guten Mama, und da ich zum Lesen keine Muße hatte, fühlte ich auch kein Verlangen danach. Aber als mir meine amtliche Tätigkeit gewissermaßen zu einer Art Handfertigkeit geworden war und meinen Geist weniger in Anspruch nahm, ward er wieder unruhig, und die Sucht zu lesen, fiel mich wieder an, und wie als ob dieser Hang durch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, stets immer nur angestachelt werden sollte, so wäre er, wie ehemals bei meinem Meister, auch hier wieder zu einer Leidenschaft geworden, wenn andere dazwischen tretende Neigungen mich von ihm nicht abgelenkt hätten.

Obgleich es zu unseren Berechnungen nicht gerade einer allzu hohen Arithmetik bedurfte, so kam doch genug davon vor, um mich bisweilen arg in Verlegenheit zu setzen. Um diese Schwierigkeit zu überwinden, kaufte ich arithmetische Lehrbücher, und da ich allein lernte, lernte ich auch viel daraus. Die praktische Arithmetik erstreckt sich viel weiter als man gemeinhin denkt, sobald man mit äußerster Genauigkeit vorgehen will. Es gibt Berechnungen von so außerordentlicher Länge, daß ich selbst tüchtige Geometer habe bisweilen Fehler machen sehen. Die mit Übung gepaarte Überlegung gibt deutliche Begriffe, und dann findet man abgekürzte Me-

thoden, deren Entdeckung dem Selbstgefühl schmeichelt, deren Richtigkeit den Geist befriedigt und uns eine an sich undankbare Arbeit mit Vergnügen ausführen läßt. Ich arbeitete mich allmählich so hinein, daß es keine durch Zahlen lösbare Aufgabe mehr gab, die mich in Verlegenheit gesetzt hätte, und noch jetzt, wo alles, was ich einmal gewußt habe, allmählich meinem Gedächtnis entfällt, bleibt diese Fertigkeit trotz einer Unterbrechung von dreißig Jahren zum Teil darin haften. Noch vor wenigen Tagen habe ich auf einer Reise nach Davenport der Rechenstunde der Kinder meines Wirtes beigewohnt und dort fehlerlos und mit einem unglaublichen Vergnügen eines der allerverwickeltsten Exempel ausgerechnet. Als ich meine Zahlen niederschrieb, ward mir zumute, als lebte ich noch meine glücklichen Tage zu Chambery. Das hieß doch ein wenig gar zu weit zurückschweifen.

Das Austuschen der Karten unserer Geometer ließ auch meine alte Lust zum Zeichnen wieder erwachen. Ich kaufte Farben und fing an Blumen und Landschaften zu malen. Es ist schade, daß ich wenig Talent zu dieser Kunst in mir entdeckte, denn meine Neigung drängte mich übermächtig zu ihr. Ich hätte zwischen meinen Bleistiften und meinen Pinseln ganze Monate verbringen können, ohne auszugehen, ja, diese Beschäftigung fesselte mich so sehr, daß man sich gezwungen sah, sie mir fortzunehmen. So geht es mit allen Neigungen, denen ich mich hinzugeben beginne, sie wachsen, werden zur Leidenschaft, und bald gibt es für mich nichts mehr auf der Welt, denn die Sache, mit der ich mich gerade befasse. Das Alter hat mich von diesem Fehler nicht geheilt, ja, es hat ihn nicht einmal verringert, und jetzt, da ich dieses schreibe, bin ich wie ein alter Faselhans wieder in ein nutzloses Studium verliebt, von dem ich nichts verstehe*), und welches selbst die, die in ihrer Jugend damit begonnen haben, in dem Lebensalter, in welchem ich damit beginnen will, aufzugeben gezwungen sind.

Damals wäre es mehr am Platze gewesen, denn die *Gelegenheit* war schön, und ich fühlte mich auch ver-

*) Botanik.

sucht, sie zu nutzen. Die Befriedigung, die ich in den Augen Anets wahrnahm, wenn er, mit neuen Pflanzen beladen, zurückkam, brachte mich zweimal oder dreimal fast dahin, ihn beim Botanisieren zu begleiten. Wäre ich auch nur ein einziges Mal wirklich mitgegangen, so würde mich das, des bin ich fast überzeugt, völlig gewonnen haben, und ich würde heute vielleicht ein großer Botaniker sein, denn ich kenne kein Studium in der Welt, welches sich mit meinen natürlichen Neigungen besser verträgt als die Pflanzenkunde, und das Leben, das ich seit zehn Jahren auf dem Lande führe, ist kaum etwas anderes, als ein ununterbrochenes Botanisieren, allerdings ein zweck- und fortschrittloses; da ich damals jedoch gar keine Vorstellung von der Botanik hatte, fühlte ich eine Art Verachtung und sogar einen Widerwillen gegen sie: ich hielt sie nur für eine Art Vorbereitung zum Apotheker. Mama, die sie liebte, machte selber keinen anderen Gebrauch von ihr, denn sie ließ nur Nutzpflanzen sammeln, um sie für ihre Arzneien zu verwenden. So dienten denn Botanik, Chemie und Anatomie, welche in meinem Kopfe alle in dem Namen Medizin aufgingen, nur meinen bissigen Spöttereien den ganzen Tag über zur Zielscheibe, bisweilen aber auch dazu, mir Ohrfeigen einzutragen. Andererseits wuchs ein sehr verschiedener und diesem allzu entgegengesetzter Hang von Tag zu Tag mehr in mir und vernichtete bald alle anderen Neigungen, ich spreche von der Musik. Ich muß zweifellos für diese Kunst geboren sein, da ich sie seit meiner Kindheit liebte und einzig sie zu allen Zeiten meines Lebens beständig geliebt habe. Erstaunlich ist nur, daß eine Kunst, für die ich geboren, mir dennoch beim Erlernen so viel Mühe gekostet und nur so langsame Erfolge beschert hat, daß ich trotz eines ganzen Lebens der Übung niemals habe dahin gelangen können, sicher vom Blatt zu singen. Damals war mir dieses Studium jedoch vor allem lieb, weil ich es gemeinsam mit Mama treiben konnte. Da wir in allem anderen sehr verschiedene Neigungen hatten, bedeutete die Musik für uns einen Einigungspunkt, *von dem ich* nur allzu gern Gebrauch

machte. Und sie entzog sich dem nicht: ich war damals ungefähr ebenso weit wie sie, und wir vermochten nach zwei oder drei Versuchen ein Lied leidlich zusammen zu singen. Manchmal wenn ich sie an ihrem Brauofen allzu beschäftigt sah, rief ich ihr zu: „Mama, hier ist ein reizendes Duett, das mir ganz so vorkommt, als könne es der Mixtur, die Sie da gerade kochen, gar leicht zu einem Brandgeschmacke verhelfen." „Ah, meiner Treu," erwiderte sie dann, „wenn du mich dahin bringst, sie anbrennen zu lassen, so sollst du sie auch selber austrinken." Und während wir weiter hin und her stritten, zog ich sie an ihr Klavier, wir vergaßen uns dort völlig, der Wacholder- oder Wermutsud verbrannte, sie beschmierte mir das Gesicht damit, und alles das war herrlich.

Man sieht: meiner geringen Muße harrten gar vielerlei Dinge! Und doch kam noch eine neue Beschäftigung hinzu, die alle anderen aufwog.

Der Kerker, den wir bewohnten, war so dumpfig, daß wir bisweilen das Bedürfnis verspürten, auf dem Lande frische Luft zu schöpfen. Anet drängte Mama, sich draußen in einer Vorstadt einen Garten zur Pflanzenzucht zu mieten. Zu diesem Garten gehörte ein recht hübsches Landhäuschen, das man aufs notdürftigste ausstattete: man stellte ein Bett hinein. Wir aßen oft dort, und ich übernachtete dann manchmal in dem Häuschen. Unmerklich verliebte ich mich in diesen kleinen Schlupfwinkel, brachte ein paar Bücher und ein paar Kupferstiche hin, und verwandte einen Teil meiner freien Zeit darauf, ihn wohnlich herzurichten und Mama diese oder jene Überraschung zu bereiten, wenn sie hinkam. Ich verließ Mama nur, um mich mit ihr zu beschäftigen und mit größerer Freude an sie zu denken: auch dies eine Laune, die ich weder entschuldige noch erkläre, sondern nur mitteile, weil die Sache sich so verhielt. Ich erinnere mich, daß Frau von Luxembourg mir einmal spöttisch von einem Manne sprach, der seine Geliebte verließ, um an sie schreiben zu können. Ich antwortete ihr, auch ich *hätte sehr gut* dieser Mann sein können, und ich hätte *hinzufügen* können, daß ich es sogar zuweilen gewesen

war. An der Seite Mamas habe ich jedoch das Bedürfnis, mich von ihr zu entfernen, um sie noch heißer zu lieben, niemals empfunden, denn wenn ich mit ihr allein zusammen war, fühlte ich mich völlig ebenso wohl, als wenn ich ganz allein gewesen wäre, bei keinem anderen Menschen, weder Mann noch Frau, ist mir das so ergangen, wie lieb ich sie auch immer gehabt haben mochte. Mama war jedoch so oft von fremden Leuten umgeben, und zwar von Leuten, in die ich mich so wenig schicken konnte, daß Ärger und Langweile mich in meinen Schlupfwinkel hinaustrieben, wo ich sie dann so hatte, wie ich es wollte, und keine Furcht mich störte, Überlästige möchten uns bis hierher folgen.

Während ich solcherweise, zwischen Arbeit, Vergnügen und Studium geteilt, in süßester Ruhe dahinlebte, erging es Europa nicht ebenso. Frankreich und der Kaiser hatten sich gegenseitig den Krieg erklärt, der König von Sardinien hatte sich in den Streit gemischt, und die französische Armee rückte durch Piemont, um ins Mailändische einzufallen. Eine Abteilung zog auch durch Chambery, und dabei befand sich das Champagner Regiment, dessen Obrist der Herzog de La Trimouille war, dem ich vorgestellt wurde und der mir das Blaue vom Himmel herunter versprach, und sicherlich niemals auch nur einen Augenblick lang an mich zurückgedacht hat. Unser kleiner Garten lag just an der Spitze der Vorstadt, durch welche die Truppen einmarschierten, so daß ich das Vergnügen, sie vorbeiziehen zu sehen, nach Herzenslust auskosten konnte, und mich dadurch für den Ausgang dieses Krieges so begeisterte, als ob mich das irgend etwas angegangen hätte. Bis dahin war es mir noch niemals in den Sinn gekommen, mich um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern, jetzt fing ich zum ersten Male an, Zeitungen zu lesen, aber mit einer solchen Parteinahme für Frankreich, daß mir bei dem geringsten ihrer Erfolge das Herz vor Freuden im Leibe hüpfte, und ihre Niederlagen mich derart betrübten, als müßten die Folgen auf mich herniederbrechen. Wäre dies nur eine vorübergehende *Laune* gewesen, so würde ich sie der Ex-

wähnung nicht wert halten, aber sie hat ohne irgend einen vernünftigen Grund in meinem Herzen derart Wurzel geschlagen, daß ich später, als ich in Paris den Tyrannenfeind und stolzen Republikaner spielte, wider Willen eine geheime Vorliebe für dieses Volk fühlte, das ich knechtisch fand, und auch für die Regierung, der ich entgegenzutreten müssen glaubte. Ergötzlich dabei war, daß ich diese meinen Grundsätzen so entgegenstehende Neigung aus Scham niemandem anzuvertrauen wagte und die Franzosen wegen ihrer Niederlagen verhöhnte, während mir das Herz dabei doch mehr blutete als ihnen selber. Ich bin sicherlich der einzige Mensch, der sich, während er unter einem Volke lebte, das ihn gut behandelte und das er über alles liebte, den Anschein gab, es zu verachten. Kurz, diese Neigung hat sich auf meiner Seite als so uneigennützig, so stark, so unerschütterlich und so unbesieglich erwiesen, daß ich mich von meiner Torheit auch nicht habe heilen können, als ich Frankreich bereits verlassen hatte, und seine Regierung, seine Behörden und seine Schriftsteller um die Wette über mich hergefallen sind, und es guter Ton geworden war, mich mit Ungerechtigkeiten und Schmähungen zu überhäufen. Ich liebe die Franzosen trotz meiner und obgleich sie mich mißhandeln.

Lange habe ich nach der Ursache zu dieser Parteilichkeit geforscht und habe sie nur in der Gelegenheit, aus der sie entstand, zu erblicken vermocht. Ein wachsendes Gefallen an der Literatur verknüpfte mich innerlich mit französischen Büchern, mit den Verfassern dieser Bücher und mit dem Vaterlande dieser Verfasser. Gerade um die Zeit, als das französische Heer an meinen Augen vorbeizog, las ich „die großen Feldherren" von Brantome. In meinem Kopf wirbelten die Clisson, Bayard, Lautrec, Coligny, Montmorency, La Trimouille durcheinander, und ich liebte ihre Nachkommen als die Erben ihres Verdienstes und ihrer Tapferkeit, in jedem vorüberziehenden Regiment wähnte ich jene berüchtigten schwarzen Banden wiederzuerkennen, die einst so große Heldentaten in Piemont verübt hatten. Kurz, ich übertrug auf das, was

ich sah, die Vorstellungen, die ich aus meinen Büchern geschöpft hatte: mein dauernd fortgesetztes und stets demselben Volke zugewandtes Lesen nährte meine Liebe zu ihm und schuf mir eine blinde Leidenschaft für es, welche nichts hat überwinden können. Ich habe später Gelegenheit gehabt, auf meinen Reisen wahrzunehmen, daß es nicht nur mir, sondern mehr oder weniger in allen Ländern dem Teile des Volkes so erging, welcher die Literatur liebte und literarischer Bildung pflegte, und daß diese so gewonnene Liebe dem allgemeinen Haß, den das anmaßende Wesen der Franzosen überall erregt, das Gleichgewicht hielt. Mehr ihre Romane, denn ihre Männer gewinnen ihnen die Frauen aller Länder, und ihre dramatischen Meisterwerke begeistern allenthalben die Jugend für ihr Theater. Der Ruhm des Pariser Theaters lockt ganze Scharen von Fremden herbei, welche als Begeisterte zurückkehren. Kurz, ihr vortrefflicher Geschmack in der Literatur unterwirft ihnen auch alle Menschen, die selber welchen haben, und nach dem Kriege, der eben einen so unglücklichen Ausgang für sie genommen hat, sehe ich ihre Schriftsteller und ihre Philosophen den Ruhm des französischen Namens aufrechterhalten, dessen Glanz ihre Krieger getrübt haben.

Ich war also ein feuriger Franzose, und das machte mich zum Neuigkeitskrämer. Ich zog mit der Schar der Maulaffen auf den Markt, um dort die Ankunft der Kuriere abzuwarten, und, noch dümmer als der Esel in der Fabel, sorgte ich mich herzlich darum, welches Herrn Packsattel zu tragen ich die Ehre haben würde: denn es hieß damals, wir sollten an Frankreich fallen und man würde Savoyen für das Mailändische eintauschen. Einigen Grund zur Furcht hatte ich aber immerhin, denn wenn dieser Krieg für die Verbündeten schlecht ausging, so war Mamas Pension in großer Gefahr. Aber ich setzte all mein Vertrauen in meine guten Freunde, und dieses Mal wurde dieses Vertrauen trotz des Überfalles des Herrn von Broglie auch nicht getäuscht, und zwar dank dem Könige von Sardinien, an den ich nicht gedacht hatte.

Während man sich in Italien schlug, sang man in Frankreich; die Opern Rameaus fingen an Aufsehen zu erregen und brachten seine theoretischen Werke, die wegen ihrer Dunkelheit nur wenigen verständlich gewesen waren, wieder zur Geltung. Zufällig hörte ich von seiner Abhandlung über Harmonie sprechen und hatte keine Ruhe, bis ich mir das Buch verschafft. Ein anderer Zufall sorgte dafür, daß ich krank wurde. Diese Krankheit war entzündlich, sehr heftig und kurz, aber meine völlige Genesung verzögerte sich lange, und erst nach einem Monat war ich wieder imstande, auszugehen. Während dieser Zeit überflog, ja verschlang ich die Abhandlung über die Harmonie, aber sie war so lang, so verworren und so schlecht geordnet, daß ich einsah, ihr Studium und ihr Verständnis würden beträchtliche Zeit in Anspruch nehmen. Das hob meinen Fleiß auf, und ich erfrischte meine Augen durch Noten. Die Kantaten von Bernier, an denen ich mich übte, kamen mir nicht aus dem Kopf. Ich lernte vier oder fünf von ihnen auswendig, unter anderem die schlummernden Liebesgötter, die ich seitdem nie mehr wiedergesehen habe, aber noch jetzt ebenso völlig auswendig weiß, wie „den von einer Biene gestochenen Amor", eine sehr hübsche Kantate von Clerambault, welche ich ungefähr um dieselbe Zeit auswendig lernte.

Um mich vollends in die Musik zu verstricken, kam von Val d'Aost ein junger Organist, Abbé Palais mit Namen, ein guter Mensch und ein guter Musiker, der trefflich auf dem Klavier begleitete. Ich machte seine Bekanntschaft und bald waren wir unzertrennlich. Er war der Schüler eines italienischen Mönches, der zugleich ein großer Organist gewesen. Er sprach mir von seinen Grundregeln, ich verglich sie mit denen meines Rameau und pfropfte meinen Kopf mit Begleitungen, Akkorden und Harmoniegesetzen voll. Doch alles dieses erforderte eine besondere Ausbildung des Gehörs. Ich schlug Mama vor, in jedem Monat ein kleines Konzert zu veranstalten; *sie war dabei.* Und ich meinerseits war so erfüllt von *diesem Konzerte,* daß ich mich Tag und Nacht mit nichts

anderem befaßte. Das Aussuchen der Musikstücke, der Musikanten, der Instrumente und das Ausschreiben der Stimmen gab mir in der Tat auch die Hülle und Fülle zu tun. Mama sang, und der Pater Caton, den ich bereits erwähnt, und von dem ich noch mehr sprechen werde, sang auch; ein Tanzmeister, Roche mit Namen, und sein Sohn spielten Geige; Canavas, ein piemontesischer Musiker, der auch beim Katasteramt angestellt war und sich später in Paris verheiratet hat, spielte Violoncell; der Abbé Palais begleitete auf dem Klavier, und mir wurde die Ehre, mit dem Taktstocke in der Hand das Ganze zu leiten. Man kann sich vorstellen, wie schön das wurde, zwar nicht ganz so schön wie bei Herrn Treytorens, aber viel fehlte schließlich nicht.

Die kleinen Konzertveranstaltungen der Frau von Warens, einer Neubekehrten, die, wie man sagte, gänzlich von der Gnade des Königs lebte, brachte zwar das ganze fromme Gelichter in Harnisch, verschaffte aber vielen wackeren Leuten ein harmloses Vergnügen. Man wird nicht vermuten, wen ich hierbei an ihre Spitze stelle: einen Mönch, und zwar einen äußerst begabten und sogar liebenswürdigen, dessen späteres Mißgeschick mir sehr zu Herzen gegangen ist, und dessen mit meinen schönsten Tagen verknüpftes Andenken mir stets teuer bleiben wird. Es handelt sich um den Pater Caton, einen Franziskaner, der gemeinsam mit dem Grafen Dortan in Lyon die Notenkiste des armen „kleinen Katers" hatte abfangen lassen, was nicht gerade die schönste Tat seines Lebens war. Er war Bakkalaureus der Sorbonne, hatte lange in Paris in der besten Gesellschaft gelebt und namentlich mit dem Marquis d'Antremont, dem damaligen Gesandten Sardiniens, viel verkehrt. Er war ein großer, wohlgewachsener Mann mit vollem Gesicht, etwas vorstehenden Augen und schwarzen Haaren, welche zu Seiten der Stirn aufs natürlichste in Locken herabfielen. Sein Wesen war zugleich edel, offen und bescheiden und sein Auftreten schlicht und gefällig, ohne die scheinheilige oder anmaßende Art der Mönche und auch ohne das allzu freie Benehmen eines Weltmannes, obgleich er

einer war, sondern voll der Sicherheit eines Ehrenmannes, der, ohne sich seines Rockes zu schämen, sich selber ehrt und sich zwischen Ehrenmännern stets an seiner Stelle fühlt. Obgleich der Pater Caton für einen Doktor nicht übermäßig viel wußte, besaß er für einen Weltmann doch der Kenntnisse genug, und da er sie niemals hervorkehrte, sondern nur gelegentlich merken ließ, traute man ihm deren noch mehr zu. Da er viel in der Gesellschaft gelebt, hatte er sich mehr den Erwerb angenehmer Talente als den Erwerb eines gründlichen Wissens angelegen sein lassen. Er war witzig, machte Verse, sprach gut, sang noch besser, hatte eine schöne Stimme und spielte Orgel und Klavier. So vieler Dinge bedurfte es jedoch gar nicht, um begehrt zu werden, und so riß man sich denn auch um ihn. Das ließ ihn aber seine Berufspflichten so wenig vernachlässigen, daß er trotz sehr eifersüchtiger Mitbewerber zum Vorsteher seiner Provinz oder, wie man es zu nennen pflegt, zum Träger einer der großen Ketten des Ordens erwählt wurde.

Dieser Pater Caton hatte Mama bei dem Marquis Antremont kennen gelernt; er hörte von unseren Konzerten sprechen, wollte daran teilnehmen, nahm daran teil und erhob sie zum höchsten Glanz. Durch unsere Musikliebe, die bei mir wie bei ihm als eine heftige Leidenschaft herrschte, nur mit dem Unterschiede, daß er wirklich ein Musiker, ich dagegen nur ein Pfuscher war, wurden wir bald Freunde. Wir fingen an mit Canavas und dem Abbé Palais auf seinem Zimmer und an Festtagen zuweilen auch an seiner Orgel Musik zu treiben. Oft lud er uns auch an seinen Tisch, denn neben allem anderen besaß er die an einem Mönche erstaunliche Eigenschaft, freigiebig, gastfreundlich und sinnlichen, wenn auch nicht grobsinnlichen Freuden zugänglich zu sein. An unseren Konzerttagen speiste er bei Mama. Diese gemeinsamen Mahlzeiten verliefen stets angenehm und fröhlich, man fand für die rechte Sache das rechte Wort und sang Duette. Ich fühlte mich glücklich dabei und bekam Witz *und Einfälle*, der Pater Caton war bezaubernd, Mama *anbetungswürdig* und der Abbé Palais mit seiner Ochsen-

stimme die Zielscheibe unserer Witze. Ihr süßen Augenblicke mutwilliger Jugend, wie lange seid ihr nicht entschwunden!

Da ich späterhin von diesem armen Pater Caton nicht mehr werde zu sprechen haben, will ich hier in zwei Worten seine traurige Geschichte zu Ende erzählen. Eifersüchtig oder vielmehr wütend, an ihm eine Begabung und eine Feinheit der Sitten zu gewahren, der nichts von der klösterlichen Völlerei anhaftete, und weil er nicht ebenso hassenswert wie sie selber war, bekamen die anderen Mönche einen Haß auf ihn. Ihre Häupter verbündeten sich gegen ihn und wiegelten die Mönchlein, die ihn um seine Stellung beneideten und ihn früher nicht anzublicken gewagt hätten, gegen ihn auf. Man fügte ihm tausend Beleidigungen zu, setzte ihn ab, nahm ihm sein Zimmer, das er zwar geschmackvoll, aber schlicht ausgestattet hatte, und verbannte ihn in irgend einen Winkel; kurz, diese Elenden überhäuften ihn so mit Schimpf, daß seine stolze und ehrenhafte Seele dem mit Recht nicht zu widerstehen vermochte, und nachdem er das Entzücken der gebildetsten Kreise gewesen war, starb er aus Gram auf einem elenden Bette in der Tiefe irgend einer Zelle oder eines Kerkers, betrauert und beweint von allen ehrbaren Leuten, die ihn gekannt, und die an ihm keinen anderen Fehler hatten wahrnehmen können, als den, ein Mönch zu sein.

Bei diesem gemächlichen Leben nahm mich die Musik nun bald so völlig gefangen, daß ich an etwas anderes überhaupt nicht mehr zu denken vermochte. Nur noch widerwillig ging ich in mein Bureau, Zwang und Anstrengung der Arbeit wurden zu einer unerträglichen Marter für mich, und schließlich kam es so weit, daß ich meine Stellung ganz aufgeben wollte, um mich völlig der Musik widmen zu können. Man kann sich denken, daß diese Torheit auf Widerstand stieß. Der Gedanke, eine gute Stellung und ein festes Einkommen fahren zu lassen, um hinter ungewissen Schülern herzulaufen, war gar zu wenig vernünftig, um Mama zu gefallen. Selbst wenn man meine *künftigen Fortschritte* für ebenso groß annahm,

wie ich sie mir vorstellte, so hieß es doch gar viel meines Ehrgeizes abtun, wenn ich es mir für mein ganzes Leben in dem Stande eines Musikers genügen lassen wollte. Sie, die sich immer nur mit großartigen Entwürfen trug und mich nicht mehr völlig nach dem Ausspruche des Herrn von Aubonne beurteilte, sah mich ungern so ernsthaft mit der Pflege eines Talentes beschäftigt, das sie gar nichtig fand, und wiederholte mir oft dieses für Paris allerdings weniger zutreffende Provinz-Sprichwort: „Tanzen und Singen tut wenig bringen." Andererseits sah sie, daß ich von einem unwiderstehlichen Triebe fortgerissen wurde, denn meine Musikleidenschaft war wirklich zur Musikwut ausgeartet, und es war zu befürchten, daß sich diese Ablenkung doch in meiner Arbeit fühlbar machen und mir deshalb meine Entlassung erteilt werden würde. Da war es denn doch schon besser, sie selber zu nehmen. Ich stellte ihr auch vor, daß dieses Amt an sich nicht lange dauere, daß ich mich auf ein Talent stützen müsse, um zu leben, und daß es sicherer sei, durch Praxis dasjenige wirklich völlig zu erwerben, zu dem mein Inneres mich trieb und das ich mir selber auserwählt hatte, als mich der Willkür fremden Schutzes auszusetzen oder irgend etwas anderes zu beginnen, was mißlingen und mich eines Tages, da ich ja doch das lernfähige Alter überschritten, ohne die Möglichkeit lassen könnte, mein Brot selber zu erwerben. Schließlich erzwang ich ihre Einwilligung mehr durch dringende Bitten und Liebkosungen, denn durch Vernunftsgründe, die ihr eingeleuchtet hätten. Augenblicklich lief ich voller Stolz zu Herrn Coccelli, dem Generaldirektor des Katasters, um meine Entlassung nachzusuchen, so, als ob dies eine heldenhafte Tat sei, und ich gab meine Stellung freiwillig, ohne Veranlassung, ohne Grund, ohne Vorwand mit ebenso großer oder noch weit größerer Freude auf, als ich sie vor kaum zwei Jahren angenommen hatte.

So töricht dieser Schritt auch war, er verschaffte mir in der Gegend ein gewisses Ansehen, das mir nützlich wurde. Die einen wähnten, ich müßte noch andere Hilfsquellen haben, andere glaubten, da sie mich nun völlig

der Musik hingegeben sahen, mein Talent nach meinem Opfer beurteilen und bei einer so großen Leidenschaft für diese Kunst mich auch für einen Meister in ihr schätzen zu müssen. Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König: ich galt für einen guten Lehrer, weil es sonst nur wirklich schlechte gab. Und da es mir schließlich an einem gewissen Sinn für den Gesang nicht fehlte, und mir andererseits auch mein Alter und meine Gestalt zu statten kamen, hatte ich bald mehr Schülerinnen, als es zur Ersetzung meines Sekretärgehaltes bedurfte.

Was die Annehmlichkeit des Lebens anbetrifft, so konnte man sicherlich nicht schneller von einer äußersten Grenze zur anderen gelangen. Beim Kataster war ich täglich acht Stunden lang über der langweiligsten Arbeit mit noch langweiligeren Leuten in einem öden Bureau eingeschlossen gewesen, das von der Ausdünstung und dem Schweiß all dieser Tölpel, von denen die meisten sehr unsauber und schlecht gekämmt, so verpestet war, daß ich mich bisweilen durch die angespannte Tätigkeit, den Geruch, den Zwang und das ewige Einerlei der Arbeit bis zum Schwindel ermattet fühlte. Statt alles dessen sah ich mich nun plötzlich in die schönste Gesellschaft hinaufgehoben, hatte Zutritt zu den besten Häusern, ja, war ein gesuchter Mann, dem man überall eine freundliche, schmeichelhafte Aufnahme bereitete; rings um mich ein festliches Prangen, überall harrten meiner liebenswürdige geputzte junge Damen und empfingen mich zuvorkommend, ich sah nichts als reizende Gegenstände, atmete nur den Duft von Rosen und Orangenblüten, dann wurde gesungen, geplaudert, gelacht, allerlei Kurzweil getrieben, und wenn ich fortging, geschah es nur, um in einem anderen Hause dasselbe von vorne zu beginnen. Man wird zugeben, daß es bei der Gleichheit des Einkommens in der Wahl zwischen diesen beiden Lebensumständen kein Schwanken geben konnte. Ich war denn auch mit der meinen so zufrieden, daß ich sie niemals bereut habe und sie auch jetzt nicht bereue, wo ich die Handlungen meines Lebens nach dem Gewichte der Vernunft wäge und mich frei fühle

von allen unverständigen Antrieben, die mich damals leiteten.

Dies war wohl fast das einzigste Mal, wo meine Erwartung nicht getäuscht würde, trotzdem ich lediglich meinen Neigungen gefolgt. Das zwanglose Entgegenkommen, der gesellige Sinn und das leichtlebige Gemüt der dortigen Bevölkerung machte mir allen gesellschaftlichen Verkehr angenehm, und das große Gefallen, das ich damals daran fand, hat mir bewiesen, daß es weniger mein als ihr Fehler ist, wenn ich nicht gerne unter Menschen lebe.

Es ist schade, daß die Savoyarden nicht reich sind, nein, vielleicht wäre es gerade schade, wenn sie es wären, denn jetzt sind sie das beste und umgänglichste Volk, das ich kenne. Wenn es eine Kleinstadt auf der Welt gibt, wo man die Süße des Lebens in einem angenehmen und sicheren Umgange genießt, so ist es Chambery. Der Landadel, der dort zusammenkommt, hat nur gerade genug, um gut zu leben, aber nicht genug, um sich höher hinaufzuschwingen; da er sich also dem Ehrgeize nicht überlassen kann, befolgt er aus Notwendigkeit den Rat des Kymos. In seiner Jugend widmet sich der Edelmann dem Soldatenstand, dann kehrt er zurück, um daheim friedlich zu altern. Ehre und Vernunft geben bei dieser Lebensteilung den Ausschlag. Die Frauen sind schön, brauchten es aber gar nicht zu sein, denn sie besitzen alles, was Schönheit erst wertvoll macht und sogar ersetzen kann. Es ist bedeutsam, daß ich trotz der vielen Mädchen, mit denen mich mein Beruf zusammenbrachte, mich nicht entsinnen kann, ein einziges in Chambery gesehen zu haben, das nicht reizvoll gewesen wäre. Man wird meinen, ich sei eben geneigt gewesen, alle reizend zu finden; man könnte recht haben, aber es hat wirklich nicht nur an meinen Augen gelegen. Ich kann in der Tat nicht ohne höchste Freude an meine jungen Schülerinnen zurückdenken. O, warum kann ich nicht, wenn ich nun hier der allerliebenswürdigsten von ihnen Erwähnung tue, sie und mich gemeinsam in jenes glückliche Alter zurückversetzen, das wir damals lebten, und

nicht jene ebenso süßen wie unschuldigen Augenblicke zurückrufen, die ich mit ihnen verbracht habe! Die erste war Fräulein von Mellaréde, meine Nachbarin, eine Schwester der Schülerin des Herrn Gaime; sie war eine äußerst lebhafte Brünette, aber von einer angenehmen und anmutigen Lebhaftigkeit ohne jede Unbesonnenheit. Sie war wie die meisten Mädchen ihres Alters ein wenig mager, aber ihre glänzenden Augen, ihr schlanker Rumpf und ihr gewinnendes Benehmen konnten auch ohne die Reize körperlicher Rundung gefallen. Ich ging in der Frühe zu ihr; gewöhnlich trug sie dann noch ihr Morgengewand, ihre Haare waren nur nachlässig aufgesteckt und wurden bei meiner Ankunft mit einer Blume geschmückt, die sie bei meinem Fortgange wieder abnahm, um sich frisieren zu lassen. Nichts auf der Welt fürchte ich so sehr, als ein hübsches Frauenzimmer im Morgengewande; ist sie angekleidet, ängstige ich mich sogleich tausendfach weniger vor ihr. Fräulein von Menthon, zu der ich nachmittags ging, war es stets; sie machte mir einen zwar ebenso süßen, aber ganz verschiedenen Eindruck. Sie hatte aschblonde Haare, war sehr niedlich, sehr zag und äußerst blaß, und besaß eine klare, sichere und flötenhafte Stimme, welche sie jedoch nicht recht zu entfalten wagte. Auf dem Busen hatte sie die Narbe einer durch kochendes Wasser verursachten Brandwunde, welche ein Halstuch aus blauer Seide nicht allzu ängstlich verbarg. Dieses Brandmal zog bisweilen meine Aufmerksamkeit auf sich, welche bald nicht mehr nur dem Male galt. Fräulein von Challes, eine andere meiner Nachbarinnen, war ein großes, völlig entwickeltes Mädchen, eine stattliche, üppige Erscheinung, die einst recht hübsch gewesen sein mochte. Jetzt war sie keine Schönheit mehr, aber durch ihre Anmut, ihr ausgeglichenes Wesen und ihren gutartigen Charakter noch immer ein bemerkenswertes Frauenzimmer. Ihre Schwester, Frau von Charly, die schönste Frau Chamberys, nahm selber keinen Gesangsunterricht mehr, ließ ihn jedoch ihrer noch ganz jungen Tochter erteilen, deren aufblühende Schönheit wohl der ihrer Mutter einst hätte

gleichkommen können: aber leider war sie ein wenig rothaarig. Auch im Kloster der Heimsuchung unterrichtete ich, nämlich ein kleines französisches Fräulein, dessen Namen ich vergessen habe, dem aber ein Platz in dem Verzeichnis meiner Lieblingsschülerinnen gebührt. Sie hatte den langsamen und schleppenden Tonfall der Nonnen angenommen und sagte damit äußerst witzige Dinge, die mit ihrer sonstigen Haltung wenig in Einklang standen. Im übrigen war sie träge, gab sich selten und ungern die Mühe, ihren Geist glänzen zu lassen, und betrachtete das auch für eine Gunst, die sie nicht jedermann zuteil werden ließ. Erst nach ein oder zwei Monaten eines etwas nachlässig erteilten Unterrichtes nahm sie zu diesem Auskunftsmittel ihre Zuflucht, um mich etwas pünktlicher zu machen, denn ich habe es nie zu sein vermocht. Sobald ich meine Stunde begonnen hatte, war ich mit ganzem Herzen dabei, aber die Pflicht, hingehen und gar mit dem Glockenschlage hingehen zu müssen, liebte ich nicht; in jeglicher Sache sind mir Zwang und Gebundenheit unerträglich und machen mir sogar das Vergnügen hassenswert. Man sagt, daß bei den Mohammedanern bei Tagesanbruch ein Mann durch die Straßen geht, um den Ehemännern die Ausübung ihrer Pflicht ihren Frauen gegenüber anzubefehlen. Ich würde zu solchen Stunden ein schlechter Türke gewesen sein.

Auch in der Bürgerschaft hatte ich einige Schülerinnen, und unter anderen eine, welche die mittelbare Ursache zu einer Veränderung in meinen Verhältnissen wurde, und die ich zu erwähnen habe, da ich ja doch einmal alles sagen muß. Sie war die Tochter eines Krämers, hieß Fräulein Lard und war das wahre Modell für eine griechische Statue. Ich würde sie als das schönste Mädchen bezeichnen, das ich jemals gesehen, wenn es wahre Schönheit ohne Leben und ohne Seele geben könnte. Ihre Gleichgültigkeit, Kälte und Gefühllosigkeit grenzten ans Unglaubliche. Es war gleicherweise unmöglich, ihr zu gefallen oder sie zu ärgern, und ich bin überzeugt: hätte man ihr gegenüber etwas unternehmen wollen, so würde *sie sich alles haben* gefallen lassen, und zwar nicht aus

Lust daran, sondern aus Stumpfsinn. Ihre Mutter, die sie jedoch solcher Gefahr nicht aussetzen wollte, wich nicht von ihrer Seite. Dadurch daß sie ihr Gesangsunterricht erteilen ließ, und zwar durch einen jungen Lehrer, tat sie ihr Bestes, um sie aufzukirren, aber es gelang nicht. Und während der Lehrer die Tochter herauszufordern suchte, tat die Mutter mit dem Lehrer das gleiche, aber auch das gelang nicht viel besser. Frau Lard besaß außer ihrer natürlichen Lebhaftigkeit auch noch all die, welche ihre Tochter hätte haben müssen. Sie hatte ein hübsches, gewecktes, aber recht unregelmäßiges und blatternarbiges Gesichtchen und kleine, sehr feurige und etwas gerötete Augen, die fast immer leicht entzündet waren. Jeden Morgen, wenn ich ankam, fand ich meinen Rahmkaffee bereit, und die Mutter versäumte niemals, mich mit einem mitten auf den Mund gedrückten Kuß zu begrüßen, den ich — aus bloßer Neugier — gar gerne an ihre Tochter weitergegeben haben würde, nur um zu sehen, wie sie sich dabei angestellt hätte. Übrigens ging dieses so einfach und so ohne alle weiteren Folgen vor sich, daß die losen Neckereien und Küsse auch in Gegenwart des Herrn Lard ruhig ihren Weg nahmen. Er war eine gute, ehrliche Haut, der echte Vater seiner Tochter, den seine Frau nicht betrog, weil das bei ihm nicht not tat.

Ich gab mich zu all diesen Zärtlichkeiten mit meiner gewöhnlichen Tölpelhaftigkeit her, da ich sie ganz aufrichtig für reine Freundschaftszeichen hielt. Bisweilen waren sie mir jedoch wirklich lästig, denn die lebhafte Frau Lard wurde mit der Zeit anspruchsvoll: wäre ich tags an ihrem Laden vorbeigegangen, ohne vorzusprechen, so würde sie Lärm geschlagen haben. Wenn ich eilig war, mußte ich einen Umweg durch eine andere Straße machen, denn ich wußte wohl, daß es nicht so leicht war, von ihr fortzukommen wie bei ihr einzukehren. Frau Lard beschäftigte sich allzuviel mit mir, als daß nicht auch ich mich mit ihr hätte beschäftigen sollen. Ihre Aufmerksamkeiten rührten mich. Ich sprach Mama davon wie von einer Sache, die der Heimlichkeit

keineswegs bedurfte, aber auch im anderen Falle würde ich ihr davon gesprochen haben, denn vor ihr aus irgend einer Sache, welche es nun auch immer gewesen sein möchte, ein Geheimnis zu machen, war mir unmöglich, mein Herz lag stets offen vor ihr wie vor Gott. Sie erblickte in dem, was ich für bloße Freundschaftsbezeugungen gehalten hatte, ein Entgegenkommen wesentlich anderer Art, und war überzeugt, Frau Lard hätte ihre Ehre darein gesetzt, mich weniger dumm von sich zu lassen, als ich zu ihr gekommen, und fürchtete, es möchte ihr doch gelingen, sich auf eine oder die andere Weise Gehör zu verschaffen; ohngeachtet dessen, daß sie es nicht richtig fand, wenn eine andere Frau sich der Belehrung ihres Zöglings annahm, so hatte sie auch noch andere ihrer würdigere Gründe, mich vor den Fallen zu schützen, die mein Alter und mein Beruf mir legten. Um dieselbe Zeit wurde mir denn eine noch weit gefährlichere gestellt, der ich zwar entging, welche sie aber begreifen ließen, daß die mir unaufhörlich drohenden Gefahren alle Schutzmittel notwendig machten, über die sie selber verfügen konnte.

Die Gräfin von Menthon, die Mutter einer meiner Schülerinnen, war eine Frau von großem Geist und, wie es hieß, von gleicher Bosheit. Sie war, wie man sagte, bereits Ursache zu vielen Zwistigkeiten gewesen, von denen eine für das Haus Entremont die verhängnisvollsten Folgen gehabt hatte. Mama kannte sie gut genug, um sich über ihren Charakter im klaren zu sein: sie hatte einmal sehr unschuldigerweise jemandes Gefallen erregt, auf den Frau von Menthon Anspruch erhob, und ward von dieser des Verbrechens jenes Geschmackswechsels für schuldig erachtet, obgleich sie ihn weder herbeigeführt noch sich zunutze gemacht hatte. Frau von Menthon jedoch suchte seitdem ihrer Nebenbuhlerin böse Streiche zu spielen, von denen allerdings keiner gelang. Zur Probe will ich nur von einem der ergötzlichsten berichten. Mama und Frau von Menthon waren eines Tages mit mehreren Edelleuten aus der Nachbarschaft, unter denen sich auch der strittige Verehrer befand, zusammen

auf dem Lande. Frau von Menthon sagte nun zu einem dieser Herren: Frau von Warens sei nur eine Zierpuppe, welche keinen Geschmack besäße, sich schlecht anzöge und ihren Busen wie eine Bürgersfrau verhülle. „Was dieses letztere angeht," entgegnete ihr der Herr, der ein großer Spaßvogel war, „so hat sie ihre Gründe dafür, denn ich weiß, daß ihren Busen ein großes häßliches Mal befleckt, welches der Gestalt einer Ratte so ähnlich sieht, daß man meinen möchte, sie laufe." Haß und Liebe machen gläubig. Frau von Menthon beschloß, diese Entdeckung zu verwerten, und als Mama eines Tages mit dem undankbaren Günstlinge der Dame beim Spiele saß, trat diese in einem günstigen Augenblick hinter den Stuhl ihrer Nebenbuhlerin, kippte ihn scherzend halb hinten über und verschob dabei von ungefähr, aber sehr geschickt, das Halstuch Mamas; anstatt der großen Ratte jedoch bekam der Herr etwas sehr Verschiedenes davon zu sehen, das nicht leichter zu vergessen als zu erblicken war und durchaus nicht den Absichten der Frau von Menthon entsprach.

Meine Person war nicht dazu angetan, die Frau von Menthon, welche nur glänzende Leute um sich sehen wollte, näher zu beschäftigen: dennoch schenkte sie mir einige Beachtung, und zwar sicherlich nicht meines Äußeren wegen, das sie nicht im geringsten beeindruckte, sondern wegen des Witzes, den man mir zuschrieb und der mich ihr in bestimmter Hinsicht hätte nützlich machen können. Sie besaß nämlich eine große Neigung zur Satire und liebte es, Verse und Spottlieder auf Leute zu dichten, die ihr mißfielen. Wäre sie bei mir auf das Talent, ihr bei ihren Reimereien zu helfen, und auf die genügende Gefälligkeit gestoßen, sie aufzuschreiben, so hätten wir beide in Chambery bald das Oberste zu unterst gekehrt. Schließlich würde man aber doch die Quelle dieser Spöttereien erforscht haben, und dann hätte Frau von Menthon sicherlich mich allein bloßgestellt, um sich zu retten, ich aber wäre vielleicht lebenslänglich eingesperrt worden, um mich zu lehren, bei Damen den Phöbus zu spielen.

Glücklicherweise geschah nichts von alledem. Frau von Menthon behielt mich zwei- oder dreimal zum Essen bei sich, brachte mich zum Schwatzen und fand, daß ich nur ein Dummkopf sei. Ich fühlte es selber und seufzte darüber voller Neid auf die Talente meines Freundes Venture, anstatt meiner Einfalt dafür zu danken, daß sie mich vor so großen Gefahren bewahrte. Ich blieb für Frau von Menthon der Gesanglehrer ihrer Tochter und nichts weiter; dafür lebte ich aber ruhig und stets gern gesehen in Chambery, und das war mehr wert, als in ihren Augen ein Schöngeist und für das ganze übrige Land eine Schlange zu sein.

Wie dem nun aber auch war, Mama erkannte, daß die Gefahren meiner Jugend es nötig machten, mich endlich als Mann zu behandeln, und das tat sie denn auch, aber wohl auf die absonderlichste Weise, auf welche jemals eine Frau bei solcher Gelegenheit verfallen ist. Ich gewahrte plötzlich eine ernstere Miene und strengere Reden an ihr als gewöhnlich. Die mutwillige Heiterkeit, mit der sie ihre Unterweisungen sonst begleitete, wurde mit einem Male für einen stets gleichmäßig gesetzten Ton ausgewechselt, der weder vertraulich noch strenge war, aber eine Erklärung vorzubereiten schien. Nachdem ich die Ursache zu diesem Wechsel vergeblich in mir selber gesucht hatte, fragte ich sie danach, und darauf hatte sie nur gewartet. Sie schlug mir für den nächsten Tag einen Spaziergang nach unserem kleinen Garten vor: schon von morgens früh an waren wir dort. Sie hatte Maßnahmen getroffen, daß man uns den ganzen Tag über allein ließ, und verwandte ihn dazu, mich auf die Gunst vorzubereiten, die sie mir erweisen wollte, und zwar nicht wie eine andere Frau durch verliebtes Scherzen und Treiben, sondern durch Gespräche voller Gefühl und Vernunft, welche eher geeignet waren, mich zu belehren, als mich zu verführen, und so denn auch mehr zu meinem Herzen als zu meinen Sinnen sprachen. Wie trefflich und nützlich diese Reden, die sie mir hielt, indessen auch immer gewesen sein mögen, und obgleich sie alles andere als *kalt und trübsinnig* waren, schenkte ich ihnen doch nicht

ganz die Aufmerksamkeit, die sie verdienten, und grub sie nicht so in mein Gedächtnis ein, wie ich zu jeder anderen Zeit getan haben würde. Ihre ersten Worte, diese ganze vorbereitende Art, hatten mich in Unruhe versetzt: während sie sprach, war ich wider Willen versonnen und zerstreut und weniger mit dem beschäftigt, was sie sagte, als damit, zu erraten, worauf sie hinauswolle, und sobald ich es begriffen hatte (was mir nicht leicht wurde), erfaßte mich die Neuheit dieses Gedankens, der mir, seit ich bei ihr lebte, auch nicht ein einziges Mal in den Kopf gekommen war, mit solcher Gewalt, daß ich nicht mehr fähig war, das zu bedenken, was sie sprach. Ich dachte nur noch an sie, und hörte nichts mehr.

Wenn man junge Leute zur Aufmerksamkeit auf das zwingen will, was man zu ihnen spricht, und ihnen deshalb die Aussicht auf einen für sie äußerst reizvollen Gegenstand eröffnet, so begeht man damit einen an allen Erziehern nur allzu häufigen Widersinn, dem ich selber in meinem „Emil" nicht entgangen bin. Der junge Mensch ist dann völlig erfüllt von dem Gegenstande, den man ihn als Ziel ahnen läßt, und springt mit geschlossenen Füßen über alle Einleitungen hinweg, um schnellstens dorthin zu gelangen, wohin man ihn seinem Gefühle nach nur allzu langsam führt. Will man ihn aufmerksam machen, darf man sich nicht vor der Zeit ganz durchschauen lassen, und darin war Mama ungeschickt. Veranlaßt durch eine ihrem systematischen Verstande anhaftende Eigentümlichkeit, hatte sie die wenig Erfolg versprechende Vorsicht, Bedingungen zu stellen: sobald ich jedoch nur deren Preis erfuhr, hörte ich sie gar nicht mehr mit an, sondern willigte hastig in alles. Ich zweifle sogar daran, daß es auf der ganzen Erde einen Menschen geben könnte, der freimütig und kühn genug wäre, in einem solchen Falle den Mut zum Feilschen zu finden und eine einzige Frau, die es verzeihen würde. Infolge derselben Absonderlichkeit verband sie unsere Übereinkunft mit den feierlichsten Förmlichkeiten und ließ mir acht Tage Zeit, darüber nachzudenken, trotzdem ich ihr heilig und fälschlich schwor, daß es dessen nicht bedürfe;

denn um das Maß des Seltsamen vollzumachen, war ich mit dieser achttägigen Frist äußerst zufrieden, denn die Neuheit all dieser Vorstellungen hatte mich bestürzt gemacht und all meine Gedanken derartig verwirrt, daß ich wirklich der Zeit bedurfte, um sie wieder zu ordnen.

Man wird glauben, diese acht Tage seien mir wie acht Jahrhunderte vorgekommen, aber ganz im Gegenteil, ich wünschte vielmehr, sie möchten wirklich so lange dauern. Ich weiß nicht, wie ich den Zustand, in dem ich mich befand, beschreiben soll: denn ich fühlte Schrecken und Ungeduld zugleich und fürchtete das, wonach ich mich sehnte, so sehr, daß ich mich bisweilen allen Ernstes in meinem Kopfe nach einem schicklichen Mittel umsah, dem meiner harrenden Glücke aus dem Wege zu gehen. Man stelle sich meine glühende und sinnliche Veranlagung vor, mein brennendes Blut, mein nach Liebe trunkenes Herz, meine Kraft, meine Gesundheit, mein Alter. Man bedenke, daß ich in diesem nach Frauen dürstenden Zustande noch keine einzige berührt hatte, und daß Phantasie, Bedürfnis, Eitelkeit und Neugier sich vereinigten, um mich in dem glühenden Verlangen zu verzehren, ein Mann zu sein und es zu beweisen. Man füge vor allem noch hinzu (denn das darf man unter keinen Umständen vergessen), daß meine lebhafte und zärtliche Zuneigung zu ihr nicht etwa ermattet, sondern im Gegenteil von Tag zu Tage gewachsen war, daß ich mich nur an ihrer Seite wohl fühlte, mich nur von ihr entfernte, um an sie zu denken, und daß mein ganzes Herz nicht nur von ihrer Güte und ihrem liebenswürdigen Charakter, sondern auch von ihrem Geschlecht, ihrer Gestalt, ihrem Wesen, mit einem Wort, ganz und gar von ihr erfüllt war, und zwar in jeder Beziehung, in der sie mir nur irgend teuer sein konnte. Und man meine nicht etwa, daß sie wegen der zehn oder zwölf Jahre des Unterschiedes zwischen uns alt war oder mir so vorkam. Seit den fünf oder sechs Jahren, da ich bei ihrem ersten Anblick so süße Wallungen gefühlt, hatte sie sich wirklich nur *wenig verändert*, und nicht einmal das merkte ich. Sie *war für mich* stets berückend gewesen und galt auch

noch allgemein dafür. Nur oberhalb der Hüften war sie etwas dicker geworden, sonst war alles sich gleichgeblieben: dasselbe Auge, dieselbe Haut, derselbe Busen, dieselben Züge, dieselben schönen blonden Haare, dieselbe Heiterkeit und sogar dieselbe Stimme, diese junge silberne Stimme, welche stets einen so großen Eindruck auf mich gemacht hat, daß mich noch heute jede hübsche Mädchenstimme in tiefste Erregung versetzt.

Was ich natürlich in der Erwartung des Besitzes eines mir so teuern Wesens zu fürchten hatte, war, ihn vorauszunehmen und mein Verlangen und meine Phantasie nicht genug beherrschen zu können, um Herr meiner selbst zu bleiben. Man wird sehen, wie im späteren Alter der bloße Gedanke an irgend ein leichtes Glück, das meiner an der Seite eines geliebten Wesens harrte, mein Blut dermaßen erhitzte, daß es mir unmöglich war, den kurzen Weg, der mich von ihm trennte, ungestraft zurückzulegen. Wie, durch welches Wunder hatte ich in der Blüte meiner Jugend einen so geringen Drang nach dem ersten Genuß? Warum sah ich die Stunde mit mehr Pein als Freude herannahen? Warum fühlte ich anstatt der Wonnen, die mich hätten trunken machen müssen, eher Widerwillen und Furcht? Denn es besteht kein Zweifel, daß ich mich mit ganzem Herzen meinem Glücke entzogen hätte, wenn dieses nur mit einiger Schicklichkeit angegangen wäre. Ich habe Absonderlichkeiten in der Geschichte meiner Liebe zu ihr versprochen, dieses ist doch sicherlich eine, die man nicht erwartet hätte.

Der bereits empörte Leser denkt, daß sie, die sich doch bereits einem anderen Manne hingegeben, sich durch diese Teilung in meinen Augen herabwürdigte, und ein Gefühl der Nichtachtung meine frühere Neigung zu ihr erstickt hätte: er täuscht sich. Diese Teilung war für mich in der Tat eine grausame Qual, sowohl wegen eines sehr natürlichen Zartgefühles als auch weil ich sie ihrer und meiner wirklich wenig würdig fand, aber meine Gefühle für sie wurden dadurch nicht beeinträchtigt, ja, ich kann schwören, daß ich sie niemals zärtlicher geliebt habe als *damals, wo ich sie so* wenig zu besitzen wünschte.

Ich kannte ihr keusches Herz und ihr eisiges Temperament allzu gut, um auch nur einen Augenblick lang zu wähnen, sinnliche Lust hätte irgendwie zu dem Entschluß ihrer Hingabe beigetragen; ich war völlig überzeugt, daß einzig die Sorge, mich den mancherlei anders fast unvermeidlichen Gefahren zu entreißen und mich ganz mir und meinen Pflichten zu erhalten, sie selber deren eine übertreten ließ, welche sie, wie ich später auseinandersetzen werde, nicht mit demselben Auge wie andere Frauen maß. Ich beklagte sie und beklagte mich. Gern hätte ich ihr sagen mögen: „Nein, Mama, es ist nicht nötig, ich bürge Ihnen auch so für mich." Aber ich wagte das nicht, erstlich weil es sich nicht gut sagen ließ und dann, weil ich im Grunde fühlte, daß es nicht wahr sei, und daß es in der Tat nur eine einzige Frau gab, welche mich vor anderen Frauen schützen und mich allen Versuchungen entreißen konnte. Ohne das Verlangen, sie zu besitzen, freute ich mich, daß sie mich des Verlangens, andere zu besitzen, enthob, denn ich betrachtete wirklich alles, was mich von ihr ablenkte, als ein Unglück.

Die lange Gewohnheit, zusammen und unschuldig zusammen zu leben, hatte meine Gefühle für sie nicht nur nicht geschwächt, sondern im Gegenteil vergrößert, ihnen aber zu gleicher Zeit eine andere Richtung gegeben, die sie inniger, zärtlicher, vielleicht aber weniger sinnlich machte. Dadurch, daß ich sie Mama genannt und ihr gegenüber die Vertraulichkeit eines Sohnes gehabt, hatte ich mich daran gewöhnt, mich auch innerlich als solchen zu fühlen. Ich glaube, dies war die wahre Ursache meines geringen Verlangens, sie zu besitzen, obgleich sie mir doch so teuer war. Ich erinnere mich sehr wohl, daß meine ersten Gefühle für sie weit sinnlicher waren, ohne jedoch stärker zu sein. In Annecy war ich dauernd trunken neben ihr, in Chambery war ich es nicht mehr. Ich liebte sie wohl noch immer so leidenschaftlich, wie es nur möglich war, aber ich liebte sie mehr um ihret- als um *meinetwillen*, oder suchte doch mehr mein Glück an *ihrer Seite* als meine Lust; sie war für mich mehr als eine

Schwester, mehr als eine Mutter, mehr als eine Freundin, ja, sogar mehr als eine Geliebte, und eben gerade darum konnte sie mir keine Geliebte sein. Kurz, ich liebte sie allzusehr, um sie zu begehren, das stand am klarsten in meinen Gedanken.

Der mehr gefürchtete als ersehnte Tag kam endlich heran. Ich versprach alles und log nicht. Mein Herz bekräftige meine Gelöbnisse, ohne ihren Preis zu begehren. Aber er ward mir dennoch. Zum ersten Male fand ich mich in den Armen einer Frau, und einer Frau, die ich anbetete. War ich glücklich? Nein, ich genoß nur der Lust. Ich weiß nicht, welche unbesiegliche Traurigkeit mir ihren Reiz vergiftete: ich fühlte mich, als beginge ich Blutschändung. Zu zwei oder drei Malen überflutete ich ihren Busen mit meinen Tränen, während ich sie leidenschaftlich in meinen Armen hielt. Und sie ... sie war weder traurig noch erregt, sondern zärtlich und ruhig. Da sie wenig sinnlich war und keineswegs nach Wollust gierte, hat sie deren Wonnen nie und nie deren bittre Reue gekannt.

Ich wiederhole es, alle ihre Fehler entsprangen ihren Irrtümern, niemals ihren Leidenschaften. Sie war von guter Herkunft, ihr Herz war rein, sie neigte zur Züchtigkeit, ihre Neigungen waren redlich und tugendhaft und ihr Geschmack in allem zart, sie war zur äußersten Reinheit der Sitten geboren, hat sie auch stets geliebt, und ist ihr dennoch nicht gefolgt, weil sie, anstatt auf ihr Herz zu hören, das sie gut leitete, ihrem Verstand Gehör schenkte, der es nicht tat. Wenn falsche Grundsätze sie in die Irre geführt haben, so haben doch ihre wahren Empfindungen dem stets widersprochen: unglücklicherweise jedoch tat sie sich etwas auf ihre Philosophie zugute, und die Moral, die sie sich zurechtgemacht hatte, verdarb die Sittsamkeit, die ihr Herz ihr vorschrieb.

Herr von Tavel, ihr erster Liebhaber, war ihr Lehrer in der Philosophie gewesen, und so hatte er ihr denn diejenigen Grundsätze beigebracht, die es ihm erleichterten, sie zu verführen. Da er sie ihrem Gatten und ihren Pflichten ergeben, stets kühl, bedacht und auf dem Wege der

Sinne unangreifbar fand, griff er sie durch Sophismen an und erreichte es, ihr ihre Pflichten, die sie so liebte, als ein Katechismusgeschwätz darzustellen, das einzig zum Spaß für Kinder ersonnen, die Vereinigung der Geschlechter als einen an sich völlig gleichgültigen Akt, die eheliche Treue als eine Scheinverpflichtung, deren ganze Sittlichkeit nur die öffentliche Meinung im Auge hätte, und die Ruhe der Ehemänner als das einzige Pflichtgesetz der Frauen, so daß Untreue, die nicht bekannt würde, weder den davon Betroffenen noch auch das Gewissen im geringsten etwas anginge: kurz, er überzeugte sie, daß die Sache an sich nichts sei und erst durch den Skandal zu etwas gemacht würde, und daß eine Frau, die keusch erscheine, es schon dadurch allein auch in Wahrheit wäre. Auf diese Weise gelangte der Unglückliche an sein Ziel und verdarb die Vernunft eines Kindes, dessen Herz er nicht hatte verderben können. Er wurde dafür durch die verzehrendste Eifersucht bestraft, denn er war überzeugt, daß sie ihn selber nun so behandelte, wie er sie ihren Gatten zu behandeln gelehrt hatte. Ich weiß nicht, ob er sich in diesem Punkte täuschte. Der Pfarrer Perret galt für seinen Nachfolger. Ich weiß nur, daß das kühle Temperament dieser jungen Frau, welches sie vor diesem philosophischen Systeme hätte bewahren müssen, sie später daran verhinderte, es aufzugeben. Sie konnte nicht begreifen, warum man einer Sache, welche für sie kaum etwas war, eine so ungeheure Wichtigkeit beimaß, und sie geruhte niemals, eine Enthaltsamkeit, die ihr so wenig kostete, mit dem Namen einer Tugend zu ehren.

Für sich selber hätte sie also mit ihren falschen Grundsätzen kaum Mißbrauch getrieben, aber sie tat es für andere, und zwar aus einer ebenso falschen, der Güte ihres Herzens indes weit angemesseneren Anschauung heraus. Sie hat stets geglaubt, daß nichts einen Mann so sehr mit einer Frau verbände, als der Besitz, und obgleich sie ihren Freunden nur in Freundschaft zugetan war, eignete dieser Freundschaft jedoch eine so zärtliche *Natur, daß sie* alle von ihr abhängenden Mittel auf-

wandte, um jene noch fester an sich zu ketten. Erstaunlicherweise ist ihr das auch fast immer gelungen. Sie war so in Wahrheit liebenswert, daß man, je größer die Vertraulichkeit war, in der man mit ihr lebte, auch desto mehr neue Gründe, sie zu lieben, fand. Ein anderer bemerkenswerter Umstand liegt darin, daß sie nach ihrer ersten Schwäche ihre Gunst fast immer nur Unglücklichen geschenkt hat, glänzend gestellte Menschen haben ihr gegenüber stets ihre Mühe umsonst verloren: aber ein Mensch, den sie zu bedauern anfing, mußte schon recht wenig liebenswürdig sein, wenn sie nicht damit aufhören sollte, ihn zu lieben. Wenn das Los auch gelegentlich auf solche traf, die ihrer wenig würdig waren, so geschah dieses doch niemals aus irgend einem niedrigen Hange, denn der hätte ihrem edlen Herzen niemals nahen können, sondern einzig und allein aus ihrem allzu gütigen, allzu menschlichen, allzu barmherzigen und allzu gefühlvollen Gemüt, das sie nicht immer mit ausreichender Urteilskraft beherrschte.

Wenn also einige ihrer falschen Grundsätze sie wirklich haben irren lassen, wie viele bewunderungswürdige besaß sie dagegen nicht, die sie niemals aufgab! Durch wie viele Tugenden löschte sie nicht ihre Schwächen aus, wenn man Verirrungen, an denen ihre Sinne so wenig Anteil nahmen, überhaupt mit diesem Namen belegen darf! Derselbe Mann, der sie auf einem Punkte täuschte, belehrte sie in tausend anderen aufs vortrefflichste, und da ihre Leidenschaften niemals ungestüm waren, vermochte sie stets ihrer Einsicht zu folgen und blieb, wenn ihre Sophismen sie nicht irreleiteten, auf dem rechten Wege. Ihre Antriebe waren bis in ihre Fehler hinein stets lobenswert: in Täuschungen befangen, konnte sie schlecht handeln, niemals aber hat sie etwas Schlechtes gewollt. Sie empfand Abscheu vor aller Doppelzüngigkeit und aller Lüge, sie war gerecht, billig, liebreich, uneigennützig, und ihrem Worte, ihren Freunden und auch ihren Pflichten treu, sobald sie sie als solche erkannt hatte, und so *völlig zu jeder* Rache und jedem Haß unfähig, *daß sie im Verzeihenkönnen* nicht das geringste Ver-

dienst zu erblicken vermochte. Kurz, um auf das zurückzukommen, was am wenigsten entschuldbar an ihr war, so trieb sie, ohne ihre Gunst nach ihrem wahren Werte einzuschätzen, doch niemals einen niedrigen Handel mit ihr, sie verschwendete sie zwar, verkaufte sie aber nicht, obgleich sie sich ohne Unterlaß in Nahrungssorgen befand. Ich wage zu behaupten, daß wenn Sokrates Aspasia achten konnte, er Frau von Warens verehrt haben würde.

Wenn ich ihr ein gefühlvolles Gemüt und ein kühles Temperament nachsage, so wird man mich, ich weiß es im voraus, wie gewöhnlich und mit ebenso viel Grund des Widerspruches zeihen. Es mag sein, daß die Natur unrecht getan hatte und diese Verbindung nicht hätte gestaltet werden sollen, ich weiß nur, daß sie da war. Alle, welche Frau von Warens gekannt haben — und deren lebt noch eine große Zahl —, müssen wissen, daß sie so geartet war; ich wage sogar hinzuzufügen, daß sie auf der ganzen Welt nur eine einzige wahre Lust gekannt hat, nämlich denen, welche sie liebte, Lust zu gewähren. Trotzdem bleibt es jedermann unbenommen, darüber nach seinem eigenen Belieben zu urteilen und aufs gelehrteste zu beweisen, daß das nicht wahr ist. Meine Aufgabe besteht nur darin, die Wahrheit zu sagen, und nicht, sie glaublich zu machen.

Alles, was ich eben erzählt, habe ich nach und nach in den Gesprächen erfahren, welche auf unsere Vereinigung folgten, und die allein sie köstlich machten. Und sie hatte recht daran getan, zu hoffen, ihre höchste Gunst würde mir nützlich sein: sie brachte mir für meine innere Bildung die größten Schätze. Bis dahin hatte sie zu mir wie zu einem Kinde immer nur von mir selber gesprochen. Nun begann sie, mich wie einen Mann zu behandeln und mir von sich zu sprechen. Alles, was sie mir mitteilte, erregte so meine Teilnahme und ergriff mich derart, daß ich, dadurch zum Nachdenken über mich selbst angetrieben, aus ihren Geständnissen mehr für mich gewann als jemals aus ihren Lehren. Wenn wir fühlen, daß wirklich ein Herz zu uns spricht, öffnet sich auch das unsere, um alle Worte tief in sich aufzunehmen, und nie-

mals wird die ganze Moral eines Schulmeisters das liebreiche und zärtliche Geplauder einer verständigen Frau ersetzen können, welche man liebt.

Da die höchste Vertraulichkeit, in der wir jetzt miteinander lebten, sie veranlaßte, mich noch weit vorteilhafter zu beurteilen, als sie es bisher getan, glaubte sie, daß ich, trotz meines linkischen Wesens, die Mühe wohl verlohnte, für die große Welt herangebildet zu werden und daß ich, wenn ich nur erst einmal auf einem gewissen Fuße darin aufzutreten vermöchte, schon imstande sein würde, weiterzukommen. Auf diesen Gedanken hin ließ sie sich nicht nur an, mein Urteil zu bilden, sondern auch mein Äußeres, mein Benehmen, und versuchte, mich ebenso liebenswürdig wie achtenswert zu machen; und wenn es wahr ist, daß sich Erfolg in der Welt und Tugend vereinigen können (was ich für meinen Teil nicht glaube), so bin ich wenigstens sicher, daß kein anderer Weg dahin führt, als der, den sie erwählt und auf den sie mich weisen wollte. Denn Frau von Warens kannte die Menschen und verstand sich im höchsten Maße auf die Kunst, ohne Lüge und ohne Unverstand, ohne sie zu täuschen und ohne sie zu verletzen, mit ihnen umzugehen. Aber diese Kunst erfüllte vielmehr ihren Charakter als ihre Lehren, sie verstand sie besser auszuüben, als andere darin zu unterweisen, und ich selber war für dieses Unterfangen der am wenigsten geeignete Mensch von der Welt. So blieb denn auch alles, was sie in dieser Hinsicht tat, fast ganz verlorene Mühe: so auch ihre Sorge, mich tanzen und fechten lernen zu lassen. Obgleich ich flink und geschmeidigen Wuchses war, konnte ich doch kein Menuett tanzen lernen. Wegen meiner Hühneraugen hatte ich mir angewöhnt, derart auf den Hacken zu gehen, daß Roche es mir nicht mehr abgewöhnen konnte, und obgleich ich ziemlich gewandt aussah, habe ich doch niemals auch nur über einen mittleren Graben springen können. Im Fechtsaal erging es mir noch schlimmer. Nach drei Monaten Unterricht wurde ich noch immer an die Wand gedrängt, war außerstande, auszufallen, und mein Handgelenk wurde niemals geschmeidig und mein

Arm niemals fest genug, um meinen Stoßdegen festzuhalten, wenn es meinem Fechtmeister gefiel, ihn mir aus der Hand zu drehen. Dazu kam, daß ich gegen das Fechten an sich und gegen den Lehrer, der mich darin zu unterrichten suchte, eine tödliche Abneigung empfand. Ich hätte niemals geglaubt, daß man auf die Kunst, einen Menschen zu töten, so stolz sein könne. Um mir sein erhabenes Genie leichter verständlich zu machen, drückte er sich mir gegenüber nur in Vergleichen aus, die der Musik, von der er nichts verstand, entnommen waren. Er fand eine auffällige Ähnlichkeit zwischen den Terzen und Quarten und den musikalischen Intervallen gleichen Namens. Wollte er eine Finte stoßen, so rief er mir zu, ich solle mich jetzt vor einer Note mit vorangehendem Kreuz hüten, weil diese Noten einstmals Finten genannt wurden, und hatte er mir den Stoßdegen aus der Hand geschnippt, so meinte er grinsend, dies sei eine Pause. Kurz, mein Lebtag habe ich keinen unerträglicheren Schulfuchs als diesen armen Kerl mit seinem Federbusch und seinem Brustleder gesehen.

Ich machte also wenig Fortschritte in meinen Übungen und gab sie bald aus bloßem Überdruß völlig auf. Dagegen gewann ich in einer weit nützlicheren Kunst immer festeren Boden, nämlich in der, mit meinem Schicksale zufrieden zu sein und kein glänzenderes Los zu ersehnen, für welches ich, wie ich allmählich doch zu fühlen begann, nun einmal nicht geboren war. Völlig dem Wunsche hingegeben, Mama das Leben glücklich zu gestalten, behagte es mir immer mehr an ihrer Seite, und wenn ich mich, um in die Stadt zu gehen, von ihr zu entfernen gezwungen sah, so begann ich, trotz meiner Leidenschaft zur Musik, den Zwang, den mir meine Unterrichtsstunden auferlegten, doch recht merklich zu fühlen.

Ich weiß nicht, ob Claude Anet die Innigkeit unseres Umganges gewahr wurde. Ich habe Grund, zu glauben, daß sie ihm nicht verborgen blieb. Er war ein ungemein scharfblickender, aber auch äußerst verschlossener Mann, der nur sprach, wie er dachte, seine Gedanken aber nicht immer zu erkennen gab. Ohne sich mir gegen-

über im geringsten den Anschein zu geben, als ob er etwas wüßte, schien sein Benehmen jedoch zu verraten, daß er es tat, und dieses Betragen entsprang sicherlich nicht einer Niedrigkeit der Seele, sondern nur dem Umstande, daß er, da er ja doch selber die Grundsätze seiner Herrin sich angeeignet, ihre folgerechte Handlungsweise nun plötzlich nicht mißbilligen konnte.

Obgleich er mit ihr in einem Alter stand, war er doch so gereift und so ernst, daß wir ihm fast wie zwei der Nachsicht bedürftige Kinder vorkamen, wir selber erblickten beide in ihm einen verehrungswürdigen Mann, dessen Achtung wir uns zu erhalten hatten. Erst nachdem sie ihm untreu geworden war, erkannte ich recht die ganze Liebe, die sie für ihn empfand. Da sie wußte, daß ich nur durch sie dachte, fühlte und atmete, offenbarte sie mir, wie sehr sie ihn liebte, damit auch ich es täte, und sie stützte sich dabei weniger auf ihre Freundschaft für ihn, sondern auf die Achtung, die sie für ihn empfand, weil ich gerade dieses Gefühl am ehesten und völligsten mit ihr teilen konnte. Wie oft rührte sie nicht unsere Herzen und brachte uns dahin, einander mit Tränen in den Augen in die Arme zu fallen, indem sie uns sagte, daß wir alle beide zu dem Glück ihres Lebens notwendig seien! Die Frauen, welche dieses lesen, mögen nicht boshaft lächeln. Bei ihrem Temperament lag in dieser Notwendigkeit kein Doppelsinn: sie entsprang einzig und allein ihrem Herzen. So bildete sich denn zwischen uns dreien ein Verhältnis heraus, daß vielleicht niemals seinesgleichen auf Erden gehabt hat. All unsere Wünsche, unsere Sorgen, unsere Herzen waren ein Gemeinsames, und nichts ragte über diesen kleinen Kreis hinaus. Die Gewohnheit, zusammen, und zwar allein, zusammen zu leben, wurde so groß, daß bei unseren Mahlzeiten nur einer zu fehlen oder ein Vierter hinzuzukommen brauchte, um alles zu verderben, und trotz unseres einzelnen Verknüpftseins dünkte uns ein Beieinander zu zweien stets weniger freudenreich, denn die Vereinigung aller. Unser höchstes gegenseitiges Vertrauen verbannte jede Peinlichkeit aus unserer Nähe und unser Beschäftigt-

sein jede Langweile. Mama, die stets Pläne schmiedete und stets auf irgend eine Weise wirkte, sorgte schon dafür, daß weder ich noch er allzuviel Muße hatten, und außerdem hatte auch jeder genug für sich allein zu tun, um seine Zeit damit auszufüllen. Meiner Meinung nach ist Unbeschäftigtheit ebenso sehr die Plage aller Geselligkeit wie aller Einsamkeit. Nichts verödet den Verstand mehr und nichts gebiert so viel Nichtigkeiten, Klatschereien, üble Nachreden, Verdrießlichkeiten und Lügen, als ewig einander gegenüber in ein und demselben Zimmer eingesperrt zu sein und als einzige Beschäftigung die Notwendigkeit dauernd ununterbrochenen Schwatzens zu fühlen. Wenn jeder etwas zu tun hat, spricht man nur, wenn man wirklich etwas zu sagen hat, tut man dagegen nichts, so ist man gehalten, dauernd zu sprechen, und das ist von allem Zwang der unbequemste und der gefährlichste. Ja, ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß ein geselliger Kreis wirklich nur dann angenehm werden kann, wenn nicht nur jeder darin irgend etwas treibt, sondern seine Beschäftigung muß auch durchaus seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Filetstricken heißt nichts tun, und es kostet gerade so viel, eine Frau dabei zu unterhalten, wie wenn sie die Hände müßig im Schoß liegen hat. Stickt sie, so ist es schon etwas anderes, sie ist dann beschäftigt genug, um die bisweilen eintretende Stille auszufüllen. Es gibt nichts Ärgerlicheres und Lächerlicheres, als wenn man während einer solchen Gesprächspause ein Dutzend Schafsköpfe aufstehen, sich hinsetzen, umhertrippeln, auf den Absätzen schaukeln und zweihundertmal die Nippsachen auf dem Kamin umdrehen und ihren Hirnkasten ausquetschen sieht, um einen unversieglichen Redestrom zu unterhalten: welch schöne Beschäftigung! Solche Leute werden, wie sie es auch immer anstellen mögen, stets sich und anderen zur Last fallen. Als ich in Motiers war, knüpfte ich bei meinen Nachbarinnen Schnürsenkel, und sollte ich noch einmal in die Gesellschaft zurückkehren, so würde ich stets einen Fangbecher in meiner Tasche *mitführen und* würde den ganzen Tag über damit spielen,

um mich dadurch des Sprechens zu entheben, wenn ich nichts zu sagen habe. Und wenn jedermann es ebenso machte, würden die Menschen weniger böse und der Verkehr mit ihnen zuverlässiger und ich glaube auch angenehmer werden. Kurz, die Spottvögel mögen lachen, so viel sie immer wollen, ich behaupte noch einmal, daß die einzige Moral, welche sich für das gegenwärtige Jahrhundert schickt, die Moral des Fangbechers ist.

Übrigens überhob man uns der Mühe, das Aufkommen der Langweile selber abzuhalten, denn lästige Besucher bereiteten uns durch ihren Überfall deren so große, daß unser Alleinsein jedesmal eine Befreiung davon bedeutete. Die Ungeduld, die mich früher bei solcher Gelegenheit ergriffen, war nicht geringer geworden, der ganze Unterschied bestand nur darin, daß ich weniger Zeit hatte, mich ihr zu überlassen. Die arme Mama hatte ihre alte Unternehmungslust nicht verloren, im Gegenteil, je drückender ihre häuslichen Verlegenheiten wurden, desto mehr überließ sie sich zu ihrer vermeintlichen Abhilfe allerlei Entwürfen, und je geringer ihre augenblicklichen Hilfsmittel waren, desto eifriger suchte sie sich welche für die Zukunft zu schmieden. Das Fortschreiten der Jahre vergrößerte diese Sucht nur, und in dem Maße, in dem sie das Gefallen an den Vergnügungen der Welt und der Jugend verlor, ersetzte sie es durch die Lust an geheimen Plänen und Absichten. Das Haus wurde niemals leer von Pfuschern, Fabrikanten, Goldmachern und Unternehmern jeglicher Art, die Millionen verhießen, schließlich aber um einen Taler baten. Keiner verließ sie mit leeren Händen: und mich hat nichts so sehr verwundert, als daß sie eine derartige Geldvergeudung so lange hat unterhalten können, ohne die Quellen zu erschöpfen und ihre Gläubiger zu ermüden.

Der Plan, mit dem sie in der Zeit, von der ich spreche, beschäftigt war, und der nicht zu den unvernünftigsten gehörte, die sie in ihrem Leben geplant, lief darauf hinaus, in Chambery einen königlichen Pflanzengarten mit einem besoldeten praktischen Lehrer anzulegen; man begreift im *voraus, wem diese* Stellung zugedacht war. Die

Lage der Stadt mitten in den Alpen war für botanische Zwecke äußerst günstig, und Mama, die stets jeden Plan durch einen anderen zu fördern suchte, beabsichtigte mit dem Garten eine Apothekerschule zu verbinden, welche in einem so armen Lande, wo die Apotheker fast die einzigen Ärzte waren, auch sehr nützlich erschien. Die nach dem Tode des Königs Victor erfolgte Übersiedelung des Hofarztes Grossi nach Chambery schien ihr diesen Plan sehr zu begünstigen, ja vielleicht war er dadurch sogar erst in ihr entstanden. Wie dem auch sei, sie fing an, Grossi, der sich sonst wenig dazu eignete, um den Bart zu gehen. Er war weiß Gott der bissigste und gröbste Mann, den ich gekannt habe. Man wird sich darüber nach zwei oder drei Zügen, die ich zur Probe von ihm erzählen will, eine Meinung bilden können.

Eines Tages hatte er mit mehreren anderen Ärzten, unter denen sich auch der aus Annecy herbeigerufene Hausarzt des Kranken befand, eine Konsultation. Dieser für einen Arzt noch etwas ungehobelte junge Mann wagte, nicht der Meinung des Herrn Oberarztes zu sein. Statt jeder anderen Antwort fragte ihn dieser, wann er zurückreise, wo er vorbeikäme und ob er im Wagen führe. Der andere beantwortete alle seine Fragen und sagte, daß er nicht fahren, sondern reiten würde, und fragte dann seinerseits höflich, ob er irgend etwas für den Herrn Oberarzt besorgen könne. „Nein, nein, antwortete Grossi, ich will mich nur dort, wo sie vorbeikommen, an ein Fenster stellen, um das Vergnügen zu haben, einen Esel zu Pferde einherziehen zu sehen." Außerdem war er ebenso geizig wie reich und hartherzig. Einer seiner Freunde wollte sich eines Tages gegen gute Sicherheit Geld von ihm borgen: „Nein Freund," sagte Grossi zu ihm, indem er ihm den Arm drückte und mit den Zähnen knirschte, „wenn der heilige Petrus vom Himmel herunterstiege, um sich zehn Pistolen von mir zu leihen und mir die heilige Dreieinigkeit als Bürgen stellte, so würde ich sie ihm doch nicht borgen." Als er eines Tages zu dem *sehr frommen* Statthalter von Savoyen, dem Grafen *Picon, zur Tafel* geladen war, kam er etwas zu früh, und

Seine Exzellenz, die mit dem Absagen des Rosenkranzes beschäftigt war, riet ihm zu demselben Zeitvertreib. Da Grossi nicht recht wußte, was er antworten sollte, schnitt er ein scheußliches Gesicht und kniete nieder, kaum aber hatte er zwei Aves gesprochen, so konnte er es nicht mehr aushalten, sprang ungestüm auf, ergriff seinen Stock und verließ wortlos das Gemach. Der Graf Picon lief hinter ihm her und rief: „Herr Grossi, Herr Grossi, aber so bleiben Sie doch, ich habe unten ein vortreffliches Rebhuhn für Sie am Spieß." „Herr Graf," erwiderte ihm, sich umwendend, der andere, „Sie könnten mir einen gebratenen Engel vorsetzen wollen und ich würde doch nicht bleiben." So war der Herr Oberarzt Grossi, dessen Zähmung Mama unternahm und vollbrachte. Obgleich er sehr beschäftigt war, gewöhnte er sich daran, Mama oft zu besuchen, befreundete sich mit Anet, gab zu erkennen, daß er seine Kenntnisse schätze, sprach von ihnen mit Anerkennung und bestrebte sich, was man von einem solchen Bären nicht hätte erwarten mögen, ihn mit Hochachtung zu behandeln, um ihm gewissermaßen aus seiner Vergangenheit herauszuhelfen. Denn wenn Anet auch nicht mehr auf der Stufe eines Dieners stand, so wußte man doch, daß er es gewesen, und es bedurfte nicht weniger als des Beispieles und des Ansehens des Herrn Oberarztes, um den Ton im Benehmen gegen ihn anzugeben, denn von niemand anderem hätte man sich solches aufzwingen lassen. Mit seinem schwarzen Rocke, seiner wohlgeglätteten Perücke, seiner ernsten und schicklichen Haltung, seinem verständigen und besonnenen Benehmen und seinen ziemlich ausgebreiteten medizinischen und botanischen Kenntnissen durfte Claude Anet, zumal ihm der Dekan der Fakultät seine Gunst zugewandt hatte, nicht unvernünftigerweise hoffen, die Stellung eines königlichen Lehrers der Botanik zur Zufriedenheit auszufüllen, wenn die geplante Anlage zur Ausführung kam. Grossi hatte an ihr wirklich Gefallen gefunden, sie zu der seinigen gemacht, und wartete nur auf den Augenblick, in dem der Frieden das Befassen mit nützlichen Dingen wieder erlauben und das nötige

Geld dazu freimachen würde, um sie dem Hofe zu unterbreiten.

Aber dieser Plan, dessen Verwirklichung mich wahrscheinlich ebenfalls in die Botanik, zu der ich, wie ich glaube, geboren war, hineingetrieben hätte, sollte durch einen jener unerwarteten Schicksalsschläge, welche auch die gesichertsten Entwürfe zunichte machen, nicht zur Ausführung gelangen. Es war mir bestimmt, stufenweise ein Beispiel aller menschlichen Leiden zu werden. Man möchte sagen, daß die Vorsehung, die mich zu solch großen Prüfungen berief, mit eigener Hand alles von meinem Wege räumte, was mich davor hätte bewahren können. Bei einem Ausfluge, den Anet ins Hochgebirge unternommen hatte, um Gletscherbeifuß zu suchen, eine seltene Pflanze, die nur auf den Alpen wächst und die Herr Grossi brauchte, erhitzte sich der arme Bursche dermaßen, daß er eine Brustfell-Entzündung bekam, von der ihn auch das selbstgefundene Gletscherkraut nicht heilen konnte, obgleich es gerade hiergegen gut sein soll. Trotz aller Kunst Grossis, der sicherlich ein sehr geschickter Arzt war, und trotz meiner und seiner guten Herrin treuesten Pflege, starb er am fünften Tage in unseren Händen nach dem grausamsten Todeskampfe, in welchem er keinen anderen religiösen Beistand als den meinen hatte, aber ich sprach mit so tiefem Schmerz und solchem Glaubenseifer zu ihm, daß er, wenn er überhaupt noch imstande war, mich zu hören, Trost in meinen Worten gefunden haben muß. Auf solche Weise verlor ich den entschiedensten Freund, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe, einen seltenen, achtunggebietenden Mann, in dem die Natur alle Erziehung ersetzte, der in abhängiger Stellung alle Tugenden eines großen Mannes nährte und dem, um sich als solcher vor aller Welt zu erweisen, vielleicht nichts gefehlt hatte, als eine Stellung und ein längeres Leben.

Am anderen Morgen sprach ich mit Mama in tiefster und aufrichtigster Trauer von ihm, als mir mitten im *Gespräch plötzlich* der schändliche und unwürdige Ge- *danke kam,* daß ich ja nun seine Sachen und vor allem

seinen schönen schwarzen Rock erbte, der mir in die Augen gestochen hatte. Dieses dachte ich, und folglich sprach ich es auch aus, denn ihr gegenüber war das eins für mich. Nichts konnte ihr den Verlust, den sie erlitten, tiefer ins Bewußtsein führen als diese niederträchtige und hassenswerte Bemerkung, denn der Verstorbene hatte nichts so sehr besessen, wie Uneigennützigkeit und Seelenadel. Ohne etwas zu antworten, wandte sich die arme Frau ab und fing an zu weinen. Teure und köstliche Tränen, sie träuften alle in mein Herz und wurden dort gefühlt und vertilgten auch die letzten Spuren einer niedrigen und ehrlosen Gesinnung, die seitdem nie wieder darin hat Eingang finden können.

Dieser Verlust verursachte Mama ebensoviel Nachteil wie Schmerz. Von diesem Augenblicke an ging es mit ihren Angelegenheiten unaufhörlich abwärts. Anet war ein genauer und ordentlicher Mensch gewesen, welcher die Ordnung in dem Hause seiner Herrin aufrecht erhielt. Man fürchtete seine Wachsamkeit, und die Geldvergeudung hielt sich daher in gewissen Grenzen. Selbst Mama fürchtete seinen Tadel und suchte ihre Verschwendungssucht einzudämmen. Seine Liebe war ihr nicht genug, sie wollte sich auch seine Achtung bewahren, sie fürchtete daher den gerechten Vorwurf, den er ihr bisweilen zu machen wagte, daß sie das Gut anderer ebenso wie das ihre vergeude. Ich dachte darin wie er und sprach es auch aus, aber ich hatte nicht denselben Einfluß auf sie, und meine Worte beeindruckten sie nicht so stark wie die seinen. Als er nicht mehr war, sah ich mich wohl oder übel gezwungen, an seine Stelle zu treten, da ich jedoch dafür ebensowenig Geschick wie Lust hatte, füllte ich sie schlecht aus. Ich war wenig sorgfältig und sehr zaghaft, und während ich still in mich hinein schalt, ließ ich alles gehen, wie es ging. Wohl genoß ich dasselbe Vertrauen, aber nicht dasselbe Ansehen. Ich erkannte die Unordnung, seufzte darüber, klagte darüber, wurde aber nicht gehört. Ich war allzu jung und allzu lebhaft, um ein Recht auf Verständigkeit zu haben, und wenn ich mich zum Tadler *aufwerfen* wollte, verabfolgte mir Mama

kleine liebkosende Backenstreiche, nannte mich ihren kleinen Mentor, und zwang mich so in die mir geziemende Rolle zurück.

Das tiefe Bewußtsein der Not, in die sie ihre maßlosen Ausgaben notwendig früher oder später stürzen mußten, beeindruckte mich um so mehr, als ich mich nun als Vorsteher ihres Haushaltes mit eigenen Augen von der Ungleichheit zwischen dem Soll und dem Haben überzeugen konnte. Ich führe auf diese Zeit den Hang zum Geiz zurück, der mir seitdem geblieben ist. Über mich war Verschwendungssucht immer nur toll und kurz wie ein Windstoß gekommen, und so hatte ich mich denn bis dahin niemals sehr darüber beunruhigt, ob ich wenig oder ob ich viel Geld hatte. Jetzt fing ich an darauf zu achten und mich meiner Börse anzunehmen. Ich wurde aus einem sehr edlen Antriebe geizig, denn in Wahrheit war ich nur darauf bedacht, Mama für den Zusammenbruch, den ich voraussah, einige Geldmittel zu sammeln. Ich fürchtete, ihre Gläubiger möchten ihre Pension mit Beschlag belegen lassen oder sie möchte ihr völlig entzogen werden, und glaubte in meiner Kurzsichtigkeit, mein kleiner Schatz würde ihr dann von großer Hilfe sein. Aber um ihn zu sammeln, und vor allem, um ihn zu bewahren, mußte ich mich vor ihr verstecken, denn in ihrer dauernden Verlegenheit hätte sie nicht wissen dürfen, daß ich noch einiges Kleingeld hatte. Ich suchte also hier und dort nach kleinen Schlupfwinkeln, in denen ich ein paar Louis mit der Absicht aufspeicherte, diesen Sparschatz unaufhörlich bis zu dem Augenblick zu vergrößern, wo ich ihn ihr zu Füßen legen konnte. Aber ich war in der Wahl meiner Verstecke so ungeschickt, daß sie sie stets aufspürte, und um mir zu zeigen, daß sie sie gefunden, nahm sie das Geld, das ich hingelegt hatte, fort und legte eine weit größere Summe in anderer Münze an seine Stelle. So trug ich denn beschämt meinen Schatz herbei und warf ihn in die gemeinsame Kasse; sie hat niemals unterlassen, ihn für Kleidungsstücke oder Möbel zu meinem Gebrauch, wie zum Beispiel zu einem silbernen Degen, einer Uhr und was dergleichen mehr ist, zu verausgaben.

Überzeugt, daß ich mit dem Sparen niemals vorwärts kommen und das Gesparte ihr auch wenig helfen würde, begriff ich endlich, daß ich gegen das gefürchtete Unglück nichts anderes zu tun vermochte, als mich selber dahin zu bringen, für ihren Unterhalt zu sorgen, wenn sie es für den meinen nicht mehr würde tun können und sich dem völligsten Mangel gegenübersah. Da ich leider meine Pläne nach meinen Neigungen entwarf, hielt ich eigensinnig und töricht daran fest, mein Glück in der Musik machen zu wollen, und gingen einmal Motive und Melodien durch meinen Kopf, so glaubte ich sofort, ich würde sie nur zu verwerten brauchen, um ein berühmter Mann, ein neuer Orpheus zu werden, dessen Klänge dann schon alle Schätze Perus herbeilocken sollten. Da ich die Noten bereits ziemlich fließend zu lesen begann, handelte es sich jetzt für mich darum, einiges von der Kompositionslehre zu erlernen. Die Schwierigkeit bestand darin, hierfür einen geeigneten Lehrer zu finden, denn mit meinem Rameau allein glaubte ich selber nicht weit zu kommen, und seit der Abreise des Herrn Le Maitre gab es in ganz Savoyen niemand mehr, der etwas von Harmonielehre verstand.

Wiederum wird man nun auf eine der Folgewidrigkeiten stoßen, von denen mein Leben erfüllt ist und die mich gar so oft von meinem Ziele entfernt haben, gerade wenn ich glaubte unentwegt darauf loszugehen. Venture hatte mir viel von dem Abbé Blanchard, seinem Kompositionslehrer, gesprochen, einem begabten und verdienstvollen Manne, der damals Kapellmeister an der Kathedrale zu Besançon war und die gleiche Stellung jetzt in Versailles bekleidet. Ich setzte es mir also in den Kopf, nach Besançon zu reisen und beim Abbé Blanchard Unterricht zu nehmen, und dieser Gedanke kam mir so vernünftig vor, daß es mir gelang, ihn auch Mama vernünftig erscheinen zu lassen. Sofort ließ sie sich an, für meine Ausstattung zu sorgen, und zwar mit der gleichen Verschwendung, mit der sie alles unternahm. Der Plan, dem Zusammenbruch ihrer Verhältnisse zuvorzukommen und zukünftig das Werk ihrer Verschwendung aus-

zugleichen, zeitigte also zunächst die Frucht, ihr eine Ausgabe von achthundert Franken zu verursachen, das heißt, ich beschleunigte also ihren Untergang, um mich in den Stand zu setzen, ihn abzuhalten. Dieses Vorgehen mag noch so toll gewesen sein, aber sowohl ich wie sie waren völlig verblendet und beide überzeugt, nämlich ich, daß ich mit Nutzen für sie, und sie, daß ich mit Nutzen für mich arbeiten würde.

Ich hatte darauf gerechnet, Venture noch in Annecy zu finden und ihn um einen Empfehlungsbrief an den Abbé Blanchard zu bitten. Aber er war nicht mehr dort. Statt aller anderen Auskunft über ihn mußte ich mich mit einer vierstimmigen, von ihm selbst niedergeschriebenen Messe begnügen, die er selber komponiert und eigens für mich zurückgelassen hatte. Mit dieser Empfehlung machte ich mich nach Besançon auf, kam durch Genf, wo ich meine Verwandten, und durch Nyon, wo ich meinen Vater besuchte, der mich in seiner gewöhnlichen Art empfing und es auf sich nahm, mir meinen Koffer nachzusenden, welcher erst später als ich eintreffen konnte, da ich zu Pferde reiste. Ich kam in Besançon an. Der Abbé Blanchard empfing mich freundlich, sagte mir seinen Unterricht zu und stellte mir seine Dienste zur Verfügung. Wir wollten gerade mit unseren Stunden beginnen, als ich durch meinen Vater erfuhr, daß mein Koffer in Rousses, dem französischen Zollamte an der schweizer Grenze, angehalten und mit Beschlag belegt worden sei. Voller Schrecken über diese Nachricht, suchte ich durch Vermittelung der Bekanntschaften, die ich in Besançon bereits gemacht hatte, den Grund zu dieser Beschlagnahme in Erfahrung zu bringen, denn da ich sicher war, keine verbotene Ware mit mir zu führen, konnte ich nicht begreifen, aus welchem Grunde sie erfolgt war. Ich erfuhr ihn endlich und will ihn angeben, denn die Sache war doch allzu seltsam.

Ich sah in Chambery bisweilen einen alten Lyoneser namens Duvivier, einen guten, lieben Menschen, der *unter* der Regentschaft auf dem Paßamte gearbeitet *und dann nach* seiner Entlassung eine Anstellung bei dem

Kataster gefunden hatte. Er kannte die vornehme Welt, besaß Talente, einiges Wissen, Zuvorkommenheit, Höflichkeit, verstand etwas von Musik, und da wir gemeinsam in einem Zimmer arbeiteten, hatten wir uns inmitten all der schlecht geleckten Bären zusammengefunden. Er stand mit Paris in brieflichem Verkehr, wodurch ihm Kenntnis wurde von all jenen kleinen Nichtigkeiten, jenen Eintagsneuigkeiten, die in Umlauf geraten, man weiß nicht warum, und ihr Ende finden, man weiß nicht wie, ohne daß irgend jemand an sie zurückdenkt, wenn man von ihnen zu sprechen aufgehört hat. Da ich ihn manchmal zu Mama zum Essen mitnahm, machte er mir in gewisser Weise den Hof und suchte mein Gefallen an dergleichen Abgeschmacktheiten und dadurch zugleich an sich zu erregen, aber ich habe für sie stets einen derartigen Widerwillen empfunden, daß ich niemals in meinem ganzen Leben darauf verfallen bin, dergleichen für mich allein zu lesen. Unglücklicherweise blieb eines dieser verdammten Blätter in der Rocktasche eines neuen Anzuges stecken, den ich des Zolles wegen zwei oder dreimal auf den Leib gezogen hatte. Dieses Blatt enthielt eine alberne jansenistische Parodie einer der schönsten Szenen aus Racines Mithridates. Ich hatte kaum zehn Verse davon gelesen und sie dann aus Vergeßlichkeit in meiner Tasche stecken lassen. Das bildete den Grund zur Beschlagnahme meiner Habseligkeiten. Die Zollbeamten setzten an die Spitze des Inhaltsverzeichnisses meines Koffers einen prächtigen amtlichen Bericht, in dem sie unter der Annahme, diese Schrift käme aus Genf und solle in Frankreich gedruckt und in Umsatz gebracht werden, in heiligem Zorn gegen die Feinde Gottes und der Kirche wetterten und ihre fromme Wachsamkeit, die der Ausführung dieses teuflischen Planes zuvorgekommen, in das rechte Licht setzten. Zweifellos fanden sie, daß meine Hemden auch nach Ketzerei röchen, denn auf Grund jener schrecklichen Verse wurde alles beschlagnahmt, ohne daß mir jemals darüber Mitteilung zuging. Die Finanzbeamten, an die man sich wandte, verlangten so viele Nachweise, Aufschlüsse,

Zeugnisse und Eingaben, daß ich mich in diesem Labyrinthe tausendmal verlor und mich endlich gezwungen sah, die ganze Sache fallen zu lassen. Aufrichtig leid tut mir nur, daß ich die amtliche Erklärung des Zollamtes von Rousses nicht aufbewahrt habe, dieses Stück wäre würdig gewesen, eine erste Stelle in der kleinen Sammlung einzunehmen, welche diese Schrift begleiten soll.

Der Verlust meines Gepäcks zwang mich, sofort nach Chambery zurückzukehren, ohne von dem Abbé Blanchard profitiert zu haben, und da ich, alles wohl erwogen, einsah, daß das Unglück mich in allen meinen Unternehmungen verfolgte, beschloß ich, mich fortan nur noch an Mama anzuschließen, ihr Geschick mit ihr zu teilen und mich nicht mehr nutzlos über eine Zukunft zu beunruhigen, über die ich nichts vermochte. Sie empfing mich als ob ich Schätze mitbrächte, und ergänzte allmählich auch wieder meinen kleinen Kleiderbestand und mein Unglück, das uns beide gleich hart getroffen hatte, ward ebenso schnell wie es eingetreten, auch vergessen.

Obgleich dies Mißgeschick meine Musikpläne etwas abgekühlt hatte, ließ ich dennoch nicht ab, fortgesetzt meinen Rameau zu studieren, und dank meines Eifers gelang es mir endlich, ihn zu verstehen und ein paar kleine Stücke zu komponieren, deren Erfolg mich ermutigte. Der Graf von Bellegarde, der Sohn des Marquis d'Antremont, war nach dem Tode des Königs August aus Dresden zurückgekommen; vorher hatte er lange in Paris gelebt, liebte die Musik und hatte vor allem für die Rameaus eine wahre Leidenschaft. Sein Bruder, der Graf von Nangis, spielte Geige, und beider Schwester, die Gräfin de La Tour, sang ein wenig. Alles dies brachte in Chambery die Musik in Mode, und man veranstaltete eine Art öffentlicher Konzerte, deren Leitung man zuerst mir übertragen wollte. Man wurde jedoch bald gewahr, daß dies meine Kräfte überstieg und traf andere Vorkehrungen. Ich versäumte nicht, ein paar kleine Stücke von mir dabei aufführen zu lassen, und unter anderem *eine Kantate*, die äußerst gefiel. Sie war kein gut gear*beitetes Stück*, enthielt aber eine Fülle neuer Melodien

und wirkungsvoller Sätze, die man mir nicht zugetraut hatte. Da ich Noten so schlecht lesen konnte, wollten die Herren nicht glauben, daß ich imstande sei, selber leidlich zu komponieren, und hegten im stillen die Meinung, ich möchte mich wohl mit irgend welchen fremden Federn geschmückt haben. Um der Sache auf den Grund zu gehen, besuchte mich eines Morgens Herr von Nangis mit einer Kantate von Clerambault, die er in eine den Stimmen gemäßere Tonart umgeschrieben hatte und die nun auch eines neuen Basses bedurfte, da sich der von Clerambault gesetzte nach der Umschreibung nicht mehr benutzen ließ. Ich meinte, eine derartige Arbeit ließe sich nicht so ohne weiteres ausführen. Er glaubte, ich suchte nach einer Ausflucht und drängte mich deshalb, ihm wenigstens zu einem Rezitativ den Baß zu schreiben. Ich tat es also und schlecht natürlich, denn ich bedarf in jeglicher Sache, um etwas Gutes fertig zu bringen, völliger Bequemlichkeit und Freiheit, aber ich schrieb ihn wenigstens nach den Regeln, und da er dabei war, konnte er nicht mehr bezweifeln, daß ich die Anfangsgründe der Kompositionslehre beherrschte. So verlor ich denn meine Schülerinnen nicht, aber meine Beziehung zur Musik wurde doch etwas kühler, als ich sah, daß man ein Konzert veranstaltete und mich dabei für entbehrlich hielt.

Ungefähr in derselben Zeit vollzog sich nach erfolgtem Friedensschlusse der Rückmarsch des französischen Heeres über die Berge. Viele Offiziere besuchten Mama, unter anderen auch der Graf von Lautrec, Obrist des Regiments Orleans, später Gesandter in Genf und zuletzt Marschall von Frankreich, und sie stellte mich ihm vor. Der junge Marquis von Sennecterre, dessen Vater damals Gesandter in Turin war, kam um dieselbe Zeit durch Chambery. Er speiste bei Frau von Menthon, zu der ich am gleichen Tage ebenfalls geladen war. Nach dem Essen kam das Gespräch auf Musik, von welcher Kunst er viel verstand. Die Oper „Jephtah" war damals noch ganz neu, er erzählte davon, und man schickte nach der Partitur. Ich bekam Todesangst, als er mir vorschlug, die Oper gemeinsam mit ihm zu singen, und

als er das Buch öffnete, schlug er gerade jene berühmte, für zwei Chöre geschriebene Stelle auf:

„La terre, l'enfer, le ciel même,
Tout tremble devant le Seigneur."

Er fragte mich: „Wie viele Stimmen wollen Sie singen, ich für meinen Teil werde diese sechs hier übernehmen." Ich war dergleichen französische Prahlerei noch nicht gewohnt, und obgleich ich selber bisweilen Partituren mühselig entziffert hatte, war es mir unfaßbar, wie ein einzelner Mensch sich anheischig machen konnte, gleichzeitig sechs, ja auch nur zwei Stimmen zu singen. Mir ist in der Musik niemals etwas schwerer geworden, als derartig leicht von einer Stimme in die andere überzuspringen und mit den Augen zugleich die ganze Partitur zu überfliegen. Nach der Art und Weise, wie ich mich bei der Ausführung seines Vorschlages anstellte, mußte Herr von Sennecterre sich versucht fühlen, zu glauben, ich verstände überhaupt nichts von Musik. Und vielleicht um diesen Glauben zu befestigen, schlug er mir vor, ein Lied aufzuschreiben, das er Fräulein von Menthon schenken wollte. Ich konnte mich dem nicht entziehen, und so sang er denn das Lied, und ich schrieb es auf, sogar ohne es mir oft wiederholen zu lassen. Er las darauf mein Blatt und fand, daß ich, wie es sich auch verhielt, das Lied ohne jeden Fehler aufgeschrieben hatte. Da er vorher meine Bestürzung wahrgenommen hatte, machte es ihm Freude, jetzt diesen kleinen Erfolg möglichst hoch zu werten. Dennoch war es eine sehr einfache Aufgabe gewesen. Im Grunde beherrschte ich die Musik wirklich, es gebrach mir nur an jener Schnelligkeit des ersten Blickes, die ich in keiner Sache jemals besessen habe, und die sich in der Musik nur durch unausgesetzte Übung erwerben läßt. Wie dem auch sei, ich war ihm aufrichtig dankbar für die redliche Mühe, die er sich gab, jene kleine Beschämung, die ich erlitten, bei mir und allen anderen in Vergessenheit zu bringen, und als ich ihn zwölf oder fünfzehn Jahre später in verschiedenen Pariser Häusern traf, fühlte ich mich wiederholt versucht, ihn an diese kleine Geschichte zu erinnern

und ihm zu zeigen, daß sie mir im Gedächtnis geblieben war. Er hatte inzwischen jedoch seine Augen verloren, und ich fürchtete seinen Schmerz zu erneuern, wenn ich ihn an den Gebrauch erinnerte, den er früher von ihnen hatte machen können, und so schwieg ich denn.

Ich berühre den Zeitpunkt, welcher mein früheres Dasein mit meinem jetzigen verknüpft. Einige in jener Zeit geschlossene und bis in diese hinein bewahrte Freundschaften sind mir über alles teuer geworden. Sie haben mir oft Sehnsucht nach jener glücklichen Niedrigkeit erweckt, wo die, welche sich als meine Freunde ausgaben, es auch wirklich waren, und mich um meiner selbst willen und aus reinem Wohlwollen liebten und nicht aus Eitelkeit, mit einem bekannten Manne umzugehen, oder aus dem geheimen Wunsche, dabei besser Gelegenheit zu finden, ihm zu schaden. Aus dieser Zeit schreibt sich die erste Bekanntschaft mit meinem alten Freunde Gauffecourt her, der mir stets treu geblieben ist, trotz aller Anstrengungen, die man gemacht hat, ihn von mir abzubringen. Stets geblieben ist? Nein. Ich habe ihn vor kurzem verloren. Aber er hat erst aufgehört mich zu lieben, als er auch zu leben aufhörte, und unsere Freundschaft hat nur durch seinen Tod ein Ende gefunden. Herr von Gauffecourt war einer der liebenswürdigsten Menschen, die jemals gelebt haben. Es war unmöglich, ihn zu sehen, ohne ihn zu lieben, und unmöglich, mit ihm zu leben, ohne sich völlig an ihn anzuschließen. Ich habe in meinem Leben kein offneres, liebreicheres Gesicht gesehen, das mehr Heiterkeit ausgestrahlt, mehr Gefühl und Geist verraten und größeres Vertrauen eingeflößt hätte. Wie zurückhaltend man auch immer sein mochte, man konnte sich nicht davor schützen, gleich bei der ersten Begegnung so vertraut mit ihm zu sein, als kennte man ihn schon seit zwanzig Jahren, und ich, dem es stets so schwer wurde, sich neuen Gesichtern gegenüber wohlzufühlen, ihm gegenüber tat ich es vom ersten Augenblicke an. Der Klang seiner Stimme, sein Tonfall und sein Gespräch stimmten völlig mit seinem Gesicht überein. Seine Stimme war klar, voll und wohlklingend, ein

schöner, kräftiger und umfangreicher Baß, der das Ohr erfüllte und zu Herzen drang. Es war unmöglich, eine gleichmäßigere und sanftere Heiterkeit, eine echtere und schlichtere Anmut, und natürlichere und mit größerem Geschmack ausgebildete Gaben zu besitzen. Dazu kam noch sein liebevolles, vielleicht allzu liebevolles Herz, sein wahllos gefälliger Charakter, welcher ihn dazu trieb, seinen Freunden mit Eifer zu dienen oder vielmehr der Freund derjenigen Menschen zu werden, denen er dienlich sein konnte, und sein Glück stets in dem Glück anderer zu erblicken. Gauffecourt war der Sohn eines einfachen Uhrmachers und war selber Uhrmacher gewesen. Aber sein Äußeres und seine Begabung beriefen ihn in einen anderen Kreis, in dem er sich heimisch zu machen nicht säumte. Er machte die Bekanntschaft des Herrn de la Closure, des französischen Gesandten in Genf, der ihn lieb gewann und ihm in Paris andere Bekanntschaften verschaffte, die ihm sehr nützlich wurden und ihm die Salzlieferung in Wallis zuschanzten, die ihm jährlich 20 000 Franken einbrachte. Was Männer anbetraf, war sein gutes Glück damit am Ziele, den Frauen gegenüber fing es nun jedoch erst an: er brauchte nur zu wählen und konnte tun und lassen was er wollte. Was aber selten ist und für ihn äußerst ehrenvoll war: trotzdem er zu allen Ständen Beziehungen hatte, war er überall gleich beliebt, gleich begehrt, von niemandem beneidet oder gehaßt, und ist, glaube ich, gestorben, ohne in seinem Leben einen einzigen Feind gehabt zu haben. Glücklicher Mann! Er besuchte jedes Jahr die Bäder von Aix, wo die gute Gesellschaft der benachbarten Länder zusammenzukommen pflegt. Da er mit dem ganzen Adel Savoyens im Verkehr stand, kam er von Aix nach Chambery, um den Grafen von Bellegard und seinen Vater, den Marquis d'Antremont, zu besuchen, bei welchem ihn Mama kennen lernte und dann später auch mich mit ihm bekannt machte. Diese Bekanntschaft, die zu nichts führen zu sollen schien und auch auf eine Reihe von Jahren unterbrochen wurde, erneuerte sich bei einer Gelegenheit, von der ich noch sprechen werde, und gestaltete

sich zu einem echten Freundschaftsbund. Das genügt, um mir das Recht zu geben, von einem Freunde, mit dem ich so eng verbunden gewesen, zu sprechen, wenn ich jedoch aber auch an seinem Gedächtnisse nicht persönlich beteiligt wäre, so war er doch ein so liebenswürdiger und von der Natur so glücklich begabter Mensch, daß ich um der Ehre des menschlichen Geschlechtes willen seine Erinnerung stets lebendig in mir erhalten würde. Dieser so reizvolle Mann hatte jedoch so gut wie jeder andere seine Fehler, wie man später noch genauer erfahren wird, und hätte er sie nicht gehabt, wäre er vielleicht weniger liebenswürdig gewesen. Um ihn so anziehend zu machen, wie er es sein konnte, mußte man ihm schon etwas zu verzeihen haben.

Eine andere Beziehung aus derselben Zeit ist auch noch nicht erloschen und lockt mich noch immer mit jener Hoffnung auf ein zeitliches Glück, welche so ungern im menschlichen Herzen stirbt. Herr von Conzié, ein savoyardischer Edelmann, der damals noch jung und liebenswürdig war, bekam Lust, Musikunterricht zu nehmen oder vielmehr den kennen zu lernen, der ihn erteilte. Neben Begabung und Geschmack für die schönen Wissenschaften besaß Herr von Conzié eine Sanftmut des Charakters, die ihn sehr anziehend machte, und ich wiederum war es stets für solche Menschen, an denen ich sie wahrnahm. Unsere Freundschaft war bald geschlossen*). Die Aussaat von Literatur und Philosophie, welche in meinem Kopfe zu keimen begann, und nur noch einer gewissen Pflege und eines gewissen Wettstreites bedurften, um sich vollends zu entwickeln, fanden beides bei ihm. Herr von Conzié war für Musik wenig begabt und das kam mir äußerst zustatten, denn unsere Stunden wurden nun mit ganz anderen Dingen als dem Einüben von Tonleitern verbracht. Wir frühstückten zusammen, schwatzten, lasen irgend ein neues Buch und über Musik fiel bald kein Wort mehr. Der Briefwechsel Voltaires mit dem Kronprinzen von Preußen machte

*) Ich habe ihn seitdem wiedergesehen und von Grund auf verändert gefunden! Oh, was für *ein großer Zauberer* ist nicht Herr von Choiseul! Keiner meiner alten Bekannten ist seiner Verwandlungskunst entgangen.

damals Aufsehen, und wir sprachen über diese beiden berühmten Männer, deren einer, neuerlich auf den Thron gelangt, bereits ahnen ließ, wie er sich binnen kurzem offenbaren würde, und von denen der zweite, der damals ebenso verschrieen war wie er jetzt berühmt ist, uns aufrichtiges Mitleid mit dem Unglücke abzwang, das ihn zu verfolgen schien, und dem man so oft als der Schicksalsmitgift großer Männer begegnet. Der Kronprinz von Preußen war in seiner Jugend nicht sehr glücklich gewesen, und Voltaire schien es bestimmt, es niemals zu werden. Unser Interesse für beide erstreckte sich auf alles, was sie nur irgend betraf, und so entging uns auch nichts von allem, was Voltaire schrieb. Das Gefallen, das ich an allen seinen Schriften fand, erregte den Wunsch in mir, gewählt und sorglich gefeilt schreiben zu lernen und den herrlichen Stil dieses Schriftstellers, der mich entzückte, nachzuahmen. Einige Zeit darauf erschienen seine philosophischen Briefe. Obgleich sie sicherlich nicht sein bestes Werk sind, trieb es mich doch von allen am meisten zum Studium an, und diese damals entstehende Neigung erlosch seitdem nie wieder.

Aber der Augenblick, mich ihr völlig hinzugeben, war noch nicht gekommen. Es haftete mir noch immer eine gewisse Flatterhaftigkeit an, ein Verlangen nach einem ewigen Hin und Her, das eher eingedämmt als erloschen war und von dem für meinen Hang zur Einsamkeit auch allzu geräuschvollen Treiben im Hause der Frau von Warens viel zu viel Nahrung empfing. Diese Scharen unbekannter Leute, die täglich von allen Seiten herbeiströmten, und meine Überzeugung, daß sie jeder von diesen Menschen, jeglicher auf seine Art, zu betrügen suche, machten mir meinen Aufenthalt in ihrem Hause zu einer wahren Qual. Seitdem ich Claude Anet in dem Vertrauen seiner Herrin gefolgt war, konnte ich den Zustand ihrer Angelegenheit besser übersehen und gewahrte darin einen Fortschritt zum Üblen, der mich entsetzte. Hundertmal hatte ich ihr Vorstellungen gemacht, sie gebeten, gedrängt, beschworen, und immer vergebens. *Ich hatte mich* ihr zu Füßen geworfen, ihr den drohenden

Zusammenbruch mit aller Kraft vor Augen geführt, sie ungestüm ermahnt, ihre Ausgaben zu beschränken und mit mir den Anfang zu machen, und lieber ein wenig zu entbehren, solange sie noch jung sei, als sich durch das dauernde Vermehren ihrer Schulden und ihrer Gläubiger in ihren alten Tagen den erbitterten Forderungen derselben und der äußersten Not auszusetzen. Ergriffen von der Aufrichtigkeit meines Eifers, erschrak auch sie und versprach mir die schönsten Dinge von der Welt, zeigte sich aber der erste beste Lump, so war alles wieder vergessen. Was blieb mir nach tausend Beweisen von der Nutzlosigkeit meiner Vorstellungen anderes übrig, als meine Augen abzuwenden von dem Übel, das ich nicht heilen konnte. Ich entfernte mich, so oft es gehen mochte aus dem Hause, dessen Tür ich nicht hüten konnte, und unternahm kleine Reisen nach Nyon, nach Genf und nach Lyon, durch die ich zwar meinen heimlichen Kummer betäubte, durch meine Ausgaben aber zugleich seine Ursache vergrößerte. Ich kann schwören, daß ich jegliche Beschränkung darin mit der größten Freude würde ertragen haben, wenn diese Ersparnis Mama irgend einen Nutzen gebracht hätte, da ich aber gewiß war, daß alles, was ich mir abrang, doch nur Spitzbuben zufloß, mißbrauchte ich ihre offene Hand, um mit ihnen zu teilen, und schleppte wie der Hund, der aus dem Fleischerladen kommt, einen Knochen von dem Stück fort, das ich nicht hatte retten können.

An Vorwänden für all diese Reisen fehlte es mir nicht, denn Mama allein verschaffte mir deren genug durch all ihre Verbindungen, Unterhandlungen, Geschäfte und Aufträge, deren Ausführung nur jemandem überlassen werden konnte, dessen sie sicher war. Sie war stets bereit mich umher zu schicken, ich stets bereit, zu reisen, und das mußte zu einem recht reichen Wanderleben führen. Diese Reisen verschafften mir die Möglichkeit, einige Bekanntschaften zu machen, die mir späterhin recht angenehm oder nützlich geworden sind, unter anderen die Bekanntschaft des Herrn Perrichon in Lyon, die ich in Betracht all der *Güte, die* er mir bezeigt, leider nicht

genug gepflegt zu haben mir vorwerfen muß, ferner die des guten Parisot, von der ich, wann es an der Zeit ist, noch sprechen werde, dann in Grenoble die der Frau von Deybens und der Frau Präsidentin von Bardonanche, einer äußerst klugen Frau, die mich sicherlich liebgewonnen hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre, sie öfter zu sehen; in Genf die des Herrn de la Closure, des französischen Gesandten, der mir oft von meiner Mutter sprach, welche trotz der Zeit und des Todes sein Herz nicht hatte vergessen können, die der beiden Barrilot, von denen der Vater, der mich seinen Großsohn nannte, im Umgange äußerst liebenswürdig und überhaupt einer der würdigsten Männer war, die ich jemals gekannt habe. Während der Unruhen in der Republik warfen sich diese beiden Bürger auf die beiden einander entgegengesetzten Parteien, der Sohn auf die der Bürgerschaft, der Vater auf die der Regierung, und als man im Jahre 1737 zu den Waffen griff, sah ich, da ich gerade in Genf war, Vater und Sohn bewaffnet aus ein und demselben Hause treten, den einen um aufs Rathaus zu gehen, den anderen um sich auf seinen Sammelplatz zu begeben, aber beide gewiß zwei Stunden später einander gegenüber zu stehen und dem ausgesetzt zu sein, sich gegenseitig zu töten. Dieses entsetzliche Schauspiel machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich mir schwur, niemals an einem Bürgerkriege teilzunehmen und die Behauptung der Freiheit im Innern durch Waffen weder durch meine Person noch durch meine Billigung zu unterstützen, wenn ich je wieder in mein Bürgerrecht eintreten sollte. Ich kann mir das Zeugnis ausstellen, daß ich diesen Schwur bei einer sehr bedenklichen Gelegenheit gehalten habe, und man wird mir, so hoffe ich, wenigstens zugeben, daß diese Mäßigung nicht unverdienstlich war.

Aber damals befand ich mich noch nicht in jener ersten patriotischen Gärung, welche das unter Waffen stehende Genf in meinem Herzen hervorrief. Wie weit *entfernt* ich davon noch war, wird man an einer sehr *ernsthaften* Tat, die mir zur Last fällt, erkennen

können. Ich habe sie an ihrer richtigen Stelle zu berichten vergessen, sie darf aber unter keinen Umständen unterdrückt werden:

Mein Onkel Bernard war seit mehreren Jahren nach Carolina übergesiedelt, um dort den Bau der Stadt Charlestown zu leiten, zu der er den Plan gezeichnet hatte: kurze Zeit darauf war er dort gestorben, mein armer Vetter hatte im Dienste des Königs von Preußen ebenfalls seinen Tod gefunden, und meine Tante verlor so ihren Sohn und ihren Mann fast zur gleichen Zeit. Diese Verluste ließen ihre Freundschaft zu dem nächsten Verwandten, der ihr noch blieb, und das war ich, wieder etwas wärmer werden. So oft ich nach Genf kam, wohnte ich bei ihr und ergötzte mich damit, die Bücher und Papiere zu durchstöbern, die mein Onkel hinterlassen hatte. Ich fand unter ihnen gar viele merkwürdige Dinge und Briefe, die man sicherlich nicht in seinem Nachlaß vermutet hätte. Meine Tante, die wenig Wert auf all diese Papiere legte, hätte mich, wenn ich es gewollt, gerne alles an mich nehmen lassen. Ich begnügte mich jedoch mit zwei oder drei Büchern, die mein Großvater Bernard, der Pfarrer, eigenhändig mit Randglossen versehen hatte, so die hinterlassenen Werke von Rohault in Quartformat, welche so treffliche Randbemerkungen enthielten, daß ich die Mathematik zu lieben begann. Dieses Buch ist später unter denen der Frau von Warens zurückgeblieben, es hat mir jedoch stets leid getan, es nicht behalten zu haben. Außer diesen Büchern nahm ich noch fünf oder sechs handschriftliche Abhandlungen und eine gedruckte von dem bekannten Micheli Ducret, einem ungewöhnlich begabten, kenntnisreichen und aufgeklärten, aber allzu unruhigen Manne, der von dem Genfer Rate eine höchst grausame Behandlung erdulden mußte und unlängst in der Festung Arberg gestorben ist, wo man ihn seit einer Reihe von Jahren eingesperrt hielt, weil er in die Berner Verschwörung verwickelt gewesen sein sollte.

Diese Abhandlung war eine sehr gerechte Kritik jenes großen und lächerlichen Befestigungsplanes, den man um Genf *zum Teile* ausgeführt hat, und zwar zum

großen Gelächter aller Fachleute, die den geheimen Zweck nicht kannten, den der Rat bei der Ausführung dieses großartigen Unternehmens verfolgte. Weil Micheli wegen seines über diesen Plan ausgesprochenen Tadels von der Befestigungskommission ausgeschlossen war, hatte er geglaubt, als ein Mitglied der Zweihundert und schon als einfacher Bürger, seine Ansicht darüber noch ausführlicher begründen zu müssen, und gerade das hatte er eben in dieser Abhandlung versucht, die er unklugerweise drucken, wenn auch nicht veröffentlichen ließ, denn er ließ nur die für die zur Versendung an die Zweihundert nötigen Exemplare abziehen, welche jedoch auf Befehl des kleinen Rates sämtlich auf der Post mit Beschlag belegt wurden. Diese Abhandlung fand ich zwischen den Papieren meines Onkels gemeinsam mit der Antwort, die er darauf hatte erteilen müssen, und nahm beide an mich. Ich hatte diese Reise bald nach meinem Austritt aus dem Grundbuchamt gemacht und stand damals noch in einiger Verbindung mit dem Advokaten Coccelli, welcher Leiter des gesamten Katasterwesens war. Einige Zeit darauf ließ es sich der Direktor des Zollamtes beifallen, mich zum Paten eines seiner Kinder zu erwählen, und gab mir Frau Coccelli zur Mitgevatterin. Diese Doppelehre verdrehte mir den Kopf, und voller Stolz, mit dem Herrn Advokaten in so naher Verbindung zu stehen, trachtete ich danach, mich wichtig zu machen, um zu zeigen, daß ich solchen Ruhmes auch würdig sei.

Und so glaubte ich denn nichts Besseres tun zu können, als ihm die gedruckte Abhandlung von Herrn Micheli zu zeigen, welche in der Tat eine Seltenheit war, und ihm dadurch zu beweisen, daß ich mit den angesehensten Genfern, denen sogar die Staatsgeheimnisse bekannt waren, in einiger Verbindung stand. Aus einer teilweisen Zurückhaltung jedoch, die ich schwerlich erklären könnte, zeigte ich ihm die Erwiderung meines Onkels auf diese Abhandlung nicht, vielleicht weil sie nur handschriftlich vorhanden war und der Herr Advokat nur Gedrucktes zu würdigen geruhte. Auf den Wert der Schrift, die ich ihm in meiner höllischen Dummheit anvertraut hatte,

verstand er sich jedoch so gut, daß ich sie niemals wieder zu Gesicht, geschweige denn zurückbekommen habe, und daß ich mir, von der Vergeblichkeit all meiner Bemühungen überzeugt, schließlich ein Verdienst aus der Sache machen mußte und den Diebstahl in ein Geschenk verwandelte. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß er den Wert dieses im Grunde mehr seltsamen als nützlichen Stückes dem Turiner Hofe aufs deutlichste auseinandergesetzt und nicht allzu schwer von dort auf diese oder jene Weise das Geld, das sie ihm wohl gekostet haben mußte, zurückerhalten hat. Glücklicherweise ist von allen zukünftigen Möglichkeiten keine so unwahrscheinlich als die, daß der König von Sardinien eine Tages Genf belagern könnte. Da die Sache jedoch nicht völlig unmöglich ist, muß ich meiner törichten Eitelkeit dennoch stets vorwerfen, die schwächsten Stellen dieser Festung ihrem ältesten Feinde verraten zu haben.

Auf diese Weise verbrachte ich zwei oder drei Jahre zwischen Musik, Gesangstunden, Plänen und Reisen, schwankte unaufhörlich von einem zum anderen, wünschte herzlich, mich zu irgend einer Sache endgültig zu entschließen, wußte aber doch nicht, wozu. Allmählich jedoch wurde ich mehr und mehr auf das Studium hingelenkt, denn ich sah viele Schriftsteller, hörte von Literatur sprechen, und mischte mich sogar bisweilen selber hinein, wenn ich mir auch mehr den äußeren Ton der Bücher als ihren Inhalt zu eigen gemacht hatte. Auf meinen Reisen nach Genf besuchte ich von Zeit zu Zeit auf der Durchreise meinen alten guten Freund Simon, welcher meinen beginnenden literarischen Eifer mit den allerneuesten Berichten aus der Gelehrten-Republik anspornte, die er aus Baillet oder aus Colomies schöpfte. In Chambery verkehrte ich auch viel mit einem äußerst gutmütigen Jakobiner-Mönche, dessen Namen ich vergessen habe; er war Professor der Physik und machte des öfteren kleine Experimente, die mich höchlichst ergötzten. Ich wollte nach seinem Beispiel sympathetische Tinte machen. Zu diesem Zwecke füllte ich eine Flasche bis über die *Hälfte mit ungelöschtem* Kalk, Schwefelarsenik

und Wasser und pfropfte sie dann fest zu. Das Aufbrausen setzte fast in demselben Augenblick mit großer Gewalt ein, ich lief zur Flasche, um sie zu öffnen, kam aber nicht mehr zur Zeit, und sie sprang mir wie eine Bombe ins Gesicht. Ich verschluckte dabei etwas Schwefelarsenik und Kalk und wäre fast daran gestorben. Länger als sechs Wochen blieb ich blind und lernte auf diese Weise, mich nicht mit Experimentalphysik einzulassen, ohne ihre Anfangsgründe zu kennen.

Dieses Abenteuer widerfuhr mir, was meine Gesundheit anbetrifft, sehr zu unrechter Zeit, denn es stand seit einer geraumen Weile nicht mehr gut damit. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich trotz meiner kräftigen Gestalt und der Vermeidung jeder Ausschweifung sichtlich abnahm. Ich habe reichlich breite Schultern, eine breite Brust, und meine Lungen hätten sich darin nach Belieben dehnen können, dennoch wurde ich kurzatmig, fühlte mich bedrückt, seufzte unwillkürlich, hatte Herzklopfen, spie Blut und ein schleichendes Fieber befiel mich, das sich seitdem nie wieder ganz verloren hat. Wie kann man in der Blüte seiner Jahre ohne jeden organischen Fehler und ohne seine Gesundheit selber zerstört zu haben, in diesen Zustand geraten?

Der Degen nutzt die Scheide ab, pflegt man zu sagen. Das ist mein Fall. Meine Leidenschaften haben mich zum Leben erweckt und haben mich getötet. Welche Leidenschaften, wird man sagen. Nichtigkeiten, die kindischsten Dinge von der Welt, welche mich aber so in Wallung brachten, als ob es sich um den Besitz Helenas oder den Thron des Weltalls handelte. Zunächst die Frauen. Wenn ich eine besaß, wurden meine Sinne gestillt, aber niemals mein Herz. Die Sehnsucht nach Liebe verzehrte mich inmitten des Genusses. Ich hatte eine zärtliche Mutter, eine teure Freundin, aber ich bedurfte einer Geliebten. Ich stellte mir diese an ihrer Statt vor und erschuf sie in abertausend Gestalten vor meinem inneren Gesicht, um mich selber zu täuschen. Hätte ich Mama *auch innerlich* in meinen Armen zu halten geglaubt, *wenn ich sie* darin hielt, so würden meine Umarmungen

zwar nicht weniger innig geworden sein, aber all mein Verlangen wäre erloschen. Ich hätte wohl Zärtlichkeit geschluchzt, aber nicht genossen. Genießen — ist dies das Schicksal des Menschen? O, hätte ich nur ein einziges Mal in meinem Leben alle Füllen und Gluten der Liebe gekostet, meine gebrechliche Natur hätte das nicht ertragen können, ich wäre auf der Stelle gestorben.

Ich brannte also von einer Liebe ohne Gegenstand, und vielleicht erschöpft sie so am meisten. Ich war unruhig, gequält von dem schlechten Zustand der Angelegenheiten meiner armen Mama und von ihrem unklugen Leben, welches in allerkürzester Zeit einen völligen Zusammenbruch herbeiführen mußte. Meine grausame Phantasie, welche alles Unglück noch stets überbietet, malte sich das ihr drohende unaufhörlich in seiner höchsten Bitterkeit und allen seinen Folgen aus. Ich sah mich im voraus durch die Not gewaltsam von der getrennt, der ich mein Leben geweiht hatte, und das mir ohne sie jeder Freude bar erschien. So befand sich denn meine Seele in dauernder Erregung, und Furcht und Verlangen verzehrten mich abwechselnd.

Die Musik war für mich eine zweite zwar weniger ungestüme Leidenschaft, aber eine ebenso verzehrende durch die Glut, mit der ich mich ihr hingab, durch das versessene Studium der dunklen Werke Rameaus, durch meine unbesiegliche Halsstarrigkeit, mein Gedächtnis, das sich stets wehrte, damit zu beladen, durch mein fortwährendes Stundengeben und durch die ungeheuren Berge von Musikwerken, welche ich anhäufte, um ganze Nächte mit Abschreiben zu verbringen. Aber warum soll ich bei den dauernden Zuständen verweilen, da ja alle Launen, die durch meinen unbeständigen Kopf gingen, die flüchtigsten Eintagsfreuden, eine Reise, ein Konzert, ein Abendessen, ein geplanter Spaziergang, ein Roman, eine Theatervorstellung, kurz alles, was in meinen Vergnügungen oder meinen Geschäften nicht im geringsten von der Welt vorgesehen war, für mich zu einer ebenso heftigen Leidenschaft wurde, welche mir in ihrem lächerlichen Ungestüm die aufrichtigste Qual bereitete? Das

Lesen der erdichteten Leiden Clevelands, über die ich mich gierig und leider nur allzuoft unterbrochen, hermachte, hat mir, glaube ich, mehr schlechtes Blut gemacht als all meine eigenen.

Es gab einen Genfer namens Bagueret, der unter Peter dem Großen am Russischen Hofe angestellt gewesen war. Er war einer der verworfensten Menschen und einer der größten Narren, die ich jemals gesehen habe, und steckte stets voller Pläne, die ebenso toll waren wie er, dem die Nullen so wenig kosteten, daß es um ihn stets von Millionen hagelte. Dieser Mensch war wegen irgend eines Prozesses beim Obergericht nach Chambery gekommen, bemächtigte sich selbstverständlich Mamas und zog ihr für seinen Nullenschatz, den er freigiebigst über sie ausschüttete, ihre armen Taler Stück für Stück aus der Tasche. Ich liebte ihn nicht, und er merkte es, denn das ist bei mir nicht schwer. Es gibt keine Kriecherei, die er nicht anwandte, um mir um den Bart zu gehen. Und so ließ er es sich auch beifallen, mich im Schachspiel, auf das er sich ein wenig verstand, unterrichten zu wollen. Fast wider Willen ließ ich mich auf einen Versuch ein, und als ich die Züge erst einigermaßen begriffen hatte, machte ich so schnelle Fortschritte, daß ich ihm schon am Ende unserer ersten Sitzung einen Turm vorgeben konnte, wie er es im Beginn mir gegenüber getan. Mehr war nicht nötig, um mich in die tiefste Schachraserei zu stürzen. Ich kaufte ein Schachbrett, kaufte die Puppen, schloß mich in mein Zimmer ein und verbrachte die Tage und Nächte damit, alle Spielmöglichkeiten auswendig zu lernen, sie so gut es gehen wollte, meinem Kopf einzutrichtern und ohne Ende und Aufhören mit mir selber zu spielen. Nach zwei oder drei mit dieser schönen Arbeit unter ungeheuerlichsten Anstrengungen verbrachten Monaten begab ich mich, abgemagert, gelb und nahezu stumpfsinnig, ins Kaffeehaus. Ich wollte mich erproben und spielte wieder mit Herrn Bagueret: er besiegte mich einmal, zweimal, zwanzigmal. In meinem Kopfe gingen so viele Berechnungen durcheinander und meine Phantasie war so völlig erschöpft, daß ich nur noch eine Wolke

vor mir sah. So oft ich mich nach den Büchern Philidors oder Stammas auf das Studium bestimmter Partien habe einlassen wollen, ist es mir stets gleich ergangen, von Ermüdung erschöpft, spielte ich schlechter als vorher. Ob ich nun übrigens das Schach eine Zeitlang ruhen ließ oder mich ihm ununterbrochen und atemlos hingab, so bin ich doch seit jener ersten Sitzung niemals um einen Zoll vorwärts gekommen, sondern bin stets auf demselben Punkte stehen geblieben, auf dem ich sie seinerzeit beendigte. Und wollte ich mich auch Millionen und aber Millionen Jahre lang üben, so würde ich doch niemals weiter kommen, als nur eben gerade Bagueret einen Turm vorgeben zu können. Eine herrlich angewandte Zeit, wird man sagen. Ich habe denn auch nicht wenig darauf verwendet, ich hörte mit diesen ersten Versuchen erst auf, als ich nicht mehr die Kraft hatte fortzufahren. Als ich mein Zimmer verließ und mich wieder unter Menschen zeigte, sah ich wie ein von den Toten Auferstandener aus, und hätte ich noch einige Zeit so fortgelebt, wäre ich nicht lange auferstanden geblieben. Man wird zugeben müssen, daß vor allem in der Glut der ersten Jugend ein derartiger Kopf dem Körper nicht immer seine Gesundheit lassen kann.

Die Abnahme der meinen wirkte auf meine Stimmung und mäßigte etwas die Glut meiner inneren Gespinste, das Gefühl meiner Schwäche machte mich ruhiger, und ich verlor etwas von meiner Reisewut. In meiner neuen Seßhaftigkeit überfiel mich nicht Langweile, sondern Schwermut; dumpfe Dämpfe folgten auf die Leidenschaften, meine Ermattung ging in Trübsinn über, ich weinte und stöhnte über nichts und fühlte, wie mir das Leben entschwand, ohne daß ich es recht genossen. Ich seufzte über den Zustand, in dem ich meine arme Mama zurücklassen würde und noch mehr über den, der ihr dicht bevorstand, und darf sagen, daß der Gedanke, sie zu verlassen und sie im Unglück zu wissen, mein größter Kummer war. Schließlich wurde ich wirklich krank. Sie pflegte mich wie niemals eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das tat *ihr selber* gut, da es sie all ihren Plänen

entriß und die Planschmiede abhielt. Welch ein süßer Tod, wäre er damals eingetreten! Wenn ich die Güter des Lebens auch wenig genossen, so hatte ich doch auch wenig von seinem Jammer verspürt, meine friedliche Seele hätte dahingehen können ohne das grausame Wissen von der Ungerechtigkeit der Menschen, welches Leben und Tod vergiftet. Ich hatte den Trost, mich in der besseren Hälfte meines Selbsts zu überleben und das hieß kaum sterben. Ohne die Sorgen über ihr Schicksal wäre ich so gestorben, als ob ich einschliefe, aber auch diese Sorgen galten ja einem so zärtlich geliebten Wesen, daß ihre Bitterkeit dadurch gemildert wurde. Ich sprach zu ihr: „Mein ganzes Sein liegt in deinen Händen, handle so, daß es glücklich ist." Zwei- oder dreimal, als ich mich am schlimmsten befand, litt es mich nicht mehr in meinem Bette, ich erhob mich des Nachts, schleppte mich in ihr Zimmer hinüber und erteilte ihr Ratschläge für ihr ferneres Leben, und ich darf sagen, daß diese Ratschläge klug und verständig waren, wenn sich meine Teilnahme an ihrem Schicksal darin auch mehr als irgend etwas anderes aussprach. Und als wenn die Tränen meine Speise und mein Heilmittel gewesen wären, so stärkten mich alle die, welche ich, auf ihrem Bette sitzend und ihre Hände in den meinen haltend, neben ihr und mit ihr weinte. Über diese nächtlichen Zwiegespräche gingen die Stunden dahin, und ich kehrte weniger krank in mein Bett zurück als ich daraus aufgestanden war; befriedigt und beruhigt durch die Versprechungen, die sie mir gegeben, durch die Hoffnungen, die sie mir aufgezeigt, entschlief ich friedlichen und in die Vorsehung ergebenen Herzens. Möge es Gott gefallen, daß nach so vielen Gründen, das Leben zu hassen, und nach so vielen Stürmen, die über das meine dahingebraust sind und es wie eine furchtbare Last auf mich herabgebeugt haben, der Tod, der allem ein Ende bringt, mir einst ebenso wenig grausam nahen möge, als er es zu jener Stunde getan.

Durch ihre Pflege, ihre Achtsamkeit und ihre unglaubliche Hingabe rettete sie mich, und sicherlich konnte auch nur sie allein mich retten. Ich habe geringes Vertrauen

zu der Heilkunst der Ärzte, aber ein großes zu der Heilkunst echter Freunde; die Dinge, von denen unser Glück abhängt, gestalten sich stets weit besser als alle anderen. Wenn es Entzücken und Wonne auf der Welt gibt, so empfanden wir sie, als wir einander wiedergegeben wurden. Unsere gegenseitige Anhänglichkeit ward dadurch nicht gesteigert, denn das war unmöglich, aber es kam irgend etwas Innigeres und in seiner großen Schlichtheit Ergreifenderes in sie. Ich war nun völlig ihr Werk, völlig ihr Kind geworden, und zwar weit mehr noch, als wenn sie meine wahre Mutter gewesen wäre. Ohne daran zu denken, fingen wir an, uns nicht mehr voneinander zu trennen, gewissermaßen unser ganzes Dasein in ein Gemeinsames zu verwandeln, und da wir fühlten, daß wir einander gegenseitig nicht nur nötig seien, sondern auch völlig genügten, gewöhnten wir uns daran, an nichts mehr zu denken, was außer uns lag, und unser Glück und unsere Wünsche völlig auf unseren gegenseitigen und vielleicht unter den Menschen einzigen Besitz zu beschränken, des Wesen, wie ich bereits gesagt, nicht Liebe war, sondern etwas viel Tieferes, welches ohne die Sinne, das Geschlecht, das Alter und die Körperlichkeit zu berühren, mit alledem zusammenhing, durch das man Ich ist und das man erst verlieren kann, wenn man zu sein aufhört.

Woran lag es, daß diese köstliche Wendung nicht bis an das Ende ihrer und meiner Tage Glück über uns brachte? Nicht an mir, dieses tröstliche Zeugnis kann ich mir ausstellen. Und auch nicht an ihr, wenigstens nicht an ihrem Willen. Es war bestimmt, daß die unbesiegliche Natur gar bald von ihrer Herrschaft wieder Besitz ergreifen sollte. Aber dieser unselige Rückschlag trat nicht mit einem Schlage ein. Es lag, dem Himmel sei Dank, ein Zeitraum dazwischen, ein kurzer, aber herrlicher Zeitraum, der nicht durch meine Schuld sein Ende nahm und den ich schlecht genützt zu haben mir nicht vorwerfen kann.

Obgleich ich von meiner schweren Krankheit völlig genesen war, konnte ich doch meine alte Kraft nicht wiederfinden. *Meine Brust* war noch nicht gesund ge-

worden und ein Rest des Fiebers hielt noch an und ermattete mich. Ich hatte die Lust zu allem verloren, und all mein Trachten stand nur noch danach, mein Leben an der Seite des Wesens zu verbringen, das mir teuer war, es in seinen guten Beschlüssen zu bestärken, es empfinden zu lehren, worin der wahre Reiz eines glücklichen Lebens bestehe, und sein eigenes, soweit dies von mir abhinge, dazu zu machen. Aber ich sah oder ich empfand vielmehr, daß eine dauernde Zweieinsamkeit in einem düsteren und trüben Hause zuletzt gleichfalls düster und trübe werden mußte. Ein Mittel dagegen stellte sich wie von selber ein. Mama hatte mir Milch verordnet und wollte, ich solle sie auf dem Lande trinken. Ich erklärte mich unter der Bedingung bereit, daß sie mit mir käme. Mehr bedurfte es nicht, um sie zu bestimmen, es handelte sich nur noch um die Wahl des Ortes. Unser Vorstadtgarten lag nicht eigentlich auf dem Lande, denn da er von Häusern und anderen Gärten umgeben war, fehlten ihm alle Reize ländlicher Abgeschiedenheit. Außerdem hatten wir nach dem Tode Anets diesen Garten aus Sparsamkeit vermietet, auch waren wir nicht mehr willens, dort Pflanzen zu ziehen, und andere Gründe machten uns die kleine Zufluchtsstätte nicht mehr wertvoll.

Ich suchte jetzt den Widerwillen, den ich an ihr gegen die Stadt entdeckte, zu nützen und schlug ihr vor, den Garten ganz aufzugeben und uns irgendwo in einem kleinen Häuschen in einer abgelegenen, aber freundlichen Gegend niederzulassen, welche entfernt genug sein mußte, um alle lästigen Besucher abzuschrecken. Hätte sie eingewilligt, so würde dieser Entschluß, den ihr und mein guter Engel uns eingegeben, uns wahrscheinlich bis zur Stunde, wo der Tod uns trennen mußte, ruhige und glückliche Tage beschert haben; aber ein solches Los war uns nicht bestimmt. Mama sollte nach einem Leben im Überfluß erst alle Sorgen der Armut und des Elends durchmachen, damit sie die Welt einst mit weniger Schmerz verlassen möchte, und ich sollte eine Fülle von Leiden *jeglicher* Art erdulden, damit ich eines Tages ein Beispiel *werde, für den,* der, allein von der Liebe zum öffentlichen

Wohle und zur Gerechtigkeit angetrieben, es kraft seiner Unschuld wagt, den Menschen freimütig die Wahrheit zu sagen, ohne sich durch Kabalen zu stützen und ohne sich Anhänger zu seinem Schutze geschaffen zu haben.

Eine unglückliche Rücksicht hielt sie zurück. Sie wagte nicht, ihr häßliches altes Haus zu kündigen, aus Furcht, dadurch seinen Besitzer zu erzürnen. „Dein Plan, uns zurückzuziehen, ist entzückend", sagte sie zu mir, „und gefällt mir sehr, aber auch dort müssen wir leben. Und wenn ich mein Gefängnis verlasse, laufe ich Gefahr, mein Brot zu verlieren, und wenn wir dann in den Wäldern keines mehr finden, werden wir wohl oder übel zurückkehren und welches in der Stadt suchen müssen. Damit dieses nicht allzubald notwendig wird, wollen wir sie nicht völlig verlassen. Bezahlen wir dem Grafen von Saint-Laurent ruhig diesen geringen Zins, damit er mir den meinen läßt. Wir wollen uns einen Fleck suchen, der fern genug von der Stadt liegt, um dort in Frieden zu leben und doch wiederum nahe genug, um stets, wann es not tut, zurückkommen zu können." So geschah es. Nachdem wir ein wenig gesucht hatten, übersiedelten wir nach den Charmettes, einem Landgute des Herrn von Conzié, das zwar vor den Toren Chamberys lag, aber so versteckt und einsam, als wäre man hundert Meilen von jeder Stadt entfernt. Zwischen zwei ziemlich hohen Berghängen zieht sich von Nord nach Süd ein schmales Tal, auf dessen Grunde zwischen Geröll und Bäumen ein kleiner Bach dahinplätschert. Durch dieses Tal hin liegen auf halber Höhe kleine Häuser verstreut, die jedem willkommen sein müssen, der eine etwas verwilderte und abgelegene Wohnstätte liebt. Nachdem wir zwei oder drei dieser Häuser besichtigt hatten, mieteten wir endlich das hübscheste, welches einem im Dienst stehenden Edelmanne namens Noiret gehörte. Das Haus war sehr wohnlich. Vorn lag ein Terrassengarten, über ihm ein Weingarten, unter ihm ein Obstgarten, gegenüber ein Kastanienwäldchen, dicht dabei eine Quelle, höher in den Bergen Wiesen für das Vieh, kurz *alles, was* für die kleine Landwirtschaft,

die wir betreiben wollten, nötig war. Soviel ich mich der Zeit und der Daten noch erinnere, bezogen wir unseren neuen Besitz gegen Ende des Sommers 1736. Am ersten Tage, da wir dort schliefen, wußte ich mich vor Freuden kaum zu lassen. „O, Mama," sprach ich zu meiner geliebten Freundin, indem ich sie in meine Arme schloß und sie mit Tränen der Rührung und der Freude benetzte, „hier ist Glück, hier ist Unschuld. Wenn wir beides hier nicht finden, brauchen wir es sonst nirgends zu suchen."

Sechstes Buch
1736—1741

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus, — Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquae fons, — Et paulum sylvae super his foret.)* Ich kann jedoch nicht hinzufügen, *Auctius atque — Di melius fecere.**)* Allein das tut nichts, mehr brauchte ich nicht, selbst nach dem Besitz verlangte mich nicht, seine Nutznießung war übergenug für mich; schon vor langer Zeit habe ich es gefühlt und ausgesprochen, daß Eigentümer und Besitzer oft zwei recht verschiedene Personen seien, selbst wenn man die Ehemänner und die Liebhaber beiseite läßt.

Hier beginnt die kurze Spanne meines Lebensglückes, hier erschienen die friedlichen, aber flüchtigen Augenblicke, die auch mir ein Recht gegeben haben zu sagen: ich habe gelebt. Kostbare und so heiß zurückersehnte Augenblicke, ach, schlingt noch einmal euren süßen Reigen um mich und verrinnet, wenn es sein kann, in meiner Erinnerung langsamer, als ihr verrannet, da euer schnelles Fliehen Wirklichkeit war. Wie soll ich es anstellen, um nach Herzenslust die ergreifende und schlichte Erzählung auszudehnen und die gleichen Dinge immer wieder und wieder zu sagen, ohne meine Leser durch diese Wiederholung ebensowenig zu langweilen, als mich dieses süße Wieder und Nocheinmal langweilt. Ja, wenn alles aus Tatsachen, aus Handlungen, aus Worten bestände, so könnte ich es wohl beschreiben und in irgend einer Weise wiedergeben, wie aber das aussprechen, was weder gesprochen, getan noch gedacht, sondern nur genossen wurde, nur empfunden, ohne daß ich etwas anderes als den Grund meines Glückes anzugeben vermöchte, als eben

*) Dies war einst mein sehnlichster Wunsch: ein bescheidenes Stücklein Ackers, ein Garten dabei und am Haus ein lebendiger Brunnquell. Etwa dazu noch ein Weniges Wald. — — **) Nun habens die Götter — reicher und besser gefügt.
Hor. lib. II sat. 6 nach Gellert.

diese Empfindung? Ich stand mit der Sonne auf und war glücklich, ich ging spazieren und war glücklich, ich sah Mama und war glücklich, ich verließ sie und war glücklich, ich durchstreifte die Wälder, die Wiesenmatten, irrte durch die Täler, las, war müßig, arbeitete im Garten, pflückte Früchte, half im Haushalte, und überallhin folgte mir das Glück: es lag in keinem Dinge, sondern tief in mir selber und konnte mich für keinen Augenblick verlassen.

Nichts von dem, was mir während dieser geliebten Zeitspanne begegnet ist, nichts von dem, was ich während ihrer Dauer getan, gesprochen oder gedacht habe, ist meinem Gedächtnisse entfallen. Alles, was dieser Zeit voranging, und alles, was auf sie folgte, fällt mir nur mit Unterbrechungen ein, ich erinnere mich seiner ungleichmäßig und verworren, aber dieser Zeit selber entsinne ich mich, als ob sie jetzt noch dauere. Meine Phantasie, welche in meiner Jugend stets vorauseilte und jetzt sich immer nur nach rückwärts wendet, ersetzt mir durch diese süßen Erinnerungen die Hoffnung, die ich für immer verloren habe. In der Zukunft erblicke ich nichts mehr, was mich verlocken könnte, einzig dieses Zurückschweifen zur Vergangenheit kann mich erfreuen, und die so lebendigen und so genauen Erinnerungen an die Zeit, von der ich spreche, lassen mich oft inmitten all meines Unglückes glücklich sein. Ich will von diesen Erinnerungen ein einziges Beispiel geben, das ihre Kraft und ihre Genauigkeit offenbaren wird. Am ersten Tage, da wir uns nach den Charmettes begaben, um dort zu schlafen, saß Mama in einer Sänfte, und ich folgte ihr zu Fuß. Der Weg wurde steil, und da sie ziemlich schwer war, fürchtete sie, ihre Träger allzusehr zu ermüden, und wollte ungefähr auf der Hälfte des Weges aussteigen, um den Rest zu Fuß zurückzulegen. Wie wir nun so zusammen dahingingen, sah sie etwas Blaues in den Hecken und sagte zu mir: „Dort blüht noch Immergrün." Ich hatte noch niemals Immergrün gesehen, beugte mich auch nicht nieder, um es zu betrachten, und bin viel zu kurzsichtig, um *bei meiner* Größe Pflanzen, die auf dem Boden wachsen,

genau zu gewahren. Nur im Vorübergehen streifte ich sie also mit einem Blick, und fast dreißig Jahre sind vergangen, ohne daß ich Immergrün wiedergesehen oder auch nur darauf geachtet hätte. Als ich mich im Jahre 1764 mit meinem Freunde Du Peyrou in Cressier aufhielt, erklommen wir zusammen einen kleinen Hügel, auf dessen Spitze er eine Halle erbaut und sie mit Recht Bellevue genannt hatte. Ich fing damals gerade an, ein wenig zu botanisieren; während wir nun so hinaufstiegen, schaute ich rings unter das Gesträuch, und plötzlich stieß ich einen Freudenschrei aus: „Oh, dort steht Immergrün", und es stand wirklich welches da. Du Peyrou gewahrte zwar meinen Freudenausbruch, kannte aber seine Ursache nicht, er wird sie, so hoffe ich, jedoch nun erfahren, wenn er dieses eines Tages liest. Der Leser mag aus dem Eindrucke, den ein so kleiner Gegenstand mir gemacht, auf all die anderen schließen, welche sich auf den gleichen Zeitraum beziehen.

Die Landluft gab mir jedoch meine frühere Gesundheit nicht wieder. Ich kränkelte und ward mit jedem Tage siecher. Milch konnte ich nicht vertragen und mußte sie daher fortlassen. Damals stand gerade die Wasserkur in Mode, und so fing ich denn an Wasser zu trinken, und zwar so unvernünftig, daß es auch mich beinahe, allerdings nicht von meinen Leiden, sondern vielmehr vom Leben geheilt hätte. Gleich nachdem ich morgens aufgestanden war, begab ich mich mit einem großen Becher zu der kleinen Quelle und trank dort im Auf- und Abwandeln ungefähr den Inhalt von zwei Flaschen. Wein trank ich bei den Mahlzeiten überhaupt nicht mehr. Das Wasser, das ich trank, war, wie die meisten Gebirgswässer, ein wenig hart und schwer verdaulich. Kurz, ich stellte es so trefflich an, daß ich mir in weniger denn zwei Monaten meinen Magen, der bis dahin sehr gut gewesen war, völlig zerstörte. Da ich überhaupt nicht mehr verdaute, begriff ich bald, daß es nun überhaupt keine Hoffnung mehr auf Heilung gab. Um die gleiche Zeit stellte sich bei mir eine Erscheinung ein, die sowohl an sich wie durch ihre Folgen, die erst mit meinem Tode

endigen werden, höchst seltsam war. Eines Morgens, da es mir nicht schlechter als gewöhnlich ging, und ich gerade damit beschäftigt war, eine kleine Tischplatte auf ihrem Fuße zu befestigen, fühlte ich mit einem Schlage in meinem ganzen Körper einen plötzlichen und fast unbegreiflichen Aufruhr. Ich weiß ihn nicht besser als mit einem Sturme zu vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und mir augenblicks bis in alle Glieder fuhr. Meine Adern fingen mit solcher Gewalt zu schlagen an, daß ich ihr Klopfen nicht nur fühlte, sondern sogar hörte, und vor allem das der Kopfschlagader! Damit verband sich ein mächtiges Ohrensausen, und dieses Sausen war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich zunächst ein dumpfes, schweres Brausen, dann ein helleres Murmeln wie von fließendem Wasser, endlich ein gelles Pfeifen, und dazu trat dann noch das Klopfen, von dem ich eben gesprochen habe, und dessen einzelne Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Leib überhaupt mit den Händen zu berühren. Dieses innere Geräusch war so groß, daß es mir das feine Gehör, dessen ich mich bis dahin erfreut, völlig raubte und mich zwar nicht ganz taub, aber so harthörig gemacht hat, wie ich es seitdem geblieben bin.

Man kann sich mein Erstaunen und meinen Schrecken denken. Ich glaubte, ich sei tot, warf mich aufs Bett, ein Arzt wurde herbeigerufen und ich erzählte ihm zitternd meinen Fall, den ich für unheilbar hielt. Ich glaube, er dachte ebenso, wenn er auch tat, was sein Beruf ihm gebot. Zunächst überschüttete er mich mit langen Auseinandersetzungen, von denen ich kein Wort verstand, und dann begann er, seiner geistvollen Theorie folgend, in anima vili die Versuchskur, die er an mir erproben wollte. Sie war so schmerzhaft und widerwärtig, und half so wenig, daß ich es bald satt hatte, und als ich nach Verlauf einiger Wochen sah, daß es mir weder besser noch schlechter ging, verließ ich das Bett und nahm meine gewöhnliche Lebensweise wieder auf, allerdings begleitet von dem Geklopfe meiner Adern und dem Gesause in *meinen Ohren*, das mich seit dieser Zeit, das heißt seit

dreißig Jahren, nie mehr auch nur für eine Minute verlassen hat.

Ich war bis dahin ein großer Vielschläfer gewesen. Die völlige Schlaflosigkeit, welche sich zu all jenen Krankheitserscheinungen gesellte und bis heute dauernd mit ihnen verknüpft geblieben ist, überzeugte mich vollends davon, daß mir nur noch wenige Zeit zum Leben gegönnt sei. Diese Überzeugung überhob mich wenigstens eine Zeitlang aller Gesundungsversuche. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, beschloß ich in der kurzen Spanne, die mir noch blieb, alles nur denkbare Leben zu leben, und das ermöglichte mir eine besondere Gunst der Natur, welche mich in einem so argen Zustande mit allen Schmerzen verschonte, die er mir doch eigentlich hätte bringen müssen. Das Klopfen und Brausen belästigte mich zwar, aber ich litt doch nicht wirklich darunter, denn es war von keiner anderen dauernden Unbequemlichkeit als der Schlaflosigkeit in den Nächten und Tag und Nacht von einer Kurzatmigkeit begleitet, welche sich niemals bis zur Atemnot steigerte und außerdem nur wirklich fühlbar wurde, wenn ich laufen oder mich sonstwie anstrengen wollte.

Dieses Leiden, welches meinen Körper hätte töten müssen, tötete nur meine Leidenschaften, und so segne ich denn noch heute täglich den Himmel für die glückliche Wirkung, die es auf meine Seele übte. Wohl kann ich sagen, ich fing erst da zu leben an, als ich mich für einen toten Menschen hielt. Indem ich den Dingen, die ich verlassen mußte, ihren wahren Wert zuerteilte, fing ich an, mich um edlere zu kümmern, wie als wollte ich jene Pflichten vorausnehmen, die ich bald würde zu erfüllen haben, und die ich bis dahin nur allzusehr vernachlässigt hatte. Ich hatte die Religion oft nach meiner Weise umgeändert, war aber niemals völlig ohne Religion gewesen. Es ward mir nicht schwer, mich ihr nun wieder zuzuwenden, ihr, die für manche so traurig, aber so wahrhaft süß für den ist, der Trost und Hoffnung aus ihr zu schöpfen weiß. Und Mama war mir bei dieser Gelegenheit unendlich nützlicher, als *alle Theologen* es je hätten sein können.

Sie, die in alles ein System brachte, hatte auch nicht versäumt, in die Religion eines zu bringen, und dieses System bestand aus sehr widerspruchsvollen Vorstellungen, aus gesunden teils und teils aus äußerst tollen, dann aus Empfindungen, wie sie sich zu ihrem Charakter schickten, und endlich aus den ihrer Erziehung entsprungenen Vorurteilen. Im allgemeinen stellen sich die Gläubigen Gott so vor, wie sie selber sind: die Guten machen ihn gut, die Bösen böse; die haßerfüllten und gallsüchtigen Frömmler erblicken immer nur die Hölle, weil sie die ganze Welt dazu verdammen möchten, die liebevollen und sanften Seelen hingegen glauben kaum an sie, und so werde ich mich auch nie von dem Erstaunen erholen, den guten Fénelon in seinem Telemach so von ihr sprechen zu hören, als ob er wirklich an sie glaube: ich hoffe jedoch, er log damals, denn man mag schließlich noch so wahrheitsliebend sein, wenn man Bischof ist, muß man wohl bisweilen ein wenig lügen. Mama log nicht mit mir, und ihre Seele ohne Haß, die sich nicht gut einen rachsüchtigen und immer zornigen Gott vorstellen konnte, sah nur Gnade und Barmherzigkeit, wo die Frömmler nur Gerechtigkeit und Strafe sehen. Sie sagte oft, bei Gott könne keine Gerechtigkeit sein, sobald er mit uns gerecht verfahren wolle, denn da er uns nicht mitgegeben habe, was nötig sei, um es zu sein, würde er doch mehr von uns zurückfordern, als er uns gegeben. Seltsam war, daß sie ohne an die Hölle zu glauben, den Glauben an das Fegefeuer doch nicht aufgeben konnte. Aber das kam daher, weil sie nicht wußte, was sie mit den Seelen der Bösen anfangen sollte, da sie sie weder ganz verdammen, noch mit den Guten vereinigen wollte, ehe sie nicht selber gut geworden, und man muß ihr in der Tat auch zugestehen, daß es um die Bösen sowohl in dieser wie in der anderen Welt stets ein mißlich Ding bleibt.

Noch etwas Seltsames. Man sieht, daß durch dieses System die ganze Lehre von der Erbsünde und der Erlösung zerstört, die Grundlage des gewöhnlichen Christentums erschüttert und dem Katholizismus zum mindesten *jede Möglichkeit* des Bestehens entzogen wird. Mama war

jedoch trotzdem eine gute Katholikin oder erhob wenigstens den Anspruch, es zu sein, und zwar erhob sie ihn im besten Glauben. Ihrer Meinung nach legte man die Heilige Schrift zu hart und zu buchstäblich aus. Alles, was von ewigen Qualen darinnen stand, hielt sie nur für Drohungen oder Gleichnisse. Der Tod Jesu Christi galt ihr für ein Beispiel wahrhaft göttlichen Erbarmens, aus dem die Menschen lernen sollten, Gott und sich selber untereinander zu lieben. Mit einem Worte, treu der Religion, zu der sie übergetreten, erkannte sie auch aufrichtig deren ganzes Glaubensbekenntnis an, sobald man aber zu der Erörterung der einzelnen Sätze überging, stellte sich heraus, daß sie völlig anders wie die Kirche glaubte und sich ihr dabei doch stets unterwarf. Sie besaß darin eine Herzenseinfalt und einen Freimut, der beredter war als jede kleinliche Rechthaberei, und sogar oft ihren Beichtvater in Verlegenheit brachte, denn sie verheimlichte ihm nichts. „Ich bin eine gute Katholikin," sagte sie zu ihm, „ich will es stets bleiben und unterwerfe alle Kräfte meiner Seele den Entscheidungen der heiligen Mutter Kirche. Ich bin zwar nicht Herrin über meinen Glauben, aber Herrin über meinen Willen, ich beuge ihn ohne Rückhalt vor ihr und will alles glauben. Was kann man mehr von mir verlangen?"

Ich glaube, wenn es keine christliche Ethik gegeben hätte, so würde sie doch nach ihr gelebt haben, so völlig paßte sie zu ihrem Charakter. Sie tat alles, was ihr geboten war, würde es aber auch getan haben, wenn dieses Gebot niemals ergangen. In gleichgültigen Dingen gehorchte sie gern, und wenn es ihr nicht erlaubt, ja sogar verboten gewesen wäre, Fleisch zu essen, so hätte sie sich gern um Gott aufs Fasten gelegt, ohne daß die Klugheit dabei etwas zu tun gefunden hätte. Aber diese ganze Sittenlehre war dennoch den Grundsätzen des Herrn von Tavel unterstellt, wozwischen sie nichts Widersprüchliches entdecken zu können behauptete. Sie würde in aller Gewissensruhe tagtäglich mit zwanzig Männern geschlafen haben, und zwar ohne dabei mehr Bedenken als Begierde zu empfinden. Ich weiß, daß gar viele Fromm-

lerinnen in diesem Punkte nicht bedenklicher sind, aber der große Unterschied besteht darin, daß sie von ihren Leidenschaften verführt werden, Mama aber nur von ihren Sophismen. In den rührendsten, ja ich wage zu sagen, in den erbauendsten Gesprächen hätte sie auf diesen Punkt eingehen können, ohne die Miene oder den Ton zu verändern und ohne sich dadurch im Widerspruche zu sich selbst zu wähnen. Ja, sie hätte ein derartiges Gespräch im Notfalle sogar um der Tat selber willen unterbrechen und es danach mit derselben Seelenruhe wie vorher wieder aufnehmen können, so innig war sie davon überzeugt, daß dieses alles nur ein Gesetz der gesellschaftlichen Ordnung sei, das jeder vernünftige Mensch auslegen, befolgen und je nach dem Umstande auch verletzen könne, ohne dabei im geringsten Gefahr zu laufen, Gott zu beleidigen. Obgleich ich in diesem Punkte sicherlich nicht ihrer Meinung war, so gestehe ich, daß ich dagegen aus Scham über die wenig galante Rolle, die mir das auferlegt hätte, doch nicht zu kämpfen wagte. Gern hätte ich den anderen gegenüber die Regel, mir gegenüber jedoch die Ausnahme aufgestellt, aber abgesehen davon, daß ihre Veranlagung sie vor dem Mißbrauch ihrer Grundsätze hinreichend schützte, wußte ich, daß sie keine leicht hinter das Licht zu führende Frau war, und daß ein Anspruch, selber von der Regel ausgenommen zu werden, so viel bedeutete, als ihr diese Ausnahme zuzubilligen, wann und gegen wen es ihr immer beliebe mochte. Übrigens spreche ich von dieser Folgewidrigkeit hier nur gelegentlich all der anderen, denn sie hat stets kaum eine Wirkung auf ihr Betragen und damals wirklich überhaupt keine gehabt; ich hatte jedoch versprochen, ihre Grundsätze aufs treulichste klarzulegen, und wollte dieses Versprechen einlösen. Jetzt kehre ich zu mir zurück.

Da ich in ihr alle Anschauungen fand, derer ich bedurfte, um meine Seele vor den Schrecken des Todes und dessen, was nach ihm kommt, zu schützen, so schöpfte ich mit Festigkeit und Ruhe aus dieser Quelle der Zuversicht. Ich schloß mich ihr inniger an als ich es jemals

getan hatte, und gern hätte ich mein Leben, das ich mich zu verlassen bereit fühlte, völlig in sie ergossen. Aus dieser Verdoppelung meiner Liebe zu ihr, aus der Überzeugung, daß ich nicht lange mehr leben würde, und aus der tiefen Zuversicht in mein künftiges Schicksal entsprang ein gleichmäßiger, äußerst friedlicher und sogar sinnlicher Gemütszustand, welcher dadurch, daß er alle Leidenschaften, welche unser Hangen und Bangen in die Weite locken, in mir beschwichtigte, mich so stimmte, daß ich der wenigen Tage, die mir noch blieben, ohne Sorgen und ohne Kummer genießen konnte. Eins trug dazu bei, sie mir noch lieber zu machen, nämlich mein Bemühen, ihr Gefallen am Landaufenthalt durch alle Reize zu stärken, die ich nur irgend zusammenflechten konnte. Indem ich ihre Liebe zu ihrem Garten, ihrem Hühnerhof, ihren Tauben und ihren Kühen wachrief, gewann ich all dieses selber lieb, und die kleinen Beschäftigungen, die meinen Tag ausfüllten, ohne meine Ruhe zu stören, waren geeigneter als die Milch und alle Heilmittel, um die Räder meiner armen Maschine fortzutreiben und sie sogar, soweit es noch anging, wieder auszubessern.

Die Weinlese und die Obsternte vergnügte uns den Rest dieses Jahres hindurch und fesselte uns inmitten all der guten Menschen, die uns umgaben, immer mehr und mehr an das Landleben. Mit heftigem Bedauern sahen wir den Winter eintreten und kehrten in die Stadt zurück, als ob wir in die Verbannung gingen. Vor allem ich, der ich nicht wußte, ob ich den Frühling noch einmal erblicken würde, ich glaubte, den Charmettes für immer Lebewohl sagen zu müssen. Ich verließ sie nicht, ohne den Boden und die Bäume zu küssen und ohne mich immer und immer wieder umzuwenden, als wir uns endlich auf den Weg gemacht. Da ich meine Stunden schon lange aufgegeben und das Gefallen an allen städtischen Vergnügungen und allem städtischen Umgange verloren hatte, ging ich nicht mehr aus und sah niemanden mehr, außer Mama und Herrn Salomon, der seit kurzem ihr und mein *Arzt geworden* war, einen ehrenwerten, ge-

scheiten Mann und großen Kartesianer, der über das Weltsystem trefflich zu sprechen verstand, und dessen angenehme und lehrreiche Gespräche mir mehr zugute kamen als all seine Verordnungen. Die törichten und albernen Stoffe der üblichen Gespräche habe ich niemals aushalten können, nützliche und gehaltvolle Unterhaltungen dagegen bereiteten mir stets großes Vergnügen, und so habe ich mich ihnen denn auch niemals entzogen. An denen des Herrn Salomon fand ich ein besonders großes Gefallen: es war, als nähme ich mit ihnen jene hohen Kenntnisse vorweg, welche meine Seele erwerben sollte, sobald ihre Fesseln von ihr abgefallen. Meine Vorliebe für ihn erstreckte sich auch auf die Gegenstände, die er im Gespräche behandelte, und so fing ich an, mich nach den Büchern umzutun, die mir helfen konnten, ihn besser zu verstehen. Die Schriften, welche Frömmigkeit mit Wissenschaft verbanden, waren mir am genehmsten, und so besonders die des Oratoriums und alle von Port-Royal. Ich fing an, sie zu lesen oder vielmehr sie zu verschlingen. Mir fiel ein Buch des Paters Lamy in die Hände, mit dem Titel: Gespräche über die Wissenschaften. Es war eine Art Einführung in das Verständnis wissenschaftlicher Betrachtungsweise. Ich las es, und las es wohl an die hundertmal und beschloß, mich von ihm führen zu lassen. Schließlich fühlte ich mich Schritt für Schritt, trotz meines Zustandes oder vielmehr durch meinen Zustand, unwiderstehlich zum Studium hingetrieben, und während ich jeden neuen Tag als meinen letzten fühlte, studierte ich doch mit einem Eifer, als sollte ich ewig leben. Man warnte mich und sagte mir, es bekäme mir schlecht, ich aber, ich glaubte, es bekäme mir gut, und nicht nur meiner Seele, sondern auch meinem Körper, denn meine leidenschaftliche Hingabe erfüllte mich mit solchem Entzücken, daß ich meiner Leiden nicht mehr gedachte und sie auch weit weniger fühlte. Allerdings konnte mir nichts wirkliche Erleichterung verschaffen, da ich jedoch keine heftigen Schmerzen litt, gewöhnte ich mich daran, siech zu leben, nicht zu schlafen, statt des Handelns zu denken, und schließlich den langsamen

gleichmäßigen Verfall meines Körpers für einen unvermeidlichen Prozeß zu halten, dem einzig der Tod ein Ende setzen konnte.

Dieser Glauben befreite mich nicht nur von allen eitlen Sorgen um die Erhaltung des Lebens, sondern erlöste mich auch von der Lästigkeit der Heilversuche, denen man mich bisher wider meinen Willen unterworfen hatte. Salomon, der überzeugt war, daß mich seine Arzneien nicht retten konnten, ersparte mir ihren bitteren Geschmack und gab sich damit zufrieden, den Kummer meiner armen Mama durch einige jener belanglosen Verordnungen zu zerstreuen, welche die Hoffnung des Kranken nähren und das Ansehen des Arztes unterhalten. Ich gab meine strenge Lebensweise auf und gewöhnte mich wieder an Wein und, je nach dem Maß meiner Kräfte, an die ganze Lebensführung eines gesunden Menschen, mäßig in allem, aber keines Dinges mich ganz enthaltend. Ich ging sogar aus und fing wieder an, meine alten Bekannten aufzusuchen, vor allem Herrn von Conzié, dessen Umgang mir wohl tat. Kurz, sei es, daß es mir schön erschien, bis in die letzte Stunde hinein zu lernen, sei es, daß ich auf dem Grunde meines Herzens doch noch ein wenig Hoffnung barg, am Leben zu bleiben, die Erwartung des Todes minderte meine Lust zum Studieren nicht, sondern schien sie im Gegenteil anzufachen, und so beeiferte ich mich denn, ein wenig Wissen für die andere Welt aufzuspeichern, als ob ich geglaubt hätte, dort immer nur das zu behalten, was ich mit mir brachte. Hierdurch ward mir der Laden eines Buchhändlers namens Bouchard lieb und vertraut, welchen ein paar Gelehrte zu benutzen pflegten, und als der Frühling, den ich nicht mehr zu erleben geglaubt hatte, herannahte, versah ich mich mit einigen Büchern für die Charmettes, falls ich anders wirklich das Glück haben sollte, dorthin zurückzukehren.

Mir ward das Glück — und ich nutzte es nach besten Kräften. Die Freude, mit der ich die ersten Knospen sah, läßt sich nicht beschreiben. Den Frühling wiedersehen, hieß für *mich, im Paradiese* auferstehen. Der Schnee

hatte noch kaum zu schmelzen begonnen, so verließen wir auch schon unser Stadtgefängnis und langten früh genug in den Charmettes an, um dort dem ersten Singen der Nachtigallen zu lauschen. Von nun an glaubte ich nicht mehr zu sterben, und es ist in der Tat sonderbar, daß ich auf dem Lande niemals schwere Krankheiten durchgemacht habe. Gewiß habe ich auch dort viel gelitten, aber ich bin niemals bettlägerig gewesen. Wenn es mir einmal schlechter als gewöhnlich ging, so sagte ich stets: „Wenn ihr mich dem Tode nahe seht, so tragt mich in den Schatten einer Eiche hinaus, und ich versichere euch, daß ich davonkomme."

Obgleich ich schwach war, nahm ich meine ländlichen Beschäftigungen wieder auf, wenn auch in einer meinen Kräften angepaßten Weise. Es bereitete mir aufrichtigen Kummer, den Garten nicht mehr ganz allein besorgen zu können, aber sobald ich nur ein paar Spatenstiche gemacht hatte, war ich außer Atem, der Schweiß rieselte an mir herab, und ich mußte aufhören. Bückte ich mich, so verdoppelte sich mein Herzklopfen, und das Blut schoß mir mit solcher Gewalt in den Kopf, daß ich mich gar schnell wieder aufrichtete. Da ich mich also gezwungen sah, mich auf weniger anstrengende Dinge zu beschränken, schwang ich mich unter anderem zum Wärter des Taubenschlages auf und fand ein so großes Gefallen daran, daß ich oft viele Stunden hintereinander dabei verbrachte, ohne mich auch nur einen Augenblick zu langweilen. Die Taube ist sehr scheu und schwer zu zähmen, es gelang mir jedoch, den meinen so viel Vertrauen einzuflößen, daß sie mir überallhin folgten und sich ergreifen ließen, wann ich es wollte. Ich konnte mich weder im Garten noch im Hofe zeigen, ohne daß nicht sofort zwei oder drei auf meine Schultern und auf meinen Kopf flogen, und schließlich wurde diese Gefolgschaft, trotz meiner herzlichen Freude daran, doch so unbequem, daß ich mich gezwungen sah, ihnen diese Zutraulichkeit wieder abzugewöhnen. Es hat mir stets besondere Freude *gemacht, Tiere,* und besonders die furchtsamen und wil*den, zu zähmen.* Es erschien mir reizvoll, ihnen ein Ver-

trauen einzuflößen, daß ich niemals enttäuscht habe: ich wollte, sie sollten mich in Freiheit lieben.

Ich habe erzählt, daß ich Bücher mit mir nahm, ich brauchte sie auch, aber auf eine Weise, die leider weniger geeignet war, mich zu unterrichten als mich zu ermüden. Die falsche Vorstellung, die ich von den Dingen hatte, redete mir ein, man müsse, um ein Buch mit Nutzen zu lesen, auch alle Kenntnisse besitzen, die es voraussetzte, und ich war weit davon entfernt zu bedenken, daß der Verfasser sie wohl selber nicht besessen und sie, je nach Notwendigkeit, aus anderen Büchern geschöpft haben mochte. Durch diesen törichten Gedanken wurde ich alle Augenblicke aufgehalten und unaufhörlich gezwungen, ein Buch nach dem anderen vorzunehmen, so daß ich manchmal, ehe ich noch auf der zehnten Seite angelangt war, schon ganze Bibliotheken hätte durchlesen müssen. Dennoch versteifte ich mich so eigensinnig auf diese ungewöhnliche Methode, daß ich endlose Zeit dabei verlor und meinen Kopf derart zum Schwindeln brachte, daß ich nichts mehr sah und nichts mehr begriff. Glücklicherweise gewahrte ich endlich, wie ich einen falschen Weg eingeschlagen hatte, der mich in einen ungeheuren Irrgarten geführt, und so entging ich ihm mit knapper Not, ehe ich vollends darin verloren war.

Sobald man echten Sinn für die Wissenschaften besitzt, so ist das erste, was man bei ihrem Studium gewahr wird, ihre Verknüpfung, welche bewirkt, daß sie sich gegenseitig anziehen, helfen und klären, so daß keine der anderen entbehren kann. Obgleich der menschliche Verstand sich nicht mit allen gleichmäßig zu befassen vermag und fast immer der einen oder der anderen sich hauptsächlich hingeben will, so wird er sich doch in dieser Selbsterwählten oft im unklaren befinden, sobald er in die anderen nicht wenigstens einen gewissen Einblick gewonnen hat. Ich fühlte, daß das, was ich unternommen, an sich gut und nützlich sei, und daß ich nur meine Methode zu ändern hatte. Anfangs als ich die Enzyklopädie vornahm, zerlegte ich sie in ihre einzelnen Fächer. Doch bald sah ich, daß *man gerade* das Gegenteil tun müsse,

das heißt, sie zwar gesondert betrachten, aber einzeln nur bis zu dem Punkte verfolgen, wo sie sich alle vereinigen. Auf diese Weise kam ich auf die gewöhnliche Synthese zurück, aber als ein Mann, der weiß, was er tut. Das Nachdenken ersetzte mir hierbei die Kenntnisse, und sehr natürliche Überlegungen standen mir beim weiteren Vordringen bei. Mochte ich nun leben bleiben oder sterben, ich hatte keine Zeit zu verlieren. Mit beinahe fünfundzwanzig Jahren nichts zu wissen und alles lernen zu wollen, das heißt wahrlich seine Zeit ausnützen müssen. Da ich nicht wußte, wann das Schicksal oder der Tod meinem Eifer ein Ende setzen würde, wollte ich mir für jeden Fall von allen Dingen eine Vorstellung erwerben, sowohl um meine persönlichen Anlagen zu erkennen als auch um mir selber ein Urteil darüber zu bilden, was von allem am meisten verdiente, gründlich studiert zu werden.

Die Ausführung dieses Planes brachte mir noch einen zweiten Vorteil, auf den ich nicht gerechnet hatte, nämlich den, viel Zeit zu ersparen. Ich muß wohl nicht zum Studium geboren sein, denn eine längere geistige Beschäftigung ermüdet mich dermaßen, daß ich mich vor der Unmöglichkeit sehe, mich länger als eine halbe Stunde hintereinander mit ein und demselben Gegenstand zu befassen, vor allem, wenn ich den Gedanken anderer folge, denn meinen eigenen habe ich mich bisweilen länger und sogar mit einigem Erfolge länger überlassen können. Wenn ich einem Schriftsteller, den man nur mit höchster Aufmerksamkeit lesen kann, einige Seiten lang gefolgt bin, so schweift mein Geist plötzlich ab und verliert sich in den Wolken. Zwinge ich mich dann aber, so ermatte ich mich ganz umsonst, denn es wird mir weiß vor den Augen und ich verstehe nichts mehr, wenn ich aber, selbst ohne Unterbrechung, verschiedene Gegenstände nacheinander vornehme, so finde ich in dem einen Erholung vom anderen und vermag ihnen ohne jedes Ausruhen leichter zu folgen. Diese Beobachtung machte ich mir in meinem Studienplan zunutze und setzte ihn aus so verschiedenen Dingen zusammen, daß ich den

ganzen Tag arbeiten konnte, ohne jemals müde zu werden. Gewiß brachten mir meine ländlichen und häuslichen Beschäftigungen einige Erholung, aber in meinem wachsenden Eifer fand ich jedoch Mittel, auch ihnen noch Zeit für meine Studien abzuringen und mich mit zwei Dingen auf einmal zu beschäftigen, ohne zu bedenken, daß alle beide dabei wohl etwas zu kurz kommen mußten.

In all diesen geringfügigen Einzelheiten, an denen ich meine Freude und mein Leser wahrscheinlich oft seine Qual hat, befleißige ich mich dennoch einer Zurückhaltung, von der er wohl kaum etwas ahnen möchte, wenn ich ihn nicht absichtlich darauf aufmerksam machte. Voller Entzücken erinnere ich mich hier zum Beispiel all der verschiedenen Versuche, die ich anstellte, um meine Zeit derart einzuteilen, daß ich aus ihr die denkbar größte Annehmlichkeit und zugleich den denkbar höchsten Nutzen schlagen könnte, und ich darf sagen, daß ich zu keiner Zeit meines Lebens weniger müßig und weniger von Langerweile gequält gewesen bin, als damals, wo ich in völliger Zurückgezogenheit lebte und mich stets krank fühlte.

Zwei oder drei Monate vergingen damit, auf diese Weise meine natürlichen Anlagen zu erforschen und in der schönsten Jahreszeit und an einem Orte, der durch sie in einen Zaubergarten verwandelt war, den Reiz des Lebens, dessen Wert ich so tief empfand, und den Reiz einer ebenso ungezwungenen wie süßen Geselligkeit zu genießen, wenn man anders den Namen Geselligkeit einer so vollkommenen Vereinigung geben kann, und mich ferner an dem Schatz schöner Kenntnisse zu erfreuen, die ich mir erwerben wollte, denn es war für mich, als besäße ich sie schon, oder vielmehr noch weit schöner, denn die Freude des Lernens trug wesentlich zu meinem Glücke bei.

Ich muß all diese Versuche übergehen, denn obgleich sie mir alle den tiefsten Genuß gewährten, war er doch allzu schlicht, um erklärt werden zu können. Noch einmal, das wahre *Glück läßt* sich nicht beschreiben, man

fühlt es und fühlt es um so tiefer, als es sich am wenigsten beschreiben läßt, weil es nicht in einer Aneinanderreihung von Tatsachen besteht, sondern vielmehr ein dauernder Zustand ist. Ich wiederhole mich oft, aber ich würde mich noch weit öfter wiederholen, wollte ich jedes Ding so oft sagen, als es mir in den Sinn kommt. Als meine häufig geänderte Lebensweise endlich einen gleichmäßigen Verlauf genommen hatte, war sie ungefähr folgendermaßen eingeteilt:

Allmorgendlich stand ich noch vor der Sonne auf und stieg durch einen benachbarten Obstgarten zu einem sehr hübschen Wege hinauf, welcher oberhalb der Weinberge die Höhe entlang bis nach Chambery führte. Dort verrichtete ich umherwandelnd mein Gebet, welches nicht in eitlem Lippengeklapper bestand, sondern in einer aufrichtigen Erhebung des Herzens zu dem Schöpfer dieser lieblichen Natur, deren Schönheiten sich rings vor meinen Augen breiteten. Ich habe niemals gern im Zimmer gebetet, es war mir stets, als schöben sich die Wände und all das kleine Menschenwerk zwischen Gott und mich. Ich liebe es, ihn in seinen Werken anzuschauen während mein Herz sich zu ihm erhebt. Meine Gebete waren rein, ich darf es sagen, und waren deshalb auch wert, erhört zu werden. Ich bat für mich und für die, von der ich mich auch in meinen Wünschen niemals trennte, nur um ein unschuldiges und stilles Leben, frei von Laster, frei von Schmerz, frei von Not, um den Tod der Gerechten und um das Los, das ihrer im Jenseits harret. Übrigens vollzog sich all dieses mehr in Bewunderung und Betrachtung, als in Gebeten, und ich wußte wohl, daß wir von dem Geber aller wahren Güter gerade die, deren wir bedürfen, nicht so sehr durch Bitten als dadurch erlangen, daß wir uns ihrer würdig erweisen. Auf einem ziemlich großen Umwege kehrte ich von meinem Spaziergange zurück, nachdem ich unterwegs mit Aufmerksamkeit und Freude all die ländlichen Gegenstände rings betrachtet, die einzigen Dinge der Welt, deren weder das Auge noch das Herz jemals müde wird. Ich schaute von weitem, ob Mama wohl schon hell gemacht

habe, und sah ich ihre Fensterläden geöffnet, so erbebte ich vor Freude und eilte zu ihr; waren sie noch geschlossen, so ging ich in den Garten, wartete bis sie erwacht, und vergnügte mich damit, das, was ich am Tage vorher gelernt, noch einmal durchzugehen oder im Garten zu arbeiten. Endlich öffnete sich dann der Laden, ich eilte zu ihr, um sie im Bett, wo sie oft noch im halben Schlafe lag, zu umarmen, und diese ebenso reine wie zärtliche Umarmung strahlte aus ihrer Unschuld einen Zauber über uns, den alle Lust der Sinne niemals zu schenken vermag.

Unser Frühstück bestand gewöhnlich aus Kaffee mit Milch. Um diese Tageszeit waren wir am ungestörtesten und konnten am ungezwungensten miteinander plaudern. Dieses meistens ziemlich ausgedehnte Beieinandersein hat mir wohl mein lebhaftes Gefallen am Frühstücken eingegeben, und so ziehe ich denn auch den englischen und schweizerischen Brauch, bei welchem das Frühstück eine wirkliche Mahlzeit ist, zu der alle zusammenkommen, dem französischen Brauche bei weitem vor, wo jeder allein auf seinem Zimmer oder meistens überhaupt nicht frühstückt. Nach ein oder zwei verplauderten Stunden überließ ich mich bis zum Mittagessen meinen Büchern. Ich begann mit philosophischen Werken, wie die Logik von Port-Royal oder der Essay von Locke, mit Malebranche, Leibniz, Descartes usw. Bald wurde ich gewahr, daß all diese Schriftsteller sich fast dauernd gegenseitig widersprachen, und ich entwarf den phantastischen Plan, sie in Übereinstimmung miteinander zu bringen, was mich äußerst ermüdete und viel Zeit verlieren ließ. Ich verwirrte mir nur den Kopf und kam nicht vorwärts. Schließlich gab ich auch diese Methode auf und befolgte eine unendlich bessere, welcher ich alle Fortschritte beimesse, die ich trotz meines Mangels an Fassungsgabe gemacht haben mag, jedenfalls aber habe ich stets sehr wenig Anlagen zum Studieren besessen. Ich machte es mir beim Durchlesen jedes Schriftstellers zum Gesetz, nur seinen Gedanken zu folgen, ohne die meinen oder die eines anderen mit hereinzuziehen und

ohne mich jemals auf einen Streit mit ihm einzulassen. Ich sagte mir: zunächst will ich mir einen Vorrat von klaren Begriffen verschaffen, seien sie nun wahr oder falsch, und dann abwarten, bis ich in meinem Kopfe deren genug aufgespeichert habe, um sie miteinander vergleichen und eine Auswahl treffen zu können. Diese Methode ist nicht ohne Übelstand, ich weiß es, aber meinen Zweck, mich zu unterrichten, hat sie mir erreichen helfen. Nachdem ich einige Jahre damit verbracht hatte, ausschließlich die Gedanken anderer nach zu denken, und zwar sozusagen ohne nachzudenken und fast ohne zu überlegen, besaß ich meines Erachtens eine genügend große Grundlage von Kenntnissen, um mir fürderhin selbst zu genügen und ohne den Beistand anderer selbständig zu denken. Wenn es mir dann Reisen und Geschäfte unmöglich machten, meine Bücher zu befragen, habe ich meine Freude daran gehabt, das, was ich gelesen, zu durchdenken und zu vergleichen, jegliches Ding auf der Wage der Vernunft zu wägen und dann bisweilen sogar ein Urteil über meine Lehrer zu fällen. Ich habe nicht gefunden, daß mein Urteil, obgleich ich es erst so spät zu üben begann, dadurch etwas an Kraft eingebüßt hätte, und als ich später meine eigenen Gedanken veröffentlichte, hat man mich nicht beschuldigt, ein abhängiger Schüler zu sein und in verba magistri zu schwören.

Hiernach wandte ich mich der elementaren Geometrie zu, denn weiter war ich niemals gekommen, obgleich ich mein schwaches Gedächtnis stets dadurch zu besiegen gesucht hatte, daß ich hundert- und aber hundertmal immer wieder von vorne anfing und unaufhörlich denselben Weg zurücklegte. Euklid behagte mir nicht, da er mehr nach einer Aneinanderreihung der Beweise als nach einer Verknüpfung der Begriffe strebt, sondern ich bevorzugte das Lehrbuch des Paters Lamy, der von da an einer meiner Lieblingsschriftsteller wurde und dessen Werke ich noch heute mit Vergnügen wiederlese. Hieran schloß sich die Algebra, und zwar wiederum unter Leitung des Paters Lamy. Als ich etwas weiter fortgeschritten

war, wählte ich Pater Reynauds Wissenschaft der arithmetischen Operationen und dann seine Erklärung der Analyse, welche ich allerdings nur durchgeblättert habe. So weit, die Anwendung der Algebra auf die Geometrie völlig zu begreifen, bin ich niemals gekommen. Ich liebte diese Rechenweise nicht, da man dabei nicht sieht, was man tut, und die Lösung einer geometrischen Aufgabe durch Gleichungen kam mir so vor, als leiere man ein Lied auf der Drehorgel ab. Als ich zum ersten Male durch Berechnung gefunden, daß das Quadrat eines Binoms aus dem Quadrat jedes seiner Teile und dem doppelten Produkte beider bestehe, wollte ich es trotz der Richtigkeit meiner Multiplikation nicht eher glauben, als bis ich mir die geometrische Figur aufgezeichnet hatte. Nicht etwa daß ich kein Gefallen an der Algebra oder wenigstens an ihrem abstrakten Teile gefunden hätte, sondern ich wollte bei ihrer Anwendung auf den Raum ihre Beziehung zu den Linien sehen, sonst begriff ich nichts.

Darauf kam das Latein an die Reihe. Dies war für mich das allerschwerste, und ich habe auch niemals große Fortschritte darin gemacht. Anfangs bediente ich mich der Methode Port-Royals, aber ohne Erfolg. Bei diesen barbarischen Versen wurde mir übel, und sie wollten in meinen Ohren nicht haften. In dem Wust von Regeln verlor ich mich, und immer, wenn ich die letzte lernte, hatte ich alle vorhergehenden vergessen. Das Auswendiglernen von Worten ist nichts für einen Menschen ohne Gedächtnis, aber gerade um mein Gedächtnis zu stärken, hielt ich halsstarrig daran fest. Schließlich mußte ich es aber doch aufgeben. Vom Satzbau verstand ich genug, um einen leichten Schriftsteller mit Hilfe eines Wörterbuches lesen zu können, diesen Weg schlug ich ein und nun erging es mir sehr wohl. Ich fing an zu übersetzen, nicht schriftlich, sondern nur im Kopf, und dabei blieb ich. Durch Zeit und Übung bin ich dann dahin gelangt, die lateinischen Schriftsteller ziemlich geläufig zu lesen, niemals aber habe ich in dieser Sprache sprechen oder schreiben können, was mich oft genug in Verlegenheit

setzte, wenn ich mich, ich weiß nicht warum, unter die Gelehrten gerechnet sah. Aus einem anderen mit dieser Lernweise verknüpften Übelstande habe ich die Prosodie und noch weniger die Regeln des Versbaues jemals gewußt. Da ich mir jedoch wünschte, ein Gefühl für die Harmonie der Sprache in Versen und Prosa zu bekommen, habe ich dieserhalb gar viele vergebliche Anstrengungen gemacht, aber ich bin überzeugt, daß man dies Ziel ohne Lehrer unmöglich erreichen kann. Nachdem ich den Bau des leichtesten aller Verse, des Hexameters, gelernt hatte, besaß ich die Geduld, fast den ganzen Virgil durchzuskandieren und die Füße und die Quantität zu bezeichnen; wenn ich dann später im Zweifel darüber war, ob eine Silbe kurz oder lang sei, befragte ich meinen Virgil. Man begreift, daß mich das wegen der im Versbau gestatteten großen Abweichungen gar viele Fehler begehen ließ. Wenn das Lernen auf eigene Faust und ohne Lehrer auch manches für sich hat, so bringt es doch auch große Nachteile und vor allem eine unglaubliche Mühe. Ich erfuhr das tiefer als irgend ein anderer.

Um Mittag klappte ich meine Bücher zu, und wenn das Essen noch nicht fertig war, stattete ich meinen Freundinnen, den Tauben, einen Besuch ab oder arbeitete, des Rufs gewärtig, im Garten. Wenn ich mich dann rufen hörte, eilte ich sehr vergnügt und tüchtig hungrig herbei, denn ich muß auch dies erwähnen, daß es mir, ich mag noch so krank sein, niemals an Appetit gebricht. Unsere Tischzeit verlief sehr angenehm, und bis Mama sich zum Essen überwinden konnte, schwatzten wir von unseren Angelegenheiten. Zwei- oder dreimal in der Woche tranken wir bei schönem Wetter unseren Kaffee hinter dem Hause in einer kühlen, dichten Laube, die ich mit Hopfen umrankt hatte, und die uns während der Hitze viel Freude bereitete. Dort verbrachten wir ein Stündchen unter Besichtigung unserer Gemüse- und Blumenbeete und unter Gesprächen über unsere neue Lebensweise, deren süßer Reiz für uns dadurch noch erhöht wurde. Am Ende des Gartens hatte ich noch eine *andere* kleine Familie: nämlich Bienen. Selten versäumte

ich, ihnen — und gar oft geschah es in Gemeinschaft mit Mama — einen Besuch abzustatten; ich interessierte mich lebhaft für ihre Arbeit und ergötzte mich unendlich daran, sie mit so schwerbeladenen Beinchen, daß sie kaum gehen konnten, vom Honigsammeln zurückkehren zu sehen. In den ersten Tagen machte mich meine Neugier allzu vorwitzig, und sie stachen mich ein paarmal, aber bald wurden wir so gute Bekannte, daß sie mich ruhig gewähren ließen, so nah ich auch herankam, ja, die Stöcke mochten zur Schwärmzeit übervoll sein, so daß ich von Bienen völlig umhüllt war und sie sich mir auf die Hände und ins Gesicht setzten, niemals hat mich eine gestochen. Alle Tiere mißtrauen dem Menschen und nicht mit Unrecht, sind sie jedoch erst einmal sicher, daß er ihnen keinen Schaden zufügen will, so wird ihr Vertrauen so groß, daß man mehr als ein Barbar sein müßte, um es zu mißbrauchen.

Dann kehrte ich zu meinen Büchern zurück: aber meine nachmittäglichen Beschäftigungen verdienen eher Erholung und Vergnügen als Arbeit und Studium genannt zu werden. Nach Tische habe ich den Stubenfleiß nie recht ertragen können, und jede Anstrengung wird mir ganz im allgemeinen während der Tageshitze recht beschwerlich. Dennoch beschäftigte ich mich, aber ohne Zwang und fast ohne Plan, ich las gewissermaßen ohne zu lernen. Am liebsten und eingehendsten beschäftigte ich mich mit Geographie, und da das keine allzu große geistige Anspannung erfordert, machte ich so große Fortschritte darin, als es mir mein schwaches Gedächtnis nur irgend gestatten wollte. Ich beabsichtigte auch den Pater Petau zu studieren und vertiefte mich in die Dunkelheiten der Zeitrechnung, aber schließlich verlor ich die Lust daran, und zwar durch den kritischen Teil, der nicht Grund noch Ufer hat, und befaßte mich vorzugsweise nur noch mit dem genauen Maß der Zeiten und dem Umlauf der Himmelskörper. Ich würde sogar Lust zur Astronomie bekommen haben, wenn ich Instrumente gehabt hätte, so mußte ich mich auf ein paar aus Büchern geschöpfte *Anfangsgründe* und auf einige grobe mit einem

Fernglase gemachte Beobachtungen beschränken, um wenigstens die allgemeine Lage der Sternbilder kennen zu lernen, denn meine Kurzsichtigkeit gestattet mir mit bloßem Auge nicht, die einzelnen Gestirne deutlich zu unterscheiden. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Abenteuers, über das ich noch oft habe lachen müssen. Ich hatte mir einen Himmels-Planiglob gekauft, um die Stellung der Gestirne zu studieren, und diesen Planiglob hatte ich in einen Rahmen befestigt, und in Nächten mit klarem Himmel trug ich diesen Rahmen mit dem Planiglob in den Garten und legte ihn dort auf vier Pfähle von ungefähr meiner Größe, die Zeichnung nach unten gekehrt, und um sie zu beleuchten, ohne daß der Wind mir die Kerze ausbliese, stellte ich sie in einem Eimer zwischen die vier Pfähle auf die Erde; indem ich dann abwechselnd die Himmelskarte mit meinen Augen und die Himmelskörper mit meinem Fernglas betrachtete, übte ich mich darin, die Sterne zu erkennen und ihre Stellung zu bestimmen. Ich glaube schon gesagt zu haben, daß der Garten des Herrn Noiret terrassenförmig abfiel und man von dem Wege aus alles beobachten konnte, was darin vorging. Eines Abends sahen mich nun Bauern, die ziemlich spät vorüberkamen, in meiner absonderlichen Ausstattung bei der Sternguckerei. Der Lichtschein, der auf meine Himmelskarte fiel und dessen Quelle sie nicht erkennen konnten, weil die Ränder des Eimers die Kerze vor ihren Augen verbargen, die vier Pfähle, das große geheimnisvoll bekritzelte Papier, der Rahmen und die Bewegungen meines Fernrohres, das sie auf und ab schwanken sahen, verlieh dem Ganzen einen Anstrich von Zauberei, der sie aufs höchlichste erschreckte. Auch meine Kleidung war nicht angetan, sie zu beruhigen, der große Schlapphut, den ich über meine Mütze gestülpt, und Mamas wattiertes Kamisol, das sie mich überzuziehen gezwungen hatte, zauberte vor ihre Augen das Bild eines echten Hexenmeisters, und da es fast Mitternacht war, zweifelten sie keinen Augenblick *länger* daran, daß dieses alles der Beginn eines großen *Hexensabattes* sei. Wenig begierig, noch mehr davon zu

sehn zu bekommen, liefen sie in höchstem Entsetzen davon und weckten ihre Nachbarn, um ihnen von ihrem nächtlichen Gesichte zu berichten. Die Geschichte kam so in Umlauf, daß schon am nächsten Morgen in der Frühe jedermann rings in der Nachbarschaft wußte, daß bei Herrn Noiret Hexensabatt gefeiert würde. Ich weiß nicht, was aus diesem Gerücht noch hätte entstehen können, wenn nicht einer der Bauern, der Zeuge meiner Beschwörungen gewesen war, noch am gleichen Tage zu zwei Jesuiten gelaufen wäre, um gegen uns Anklage zu erheben. Trotzdem sie nicht wußten, worum es sich handelte, suchten sie ihn einstweilen zu beschwichtigen und besuchten uns darauf. Sie erzählten uns die Geschichte und ich ihnen die Veranlassung dazu, und wir mußten herzlich darüber lachen. Trotzdem wurde aus Furcht vor einer Wiederholung des Falles beschlossen, ich solle meine Sternguckerei künftig ohne Licht betreiben und die Himmelskarte erst im Hause befragen. Wer in meinen „Briefen vom Berge" meine venezianische Zauberei gelesen hat, wird sicherlich finden, daß ich von jeher zum Hexenmeister berufen war.

So war meine Lebenseinteilung in den Charmettes, wenn mich keine ländlichen Beschäftigungen in Anspruch nahmen, denn ihnen gab ich stets den Vorzug und arbeitete in allem, was meine Kräfte nicht überstieg, wie ein richtiger Bauer; allerdings ließ mir hierin meine große Körperschwäche kaum ein anderes Verdienst als den guten Willen. Außerdem wollte ich stets zwei Dinge auf einmal tun und tat daher keines von beiden gut. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, mein Gedächtnis mit Gewalt zu stärken und zwang mich daher beharrlich, allerlei auswendig zu lernen. Zu diesem Zwecke trug ich stets ein paar Bücher bei mir und las sie, während ich arbeitete, mit unglaublicher Mühe wieder und wieder. Ich kann gar nicht begreifen, daß mich die Eigensinnigkeit dieser ununterbrochenen vergeblichen Versuche schließlich nicht völlig stumpfsinnig gemacht hat. Die Eklogen Virgils mag ich wohl zwanzigmal auswendig gelernt haben, und heute *weiß ich kein* Wort mehr davon. Durch die

Gewohnheit, überallhin Bücher mit mir zu nehmen, in den Taubenschlag, in den Garten, unter die Obstbäume, auf den Weinberg, habe ich deren eine ganze Anzahl teilweise oder ganz verloren. Mit irgend etwas beschäftigt, legte ich mein Buch an den Fuß eines Baumes oder auf eine Hecke, überall vergaß ich es wieder aufzuheben, und oft fand ich es erst nach vierzehn Tagen verfault oder von Ameisen und Schnecken zernagt wieder. Mein Lerneifer wurde schließlich zu einer Sucht, die mich beinahe stumpfsinnig machte: wo ich ging und stand, murmelte ich ununterbrochen irgend etwas Auswendiggelerntes zwischen den Zähnen her.

Die Schriften Port-Royals und die aus dem Oratorium, welche ich von allen am häufigsten las, hatten mich zu einem halben Jansenisten gemacht, und trotz all meiner religiösen Zuversicht versetzte mich ihre harte Lehre doch bisweilen in Angst und Schrecken. Die Furcht vor der Hölle, die bis dahin nur wenig über mich vermocht hatte, fing langsam an, meine Sicherheit zu stören, und hätte Mama nicht meine Seele beruhigt, so würde mich diese entsetzliche Lehre schließlich völlig niedergeworfen haben. Mein Beichtvater, der zugleich der ihre war, trug auch seinerseits dazu bei, mein Gemüt vor solchen Abwegen zu schützen. Es war der Jesuitenpater Hémet, ein weiser, gütiger Greis, dessen Andenken ich stets in Ehren halten werde. Obgleich er ein Jesuit war, besaß er die Einfalt eines Kindes, und seine eher milde als zu nachsichtige Moral war trefflich geeignet, den traurigen Einflüssen des Jansenismus das Gleichgewicht zu halten. Dieser wackere Mann und sein Gefährte, der Pater Coppier, besuchten uns oft in den Charmettes, obgleich der Weg recht beschwerlich und für Leute ihres Alters auch ziemlich weit war. Ihre Besuche taten mir wohl, Gott möge das ihren Seelen vergelten, denn sie waren damals schon zu alt, als daß ich sie heute noch am Leben glauben könnte. Ich besuchte sie auch in Chambery und wurde in ihrem Hause schließlich so vertraut, daß mir ihre ganze *Bibliothek* zur Verfügung stand. Meine Erinnerung an *diese glückliche* Zeit verknüpft sich mit der an diese Je-

suiten, so daß meine Liebe zu beiden dadurch wechselseitig gesteigert wird, und obgleich ich die jesuitische Lehre stets für gefährlich gehalten, habe ich es dennoch niemals über mich vermocht, die Jesuiten wirklich zu hassen.

Ich möchte wohl wissen, ob in den Herzen anderer Menschen auch bisweilen so kindische Dinge vor sich gehen, wie in dem meinen. Mitten in meinem Studium und in meinem Leben, das so unschuldig war wie nur irgend eines geführt werden kann, und trotz alledem, was man mir gesagt hatte, befiel mich die Angst vor der Hölle noch oft. Ich fragte mich: in welcher Verfassung bin ich? Und wenn ich jetzt in diesem Augenblick sterbe, werde ich dann verdammt werden? Meinen Jansenisten zufolge war daran kein Zweifel, aber mein Gewissen sagte nein. Bei meinem furchtsamen Schwanken in solch grausamer Ungewißheit nahm ich, um mich daraus zu erretten, zu den lächerlichsten Dingen meine Zuflucht, zu Dingen, für die ich jeden anderen Menschen gerne einsperren lassen würde. Als ich eines Tages wieder über diesen traurigen Gedanken brütete, übte ich mich ganz mechanisch darin, Steine nach den Baumstämmen zu werfen, und zwar mit der mir eigenen Geschicklichkeit, das heißt, fast ohne jemals einen zu treffen. Mitten in dieser schönen Übung kam mir plötzlich der Gedanke, daraus eine Art Prognostikon zur Beschwichtigung meiner Unruhe zu machen. Ich sagte mir: ich will jetzt diesen Stein nach dem mir gegenüberstehenden Baume werfen, treffe ich ihn, so werde ich erlöst, verfehle ich ihn, so werde ich verdammt werden. Und während ich dieses noch vor mich hinsprach, schleuderte ich meinen Stein mit zitternder Hand und fürchterlichem Herzklopfen, aber so glücklich, daß er den Baumstamm genau in der Mitte traf, was in Wahrheit nicht allzu schwer hielt, denn ich war so vorsichtig gewesen, mir einen möglichst dicken und möglichst nahen auszusuchen. Seitdem habe ich an meinem Heil nicht mehr gezweifelt. Wenn ich an diesen Vorgang zurückdenke, weiß ich nicht, ob ich über mich lachen oder *über mich* seufzen soll. Aber ihr anderen,

ihr großen Männer, die ihr sicherlich lachet, wünschet euch zu euch selber Glück, wenn ihr mögt, aber verspottet mir meine Erbärmlichkeit nicht, denn glaubt mir, ich fühle sie nur allzu wohl.

Übrigens waren diese von aller Frömmigkeit vielleicht unzertrennlichen Aufregungen und Beängstigungen kein bleibender Zustand. Gemeinhin war ich ziemlich ruhig und die Wirkung, welche der Gedanke an einen nahen Tod auf meine Seele hatte, war weniger Traurigkeit als vielmehr eine sanfte Mattigkeit, die sogar ihre Wonnen hatte. Unter alten Papieren habe ich unlängst eine Art Ermahnungsrede wiedergefunden, die ich mir damals selbst gehalten und in der ich mich beglückwünschte, in einem Alter zu sterben, in dem man Mut genug besitzt, dem Tod ins Angesicht zu schauen, und zu sterben, ehe ich noch von großen körperlichen oder geistigen Leiden heimgesucht worden war. Wie recht hatte ich nicht! ein geheimes Vorgefühl ließ mich fürchten, ich würde leben bleiben, um zu leiden. Es ist, als hätte ich damals das Schicksal, das mir in meinen alten Tagen beschert sein sollte, vorausgesehen. Niemals bin ich der Weisheit so nahe gewesen wie in jener glücklichen Zeitspanne. Frei von großen Gewissensbissen über die Vergangenheit und frei von allen Sorgen um die Zukunft, herrschte damals nur ein Gefühl ununterbrochen in meiner Seele: der Wunsch, die Gegenwart zu genießen. Alle Frommen besitzen gewöhnlich eine feine, aber äußerst rege Sinnlichkeit, kraft derer sie die unschuldigen Freuden, die ihnen verstattet sind, mit unglaublichem Wonnegefühl zu genießen vermögen. Weltlich Gesinnte machen ihnen, ich weiß nicht warum, ein Verbrechen daraus, oder ich weiß es vielmehr sehr gut, sie beneiden sie um den Genuß einfacher Freuden, an denen sie selber allen Geschmack verloren haben. Ich besaß diesen Geschmack und fand es süß, ihn in aller Gewissensruhe befriedigen zu dürfen. Mein noch junges Herz gab sich allem mit einer wahren Kinderfreude hin oder vielmehr, wenn ich so sagen darf, *mit einer* Engelswollust, denn solch seliges Genießen hat *wirklich etwas* von der reinen Heiterkeit paradiesischer

Freuden. Mahlzeiten auf dem Rasen zu Montagnole, Abendessen in der Laube, die Obsternte, die Weinlese, die gemeinschaftlich mit unseren Leuten verbrachten Spinnabende, alles dies bedeutete für uns ebenso viele Feste, an denen Mama dieselbe Freude hatte wie ich. Einsamere Spaziergänge hatten einen noch größeren Zauber, weil das Herz dabei sich freier ergießen konnte. Einen machten wir, der unverlöschlich in meinem Gedächtnis aufgezeichnet steht, und zwar am St. Ludwigstage, das heißt also an Mamas Namensfest. Nach der Messe, die ein Karmeliter bei Tagesanbruch für uns in einer an das Haus stoßenden Kapelle abgehalten hatte, brachen Mama und ich allein in aller Morgenfrühe auf. Ich hatte vorgeschlagen, die uns gegenüberliegenden Berghänge, die wir noch niemals betreten hatten, zu durchwandern. Alle Lebensmittel hatten wir vorausgeschickt, denn der Ausflug nahm den ganzen Tag in Anspruch. Mama war trotz ihrer Rundlichkeit nicht schlecht zu Fuß: wir schritten also von Hügel zu Hügel und Wald zu Wald, manchmal im Sonnenschein und oft im Schatten, legten uns von Zeit zu Zeit nieder und vergaßen im Gespräch über uns, über unsere Verbindung, über die Seligkeit unseres Schicksals und über die Gelöbnisse für seine lange Dauer, die nicht erfüllt wurden, Stunde und Zeit. Alles schien das Glück dieses Tages zu begünstigen. Es hatte kürzlich geregnet: daher kein Staub und lauter munter sprudelnde Bäche, ein leichter frischer Wind schaukelte die Blätter, die Luft war rein, der Horizont wolkenlos, über den Himmel und über unsere Herzen lag die gleiche große Heiterkeit gebreitet. Unser Mittagsmahl nahmen wir bei einem Bauern ein und teilten es mit seiner Familie, die uns von Herzen dafür segnete. Die armen Savoyarden sind so gute Menschen! Nach dem Essen suchten wir den Schatten unter großen Bäumen, und während ich trockenes Reisig zum Kochen des Kaffees sammelte, vergnügte sich Mama damit, unter den Sträuchern zu botanisieren, und mit den Blumen, die ich unterwegs zu einem Strauße für sie gewunden hatte, erklärte sie mir tausend Merkwürdigkeiten ihres Baues, die

mich äußerst anregten und mit denen sie meine Lust zur Botanik anstacheln wollte: aber der Augenblick war noch nicht gekommen, allzu viele andere Studien lenkten mich ab. Ein Gedanke, der mir plötzlich kam, ließ uns die Blumen und Pflanzen vergessen. Die Seelenverfassung, in der ich mich befand, alles, was wir an diesem Tage gesagt und getan hatten, und alle Gegenstände, die an uns vorüber gezogen waren, erinnerten mich an jenen wachen Traum, den ich sieben oder acht Jahre früher in Annecy gehabt und den ich an seiner Stelle erwähnt habe. Die Übereinstimmung war so groß, daß ich beim Gedanken daran bis zu Tränen gerührt wurde. Von heftiger Bewegung ergriffen, umarmte ich meine geliebte Freundin und rief leidenschaftlich: „Mama, Mama, dieser Tag ist mir schon vor langer Zeit verheißen worden, und Schöneres weiß ich mir nicht zu erdenken; Ihnen habe ich es zu danken, daß mein Glück seinen höchsten Gipfel erreicht hat. Oh, möchte es niemals sinken, möchte es so lange dauern, als ich es lieben werde, denn dann stirbt es erst mit mir."

So flossen meine glücklichen Tage dahin, und sie waren um so glücklicher, als ich mir ihr Ende wirklich nur als meinen Tod denken konnte, denn in ihrem ganzen Umkreise vermochte ich nichts zu entdecken, was sie hätte stören können. Nicht etwa daß die Quelle meiner Sorgen völlig versiegt gewesen wäre, aber ich sah sie einen anderen Lauf nehmen, den ich nach besten Kräften auf nützliche Dinge zu leiten suchte, damit sie ihr Heilmittel in sich selber trüge. Mama liebte von Natur das Land, und dieser Sinn ging ihr an meiner Seite wahrlich nicht verloren. Allmählich fand sie auch Gefallen an der Landwirtschaft; sie suchte die Ländereien einträglich zu machen und besaß Kenntnisse darin, die sie nun zu ihrer höchsten Freude in Anwendung bringen konnte. Nicht zufrieden mit dem Land, das zum Hause gehörte, pachtete sie bald noch dort einen Acker, bald noch hier eine Wiese. Kurz, anstatt müßig im Hause zu sitzen, lenkte sie ihren Unternehmungsgeist auf den Landbau und war auf dem besten Wege, binnen kurzem eine bedeutende

Pächterin zu werden. Mir war es nicht allzu lieb, die Dinge eine solche Ausdehnung annehmen zu sehen, und ich widersetzte mich dem auch so sehr ich nur konnte, denn ich war überzeugt, daß sie stets betrogen werden, und ihre Neigung zur Freigiebigkeit und Verschwendung die Ausgaben stets größer machen würde als die Erträgnisse. Trotzdem tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß diese Erträgnisse zum mindesten nicht völlig gleich null sein konnten und immerhin zu ihrem Lebensunterhalte beitragen würden. Von allen Unternehmungen, auf die sie sich einlassen konnte, schien mir dieses die am wenigsten gefährliche zu sein; ohne daß ich wie sie darin gerade eine Erwerbsquelle erblickte, hielt ich sie doch für eine dauernde Ablenkung, die sie vor schlechten Geschäften und Beutelschneidern schützen konnte. Dieser Gedanke flößte mir den herzlichen Wunsch ein, so viel Kraft und Gesundheit wiederzuerlangen, als ich brauchen würde, um über ihre Angelegenheiten zu wachen, ihre Arbeiter zu beaufsichtigen oder selber ihr erster Arbeiter zu sein; die mir dadurch auferlegten Beschäftigungen entzogen mich nur allzu häufig meinen Büchern und zerstreuten meine Gedanken über meinen Zustand, was ihn aufs günstigste beeinflußte.

(1737—1741.) Im darauffolgenden Winter kehrte Barillot aus Italien zurück und brachte mir einige Bücher mit, unter anderem den Bontempi und die Cartella per musica des Pater Banchieri, die mich Gefallen an der Geschichte der Musik und den Untersuchungen über diese schöne Kunst finden ließen. Barillot blieb eine Weile bei uns, und da ich seit einigen Monaten mündig geworden war, wurde beschlossen, ich solle im nächsten Frühjahr nach Genf reisen, um Anspruch auf das Vermögen meiner Mutter oder bis man erfahren, was aus meinem Bruder geworden, doch wenigstens auf den Teil Anspruch zu erheben, der mir in jedem Falle zustand. Und wie beschlossen, so geschah es auch. Ich ging nach Genf, und auch mein Vater kam hin. Er besuchte es schon seit geraumer Zeit wieder, ohne daß man ihm etwas anzuhaben suchte, obgleich das gegen ihn schwebende Verfahren

niemals aufgehoben worden war; da man aber seinen Mut achtete und seine Rechtlichkeit hochschätzte, tat man, als habe man die Geschichte vergessen, und außerdem wollten die Behörden, die sich schon mit dem kurz darauf zur Ausführung gelangenden Plane trugen, die Bürgerschaft nicht vor der Zeit dadurch kopfscheu machen, daß sie sie sehr zur Unzeit an ihre alte Parteilichkeit erinnerten.

Ich fürchtete anfangs, man würde mir meines Religionswechsels wegen Schwierigkeiten machen, aber es geschah nicht. Die Genfer Gesetze sind in dieser Hinsicht weniger hart als die Berner, wo jeder, der seinen Glauben wechselt, nicht nur sein Heimatsrecht, sondern auch sein Vermögen verliert. Das meine wurde mir also nicht strittig gemacht, war aber, ich weiß nicht auf welche Weise, herzlich klein geworden. Obgleich man fast sicher sein konnte, daß mein Bruder nicht mehr am Leben sei, ließ sich dafür doch keine gültige Urkunde herbeischaffen. Es fehlte mir an genügenden Rechtsgründen, um auch auf seinen Teil Anspruch zu erheben, und so ließ ich ihn denn ohne großen Kummer meinem Vater als Unterstützung, deren er sich auch bis an sein Lebensende erfreut hat. Sobald die juristischen Formalitäten erfüllt waren und ich mein Geld erhalten hatte, legte ich etwas davon in Büchern an und eilte, den Rest Mama zu Füßen zu legen. Auf dem Wege schlug mir das Herz vor Freude und der Augenblick, in dem ich das Geld in ihre Hände legte, war mir tausendmal süßer als der, in dem ich es selber bekam. Sie nahm es mit jener Einfachheit schöner Seelen an, welche solche Handlungen nicht bewundern, da sie derlei Dinge selber stets ohne Überwindung tun. Dieses Geld wurde fast ganz, und zwar mit gleicher Selbstverständlichkeit, zu meinem Nutzen angewandt. Es würde genau dieselbe Verwendung gefunden haben, wäre es ihr von anderer Seite zugegangen.

Meine Gesundheit hatte sich indessen noch immer nicht gebessert, sondern ich schwand im Gegenteil sichtlich dahin, war blaß wie der Tod und mager wie ein Skelett, *das Klopfen* in meinen Adern quälte mich schreck-

lich, meine Herzstörungen wurden häufiger, meine Brust war dauernd beklemmt, und meine Schwäche wurde zuletzt so groß, daß ich mich kaum noch bewegen konnte. Ich vermochte meinen Schritt nicht zu beschleunigen, ohne zu ersticken, ich konnte mich nicht bücken, ohne schwindlig zu werden, vermochte die leichteste Last nicht vom Boden zu heben und sah mich, für einen so beweglichen Menschen wie mich, zur qualvollsten Untätigkeit verdammt. Sicherlich mischten sich in all das gar viele Einbildungen und krankhafte Grillen. Die Grillen sind die Krankheiten glücklicher Leute, und so war es denn auch die meine: die Tränen, die ich oft ohne Grund zum Weinen vergoß, der heftige Schrecken, den mir ein fallendes Blatt oder ein auffliegender Vogel verursachte, die ungleiche Gemütsstimmung inmitten der Gleichmäßigkeit des glücklichsten Lebens, alles dies verriet jene Langeweile des Wohlbefindens, welche sozusagen die Empfindlichkeit bis zum Zerspringen überspannt. Wir sind so wenig geschaffen, hienieden glücklich zu sein, daß notwendig die Seele oder der Körper leiden muß, wenn sie es nicht alle beide tun, und der Zustand des einen fast immer dem anderen nachteilig ist. Als ich mein Leben mit höchster Wonne hätte genießen können, ließ es mein verfallender Körper nicht zu, ohne daß man hätte bestimmen können, wo der Grund zu der Ursache seinen wahren Sitz hatte. Später schien mein Körper trotz meiner Jahre und trotz sehr greifbarer und ernster körperlicher Leiden all seine Kräfte wiedergefunden zu haben, damit ich mein Unglück tiefer empfinden möchte, und jetzt, da ich dieses, gebrechlich und fast sechzigjährig, von allerlei Schmerzen gequält, niederschreibe, fühle ich zum Leiden mehr Kraft und mehr Leben in mir, als ich jemals zum Genuß in der Blüte meines Lebens und im Schoße des echtesten Glückes empfunden habe.

Um mir den letzten Stoß zu versetzen, hatte ich, nachdem ich ein paar physiologische Bücher gelesen, mich an das Studium der Anatomie gemacht, und indem ich nun die Menge und die Wirksamkeit all der Teile, aus denen *mein Körper bestand*, an mir vorüberziehen ließ,

erwartete ich wohl zwanzigmal täglich, all das in Unordnung geraten zu sehen. Ich staunte nicht etwa darüber, mich dauernd sterben zu sehen, sondern im Gegenteil darüber, daß ich noch immer lebte, und ich konnte die Beschreibung keiner einzigen Krankheit lesen, ohne sie nicht für die meine zu halten. Wäre ich nicht schon krank gewesen, wahrlich, ich wäre es durch dieses unselige Studium geworden. Da ich in jeglicher Krankheit einzelne Anzeichen der meinen fand, glaubte ich sie alle miteinander zu haben und bekam darüber eine noch weit grausamere, von der ich mich für geheilt gehalten hatte, nämlich die Lust, gesund zu werden, denn gerade von ihr kann man sich am schwersten freihalten, sobald man sich auf das Studium medizinischer Bücher eingelassen hat. Durch Forschen, Nachdenken und Vergleichen bildete ich mir denn schließlich ein, der Grund meines Übels sei ein Polyp am Herzen, und sogar Salomon erschien von diesem Gedanken ganz betroffen. Vernünftigerweise hätte mich diese Ansicht in meinem früheren Entschlusse bestärken müssen. So geschah aber nicht. Ich spannte alle Kräfte meines Geistes an, um zu finden, wie man sich von einem Polyp am Herzen heilen könne, und war entschlossen, diese Wunderkur mit mir vorzunehmen. Auf einer Reise, welche Anet nach Montpellier gemacht hatte, um dort den botanischen Garten und seinen Vorsteher, Herrn Sauvages, kennen zu lernen, hatte man ihm erzählt, ein Herr Fizes habe einmal einen solchen Polypen geheilt. Mama entsann sich dessen und sprach mir davon. Mehr bedurfte es nicht, um mir das Verlangen zu erwecken, Herrn Fizes zu befragen. Die Hoffnung auf Heilung ließ mich den Mut und die Kräfte wiederfinden, diese Reise zu unternehmen, und das aus Genf gekommene Geld machte sie möglich. Mama redete mir die Sache nicht nur nicht aus, sondern trieb mich im Gegenteil noch an, und so reiste ich denn nach Montpellier ab.

Aber ich hätte nicht so weit gehen brauchen, um den Arzt zu finden, dessen ich bedurfte. Das Reiten ermüdete *mich unmäßig* und so mietete ich denn in Grenoble einen *Wagen. In Moi*rans kamen noch fünf oder sechs andere

Wagen hinzu, so daß wir eine ganze Reihe waren. Da war ich ja denn plötzlich wirklich inmitten des erwähnten Sänftenabenteuers! Die meisten dieser Wagen gehörten zum Geleit einer Neuvermählten namens du Colombier, und bei ihr befand sich eine Frau von Larnage, welche zwar weniger jung und weniger schön als sie, aber nicht weniger liebenswürdig war, und von Romans, wo Frau du Colombier blieb, noch weiter bis nach dem Flecken Saint-Andiol in der Nähe von Pont-Saint-Esprit reiste. Bei der Schüchternheit, die man an mir kennt, wird man annehmen, daß meine Bekanntschaft mit diesen glänzenden Frauen und dem Gefolge, das sie umgab, nicht sobald geschlossen war: da wir ja aber denselben Weg hatten, in den gleichen Gasthäusern abstiegen, und ich, wollte ich nicht für einen alten Griesgram gelten, wohl oder übel gezwungen war, an der gleichen Tafel zu erscheinen, so machte sich diese Bekanntschaft eben doch. Und zwar weit früher, als es mir lieb war, denn all dieser Lärm war für einen Kranken, und gar für einen Kranken in meiner Stimmung, wenig zuträglich. Aber Neugier macht alle weiblichen Schelme so einschmeichelnd, daß sie, um die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verdrehen. Und so geschah es mir. Frau du Colombier war von jungen Anbetern allzu umschwärmt, als daß sie noch hätte Zeit haben können, sich mit mir einzulassen, und außerdem verlohnte es sich auch nicht mehr, da wir uns ja bald trennen mußten, Frau von Larnage jedoch, die weniger umzingelt war, mußte darauf bedacht sein, sich für ihren längeren Weg zu versorgen, so nahm sie mich denn in Angriff, und da war es um den armen Jean Jacques geschehen oder vielmehr um sein Fieber, um seine Grillen und um den großen Polypen, alles verflog an ihrer Seite, außer einem gewissen Herzklopfen; dies blieb zurück und davon wollte sie mich auch nicht heilen. Mein schlimmer Gesundheitszustand gab den ersten Vorwand zu unserer Bekanntschaft. Man sah, daß ich krank war, und wußte, daß ich nach Montpellier reiste, aber mein Aussehen und mein Benehmen mußten *mich wohl nicht* als einen Wüstling kennzeich-

nen, denn es wurde im folgenden offenbar, daß man mich nicht im Verdacht hatte, ich reise wegen gewisser Krankheiten dorthin. Obgleich ein kränklicher Zustand für einen Mann Damen gegenüber gerade keine große Empfehlung ist, ließ er mich diesen beiden gegenüber jedenfalls interessant erscheinen. Des Morgens schickten sie jemand, sich nach mir zu erkundigen und luden mich ein, meine Schokolade mit ihnen zu trinken, und dann fragten sie, wie ich die Nacht verbracht hätte. Nach meiner löblichen Gewohnheit, zu sprechen ohne zu denken, antwortete ich einmal, ich wüßte es nicht. Diese Antwort brachte sie zu dem Glauben, ich sei verrückt, sie erkundigten sich nun noch angelegentlicher nach mir, und das Ergebnis tat mir nicht Abbruch. Ich hörte, wie Frau du Colombier einmal zu ihrer Freundin sagte: „Es fehlt ihm zwar an Lebensart, aber er ist liebenswürdig." Dieses Wort machte mich um vieles zuversichtlicher und bewirkte, daß ich in der Tat liebenswürdig wurde.

Als man vertrauter miteinander geworden, galt es, von sich zu sprechen und zu sagen, woher man käme und wer man sei. Das bereitete mir einige Verlegenheit, denn ich fühlte nur allzu wohl, daß in so guter Gesellschaft und vor artigen, anmutigen Frauen das Wort Konvertit vernichten mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, mich für einen Engländer auszugeben: ich spielte also den Jakobiner, und man hielt mich dafür. Ich hieß Dudding, und man nannte mich Herr Dudding. Ein verwünschter Marquis von Torignan, der sich ebenfalls bei der Gesellschaft befand und wie ich krank und dazu noch alt und recht übellaunig war, ließ es sich einfallen, mit Herrn Dudding des Gesprächs zu pflegen. Er unterhielt sich mit mir vom König Jacob, vom Prätendenten und vom alten Hofe zu Saint-Germain. Ich saß wie auf Nadeln, denn ich wußte von alledem nur das wenige, das ich im Grafen Hamilton und in den Zeitungen gelesen hatte. Ich machte jedoch von diesem Wenigen einen so guten Gebrauch, daß ich mit heiler Haut davonkam und überglücklich war, daß es niemandem beifiel, mich über die englische Sprache, von der ich nicht ein einziges Wort wußte, zu befragen!

Die ganze Gesellschaft behagte sich untereinander und sah mit Bedauern den Augenblick des Auseinandergehens herannahen. Wir reisten daher wie die Schnecken. Eines Sonntags kamen wir in Saint-Marcellin an, Frau von Larnage wollte in die Messe gehen, ich begleitete sie, und das hätte mir beinahe alles verdorben. Ich benahm mich wie immer. Wegen meiner anständigen und andächtigen Haltung hielt sie mich für scheinheilig und bekam von mir, wie sie mir zwei Tage später gestand, die schlechteste Meinung von der Welt. Ich mußte in der folgenden Zeit gar große Artigkeiten aufwenden, um diesen schlechten Eindruck wieder zu verwischen, oder Frau von Larnage wollte vielmehr als eine erfahrene Frau, die sich nicht leicht abschrecken läßt, gern alle Gefahren ihres Entgegenkommens laufen, um zu sehen, wie ich mir wohl heraushelfen mochte. Sie erwies mir so viele und so große Aufmerksamkeiten, daß ich, weit davon entfernt, mir auf mein Äußeres etwas einzubilden, zu glauben anfing, sie mache sich über mich lustig. Und auf diesen törichten Gedanken hin verübte ich denn alle nur denkbaren Dummheiten, und zwar weit schlimmere als der Marquis du Legs. Frau von Larnage jedoch hielt stand, bezeugte mir ein so großes Entgegenkommen und sagte mir so zärtliche Dinge, daß selbst ein viel weniger dummer Mensch als ich das alles nur schwerlich hätte ernst nehmen können. Aber je weiter sie es trieb, desto mehr bestärkte sie mich in meinem Gedanken, und was mich noch mehr quälte, war, daß ich mich, aufrichtig gesagt, gründlich in sie verliebte. Ich sagte mir und sagte zu ihr seufzend: „Ach, warum ist all dieses nicht wahr, ich würde dann der Glücklichste aller Menschen sein!" Ich glaube, meine Novizeneinfalt stachelte ihre Verliebtheit nur noch mehr an, jedenfalls wollte sie ihre Sache durchsetzen.

Wir hatten Frau du Colombier und ihr Gefolge in Romans verlassen und setzten nun zu dreien, nämlich Frau von Larnage, der Marquis von Torignan und ich, unseren Weg aufs langsamste und angenehmste von der Welt fort. Obgleich krank und mürrisch, war der Mar-

quis doch ein recht gutmütiger Mann, der es nur nicht allzu sehr liebte, trockenes Brot zu essen, wenn es rings nach Braten roch. Frau von Larnage verheimlichte ihr Gefallen an mir so wenig, daß er es noch viel früher als ich gewahr wurde. Seine boshaften Spöttereien allein hätten mir nun schon das Vertrauen einflößen müssen, das ich auf Grund der Gewogenheiten der Dame nicht zu fassen wagte, wenn ich mir nicht in einer Querköpfigkeit, deren nur ich fähig bin, eingebildet, sie hätten es miteinander abgeredet, mich zu verspotten. Dieser alberne Gedanke verwirrte mir vollends den Kopf und ließ mich die platteste Rolle in einer Lage spielen, in der mein aufrichtig angetanes Herz mir eine glänzende hätte eingeben müssen. Ich begreife nicht, daß Frau von Larnage meiner Albernheit nicht überdrüssig wurde und mich nicht mit äußerster Verachtung davonjagte. Aber sie war eine kluge Frau, die sich auf die Menschen verstand und wohl merkte, daß in meinem Betragen mehr Torheit als Kälte lag.

Endlich gelang es ihr doch, sich mir verständlich zu machen, aber das war wahrlich kein Leichtes gewesen. Um die Zeit des Mittagessens trafen wir in Valence ein und verbrachten dann unserer löblichen Gewohnheit zufolge auch den Rest des Tages dort. Wir waren vor der Stadt im Heiligen Jacob abgestiegen; ich werde mich dieses Gasthofes und des Zimmers, das Frau von Larnage darin bewohnte, stets erinnern. Nach dem Mittagessen wollte sie spazieren gehen. Sie wußte, daß der Marquis nicht gut zu Fuß war, und so schien dies ein Mittel, ein ungestörtes Beieinandersein mit mir herbeizuführen, das sie auszunützen entschlossen war; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ihr zum Genusse des Resultates noch welche bleiben sollte. Wir wandelten die Gräben entlang rings um die Stadt. Unterwegs nahm ich die lange Geschichte meiner Klagen wieder auf, und sie antwortete mit einem so zärtlichen Tone und drückte bisweilen den Arm, den ich ihr gereicht, so freundlich an ihr *Herz, daß* schon eine Dummheit wie die meine dazu gehörte, um mich zu verhindern, die Probe auf ihre zärt-

lichen Worte zu machen. Unbezahlbar bei der ganzen Sache war, daß mich alles selber aufs höchste rührte. Ich habe schon gesagt, daß sie liebenswürdig war: die Liebe machte sie berückend und verlieh ihr allen Glanz ihrer ersten Jugend wieder, und sie wußte ihre Pfeile mit solcher Kunst abzuschießen, daß sie selbst den harterprobtesten Mann verführt haben würde. Ich war also recht übel daran und stets auf dem Punkt, mir einige Freiheiten herauszunehmen, aber die Furcht zu beleidigen oder zu mißfallen und die Todesangst, verhöhnt, verlacht und verspottet zu werden, Stoff zu einer Tafelanekdote zu liefern und von dem unbarmherzigen Marquis zu meinen Unternehmungen beglückwünscht zu werden, hielten mich derartig in Schacht, daß ich mich selber über meine alberne Schüchternheit ärgerte und sie trotz aller Selbstvorwürfe doch nicht überwinden konnte. Ich war wie auf der Folter. Mit meinen früheren schmachtenden Redensarten, deren ganze Lächerlichkeit auf einem so schönen und einsamen Wege ich tief empfand, hatte ich bereits aufgehört, und da ich nun nicht mehr wußte, was ich tun und was ich sagen sollte, so schwieg ich und schnitt ein verdrießliches Gesicht, kurz, tat alles, was mir die so sehr gefürchtete Behandlung hätte eintragen müssen. Glücklicherweise faßte Frau von Larnage einen viel menschlicheren Entschluß. Sie unterbrach die Stille plötzlich dadurch, daß sie einen Arm um meinen Hals schlang, und im nämlichen Augenblicke sprach ihr Mund allzu deutlich auf dem meinen, als daß ich noch länger in meinem Irrtume hätte beharren können. Diese Wendung der Dinge konnte zu keiner gelegeneren Zeit eintreten. Ich wurde liebenswürdig, und es war auch hohe Zeit. Sie hatte mir jene Zuversicht eingeflößt, deren Mangel mich fast immer verhindert hat, mich so zu geben wie ich bin. Nun tat ich es. Niemals haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz und mein Mund so trefflich gesprochen, niemals habe ich alles von mir verübte Unrecht so vollkommen wieder gut gemacht, und wenn diese kleine Eroberung Frau von Larnage auch einige Mühe gemacht hatte, so darf ich *doch glauben*, daß sie sie niemals bereut habe.

Und sollte ich hundert Jahre alt werden, so werde ich mir niemals die Erinnerung an diese berückende Frau ohne höchste Freude zurückrufen. Ich sage berückend, obgleich sie weder schön noch jung war, aber da sie auch nicht häßlich und alt war, so lag nichts in ihrem Wesen, das ihrem Geist und ihrer Anmut ihre volle Wirkung hätte rauben können. Ganz im Gegensatz zu allen anderen Frauen war das am wenigsten Frische an ihr ihr Gesicht: ich glaube, daß sie es sich durch das Auflegen von Rot verdorben hatte. Sie hatte ihre Gründe, sich so schwach zu verteidigen und so leicht hinzugeben, denn das rückte ihren ganzen Reiz erst ins rechte Licht. Man konnte sie wohl sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten. Und das beweist, will mir scheinen, daß sie nicht immer mit ihrer Gunst so verschwenderisch umgegangen war, als sie es mir gegenüber getan. Gewiß, das Gefallen, das sie an mir gefunden, war allzu schnell und ungestüm, um entschuldbar zu sein, aber ihr Herz war daran zum mindesten ebenso sehr beteiligt, wie ihre Sinne, und während der kurzen und wonnevollen Zeit, die ich an ihrer Seite verbrachte, durfte ich aus der Mäßigung, die sie mir gezwungenermaßen auferlegte, entnehmen, daß ihr, trotzdem sie sinnlich und wollüstig, meine Gesundheit doch teurer war, als ihr Vergnügen.

Unser Einverständnis entging dem Marquis nicht. Er hörte darum nicht auf, mich zu necken, im Gegenteil, er behandelte mich mehr denn je wie einen armen, blöden Liebhaber, einen Märtyrer der Strenge seiner Dame. Niemals entschlüpfte ihm ein Wort, ein Lächeln oder ein Blick, aus dem ich hätte Verdacht schöpfen können, daß er uns erraten habe, und ich würde ihn auch für den von uns hinters Licht Geführten gehalten haben, hätte mir Frau von Larnage, die scharfsichtiger war als ich, nicht versichert, daß er es eben nicht, sondern vielmehr nur ein artiger Mann sei. In der Tat, man hätte sich nicht ehrenwerter und höflicher benehmen können als er es, von seinen Neckereien abgesehen, besonders seit meinem Erfolge auch gegen mich tat. Vielleicht schrieb er mir die

Ehre desselben zu und hielt mich nun für weniger dumm, als ich ihm zunächst vorgekommen war. Wie man gesehen, täuschte er sich, aber das tut nichts, sein Irrtum kam mir zugute, und da ich ja nun die Lacher auf meiner Seite hatte, bot ich mich ihm von Herzen gern als Zielscheibe seiner Sticheleien dar und gab sie ihm bisweilen voller Stolz vor Frau von Larnage mit dem Geiste zu glänzen, den sie mir eingehaucht, sogar ziemlich glücklich zurück. Ich war nicht mehr derselbe Mensch.

Wir befanden uns in einem Lande und in einer Jahreszeit, welche der guten Bissen die Hülle und Fülle brachte, und so tafelten wir denn auch dank der Fürsorge des Marquis überall vortrefflich. Dennoch hätte ich gerne darauf verzichtet, daß er seine Vorsorglichkeit sogar bis auf unsere Zimmer ausdehnte, aber er schickte stets seinen Diener voraus, um sie belegen zu lassen, und dieser Schuft brachte ihn, sei es nun auf eigene Faust oder auf seinen Befehl, stets im Zimmer neben Frau von Larnage unter, während er mich an das andere Ende des Hauses steckte. Aber das bekümmerte mich nicht allzu sehr, und unsere Stelldicheins machte es nur noch kühner und reizvoller. Dieses wonnevolle Leben dauerte vier oder fünf Tage, während denen ich mich an den süßesten Wonnen berauschte. Ich genoß sie rein, glühend und ohne jeden bitteren Beigeschmack: und zwar sind es die ersten und einzigen, welche ich jemals so empfunden, und ich darf sagen, daß ich es Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht sterbe, ohne Sinnenlust kennen gelernt zu haben.

Was ich für sie empfand, war nicht völlig Liebe, aber zum mindesten eine zärtliche Erwiderung der Liebe, die sie zu mir hegte, eine so glühende Sinnenlust im Genuß und eine so süße Vertraulichkeit in unseren Gesprächen, daß unsere Verbindung allen Zauber der Leidenschaft besaß, nichts aber von ihrer Raserei, welche stets nur den Kopf verdreht und einem jedes Wissen um den Genuß benimmt. Liebe habe ich nur einmal in meinem Leben empfunden und das war nicht an ihrer Seite. Ich liebte sie auch *nicht, wie ich* Frau von Warens geliebt *hatte und noch liebte,* aber gerade deswegen besaß ich sie

hundertmal mehr. An der Seite Mamas wurde mein Genuß stets durch ein Gefühl der Traurigkeit getrübt, durch einen geheimen Druck auf dem Herzen, den ich nur schwer überwinden konnte; anstatt selig darüber zu sein, daß ich sie besitzen durfte, warf ich mir vor, sie zu erniedrigen. Bei Frau von Larnage im Gegenteil war ich stolz Mann und glücklich zu sein und überließ mich mit Freude und Zuversicht meinem Sinnentaumel, ich teilte den Eindruck, den ich auf ihre Sinne machte und blieb doch stets gefaßt genug, um mit ebensoviel Eitelkeit wie Wollust meinen Triumph anzuschauen und ihn dadurch zu verdoppeln.

Ich entsinne mich nicht mehr des Ortes, an dem der Marquis, der aus der Gegend stammte, von uns schied; jedenfalls waren wir allein, ehe wir in Montelimar anlangten, und von nun an schickte Frau von Larnage ihre Kammerzofe in meine Kutsche, und ich fuhr mit ihr zusammen in der ihren. Ich kann versichern, daß uns auf diese Weise der Weg nicht langweilig wurde, und es wollte mir recht schwer fallen, sollte ich sagen, wie das Land ausgesehen, das wir durchfuhren. In Montelimar wurde sie drei Tage lang von Geschäften aufgehalten, aber dennoch verließ sie mich in dieser ganzen Zeit nur einmal für eine Viertelstunde, um einen Besuch zu machen, der ihr allerlei unangenehme Belästigungen und Einladungen eintrug, welche sie sich jedoch anzunehmen hütete. Sie schützte ein Unwohlsein vor, das uns aber keineswegs hinderte, täglich miteinander in dem schönsten Lande und unter dem schönsten Himmel der Welt spazieren zu gehen. Ach, diese drei Tage, wie oft habe ich nicht später Ursache gehabt, sie mir zurückzuwünschen. Ähnliche habe ich nie wieder erlebt.

Reiseliebschaften sind für längere Dauer nicht geschaffen. Wir mußten uns trennen, und ich gestehe, es war auch hohe Zeit, nicht etwa, daß ich gesättigt oder doch nahe daran gewesen wäre, es zu sein, im Gegenteil, ich schloß mich sogar täglich immer enger an sie an, aber *trotz* aller Zurückhaltung der Dame, war mir doch nicht *viel mehr als* mein guter Wille geblieben. Wir suchten

unsere Trennungsschmerzen durch allerlei Pläne auf ein Wiedersehen zu beschwichtigen. Es wurde beschlossen, ich sollte diese Lebensweise, die mir augenscheinlich gut getan, auch noch ferner fortsetzen und den Winter in Saint-Andiol unter freundlicher Anleitung der Frau von Larnage verbringen. In Montpellier sollte ich nur fünf oder sechs Wochen bleiben, um ihr Zeit zu lassen, die Dinge so vorzubereiten, daß allem Klatsche vorgebeugt sei. Sie gab mir umfassende Verhaltungsmaßregeln über das, was ich zu wissen und zu sagen hätte und wie ich mich benehmen sollte. Und inzwischen wollten wir uns schreiben. Sie sprach mir viel und ernsthaft von der Pflege meiner Gesundheit, ermahnte mich, nur geschickte Ärzte zu konsultieren und alles genau zu befolgen, was sie mir verordnen würden, und sie selber machte sich anheischig, die Befolgung dieser Verordnungen — so streng sie auch immer sein möchten — aufs genaueste zu beobachten, solange ich in ihrer Nähe weilte. Ich glaube, sie sprach aufrichtig, denn sie liebte mich, sie gab mir dafür tausend Beweise, die weit sicherer waren, als ihre Gunstbezeigungen. Aus meiner Ausrüstung entnahm sie, daß ich wohl nicht gerade im Überflusse schwämme, und obgleich sie selber nicht reich war, wollte sie mich bei unserer Trennung bereden, ihre Börse, die sie ziemlich gespickt aus Grenoble mitgebracht hatte, mit ihr zu teilen, und sie machte es mir herzlich schwer, mich dagegen zu wehren. Schließlich verließ ich sie, mein Herz ganz erfüllt von ihrem Bilde und das ihre, wie es schien, von aufrichtiger Liebe zu mir.

Ich setzte meinen Weg fort, indem ich ihn in der Phantasie noch einmal von vorne anfing und mich zunächst sehr wohl dabei fühlte, in einem bequemen Wagen zu sitzen und gemächlich von den genossenen und den noch verheißenen Freuden zu träumen. Ich dachte an nichts weiter als an Saint-Andiol und an das herrliche Leben, das dort meiner harrte, ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab, das ganze übrige Weltenall galt mir nichts mehr, sogar Mama war vergessen. Ich beschäftigte mich damit, in meinem Kopf all die Einzel-

heiten zusammenzustellen, über welche Frau von Larnage sich ausgelassen hatte, um mir im voraus eine Vorstellung von ihrem Hause, ihrer Nachbarschaft, ihrem Umgange und ihrer ganzen Lebensweise zu bilden. Sie besaß eine Tochter, von der sie mir wiederholt wie eine abgöttisch liebende Mutter gesprochen hatte. Diese Tochter zählte über fünfzehn Jahre, war lebhaft, reizvoll und sehr liebenswürdigen Charakters. Man hatte mir versprochen, sie würde sich aufs liebreichste mit mir anfreunden; diese Verheißung hatte ich nicht vergessen und war nun recht neugierig, mir auszudenken, wie Fräulein von Larnage wohl den Hausfreund ihrer Mama behandeln würde. Über all diese Dinge träumte ich von Pont-Saint-Esprit bis Remoulin. Man hatte mir geraten, den Pont-du-Gard zu besichtigen und ich unterließ es nicht. Nachdem ich zu meinem Frühstück köstliche Feigen gegessen hatte, nahm ich einen Führer und brach nach Pont-du-Gard auf. Es war das erste römische Bauwerk, das ich sah. Ich hatte erwartet, ein Denkmal zu finden, das der Hände würdig sein möchte, die es einst errichtet. Aber dieses Werk überstieg noch bei weitem alle meine Erwartungen, und zwar widerfuhr mir das zum ersten Male in meinem Leben. Die Römer allein vermochten eine solche Wirkung hervorzubringen. Der Anblick dieses schlichten und edlen Baues beeindruckte mich noch um so mehr, als er inmitten einer Einöde gelegen ist, in der die Stille und Einsamkeit die Wirkung der Gegenstände wuchtiger und die Bewunderung lebendiger macht, denn diese sogenannte Brücke ist nur eine Wasserleitung. Man fragt sich verwundert, welche Kraft diese ungeheuren Steine so fern von jedem Steinbruch aufgehäuft und die Hände von soviel tausend Menschen an einem Orte versammelt haben mochte, wo nicht eine Seele wohnte. Ich durchschritt die drei Stockwerke des prachtvollen Gebäudes, und Ehrfurcht benahm mir fast den Mut, meine Sohlen auf die Quadern zu setzen. Der Widerhall meiner Schritte unter den mächtigen Wölbungen ließ mich glauben, die kraftvolle Stimme derer zu vernehmen, die sie einst erbaut hatten. Wie ein In-

sekt verlor ich mich in all dieser Unermeßlichkeit. Und während ich mich so klein fühlte, empfand ich doch irgend etwas, das meine Seele erhob, und seufzend sprach ich zu mir selber: ach, daß ich nicht als Römer geboren bin. Mehrere Stunden verharrte ich in verzückter Betrachtung, dann kehrte ich zerstreut und versonnen zurück, und diese Versonnenheit war der Frau von Larnage nicht günstig, sie war wohl darauf bedacht gewesen, mich vor den Mädchen Montpelliers zu schützen, nicht aber vor dem Pont-du-Gard. Man kann auch nicht immer an alles denken.

In Nîmes suchte ich die Arena auf. Sie ist ein viel prächtigeres Bauwerk als der Pont-du-Gard, und dennoch machte sie mir einen weit geringeren Eindruck, sei es nun, daß sich meine Bewunderung bei dem ersten Werke erschöpft hatte oder weil die Lage dieses zweiten inmitten einer Stadt nicht so geeignet war, sie hervorzurufen. Dieser mächtige herrliche Zirkus ist von elenden kleinen Häusern umgeben, und noch kleinere und elendere erfüllen das Innere der Arena selber, so daß das Ganze nur einen widerspruchsvollen und wirren Eindruck macht, bei welchem Schmerz und Entrüstung jede Freude und jedes Erstaunen ersticken. Später habe ich auch die Arena in Verona gesehen, welche weit weniger schön und unendlich viel kleiner ist, als die zu Nîmes, aber sie wird mit aller nur denkbaren Sorgfalt und Sauberkeit erhalten und bewahrt, und aus diesem Grunde machte sie mir einen stärkeren und angenehmeren Eindruck. Die Franzosen haben keine Sorgfalt und keine Achtung für irgend ein Denkmal. Wenn es etwas zu beginnen gilt, sind sie Feuer und Flamme, aber sie verstehen sich nicht darauf, etwas zu Ende zu führen und zu unterhalten.

Ich war derartig verändert, und meine in Tätigkeit versetzte Sinnlichkeit war so kräftig erwacht, daß ich einen Tag in Pont-de-Lunel blieb, um mit der Gesellschaft, die sich dort aufhielt, fröhliche Tafel zu halten. Dieses Wirtshaus war damals das berühmteste in Europa und verdiente auch, es zu sein. Sein Wirt hatte es verstanden, seine glückliche Lage zu benützen, um es stets

mit einem Vorrat reichlicher und erlesener Speisen zu versehen. Es war wirklich überraschend, den Tisch eines einsam und vereinzelt auf dem Lande daliegenden Hauses mit Meer- und Süßwasserfischen, trefflichem Wildpret und feinen Weinen besetzt zu finden und sich mit einer Aufmerksamkeit und Sorgfalt bedient zu sehen, wie man sie sonst nur in den Häusern der Vornehmen und Reichen antrifft, und alles das für fünfunddreißig Sous. Aber der Pont-de-Lunel wußte sich nicht lange auf diesem Fuß zu erhalten, und da er sich allzu sehr auf seinen guten Ruf verließ, verlor er ihn schließlich ganz.

Ich hatte auf meiner Reise völlig vergessen, daß ich krank sei, und erst als ich in Montpellier anlangte, erinnerte ich mich wieder daran. Von meinen Grillen war ich wohl geheilt, all meine anderen Leiden aber waren noch da, und obgleich mich Gewohnheit weniger empfindlich gegen sie gemacht hatte, so waren sie doch noch groß genug, um sich für einen toten Mann zu halten, wenn sie einen plötzlich überfallen hätten. Sie waren in der Tat weniger schmerzhaft als beunruhigend und quälten mehr den Geist als den Körper, dessen Auflösung sie doch anzukündigen schienen. Durch meine Leidenschaften abgelenkt, dachte ich deshalb nicht mehr an meinen Zustand, da er aber kein eingebildeter war, fing ich mit kühlerem Blute wieder unter ihm zu leiden an. Ich wurde also der Ratschläge der Frau von Larnage und des Zweckes meiner Reise recht ernsthaft eingedenk. Ich suchte die berühmtesten Ärzte und vor allem Herrn Fizes auf und gab mich in einem Übermaß von Vorsicht bei einem Arzte in Kost. Er hieß Fitz-Moris, war Irländer, beköstigte eine ziemlich große Anzahl Studenten der Medizin, und für einen Kranken war es vorteilhaft, an diesem Mittagstische teilzunehmen, weil Herr Fitz-Moris sich mit einem anständigen Entgelt für die Kost begnügte und für seine ärztlichen Dienste von seinen Kostgängern nichts verlangte. Er nahm es auf sich, die Befolgung der Verordnungen des Herrn Fizes und meinen *gesund*heitlichen Zustand zu überwachen. Was die *Lebensweise* anbetraf, so erfüllte er dieses sein Amt vor-

trefflich: seine Kost war nicht gerade geeignet, Verdauungsbeschwerden zu bereiten, und obgleich ich gegen Entbehrungen dieser Art nicht sehr empfindlich bin, lag mir der Vergleich doch noch allzu nahe und so konnte ich bisweilen wirklich nicht umhin, stillschweigend zu finden, Herr von Torignan sei doch ein besserer Küchenmeister als Herr Fitz-Moris gewesen. Da man jedoch auch nicht gerade Hungers starb und die vielen jungen Leute für ausreichende Fröhlichkeit sorgten, so bekam mir diese Lebensweise wirklich vortrefflich und verhinderte mich, in meine alte Schlaffheit zurückzufallen. Den Morgen verbrachte ich mit dem Einnehmen von allerlei Arzneien und dem Trinken irgend eines Brunnens, ich glaube es war Valserwasser, und mit dem Schreiben von Briefen an Frau von Larnage, denn der Briefwechsel war munter im Gange, und Rousseau übernahm es, die Briefe für seinen Freund Dudding in Empfang zu nehmen. Gegen Mittag machte ich mit einigen unserer jungen Tischgenossen, die lauter nette Jungen waren, einen Spaziergang nach Canourgue, und zu Tisch waren wir alle wieder beisammen. Nach dem Essen beschäftigte die meisten von uns bis zum Abend eine sehr wichtige Angelegenheit: nämlich ein Ausflug vor die Stadt, wo zwei oder drei Mailpartien um das Abendbrot gespielt wurden. Ich spielte nicht mit, denn ich war dazu weder stark noch gewandt genug, aber ich wettete, und da ich unseren Spielern und ihren Kugeln auch mit der Anteilnahme eines Wettenden überallhin auf den holprigen und steinigen Wegen folgte, so entsprang daraus für mich eine äußerst wohltuende und heilsame Bewegung, die mir sehr zusagte. Das Abendessen wurde dann in einem Wirtshause vor der Stadt eingenommen. Ich brauche nicht zu sagen, daß es fröhlich verlief, aber ich möchte hervorheben, daß es äußerst schicklich dabei herging, obgleich die aufwartenden Mädchen hübsch genug waren. Herr Fitz-Moris, ein großer Mailspieler, war unser Vorsitzender, und ich muß sagen, daß ich dem schlechten Rufe der Studenten zum Trotz bei all diesen jungen Leuten auf mehr Zucht und Anstand gestoßen bin, als man

vielleicht unter einer gleichen Anzahl erwachsener Männer hätte finden können. Sie waren eher lärmend als wüst, eher lustig als locker, und ich selber finde mich stets so leicht in eine Lebensweise, die nicht aufgezwungen wird, daß ich mir hier nichts anderes wünschte, als es möchte nur für immer so bleiben. Unter den Studenten befanden sich mehrere Irländer, von denen ich aus Furcht vor Saint-Andiol ein wenig Englisch zu lernen suchte, denn bald sollte ich mich hinbegeben. In jedem ihrer Briefe drängte mich Frau von Larnage mehr und mehr, und ich wurde immer geneigter, ihr zu Willen zu sein. Es war offenbar, daß meine Ärzte, die mein Leiden nicht erkannten, mich für einen eingebildeten Kranken hielten und deshalb ruhig weiter mit ihrem Rindensaft, ihren Brunnenwässern und ihren Molken behandelten. Im Gegensatze zu den Theologen erkennen die Mediziner und die Philosophen nur das als wahr an, was sie erklären können, und machen ihre Einsicht zum Maßstabe des Möglichen. Diese Herren konnten mein Leiden nicht erkennen, folglich war ich also nicht krank, denn wie ließe sich annehmen, daß Doktoren nicht alles wüßten? Ich sah, daß sie mich nur hinzuhalten suchten und mich mein Geld dabei verbrauchen ließen, und da ich meinte, ihr Stellvertreter in Saint-Andiol würde das ebensogut wie sie verstehen, mir dabei aber weit angenehmer sein, beschloß ich, ihm den Vorzug zu geben, und in dieser weisen Absicht verließ ich Montpellier.

Ich reiste gegen Ende November ab, nachdem ich ungefähr sechs Wochen oder zwei Monate in dieser Stadt gewesen war, in der ich ein Dutzend Goldstücke ohne jeden Nutzen für meine Gesundheit und meine Bildung zurückließ, wenn ich dahin nicht einen Kursus in der Anatomie rechnen will, den ich unter Herrn Fitz-Moris begonnen hatte und wegen des scheußlichen Gestankes der Leichname, die man dabei sezierte und den ich unmöglich ertragen konnte, wieder aufzugeben gezwungen worden war.

Innerlich mit dem gefaßten Entschlusse doch nicht *ganz zufrieden*, überlegte ich ihn noch einmal hin und her,

während ich mich Pont-Saint-Esprit, wo sich die Straßen nach Saint-Andiol und Chambery trennen, immer mehr und mehr näherte. Die Erinnerungen an Mama und ihre Briefe, die allerdings nicht so häufig wie die der Frau von Larnage waren, lockten in meinem Herzen die Gewissensbisse wieder hervor, die ich auf dem Hinwege unterdrückt hatte. Auf der Rückreise wurden sie so lebhaft, daß sie der Genußsucht die Wage hielten und mich in den Stand setzten, allein auf die Stimme der Vernunft zu hören. Zunächst konnte ich in meiner Abenteurerrolle, die ich wieder aufnehmen wollte, weniger glücklich sein als das erste Mal; es brauchte in ganz Saint-Andiol nur einen einzigen Menschen zu geben, der in England gewesen war, die Engländer kannte und ihre Sprache beherrschte, um mir meine Maske abzureißen. Die Familie der Frau von Larnage konnte mir unfreundlich gesinnt werden und sich unliebenswürdig gegen mich benehmen. Ihre Tochter, an die ich wider Willen öfter denken mußte, als es recht war, beunruhigte mich noch mehr: ich zitterte vor dem Gedanken, mich in sie zu verlieben, und diese Furcht allein tat schon die Hälfte der Arbeit. Wollte ich denn zum Dank für die Gunst der Mutter die Tochter verführen, das verabscheungswürdigste Verhältnis anknüpfen und ihr Haus in Hader, Schande und Verruf stürzen, ja es zu einer wahren Hölle machen? Dieser Gedanke erfüllte mich mit Schauder, und ich schwor mir hoch und heilig zu, mich zu bezwingen und zu besiegen, falls diese unglückselige Neigung mich ergreifen sollte. Warum mich aber diesem Kampfe überhaupt aussetzen? Welch bejammerungswürdiger Zustand, mit der Mutter, deren ich dann überdrüssig, zu leben und für ihre Tochter zu glühen, ohne doch den Mut finden zu können, ihr mein Herz zu offenbaren: Welche Notwendigkeit zwang mich dazu, solche Gefahren aufzusuchen und mich dem Unglück, den Beleidigungen und der Reue um Freuden willen auszusetzen, deren größten Reiz ich bereits im voraus abgeschöpft hatte? Meine Verliebtheit hatte nämlich wirklich viel von ihrem ersten Ungestüm eingebüßt. Wohl sehnte ich mich noch nach dem Genuß,

aber alle Leidenschaft war verflogen. Damit vermischten sich Überlegungen, die meine Verhältnisse, meine Pflichten und meine gute freigiebige Mama betrafen, die bereits mit Schulden überladen war, es durch meine unsinnigen Ausgaben noch mehr wurde und alles für mich hingab, während ich sie so schändlich hinterging. Dieser Vorwurf wurde so stark, daß er mich zuletzt bestimmte. Als ich mich Saint-Esprit näherte, faßte ich den Entschluß an Saint-Andiol ohne anzuhalten vorüberzufahren, und ich führte es auch mutig, aber wie ich gestehe, dennoch mit einigen Seufzern aus. Dafür ward mir aber auch jene innere Befriedigung, die ich zum erstenmal in meinem Leben verspürte und die mir zu mir selber zu sprechen erlaubte: ich bin meiner Selbstachtung würdig, denn ich habe meine Pflicht meinem Vergnügen vorgezogen. Dies war der erste wirkliche Dank, den ich meinen Studien schuldete, denn sie hatten mich gelehrt, nachzudenken und abzuwägen. Nach den sittlichen Grundsätzen, die ich vor kurzem angenommen, nach den Tugend- und Weisheitsregeln, die ich mir zurechtgelegt und denen ich mit solchem Stolze gefolgt war, trug die Scham, mir selber so wenig treu zu sein und so bald und so maßlos meine eigenen Grundsätze zu verleugnen, den Sieg über die Sinnenlust davon. Der Stolz hatte vielleicht ebenso großen Teil an meinem Entschlusse wie die Tugend, aber wenn dieser Stolz auch nicht die Tugend selbst ist, so bringt er doch so ähnliche Wirkungen hervor, daß ein Irrtum darin verzeihlich wird.

Tugendhafte Handlungen haben noch das Gute, daß sie die Seele erheben und sie zu noch besseren Taten stärken, denn die menschliche Schwäche ist so groß, daß man das Vermeiden des Bösen, zu dem man sich versucht fühlt, schon unter die guten Handlungen rechnen muß. Sobald ich meinen Entschluß gefaßt hatte, wurde ich ein anderer Mensch oder wurde vielmehr wieder zu dem Menschen, der ich vorher gewesen war und den dieser kurze Augenblick des Sinnentaumels völlig hatte verschwinden lassen. Erfüllt von reinen Gefühlen und guten Vorsätzen, fuhr ich weiter meines Wegs und be-

stärkte mich in der guten Absicht, meinen Fehler zu sühnen, künftighin mein Leben nur nach den Gesetzen der Tugend zu führen und mich rückhaltlos dem Dienste der besten aller Mütter zu weihen, ihr eine ebenso große Treue zu geloben, als ich Liebe zu ihr empfand, und künftig keinen anderen Verlockungen mehr Gehör zu schenken, als dem Ruf meiner Pflichten. Ach, die Aufrichtigkeit meiner Umkehr zum Guten schien mir ein anderes Schicksal zu verheißen, aber das meine war schon beschlossen und hatte schon seinen Anfang genommen, und während mein Herz voller Liebe zu allem, was gut und ehrenhaft ist, rings im Leben nichts anderes erblickte, als Unschuld und Glück, näherte ich mich jenem unheilvollen Augenblicke, der die lange Kette all meines Mißgeschickes nach sich ziehen sollte.

Der Drang, nach Hause zu kommen, hatte mich schneller reisen lassen als ich für möglich gehalten. Von Valence aus hatte ich ihr Tag und Stunde meiner Ankunft mitgeteilt, da ich jedoch um einen halben Tag schneller gewesen war, als ich gerechnet, so blieb ich ebenso lange in Chaparillan, um genau zu der Stunde einzutreffen, die ich ihr angegeben. Ich wollte die Freude, sie wiederzusehen, in ihrem ganzen Zauber genießen, ja ich schob sie lieber noch etwas hinaus, um die Befriedigung, mit Schmerzen erwartet worden zu sein, mit ihr zu verbinden. Mit dieser kleinen List hatte ich stets Glück gehabt. Stets war meine Ankunft gewissermaßen durch ein kleines Fest gefeiert worden, und auch diesesmal rechnete ich darauf. All diese Freundlichkeiten, für die ich so empfänglich war, verdienten wohl etwas länger ersehnt zu werden.

Ich kam also erst genau zur festgesetzten Stunde an. Schon von weitem schaute ich aus, ob ich sie nirgends auf dem Wege erblicken könnte, und je näher ich kam, desto heftiger schlug mein Herz; endlich langte ich außer Atem an, denn meinen Wagen hatte ich schon in der Stadt fortgeschickt. Auf dem Hof sah ich niemand, niemand an der Tür, niemand am Fenster. Ich fing an, mich zu beunruhigen, und befürchtete irgend einen Unfall. Ich

trat ins Haus, alles war still, Tagelöhner vesperten in der Küche, aber nirgends entdeckte ich ein Willkommenszeichen. Die Dienstmagd schien überrascht, mich zu erblicken, sie wußte nicht, daß ich ankommen sollte. Ich steige hinauf, und endlich erblicke ich meine teuere, so zärtlich, so heiß, so rein geliebte Mama. Ich stürzte auf sie zu und warf mich ihr zu Füßen. „Ah, da bist du ja, Kleiner," sagte sie, indem sie mich umarmte, „hast du eine gute Reise gehabt und wie geht es dir denn?" Dieser Empfang brachte mich ein wenig aus der Fassung. Ich fragte sie, ob sie meinen Brief denn nicht erhalten habe? Sie sagte: „Ja gewiß." „Ich hätte es nicht gedacht" antwortete ich, und damit war unsere Auseinandersetzung zu Ende. An ihrer Seite sah ich einen jungen Mann. Ich kannte ihn, denn ich hatte ihn schon vor meiner Abreise bisweilen im Hause gesehen, jetzt schien er jedoch darin zu wohnen, und so verhielt es sich in der Tat. Kurz, ich fand meinen Platz besetzt.

Dieser junge Mann war aus dem Waadtlande gebürtig, sein Vater, ein gewisser Vintzenried, war Pförtner oder sozusagen Burgvogt des Schlosses Chillon. Der Sohn des Herrn Schloßhauptmannes war Barbiergehilfe und befand sich, als er sich Frau von Warens das erstemal vorstellte, in dieser Eigenschaft auf der Wanderschaft. Sie nahm ihn, wie sie es mit allen Durchreisenden, vor allem mit denen aus ihrer Heimat tat, aufs freundlichste auf. Er war ein großer fader, ziemlich wohlgewachsener Flachskopf mit flachem Gesicht und eben solchem Verstand, der dauernd wie der schöne Léandre sprach und in der langen Aufzählung seiner Liebschaften das ganze Gehabe und alle Neigungen seines Barbierstandes zu erkennen gab. Trotzdem nannte er nur die Hälfte aller Marquisen, mit denen er geschlafen hatte, und behauptete, keiner hübschen Frau den Kopf geschmückt zu haben, ohne nicht auch ihrem Gatten etwas darauf zu setzen. Er war dumm, eitel, unwissend und unverschämt, sonst aber der beste Junge von der Welt. Das war der Stellvertreter, der mir während meiner Abwesenheit gegeben worden und mir nun *nach meiner* Rückkunft als Gefährte zugemutet wurde.

Ach, wenn die von ihren irdischen Fesseln befreiten Seelen aus dem Schoße des ewigen Lichtes noch auf das herabschauen, was sich zwischen den Sterblichen begibt, so mögest du mir, du geliebter und verehrter Schatten verzeihen, wenn ich mit deinen Fehlern keine größere Nachsicht habe, als mit den meinen, und sie ebenso vor den Augen meiner Leser enthülle. Ich muß und will für dich wie für mich wahr sein, und du wirst dabei stets weniger verlieren als ich. Wie sollte dein sanftes und liebenswürdiges Gemüt, deine unerschöpfliche Herzensgüte, dein Freimut und all deine vortrefflichen Tugenden solche Schwachheiten nicht ausgleichen, wenn man die bloßen Irrtümer deiner Vernunft so nennen darf. Du warst nicht frei von Irrtümern, aber frei von Lastern, deine Aufführung war tadelnswert, aber dein Herz war stets rein.

Der neue Ankömmling hatte sich bei all ihren kleinen Aufträgen, deren es stets eine große Zahl gab, eifrig, fleißig und pünktlich erwiesen und sich zum Aufseher über ihre Arbeiter aufgeworfen. Da er ebenso laut wie ich leise war, ließ er sich am Pfluge, auf der Wiese, im Gehölz, im Stalle und im Hühnerhofe zu gleicher Zeit sehen und vor allem hören. Nur den Garten vernachlässigte er, weil dies eine allzu friedliche und geräuschlose Arbeit war. Sein Hauptvergnügen bestand im Aufladen und Fahren, im Holzsägen oder Spalten, und stets sah man ihn mit der Axt oder der Hacke in der Hand und hörte ihn laufen, klopfen oder aus vollem Halse schreien. Wie vieler Menschen Arbeit er allein verrichtete, weiß ich nicht, Lärm machte er jedenfalls für zehn oder zwölf. All dieses Getöse beeindruckte meine arme Mama, und so glaubte sie denn, in diesem jungen Manne einen Schatz für ihre Angelegenheiten gefunden zu haben. In dem Wunsche, ihn an sich zu fesseln, wandte sie alle Mittel an, die sie für geeignet hielt, und vergaß auch jenes nicht, auf welches sie am meisten baute.

Man hat mein Herz erkennen müssen, seine beständigsten und aufrichtigsten Gefühle und vor allen Dingen die, welche mich in diesem Augenblick an ihre Seite zu-

rückführten. Welch plötzlicher und völliger Umschwung in meinem ganzen Sein: Man versetze sich an meine Stelle, um darüber zu urteilen. In einem Augenblicke sah ich die ganze Zukunft voller Glückseligkeit, die ich mir ausgemalt, für immer versinken. All die süßen Hoffnungen, die ich so liebevoll gehegt hatte, zerflogen, und ich selber, der ich von meiner Kindheit an mein Dasein mir nur mit dem ihrigen vereinigt hatte denken können, ich sah mich zum erstenmale völlig allein. Dieser Augenblick war furchtbar, und alles, was auf ihn folgte, ist stets düster gewesen. Zwar war ich noch jung, aber jenes selige Gefühl der Lebenslust und der Hoffnung, das die Jugend lebendig macht, verließ mich für immer. Von nun an war das fühlende Wesen in mir zur Hälfte erstorben. Ich sah nur noch die traurigen Trümmer eines schalen Lebens vor mir, und wenn meine Sehnsucht doch noch bisweilen ein blasses Bild des Glückes in mir aufschimmern ließ, so war dieses Glück doch nie mehr ein mir ureigentümliches, und ich fühlte wohl, daß ich, falls es mir würde, doch nie mehr wahrhaft glücklich sein konnte.

Ich war so dumm, und mein Vertrauen war so groß, daß ich trotz des vertraulichen Tons des neuen Ankömmlings, welchen ich der alle Standesunterschiede verwischenden Umgänglichkeit Mamas zuschrieb, nicht darauf verfallen wäre, Verdacht zu schöpfen, wenn Mama mir nicht selber alles gesagt hätte. Sie legte bei der Abgabe dieses Geständnisses eine Eile und eine Offenheit an den Tag, welche meine Wut noch gesteigert haben würde, wenn mein Herz überhaupt diesen Weg eingeschlagen. Sie fand von ihrem Standpunkte aus die Sache ganz einfach, warf mir meine Vernachlässigung des Hauses vor und berief sich auf meine häufige Abwesenheit gerade so, als hätte sie eine sinnliche Natur besessen, welche sie zum Suchen eines Ersatzes für das Versäumte gezwungen. „Ach Mama," sagte ich schmerzbewegten Herzens zu ihr, „was wagen Sie mir mitzuteilen, was ist das für ein Lohn für eine Liebe, wie die meine! Haben Sie mir so oft das Leben gerettet, um ihm endlich doch alles zu rauben, was es mir lieb und wert macht? Ich werde daran sterben, aber

glauben Sie mir, Sie werden mich eines Tages noch zurückwünschen." Sie antwortete mir in einem ruhigen Tone, der mich hätte toll machen können, daß ich ein Kind sei, daß man an derartigen Dingen nicht stürbe, daß ich in nichts verlieren solle, daß wir nicht weniger gute, ja in jedem Sinne aufs engste verknüpfte Freunde bleiben würden und daß ihre zärtliche Liebe zu mir solange sie lebe weder geringer werden, noch aufhören könne. Mit einem Wort, sie machte mir begreiflich, daß all meine Rechte unverändert bestehen bleiben sollten und daß ich in nichts zu kurz kommen würde, wenn ich fortan auch alles mit einem anderen teilen müßte.

Nie ward mir die Reinheit, die Aufrichtigkeit und die Stärke meiner Gefühle für sie und nie die Aufrichtigkeit und Redlichkeit meiner Seele bewußter als in diesem Augenblick. Ich stürzte ihr zu Füßen und umschlang mit einem Strom von Tränen ihre Knie. „Nein, Mama," rief ich leidenschaftlich, „ich liebe Sie zu sehr, um Sie zu erniedrigen, Ihr Besitz ist mir allzu teuer, als daß ich ihn teilen könnte: der heimliche Schmerz, der sich meiner bemächtigte, als ich ihn errang, ist mit meiner Liebe gewachsen, nein, um einen gleichen Preis möchte ich ihn nicht bewahren. Ich werde Sie immer anbeten, bleiben Sie dessen stets würdig, aber meine Seele verlangt noch weit mehr danach, Sie zu verehren, als Sie zu besitzen. Ich überlasse Sie nun sich selber, o Mama, der Vereinigung unserer Herzen opfere ich all mein seliges Genießen. Tausendmal lieber würde ich sterben, als mich einem Genusse hingeben, der das erniedrigt, was ich liebe."

An diesem Entschlusse hielt ich mit einer Standhaftigkeit fest, die, ich wage es zu sagen, der Empfindung würdig war, der er entsprang. Von diesem Augenblicke an sah ich diese geliebte Mama nur noch mit den Augen eines echten Sohnes an, und ich muß hervorheben, daß sie, die meinen Entschluß im geheimen keineswegs billigte, wie ich es nur allzu wohl merkte, niemals versucht hat, mich zu seiner Aufgabe zu verleiten, weder durch Schmeichelworte, noch durch Liebkosungen, noch durch irgend eine jener geschickten Liebeskünste, welche die

Frauen anzuwenden verstehen, ohne sich dadurch etwas zu vergeben, und die auch selten erfolglos bleiben. Da ich mich gezwungen sah, mir ein von ihr unabhängiges Schicksal zu suchen, und mir nicht einmal eines vorstellen konnte, so verfiel ich bald dem anderen Extreme und suchte es völlig in ihr. Ja, ich suchte es so völlig in ihr, daß ich schließlich dahin kam, mich selber ganz zu vergessen. Der glühende Wunsch, sie um jeden Preis glücklich zu sehen, verzehrte all meine Gefühle, sie mochte ihr Glück immer von dem meinigen getrennt haben, ich betrachtete es dessen ungeachtet mehr denn je als das meine.

So begannen gemeinsam mit meinem Unglück die Tugenden zu keimen, deren Samen auf dem Grunde meiner durch das Studium befruchteten Seele lag, und um völlig aufzugehen bedurften sie nur noch der Triebkraft der Trübsal. Die erste Frucht dieser selbstlosen Stimmung war die Befreiung meines Herzens von jedem Gefühl des Hasses oder Neides gegen den, der mich verdrängt hatte, im Gegenteil, ich wollte mich diesem jungen Manne anschließen, ihn bilden, an seiner Erziehung arbeiten, ihm sein Glück begreiflich und ihn seiner würdig machen, falls dieses möglich war, kurz, ich wollte alles für ihn tun, was Anet für mich in einer gleichen Lage getan hatte. Aber die Verschiedenheit zwischen den Personen war zu groß. Bei größerer Sanftheit und Einsicht besaß ich nicht die Kaltblütigkeit und Festigkeit Anets, noch jene Charakterstärke, welche Achtung erzwingt und zu einem guten Gelingen meiner Absicht nötig gewesen wäre. Noch weniger fand ich aber in dem jungen Manne die Eigenschaften, welche Anet in mir gefunden hatte: die Fügsamkeit, Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit, und vor allem nicht das Bewußtsein von der Notwendigkeit solcher Bemühungen und den glühenden Wunsch, sie fruchtbar zu machen. Alles das fehlte hier. Der, den ich bilden wollte, sah in mir nur einen lästigen Schulmeister, der sich auf leere Redensarten verstand, sich dagegen hielt er für einen gar wichtigen Mann im Hause, und da er die Dienste, die er zu erweisen glaubte, an dem Lärm ermaß, den er dabei machte, wähnte er, seine

Hacken und seine Beile seien unendlich nützlicher als all meine alten Schmöker. In gewissem Sinne hatte er nicht unrecht, aber er glaubte sich dadurch berechtigt, ein Auftreten anzunehmen, über das man sich hätte totlachen können. Er spielte den Bauern gegenüber den Landjunker, bald tat er dies auch mir gegenüber und endlich sogar vor Mama. Sein Name Vinzenried kam ihm dabei jedoch nicht vornehm genug vor und so vertauschte er ihn für den Namen eines Herrn von Courtilles, und unter diesem letzten Namen ist er seither in Chambery und in Mariana, wo er sich verheiratet hat, bekannt geworden.

Kurz, der erlauchte Herr wußte es so anzustellen, daß er alles im Hause war und ich nichts. Da er, sobald ich das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, dafür nicht mich sondern Mama ausschalt, so ließ mich die Furcht, sie seinen Grobheiten auszusetzen, all seinen Wünschen willfahren, und jedesmal, wenn er Holz spaltete, ein Geschäft, dem er mit einem Stolze ohnegleichen oblag, mußte ich den müßigen Zuschauer und stummen Bewunderer seiner Großtat abgeben. Dieser Bursche hatte dennoch keinen völlig schlechten Charakter: er liebte Mama, da es unmöglich war, sie nicht zu lieben, und auch nicht einmal gegen mich empfand er Abneigung, und wenn die lichten Augenblicke, die er bisweilen hatte, zu ihm zu sprechen gestatteten, so hörte er uns bisweilen ziemlich geduldig an und gestand offen zu, daß er nur ein Dummkopf sei, hinterher beging er aber darum doch wieder seine alten Dummheiten. Außerdem besaß er einen so beschränkten Verstand und so niedrige Neigungen, daß es schwer war, vernünftig mit ihm zu reden, und fast unmöglich, mit ihm umzugehen. Zu dem Besitz einer Frau voller Reize fügte er das kleine Privatvergnügen einer alten rotköpfigen und zahnlosen Kammerfrau, deren widerwärtige Dienste zu ertragen Mama die Geduld besaß, obgleich ihr schon bei ihrem Anblicke übel wurde. Ich bemerkte dieses neue Treiben und wußte mich vor Unwillen kaum zu lassen, aber ich wurde noch einer anderen Sache gewahr, die mich viel tiefer betrübte und mich in eine weit

größere Mutlosigkeit versetzte als alles, was bisher geschehen: es war Mamas Erkalten gegen mich.

Der Verzicht, den ich mir auferlegt und den sie scheinbar gebilligt hatte, war einer von jenen Dingen, welche Frauen, sie mögen sich dabei anstellen wie sie wollen, niemals verzeihen und zwar weniger wegen der Entbehrung, welche daraus für sie selber entspringt, als wegen der Gleichgültigkeit, die sie darin gegen ihren Besitz erblicken. Man nehme die verständigste, überlegendste und von ihren Sinnen am wenigsten abhängige Frau, das unsühnbarste Verbrechen, welches ein Mann, um den sie sich sonst kaum kümmert, gegen sie begehen kann, besteht darin, sie besitzen zu können und es nicht zu tun. Hierin muß es wohl keine Ausnahme geben, da eine so natürliche und so starke Zuneigung in ihr durch eine Enthaltung erkältet wurde, die nur auf Gründen der Tugend, der Anhänglichkeit und der Achtung beruhte. Von da an hörte ich auf, in ihr jener höchsten und herzlichsten Vertraulichkeit zu begegnen, die stets die süßeste Freude meines Herzens gewesen war. Sie sprach sich mir gegenüber nur noch aus, wenn sie sich über den neuen Ankömmling zu beklagen hatte, stand sie sich jedoch gut mit ihm, so zog sie mich wenig in ihr Vertrauen. Endlich nahm sie mehr und mehr ein inneres Leben an, an dem ich kein Teil mehr hatte. Meine Gegenwart war ihr wohl noch erfreulich, aber nicht mehr ein Bedürfnis, ich hätte ganze Tage im Hause verbringen können, ohne sie aufzusuchen, sie würde es nicht gewahr geworden sein.

Unmerklich fühlte ich mich immer alleinstehender und einsamer in demselben Hause, dessen Seele ich bisher gewesen und in dem ich gewissermaßen doppelt gelebt hatte. Allmählich gewöhnte ich mich daran, mich von allem, was darin vorfiel, und sogar von seinen Bewohnern abzutrennen, und um meinem Herzen die unausgesetzten Qualen zu ersparen, schloß ich mich mit meinen Büchern ein oder ging tief in die Wälder, um dort nach Herzenslust seufzen und weinen zu können. Ich *empfand*, daß bei der inneren Entfremdung die persönliche *Gegenwart* einer Frau, die mir so über alles teuer

war, meine Pein dauernd vergrößerte und daß ich mich, wenn ich sie zu sehen aufhörte, vielleicht weniger grausam von ihr getrennt fühlen würde. Ich trug mich also mit der Absicht, ihr Haus zu verlassen, und sagte es ihr, und sie widersetzte sich dem nicht nur nicht, sondern stimmte mir völlig bei. Sie hatte in Grenoble eine Freundin namens Deybens, deren Mann mit Herrn von Mably, dem Generalprofoß zu Lyon, befreundet war. Herr Deybens schlug mir vor, die Erziehung der Kinder des Herrn von Mably zu übernehmen. Ich nahm es an und reiste nach Lyon ab, ohne das geringste Bedauern über eine Trennung zu hinterlassen, ja kaum selber zu empfinden, deren bloße Vorstellung uns früher mit Todesqualen erfüllt hätte.

Ich besaß für einen Erzieher ungefähr die nötigen Kenntnisse und, wie ich glaubte, auch eine persönliche Begabung. Während des Jahres, das ich dann bei Herrn von Mably zubrachte, hatte ich vollauf Zeit, mich von diesem Wahne zu heilen. Die Sanftheit meines Charakters hätte mich zu diesem Berufe sehr geeignet gemacht, wenn nicht stets plötzliche Zornausbrüche mit ihrem Sturm dazwischen gefahren wären. Solange alles gut ging und ich sah, daß meine Sorgfalt und Mühe, an der ich es damals wahrlich nicht fehlen ließ, Ersprießliches wirkten, war ich ein Engel, wurde aber zum Teufel, sobald nicht alles nach meinem Sinne ging. Wenn meine Schüler mich nicht verstanden, geriet ich außer mir, und zeigten sie sich gar böswillig, so hätte ich sie töten können, und das war freilich nicht das Mittel, sie klug und artig zu machen. Ich hatte ihrer zwei von sehr verschiedener Gemütsart. Der eine stand zwischen dem achten und neunten Jahre, hieß Sainte-Marie und war ein hübscher, ziemlich geweckter, lebhafter, ausgelassener, mutwilliger und boshafter Junge, aber seine Boshaftigkeit hatte etwas Lustiges an sich. Der jüngere, Condillac mit Namen, machte einen fast dummen Eindruck, war tölpelhaft und störrisch wie ein Maulesel und unfähig, irgend etwas zu lernen. Man kann sich vorstellen, daß die Erziehung dieser beiden Kinder keine leichte Aufgabe war.

Mit Geduld und Kaltblütigkeit wäre ich vielleicht weiter gekommen, aber da es mir an beidem gebrach, konnte ich nichts Erkleckliches ausrichten, und meine beiden Zöglinge mißrieten einigermaßen. Es fehlte mir nicht an Eifer und Fleiß, aber an Gleichmäßigkeit und vor allem an Klugheit. Ich wußte ihnen gegenüber nur drei Mittel anzuwenden, welche Kindern gegenüber stets nutzlos und gar oft gefährlich sind, nämlich Gefühl, Vernunft und Zorn. Bald zeigte ich mich vor Saint-Marie bis zu Tränen gerührt, um ihn dadurch selber zu erweichen, als ob das Kind wahrer Ergriffenheit überhaupt fähig gewesen wäre, bald predigte ich ihm höchste Vernunft, als ob er das hätte begreifen können, aber da er dabei bisweilen höchst spitzfindige Entgegnungen vorbrachte, hielt ich ihn allen Ernstes für vernünftig, weil er seine Vernunft bisweilen dergestalt anzuwenden wußte. Der kleine Condillac brachte mich in noch größere Verlegenheit, weil er nichts aufzufassen vermochte, auf nichts eine Antwort gab, durch nichts aufzurütteln war und in seiner beispiellosen Halsstarrigkeit niemals mehr über mich triumphierte, als wenn er mich wütend gemacht hatte, und dann war er der Verständige und ich das Kind. Ich sah all meine Fehler ein und fühlte sie nur zu gut, ich studierte das Wesen meiner Schüler, durchschaute sie völlig und glaube, daß ich auch nicht ein einziges Mal das Opfer ihrer Verschmitztheit geworden bin: Was nützte mir aber die Kenntnis des Übels, da ich keine Mittel dagegen besaß. Obgleich ich alles einsah, vermochte ich nichts zu ändern, kam in keiner Weise vorwärts und alles, was ich nur irgend anstellte, war gerade das, was ich hätte unterlassen müssen.

Und mit mir selber ging es kaum besser vorwärts als mit meinen Schülern. Ich war Frau von Mably durch Frau von Deybens empfohlen worden und sie hatte jene gebeten, mir etwas mehr Umgangsformen und ein gewisses weltmännisches Benehmen beizubringen. Frau von Mably gab sich auch wirklich einige Mühe und wünschte, ich sollte die Honneurs ihres Hauses zu machen lernen, aber ich stellte mich dabei so linkisch, schüchtern

und töricht an, daß sie die Geduld verlor und sich nicht weiter um mich kümmerte. Das verhinderte mich jedoch nicht, mich meiner Gewohnheit gemäß in sie zu verlieben. Ich tat alles nur mögliche, um sie es gewahr werden zu lassen, mich ihr zu erklären, wagte ich aber niemals. Sie selber verspürte keine Lust, mich zu ermuntern, und so blieb es denn bei meinem Seufzen und Liebäugeln, dessen ich durch seine völlige Nutzlosigkeit jedoch selber bald überdrüssig wurde.

Bei Mama hatte ich meinen alten Hang zu kleinen Diebereien völlig verloren, weil alles mir gehörte und ich daher nichts zu stehlen brauchte. Außerdem mußten mich die edlen Grundsätze, die ich mir gebildet hatte, weit über solche Niedrigkeiten erheben, und ich bin seitdem auch wirklich über sie erhoben gewesen, weniger aber, weil ich gelernt, den Versuchungen zu widerstehen, als weil ich sie an der Wurzel abgeschnitten hatte, und ich befürchte gar sehr, ich möchte wie in meiner Kindheit stehlen, wenn mich ein Verlangen nach gleichen Dingen noch überfallen könnte. Hierfür erlebte ich bei Herrn von Mably den Beweis. Ich war von vielen leicht stehlbaren, kleinen Dingen umgeben, die ich nicht einmal beachtete, aber es befiel mich ein Gelüst nach einem bestimmten leichten und sehr angenehmen Arboiser Weißwein, auf den mich ein paar hier und da bei Tisch getrunkene Gläser lecker gemacht hatten. Er war ein wenig trüb; ich glaubte mich auf das Weinklären zu verstehen, rühmte mich dessen, und so vertraute man mir denn diesen Arboiser Wein an. Ich klärte darauf los, verdarb ihn noch mehr, allerdings nur für die Augen, denn im Geschmack blieb er stets sehr angenehm, und ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, mir von Zeit zu Zeit ein paar Flaschen anzueignen, die ich in aller Gemächlichkeit in meinem kleinen Zimmer austrank. Unglücklicherweise habe ich niemals trinken können, ohne dabei zu essen. Wie sollte ich es anstellen, um Brot zu bekommen. Ich konnte mir doch unmöglich welches aufheben, und es durch den Diener kaufen zu lassen, hieß mich verraten und beinahe den Hausherrn beleidigen. Mir selber welches

zu kaufen, wagte ich nicht. Konnte wohl ein vornehmer Herr mit dem Degen an der Seite in einen Bäckerladen treten, um sich ein Stück Brot zu kaufen? Endlich entsann ich mich des Hilfsmittels, das eine große Prinzessin angab, als man ihr sagte, die Bauern hätten kein Brot, sie antwortete nämlich: „So mögen sie Kuchen essen." Aber auch die Erlangung von Kuchen machte mir noch die größten Schwierigkeiten. Oft, wenn ich einzig zu diesem Zwecke ausgegangen war, durchirrte ich die ganze Stadt und ging an dreißig Kuchenbäckern vorbei, ehe ich bei einem einzutreten wagte. Es durfte dann immer nur eine einzige Person im Laden sein, und die Gesichtszüge dieser Person mußten mir auch noch besonders gefallen, wenn ich endlich den Mut zu dem Schritte fassen sollte. Hatte ich meine lieben kleinen Kuchen aber endlich und saß wohl verschlossen in meiner Stube, dann holte ich meine Flasche aus der Schranktiefe hervor und feierte für mich ganz allein die köstlichsten kleinen Gelage, nur ein Roman war mein Tischgenosse, denn das Lesen beim Essen war mir stets ein Ersatz für fehlende Gesellschaft. So genoß ich denn abwechselnd eine Seite und ein Gläschen, und es war, als schmause mein Buch mit mir.

Ich bin niemals ausschweifend oder wüst gewesen und habe mich in meinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal betrunken. So kam denn meine Dieberei auch nicht durch mich an den Tag, sondern durch die leeren Flaschen. Man tat jedoch so, als hätte man nichts bemerkt, und entzog mir nur die Oberaufsicht über den Keller. Und bei alledem benahm sich Herr von Mably vornehm und klug. Er war ein äußerst ehrenhafter Mann, der trotz seines Gesichtsausdruckes, welcher seinem Amte an Härte glich, einen wirklich sanften Charakter und eine seltene Herzensgüte besaß. Er war einsichtsvoll, billig denkend und, was man von einem Polizeioffizier nicht erwartet hätte, ungemein menschenfreundlich. Da ich seine Nachsicht tief empfand, wurde ich um so anhänglicher an ihn, und *das ließ* mich meinen Aufenthalt in seinem Hause länger *ausdehnen, als* es sonsten geschehen wäre. Endlich jedoch

eines Berufes, zu dem ich mich nicht eignete, und einer sehr peinlichen Lage überdrüssig, die mir nichts Angenehmes brachte, entschloß ich mich nach einem mit allem Fleiße unternommenen Probejahr, meine Zöglinge zu verlassen, da ich sie nach meiner Überzeugung doch niemals würde gut haben erziehen können. Herr von Mably sah das selber ebensowohl ein wie ich. Trotzdem würde er, glaube ich, mich niemals aus freien Stücken entlassen haben, wäre ich ihm nicht zuvorgekommen, und ich muß sagen, daß ich ein solches Übermaß von Nachsicht unter derartigen Umständen durchaus nicht billige.

Durch den dauernden Vergleich mit dem, was ich verlassen hatte, war mir meine Lage noch weit unerträglicher geworden. Unaufhörlich dachte ich an meine lieben Charmettes, an meine Blumen, an meine Bäume, an meine Quelle, an meinen Obstgarten und vor allem an die zurück, für die ich geboren war und die alle dem erst Seele und Leben verlieh. Wenn ich an sie, an unsere Freuden und an unser ganzes unschuldiges Leben zurückdachte, so überfiel mich eine Herzbeklemmung und ein Tränensticken, das mir den Mut benahm, irgend etwas zu tun. Zu hundert Malen war ich drauf und dran, mich augenblicklich zu Fuß auf den Weg zu machen und zu ihr zurückzukehren. Vorausgesetzt, daß ich sie nur noch einmal wiedersehen durfte, wäre ich gern sofort gestorben. Endlich konnte ich allen diesen zärtlichen Erinnerungen nicht mehr widerstehen und fühlte mich von jeder einzelnen, um welchen Preis es auch immer geschehen mochte, zu ihr zurückgerufen. Ich warf mir vor, ich sei nicht geduldig, nicht gefällig, nicht liebreich genug gewesen, und wähnte, ich würde noch jetzt in zärtlichster Freundschaft glücklich mit ihr vereint leben können, wenn ich von dem meinigen mehr hinzutun wollte, als ich bisher getan. Ich machte die schönsten Pläne von der Welt und glühte danach, sie zu verwirklichen. Endlich verließ ich alles, verzichtete auf alles, reiste ab, flog den Weg dahin, kam mit all der Gefühlsüberschwenglichkeit meiner ersten Jugend an und wachte erst zu ihren Füßen wieder auf. Ach, ich wäre dort vor Freuden gestorben, wenn ich

in ihrem Empfang, in ihren Freundlichkeiten, kurz, in ihrem Herzen auch nur einen vierten Teil von dem wiedergefunden hätte, was einst darin für mich gelebt und was ich ihr noch jetzt entgegenbrachte.

Schreckliche Täuschung des irdischen Seins! Sie empfing mich zwar noch immer mit ihrem vortrefflichen Herzen, das nur mit ihr zusammen sterben konnte, aber ich suchte darin nach der Vergangenheit, die nicht mehr war und auch nicht wieder aufleben konnte. Kaum war ich eine halbe Stunde mit ihr zusammen gewesen, so fühlte ich tief, daß mein altes Glück für immer gestorben sei. Ich sah mich in derselben verzweifelten Lage, die ich geflohen hatte, und zwar ohne daß ich irgend jemandem die Schuld dafür beimessen konnte, denn auch Courtilles war im Grunde nicht schlecht und schien mich eher mit Freude als mit Verdruß wiederzusehen. Aber wie sollte ich es ertragen, mich an der Seite derjenigen als Überzähliger zu fühlen, deren alles ich einst gewesen und die nicht aufgehört hatte, für mich alles zu sein? Wie sollte ich als Fremder in einem Hause leben, als dessen Kind ich mich fühlte. Der Anblick der Dinge, welche Zeugen meines vergangenen Glückes gewesen waren, machten mir den Vergleich zwischen dem Einst und dem Jetzt noch furchtbarer. An einem anderen Wohnorte würde ich weniger gelitten haben, aber dieses dauernde Zurückgerufenwerden so vieler süßer Erinnerungen vergrößerte mir das Gefühl meines Verlustes unendlich. Von nutzlosen Qualen verzehrt und der schwärzesten Trübsal anheimgegeben, fing ich wieder an, außer um die Stunden der Mahlzeiten, völlig allein zu leben. Mit meinen Büchern eingeschlossen suchte ich darin nach einer nützlichen Ablenkung, und da ich die ungeheure Gefahr, die ich für Mama stets gefürchtet hatte, immer näher heranrücken sah, so quälte ich mich von neuem, in mir selber Mittel und Wege zu entdecken, um Mama beizustehen, sobald alle ihre Hilfsquellen versiegt sein würden. Ich hatte den Stand der Dinge in ihrem Hause so geordnet, daß er wenigstens nicht *schlimmer* werden konnte, nach meinem Fortgange hatte *sich aber alles* geändert. Ihr Haushalter war ein Ver-

schwender. Er wollte mit guten Pferden und guten Wagen vor den Nachbarn großtun und glänzen und ließ sich fortwährend auf Unternehmungen ein, von denen er nichts verstand. Mamas Pension war stets schon im voraus verbraucht, die Quartalszahlungen verpfändet, die Pachtgelder unbezahlt, und die Schulden wuchsen unaufhörlich. Ich befürchtete, ihre Pension möchte eines Tages mit Beschlag belegt oder vielleicht ganz zurückgezogen werden. Kurz, ich sah in der Zukunft nichts wie Zusammenbruch und Untergang, und der Augenblick schien mir so nahe bevorzustehen, daß ich bereits all seine Schrecken durchlebte.

Mein liebes Arbeitszimmer war meine einzige Ablenkung. Und während ich darin nach Trost für den Schmerz meiner Seele suchte, wollte ich auch dort die Mittel gegen die Übel finden, die ich voraussah. All meine alten Gedanken kamen mir wieder in den Sinn, und ich fing aufs neue an Luftschlösser zu bauen, durch die ich meine arme Mama aus der äußersten Bedrängnis retten wollte, welcher ich sie so nahe sah. Ich fühlte mich nicht gelehrt, nicht klug genug, um in der Gelehrten-Republik zu glänzen und mein Glück auf diesem Wege zu machen. Aber mir fiel etwas anderes ein und gab mir das Zutrauen, das mir die Mittelmäßigkeit meiner Gaben nicht zu verleihen vermochte. Seit ich den Musikunterricht aufgegeben, hatte ich keineswegs aufgehört, mich mit der Musik selber weiter zu beschäftigen, im Gegenteil, ich hatte die Musiktheorie ernsthaft genug studiert, um mich hierin wenigstens für einen Fachmann zu halten. Und während ich an die Mühe zurückdachte, die mir das Erlernen und Entziffern der Noten gekostet hatte und mir, wollte ich vom Blatte singen, noch täglich kostete, verfiel ich auf den Gedanken, diese Schwierigkeit möchte vielleicht ebenso sehr in der Sache selber wie in mir liegen, besonders da ich wußte, daß das Erlernen der Musik im allgemeinen für niemanden eine leichte Sache ist. Als ich nun daraufhin das Wesen der Notenzeichen näher untersuchte, fand ich sie oft recht schlecht erfunden. Schon längst war ich darauf verfallen, die Tonleiter durch

Zahlen zu bezeichnen, um das ewige Ziehen der Notenlinien zu vermeiden, das selbst zum Aufzeichnen der kleinsten Melodie notwendig war. Aber ich hatte die Schwierigkeiten, welche die Oktaven, der Takt und der Klangwert der Noten bereiten, nicht zu überwinden vermocht. Jetzt war mir dieser alte Gedanke wieder eingefallen, und bei näherer Betrachtung entdeckte ich, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich seien. Ich grübelte erfolgreich darüber weiter, und endlich gelang es mir, jedwedes Musikstück in allergrößter Genauigkeit und, ich darf auch sagen, mit der allergrößten Einfachheit durch meine Zahlen aufzuschreiben. Von diesem Augenblick an hielt ich mein Glück für gemacht, und in dem heißen Wunsch, es mit der zu teilen, der ich alles schuldete, sann ich nur noch darauf, nach Paris zu reisen, denn ich zweifelte nicht, daß mein Plan eine völlige Umwälzung hervorrufen würde, sobald ich ihn der Akademie vorgelegt. Ich hatte aus Lyon noch etwas Geld mitgebracht und verkaufte meine Bücher. Innerhalb von vierzehn Tagen wurde mein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Ganz erfüllt von den herrlichen Bildern, die mich ihn hatten fassen lassen, und immerdar derselbe, reiste ich schließlich mit meinem neuen Notensystem aus Savoyen ab, wie ich einst Turin mit meinem Heronsbrunnen verlassen hatte.

Dieses waren die Irrtümer und Fehler meiner Jugend. Ich habe ihre Geschichte mit einer Treue erzählt, die mein Herz völlig befriedigt. Wenn ich in der Folge meinem reiferen Alter durch einige Tugenden Ehre machte, so würde ich sie mit demselben Freimute mitgeteilt haben, und das war auch meine Absicht, aber ich muß hier innehalten. Die Zeit kann gar manche Schleier lüften. Wenn mein Gedächtnis auf die Nachwelt kommt, wird sie vielleicht eines Tages erfahren, was ich noch zu sagen hatte. Und dann wird man auch begreifen, warum ich jetzt schweige.

ZWEITER TEIL

Siebentes Buch

1741—1749

Nach zwei Jahren des Schweigens und der Geduld nehme ich meinem Entschlusse zum Trotz die Feder wieder zur Hand. Der Leser möge sein Urteil über die Gründe, die mich dazu zwingen, einstweilen aufschieben, denn er wird darüber erst urteilen können, nachdem er mich gelesen hat.

Man hat meine friedliche Jugend in einem gleichmäßigen, der Freude nicht baren Leben ohne große Widerwärtigkeiten, aber auch ohne große Glücksfälle verstreichen sehen. An dieser Mittelmäßigkeit war zum großen Teil mein schwacher, aber heftiger Charakter schuld, der nicht leicht etwas unternimmt und noch leichter zu entmutigen ist, nur heftig und stoßweise aus seiner Ruhe tritt, aus Schlaffheit und Neigung aber sofort wieder dahinein zurückversinkt und mich, fern von allen großen Tugenden und noch ferner von allen großen Lastern, stets aufs neue in das müßige und stille Leben zurückführte, zu dem ich mich geboren fühle, und mir niemals erlaubt hat, sowohl im Guten wie im Bösen etwas Großes zu vollbringen.

Welch verschiedenes Bild werde ich bald zu entrollen haben: Das Schicksal, welches dreißig Jahre lang meine natürlichen Neigungen begünstigte, stand ihnen in den darauf folgenden dreißig Jahren entgegen, und aus diesem dauernden Widerspruch zwischen meinen Lebensumständen und meinen Anlagen wird man ungeheure Fehler, unerhörte Leiden und neben der Kraft alle jene Tugenden entspringen sehen, welche dem Unglück zur Ehre gereichen können.

Den ersten Teil meiner Bekenntnisse habe ich völlig aus dem Gedächtnisse niederschreiben und daher wohl manchen Irrtum darin begehen müssen. Da ich gezwun-

gen bin, diesen zweiten gleichfalls aus dem Gedächtnis zu schreiben, wird mir das wahrscheinlich noch öfter widerfahren. Die süßen Erinnerungen an meine schönen, in so großer Ruhe und Unschuld verbrachten Jahre haben mir tausend entzückende Eindrücke hinterlassen, die ich nur allzugern immer wieder in mir wachrufe. Bald wird man sehen, wie verschieden davon die Eindrücke meines übrigen Lebens sind. Sie zurückrufen, heißt ihre Bitterkeit aufs neue durchkosten. Weit davon entfernt, meine traurige Lage durch all diese traurigen Erinnerungen noch verschärfen zu wollen, halte ich sie mir, so gut es nur irgend gehen will, fern, und das gelingt mir bisweilen so wohl, daß sie mir auch nicht mehr einfallen wollen, wann ich es will. Diese Bereitschaft zum Vergessen der Übel war ein Trost, den mir der Himmel für die Zeit mitgegeben, in der mich das Schicksal mit Unglück überhäufen sollte. Mein Gedächtnis, welches einzig die angenehmen Dinge bewahrt, hält meiner verstörten Phantasie, die mir immer nur zukünftiges Unglück vormalt, aufs glücklichste das Gleichgewicht.

Alle Papiere, die ich zur Ergänzung meines Gedächtnisses und zum Beistand für dieses Werk gesammelt hatte, sind in andere Hände übergegangen und werden nie wieder in die meinen zurückkehren.

Ich habe nur einen treuen Führer, auf den ich mich verlassen kann: die Kette der Empfindungen, welche die Entwickelung meines Wesens bezeichnen, und dank ihrer die Kette der Ereignisse, die ihre Ursache oder ihre Wirkung gewesen sind. Mein Unglück vergesse ich leicht, aber nicht meine Fehler und noch viel weniger meine guten Regungen. Die Erinnerung an sie ist mir allzu teuer, als daß sie jemals in meinem Herzen erlöschen könnte. Ich kann Tatsachen vielleicht auslassen und mich, was die Zeiten anbetrifft, vielleicht irren, aber in dem, was ich empfunden, und was meine Empfindungen mich haben begehen lassen, kann ich mich nicht täuschen, und darum handelt es sich ja auch vornehmlich. Der eigenste Zweck meiner Bekenntnisse besteht in dem Wunsche, *genau mein* Inneres in allen Umständen meines Lebens

zu enthüllen. Ich habe die Geschichte meiner Seele versprochen und, um sie getreulich zu schreiben, bedarf es keiner anderen Hilfsmittel, ich brauche nur, wie ich es auch bis hierher getan, tief in mich selbst zu blicken.

Dennoch besitze ich glücklicherweise über einen Zeitraum von sechs bis sieben Jahren sichere Nachrichten in einer Briefsammlung, deren Urstücke sich in den Händen des Herrn Du Peyrou befinden. Diese Sammlung, welche mit dem Jahre 1760 schließt, umfaßt den gesamten Zeitraum meines Aufenthaltes in der Eremitage und meines großen Zerwürfnisses mit meinen sogenannten Freunden, eine denkwürdige Epoche in meinem Leben, welche die Quelle all meiner späteren Leiden geworden ist. Was die späteren Originalbriefe anbetrifft, die ich etwa noch habe und deren Anzahl ziemlich gering ist, so werde ich sie der Sammlung, welche allzu groß ist, als daß ich hoffen könnte, sie vor der Wachsamkeit meiner Aufpasser zu schützen, nicht einverleiben, sondern in dieser Schrift selber benutzen, sobald es mir scheint, sie könnten, sei es zu meinem Vorteil oder zu meinem Schaden, aufklärend wirken, denn ich befürchte nicht, der Leser könne jemals vergessen, daß ich meine Bekenntnisse schreibe, und etwa glauben, ich arbeitete an meiner Rechtfertigung; darum darf er aber auch nicht erwarten, daß ich die Wahrheit verschweige, sobald sie zu meinen Gunsten spricht.

Sonst hat dieser zweite Teil eben nur diese selbe Wahrhaftigkeit mit dem ersten gemein und vor ihm voraus nur die Wichtigkeit der Tatsachen. Hiervon abgesehen, kann er ihm in allem nur nachstehen. Den ersten Teil schrieb ich mit Lust und Liebe und in aller Behaglichkeit, teils zu Wootton, teils im Schloße Trye, und alle Erinnerungen, die ich wieder wachrufen mußte, bedeuteten für mich ebensoviel neue Genüsse. Mit stets neuer Freude schweifte ich immer wieder zu ihnen zurück und konnte meine Schilderungen nach Belieben so lange ändern, bis sie mich völlig befriedigten. Heute machen mich mein geschwächtes Gedächtnis und mein geschwächter Kopf fast zu jeglicher Arbeit unfähig, und

auf die vorliegende lasse ich mich nur gezwungenermaßen und mit kummerschwerem Herzen ein. Sie bringt mir nur Leid, Verrat, Treulosigkeit, nur traurige und schmerzvolle Erinnerungen ins Gedächtnis zurück. Um alles in der Welt wünschte ich, ich könnte das, was ich zu sagen habe, in die Nacht der Zeiten begraben, aber während ich schon wider Willen gezwungen bin, zu sprechen, sehe ich mich auch noch gezwungen, mit Heimlichkeit, List und Verstellung zu Werke zu gehen und mich zu Dingen zu erniedrigen, zu denen ich am allerwenigsten geboren bin. Die Decke, unter der ich atme, hat Augen, und die Mauern, die mich umgeben, haben Ohren. Von Spionen und wachsamen übelwollenden Aufpassern umgeben, kann ich nur ängstlich und zerstreut in aller Hast ein paar unterbrochene Worte aufs Papier werfen, und kaum bleibt mir die Zeit, sie noch einmal durchzulesen, geschweige denn, irgend etwas daran zu verbessern. Ich weiß, man fürchtet unaufhörlich, die Wahrheit könnte trotz der ungeheuren Schranken, die man ohne Unterlaß rings um mich aufrichtet, doch einmal durch irgend einen Spalt dringen. Wie soll ich es anstellen, damit sie es wirklich tue? Ich versuche es: mit wenig Hoffnung auf Erfolg. Man urteile selber, ob diese Umstände geeignet sind, angenehme Bilder zu entwerfen und ihnen anziehende Farben zu verleihen. Ich mache deshalb alle, welche diesen zweiten Teil zu lesen beginnen wollen, darauf aufmerksam, wie nichts anderes sie darin vor Langerweile schützen kann, als der Wunsch, einen Menschen bis ans Ende kennen zu lernen, und außerdem aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit.

Ich habe mich am Schluß des ersten Teiles verlassen, wie ich voller Kummer nach Paris abreiste, mein Herz jedoch in den Charmettes, wo ich mein letztes Luftschloß erbaut, zurück ließ und beabsichtigte, dort eines Tages zu Füßen Mamas, die sich dann selber wiedergegeben sein würde, alle die Schätze niederzulegen, die ich durch mein neues Musiksystem zu erwerben sicher war.

Ich blieb einige Zeit in Lyon, um meine Bekannten *wiederzusehen*, mir einige Empfehlungsbriefe für Paris

geben zu lassen und meine Geometriebücher zu verkaufen, die ich mit mir gebracht hatte. Jedermann nahm mich freundlich auf. Herr und Frau von Mably zeigten sich erfreut, mich wiederzusehen, und luden mich mehrmals zum Essen ein. Ich verdankte ihnen dieses Mal die Bekanntschaft des Abbés von Mably, wie vordem die des Abbés von Condillac, welche beide bei ihrem Bruder zu Besuch waren. Der Abbé von Mably gab mir einige Briefe für Paris, unter anderem einen für Herrn von Fontenelle und einen für den Grafen von Caylus. Beide sollten für mich sehr angenehme Bekanntschaften werden, vor allem der erste, der bis zu seinem Ende nicht aufgehört hat, mir Zeichen seiner Freundschaft und bei unserem Beisammensein Ratschläge zu geben, die ich nur besser hätte nützen sollen.

Ich sah auch Herrn Bordes wieder, mit dem ich schon seit langem bekannt war, und der mich oft und von Herzen gern und mit aufrichtiger Freude verpflichtet hatte. Und auch jetzt bezeigte er sich wieder als der nämliche. Er half mir beim Verkauf meiner Bücher, gab mir selber Empfehlungsbriefe für Paris und verschaffte mir auch von anderen welche. Ich sah ferner den Herrn Intendanten wieder, dessen Bekanntschaft ich Herrn Bordes verdankte, und dem ich wiederum für die mit dem Herzog von Richelieu, welcher damals durch Lyon kam, dankbar zu sein hatte. Herr Pallu stellte mich ihm vor. Der Herzog empfing mich freundlich und forderte mich auf, ihn in Paris zu besuchen, was ich auch mehrmals tat, ohne daß mir jedoch diese hohe Bekanntschaft, von der ich im Folgenden noch öfters werde zu sprechen haben, jemals zu irgend etwas nützlich gewesen wäre.

Ich sah den Musiker David wieder, der mir auf einer meiner früheren Reisen in höchster Not beigestanden hatte. Er hatte mir eine Mütze und Strümpfe geliehen oder geschenkt, die ich ihm niemals wiedergegeben, und die er auch niemals von mir zurückverlangt hat, obgleich wir uns seit jener Zeit noch oft wiedersahen. Später jedoch durfte ich ihm einmal ein Geschenk von ungefähr demselben Werte machen. Ich würde Besseres davon

sagen, wenn es sich hier darum handelte, was ich hätte tun sollen, und nicht vielmehr darum, was ich getan habe, und das ist leider nicht dasselbe.

Ich sah auch den edlen und großmütigen Perrichon wieder, und er ließ mich dabei seiner üblichen Freigebigkeit teilhaftig werden, denn er machte mir dasselbe Geschenk, das er vorher dem artigen Bernard gemacht, indem er meinen Platz in der Postkutsche bezahlte. Ich sah den Chirurgen Parisot, den besten und wohltätigsten aller Menschen, und seine Geliebte Godefroi wieder, die er seit zehn Jahren unterhielt und deren ganzer Wert in der Sanftheit ihres Charakters und der Güte ihres Herzens bestand. Man konnte sie nicht ohne Teilnahme kennen lernen und nicht ohne Ergriffenheit verlassen, denn sie befand sich in dem letzten Stadium der Schwindsucht, an der sie kurz darauf auch gestorben ist. Nichts verrät die wahren Neigungen eines Mannes besser als die Art seiner Liebesverhältnisse.*) Sobald man die sanfte Godefroi gesehen hatte, kannte man auch den guten Parisot.

Allen diesen wackeren Menschen war ich verpflichtet. Später habe ich sie alle vernachlässigt und zwar keineswegs aus Undankbarkeit, sondern aus jener unüberwindlichen Trägheit, welche mich gar so oft hat undankbar erscheinen lassen. Niemals ist die Erkenntlichkeit für ihre Dienste in meinem Herzen erloschen, aber es wäre mir leichter geworden, sie ihnen durch die Tat zu beweisen, als durch Worte feurig zu versichern. Alle Pünktlichkeit im Briefschreiben hat stets meine Kräfte überschritten. Sobald ich mit einem Brief nur etwas in Rückstand gerate, lassen mich Beschämung und Verlegenheit das Vergehen noch vergrößern und zu guterletzt

*) Er müßte sich denn von Anfang an in seiner Wahl getäuscht oder die, der er seine Neigung geschenkt, durch ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände später ihren Charakter geändert haben, was ja beides nicht völlig unmöglich ist. Denn wollte man die obige Behauptung ohne Einschränkung gelten *lassen, so müßte* man Sokrates nach *seiner Frau Xantippe* und Dion nach *seinem Freunde Calippus* beurteilen, was doch das unbilligste und unrichtigste Urteil sein würde, das jemals gefällt worden. Übrigens möge man sich hierbei jeder beleidigenden Anwendung auf meine Frau enthalten. Sie ist zwar beschränkter und leichter zu täuschen als ich erwartet hatte, was aber ihren reinen, vortrefflichen und jeglicher Bosheit baren Charakter anbelangt, so ist er meiner höchsten Achtung würdig und wird sie auch, solange ich lebe, behalten.

schreibe ich überhaupt nicht mehr. Ich habe also geschwiegen und dadurch den Anschein erweckt, ich hätte sie völlig vergessen. Parisot und Perrichon haben es nicht einmal beachtet, ich habe sie stets als dieselben wiedergefunden; an Herrn Bordes aber wird man zwanzig Jahre später erkennen, bis zu welcher Rache Eigenliebe einen Schöngeist treiben kann, sobald er sich vernachlässigt glaubt.

Ehe ich Lyon verlasse, darf ich nicht vergessen, eines liebenswürdigen Frauenzimmers zu gedenken, welches ich dort zu meiner größten Freude wiedersah und das ein gar zärtliches Andenken in meinem Herzen zurückgelassen hat. Es war Fräulein Serre, von der ich im ersten Teile gesprochen und deren Bekanntschaft ich erneuert hatte, als ich im Hause des Herrn von Mably lebte. Da ich mich auf dieser Reise größerer Muße erfreute, sah ich sie häufiger und gewann sie von Herzen lieb. Ich hatte einigen Grund, anzunehmen, auch sie möchte gegen mich nicht unfreundlich gesinnt sein, aber sie bezeigte mir ein Vertrauen, das jede Versuchung, seiner zu mißbrauchen, von mir fern hielt. Sie besaß nichts, und ich besaß auch nichts, unsere Lage war also viel zu ähnlich, als daß wir an eine Vereinigung hätten denken dürfen, und außerdem dachte ich bei den Plänen, die mich beschäftigten, nicht im entferntesten ans Heiraten. Sie erzählte mir, ein junger Kaufmann namens Genève schiene sich mit dem Gedanken an eine Heirat mit ihr zu tragen. Ich sah ihn ein oder zweimal bei ihr, er machte mir den Eindruck eines ehrenwerten Mannes und galt auch sonst dafür. Überzeugt, sie würde glücklich mit ihm werden, wünschte ich von Herzen, er möchte sie heiraten, was er denn auch später getan hat, und um ihre unschuldsvolle Beziehung nicht zu stören, beeilte ich mich abzureisen. Aber ich formte für dieses liebenswürdige Frauenzimmer Wünsche, die hinieden ach nur allzu kurze Zeit erfüllt worden sind, denn ich erfuhr später, daß sie in dem zweiten oder dritten Jahre ihrer Ehe gestorben sei. Auf der ganzen Reise war ich mit meinen zärtlichen Trennungsschmerzen beschäftigt und empfand, was ich seitdem noch oft emp-

funden, wenn ich daran zurückdachte, daß uns nämlich die Opfer, welche man der Pflicht und der Tugend gar so schmerzlich bringt, durch die süße Erinnerung vergolten werden, die sie in der Tiefe des Herzens zurücklassen.

So sehr ich Paris bei meiner letzten Reise von seiner ungünstigen Seite kennen gelernt hätte, so sehr erblickte ich es dieses Mal von seiner vorteilhaften: leider nicht auch was meine Wohnung anbetraf, denn auf eine Empfehlung des Herrn Bordes hin stieg ich in dem Gasthof Saint-Quentin in der Franziskanerstraße ab. Es lag in der Nähe der Sorbonne, die Straße war häßlich, häßlich das Haus und häßlich war mein Zimmer, aber dennoch hatten in diesem Gasthaus sehr tüchtige Männer gewohnt, nämlich Gressel, Bordes und die Abbés von Mably, von Condillac und noch mehrere andere, von denen ich leider keinen einzigen mehr antraf. Dagegen fand ich einen Herrn Bonnefond, einen hinkenden Krautjunker und Händelsucher, der den Puristen spielte. Ich verdanke ihm jedoch die Bekanntschaft des Herrn Roguin, der jetzt mein ältester Freund ist, und ihm wiederum die Bekanntschaft mit dem Philosophen Diderot, von dem ich in der Folge noch viel werde zu sprechen haben.

Ich langte in Paris im Herbste des Jahres 1741 an. All meine Hilfsmittel bestanden in fünfzehn Louisdor Bargeld, meinem Lustspiel Narziss und meinem neuen Musiksystem, und daher durfte ich keine Zeit verlieren, diese Güter auszubeuten. Zunächst beeilte ich mich, meine Empfehlungsbriefe anzubringen. Ein junger Mann, der mit leidlichem Äußeren und einigem Talent nach Paris kommt, darf stets sicher sein, gut aufgenommen zu werden. So geschah mir denn auch, und das brachte mir allerlei Annehmlichkeiten, ohne mir jedoch Erkleckliches zu nützen. Von all den vielen Menschen, an die ich Empfehlungen hatte, waren mir nur drei von Vorteil: Herr Damesin, ein savoyardischer Edelmann, der damals Stallmeister und, wie ich glaube, ein Günstling der Frau Prinzessin von Carignan war, Herr von Boze, Sekretär an der *Akademie* der Inschriften und Konservator der Münz*sammlung* des Königs, und der Pater Castel, welcher

Jesuit und der Erfinder des Farbenklaviers war. Alle diese Empfehlungen, außer der an Herrn Damesin, hatte mir der Abbé von Mably gegeben.

Für das im Augenblick Notwendigste sorgte Herr Damesin durch zwei Bekanntschaften, die er mir verschaffte, nämlich die des Herrn von Gasc, des Parlamentspräsidenten von Bordeaux, welcher trefflich Geige spielte, und die des Herrn Abbé Léon, der damals in der Sorbonne wohnte. Er war ein junger äußerst liebenswürdiger Edelmann, der in der Blüte seiner Jahre starb, nachdem er kurze Zeit unter dem Namen eines Chevalier von Rohan in der Welt geglänzt hatte. Beide hatten Lust, die Kompositionslehre zu studieren. Ich erteilte ihnen einige Monate lang Unterricht darin, was die völlige Erschöpfung meines Beutels einige Zeit aufhielt. Der Abbé von Leon gewann mich lieb und wollte mich zu seinem Sekretär machen, aber da er nicht reich war und mir nicht mehr als achthundert Franken im ganzen anzubieten vermochte, mußte ich die Stellung zu meinem größten Bedauern ausschlagen, denn diese Summe konnte unmöglich für meine Wohnung, meine Kleidung und meinen Unterhalt ausreichen.

Herr von Boze empfing mich aufs freundlichste. Er liebte die Wissenschaften und war darin, wenn auch ein wenig schulmeisterlich, so doch selbständig zu Hause. Frau von Boze hätte seine Tochter sein können: sie war ein bildhübsches, geputztes kleines Dämchen. Ich speiste bisweilen bei ihr, und es war unmöglich, sich ihr gegenüber linkischer und törichter zu betragen, als ich es tat; ihr ungezwungenes Auftreten schüchterte mich ein und machte das meine immer nur noch lächerlicher. Wenn sie mir einen Teller hinreichte, streckte ich meine Gabel aus, um bescheidentlich ein Stückchen von dem aufzuspießen, was sie mir darbot, so daß sie schließlich dem Diener den für mich bestimmten Teller übergeben und sich abwenden mußte, damit ich ihr Lachen nicht bemerken möchte. Sie ahnte kaum, daß in dem Kopfe dieses Bauernjungen schließlich auch ein wenig Verstand stecken könnte. Herr von Boze stellte *mich seinem* Freunde, dem Herrn von

Réaumur vor, welcher an allen Freitagen, den Sitzungstagen der Akademie der Wissenschaften, bei ihm speiste, er sprach ihm auch von meinem Systeme und meinem Wunsch, es der Akademie zur Prüfung zu unterbreiten. Herr von Réaumur übernahm es, mein Gesuch anzubringen, dem dann auch stattgegeben wurde. Am bestimmten Tage ward ich also durch Herrn von Réaumur eingeführt und vorgestellt und hatte am nämlichen Tage, dem 22. August 1742, auch die Ehre, der Akademie die Denkschrift vorzutragen, die ich zu diesem Zwecke verfaßt hatte. Obgleich diese erlauchte Versammlung sicherlich sehr achtunggebietend war, fühlte ich mich weit weniger eingeschüchtert als vor Frau von Boze und stellte mich bei meiner Vorlesung und meinen Antworten ganz leidlich an. Die Denkschrift fand Beifall und trug mir Glückwünsche ein, die mir zwar schmeichelten, mich aber auch überraschten, da ich mir nicht vorstellen konnte, jemand, der nicht zu ihr gehöre, möchte vor einer Akademie gesunde Vernunft besitzen können. Mit der Prüfung meiner Arbeit wurden die Herren von Mairan, Hellot und von Fouchy betraut, alles drei sicherlich verdienstvolle Männer, von denen jedoch keiner etwas von Musik verstand, zum mindesten nicht genug, um über mein neues System ein Urteil fällen zu können.

(1742.) In den Beratungen mit diesen Herren überzeugte ich mich mit der größten Gewißheit, aber auch zu meinem höchsten Erstaunen, daß die Gelehrten, welche bisweilen wirklich weniger Vorurteile haben als andere Menschen, dafür aber auch an den wenigen, die sie haben, um so unerbittlicher festhalten. Wie schwach, wie falsch auch die meisten ihrer Einwürfe waren, und mit wie durchschlagenden Gründen ich darauf auch entgegnete, wie ich übrigens gerne gestehen will, schüchtern und in schlecht gewählten Ausdrücken, so gelang es mir doch nicht ein einziges Mal, mich ganz verständlich zu machen und sie zufrieden zu stellen. Ich konnte mich nicht von dem Erstaunen über die Leichtigkeit erholen, mit der sie *mich durch* einige tönende Redensarten zu widerlegen *glaubten, ohne* mich überhaupt verstanden zu haben.

Sie gruben irgendwo einen Mönch namens Souhaitti aus, welcher auch bereits auf den Gedanken verfallen war, die Tonleiter durch Zahlen auszudrücken. Das genügte, um zu erklären, mein System sei nicht neu. Es mochte sich ja gerne so verhalten, denn obgleich ich niemals von dem Pater Souhaitti sprechen gehört hatte, und seine Art, die sieben Noten des Kirchengesanges ohne geringste Berücksichtigung der Oktaven zu schreiben, in keiner Weise verdiente, mit meiner einfachen und bequemen Erfindung verglichen zu werden, jede nur denkbare Musik, Schlüssel, Pausen, Oktaven, Takte, Tempo und Wert der Noten, lauter Dinge, an welche Souhaitti nicht einmal gedacht hatte, leicht mit Zahlen zu bezeichnen, so war es nichtsdestoweniger richtig, zu behaupten, daß er der erste Erfinder jener elementaren Bezeichnungsart der sieben Noten sei. Aber abgesehen davon, daß sie dieser primitiven Erfindung mehr Wichtigkeit beimaßen, als ihr zukam, blieben sie auch dabei noch nicht stehen, und sobald sie von dem Kern des Systems sprechen wollten, schwatzten sie lauter Unsinn. Der größte Vorteil des meinen bestand darin, das Transponieren und die Schlüssel abzuschaffen, so daß man duch Umänderung eines einzigen Anfangsbuchstabens vor der Melodie jedes Musikstück nach Belieben in jede gewünschte Tonart umschreiben konnte. Die Herren hatten von ein paar Kaffeehausfiedlern in Paris sagen hören, die Methode des Transponierens an sich tauge nichts, und hiervon gingen sie nun aus, um den deutlichsten Vorzug meines Systems zu einem unwiderleglichen Einwand gegen dasselbe zu verwandeln, und so fällten sie das Urteil, meine Notenbezeichnung sei zwar gut für die Vokalmusik, aber unpraktisch für die Instrumentalmusik, anstatt, wie es sich gebührt hätte, zu urteilen, das System sei für die Vokalmusik gut und für die Instrumentalmusik noch besser. Auf ihren Bericht hin stellte mir die Akademie ein Zeugnis voll der schönsten Artigkeiten zu, aus denen man herauslesen konnte, daß sie mein System im Grunde weder für neu, noch für praktisch hielten. Ich habe später nicht für *nötig* gehalten, das Werk, welches ich

unter dem Titel „Abhandlung über moderne Musik" herausgab, durch ein solches Schriftstück zu zieren, zumal ich darin bei dem Publikum Verwahrung dagegen einlegte.

Bei dieser Gelegenheit habe ich gewahren können, wie selbst bei einem beschränkten Verstande die alleinige, aber gründliche Kenntnis einer Sache zum Fällen eines Urteiles darüber nützlicher ist, als alle Einsicht, welche die Pflege der Wissenschaften sonst verleihen mag, sobald sie sich nicht auch auf den besonderen Gegenstand erstreckt hat, um den es sich gerade handelt. Den einzigen berechtigten Einwand, der sich gegen mein System erheben läßt, hat Rameau gemacht. Ich hatte es ihm noch kaum auseinandergesetzt, so sah er auch schon die schwache Seite desselben. „Ihre Zeichen," sagte er zu mir, „sind vortrefflich, was ihre klare und einfache Bestimmung der Notenwerte, ihre deutliche Absetzung der Pausen und ihre Hervorhebung des Einfachen in der Verdoppelung anbelangt, lauter Dinge, welche die gewöhnliche Notenschrift nicht leisten kann, aber sie taugen deshalb nichts, weil sie eine Geistestätigkeit erfordern, welche sich nicht immer der Schnelligkeit der Ausführung anzubequemen vermag." „Die Stellung unserer alten Noten dagegen," fuhr er fort, „kann vom Auge ohne Hilfe jener Geistestätigkeit wahrgenommen werden. Wenn zwei Noten, eine sehr hohe und eine sehr niedrige, durch eine Reihe dazwischenliegender Noten verbunden sind, so erkenne ich mit dem ersten Blick ihre stufenweise Verbindung miteinander, um jedoch bei ihnen diese Notenreihe zu erfassen, muß ich notwendig alle ihre Zahlen, eine nach der anderen, mühsam ablesen, für die Möglichkeit eines schnellen Überblickes aber läßt sich kein Ersatz schaffen." Gegen diesen Einwurf schien sich nichts sagen zu lassen, und ich gestand es auch sofort zu, aber obgleich er einfach und schlagend ist, so bedurfte es doch einer großen Übung in der Kunst, um auf ihn zu verfallen, und deshalb ist es nicht erstaunlich, daß er von *keinem* der Akademiker gemacht wurde, erstaunlich *bleibt aber*, daß alle diese großen Gelehrten, die so gar

viel wissen, eben dieses eine nicht wußten, daß nämlich jedermann nur über sein Fach urteilen sollte.

Meine häufigen Besuche bei meinen drei Schiedsmännern und den anderen Akademikern ließen mich mit allem bekannt werden, was es an ausgezeichneten Vertretern der Literatur in Paris gab, und deshalb hatte unsere Bekanntschaft schon eine feste Gestalt angenommen, als ich mich später plötzlich selber unter sie gerechnet sah. Zunächst war ich jedoch von meinem Musiksystem so eingenommen, daß ich eigensinnig daran festhielt, kraft seiner eine Umwälzung in dieser Kunst herbeizuführen und dadurch zur Berühmtheit zu gelangen, welche, was die schönen Künste anbelangt, in Paris stets mit hohen Einnahmen verknüpft ist. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und arbeitete zwei oder drei Monate mit unsagbarem Eifer und Fleiß daran, die Denkschrift, welche ich der Akademie vorgetragen hatte, in ein viel größeres für das Publikum bestimmtes Werk umzugießen. Die Schwierigkeit bestand darin, einen Verleger für meine Arbeit zu finden, denn das Gießen der neuen Notenzeichen erforderte einen erhöhten Aufwand, und außerdem pflegen die Verleger ihre Taler überhaupt nicht gerne einem Anfänger an den Kopf zu werfen, mir jedoch erschien es nur gerecht, daß mein Werk mir wenigstens das Brot wieder einbrachte, das ich bei seiner Abfassung verzehrt hatte.

Bonnefond verschaffte mir Quillau den Vater, der mit mir einen Vertrag auf Teilung des Gewinnes abschloß, die Kosten des Privilegiums jedoch mußte ich allein tragen. Besagter Quillau wußte es nun so einzurichten, daß mir das Privilegium nichts kostete, dafür habe ich aber auch nie einen Heller von dieser Ausgabe zu sehen bekommen, welche wahrscheinlich nur einen geringen Absatz gehabt hat, obgleich mir der Abbé Desfontaines versprochen hatte, sich der Verbreitung des Werkes anzunehmen, und außerdem die Zeitungsschreiber sich ziemlich günstig darüber äußerten.

Das größte Hindernis, welches sich einem Versuch mit meinem System entgegenstellte, war die Furcht, die

Zeit zu seiner Erlernung umsonst verloren zu haben, falls es nicht eingeführt werden würde. Ich wandte dagegen ein, die Übung in meiner Notenschrift verschaffe so klare Begriffe, daß man noch immer Zeit gewänne, wenn man mit ihr den Anfang mache und dann erst zu der gewöhnlichen Notenschrift übergehe. Um hierfür einen auf Erfahrung gestützten Beweis zu liefern, erteilte ich einer jungen Amerikanerin, Fräulein Des Roulins mit Namen, deren Bekanntschaft mir Herr Roguin verschafft hatte, umsonst Musikunterricht. Innerhalb von drei Monaten war sie imstande, in meiner Schrift jedwede Musik zu entziffern und jedes nicht gerade unmäßig schwere Stück besser vom Blatt zu singen als ich selber. Dieser Erfolg war zwar schlagend, aber er blieb unbekannt. Ein anderer würde die Spalten der Zeitungen damit erfüllt haben, ich aber habe mit meinem Talent, hin und wieder nützliche Dinge zu entdecken, niemals zugleich auch die Gabe besessen, sie gehörig zur Geltung zu bringen.

So wurde mir denn mein Heronsbrunnen zum zweiten Male zerschlagen, aber dieses Mal zählte ich dreißig Jahre und befand mich auf dem Pariser Pflaster, auf dem man nicht gerade umsonst lebt. Der Entschluß, den ich in solcher Bedrängnis faßte, wird nur die erstaunen, die den ersten Teil dieser Lebenserinnerungen nicht aufmerksam gelesen haben. Ich hatte mich eine Zeitlang unmäßig und nutzlos angestrengt und mußte nun wieder Atem schöpfen. Anstatt mich der Verzweiflung zu überlassen, gab ich mich mit aller Seelenruhe meiner Trägheit und dem gütigen Walten der Vorsehung anheim, und damit ihr auch genügend Zeit zu ihren Wundern bleiben möchte, verbrauchte ich in aller Gemütsruhe die wenigen Louisdor, die mir noch blieben, und regelte nur ein wenig die Ausgaben für meine gemächlichen Vergnügungen, ohne sie jedoch ganz einzustellen, das heißt, ich ging ins Kaffeehaus nur einen Tag um den anderen und nur zweimal die Woche ins Schauspiel. Was die Aufwendungen für Mädchen anbelangt, so brauchte ich darin keine Änderung eintreten zu lassen, da ich mein Lebtag dafür keinen

Heller ausgegeben habe, einen einzigen Fall ausgenommen, von dem ich bald werde sprechen müssen.

Die Sicherheit, das Wohlgefühl und die Zuversicht, mit denen ich mich diesem lässigen und einsiedlerischen Leben überließ, für welches meine Mittel keine drei Monate ausreichen konnten, ist eine der Seltsamkeiten meines Lebens und eine der Absonderlichkeiten meines Charakters. Gerade die Erkenntnis von der Notwendigkeit fremder Hilfe benahm mir allen Mut, mich sehen zu lassen, und der Zwang, Besuche zu machen, machte sie mir so unerträglich, daß ich sogar aufhörte, die Akademiker und anderen Gelehrten zu sehen, mit denen ich bereits in Verkehr stand. Marivaux, der Abbé von Mably und Fontenelle waren fast die einzigen, zu denen ich noch bisweilen ging. Dem ersten zeigte ich sogar mein Lustspiel Narziß. Es gefiel ihm, und er hatte die Gefälligkeit, es zu überarbeiten. Diderot war jünger als sie alle und ungefähr eines Alters mit mir. Er liebte die Musik, beherrschte ihre Theorie, wir unterhielten uns oft zusammen darüber, und er sprach mir auch von seinen Arbeitsplänen. Das führte bald eine innigere Verbindung zwischen uns herbei, welche fünfzehn Jahre lang gedauert hat und wahrscheinlich noch dauern würde, wenn ich mich nicht und zwar durch meine eigene Schuld, dem gleichen Berufe zugewandt hätte, dem auch er oblag. Man wird sich nicht denken können, wozu ich den kurzen und köstlichen Zeitraum verwandte, der mir noch blieb, ehe ich mir mein Brot erbetteln mußte: ich lernte Stellen aus Dichtern auswendig, die ich mir schon hundertmal eingeübt und ebenso oft wieder vergessen hatte. Jeden Morgen ging ich, einen Band Virgil oder Rousseau in der Tasche, gegen zehn Uhr nach dem Luxembourg und versuchte dort bis zur Essenstunde meinem Gedächtnis bald eine geistliche Ode und bald ein Hirtenlied einzuprägen, ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, daß ich über der heute geübten niemals verfehlte, die gestern gelernte wieder zu vergessen. Es fiel mir ein, daß sich nach der Niederlage des Nikias bei Syrakus die gefangenen Athener ihren Lebensunterhalt durch den Vortrag

homerischer Gesänge verdient hatten. Ich erblickte in diesem schönen Beispiel von Gelehrsamkeit einen Fingerzeig, und um mich gegen die mir drohende Not gründlich zu rüsten, quälte ich mein treffliches Gedächtnis mit dem Auswendigbehalten sämtlicher Dichter zu Tode.

Ein nicht weniger verläßliches Auskunftsmittel glaubte ich im Schachspiel zu besitzen, dem ich regelmäßig alle Nachmittage, an denen ich abends nicht ins Schauspiel ging, im Café Maugis widmete. Ich machte dort die Bekanntschaft der Herrn von Legal, eines Herrn Husson, ferner die Philidors und noch die aller anderen großen Schachspieler dieser Zeit, wurde aber dadurch doch nicht geschickter. Dennoch zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß ich sie eines Tages nicht alle überholen würde, und das mußte mir meiner Meinung nach ausreichende Einnahmen verschaffen. Auf welche Torheit ich mich auch immer einlassen wollte, stets stellte ich die gleichen Überlegungen an. Ich sagte mir: wer in irgend einer Sache alle anderen übertrifft, um den wird man sich eines Tages sicherlich reißen. Übertriff also nur, worin es auch immer sei, und du wirst gesucht werden, die Gelegenheiten werden sich finden, und dein Talent wird dann schon alles übrige besorgen. Diese Kinderei war kein meiner Vernunft, sondern vielmehr ein meiner Trägheit entspringender Sophismus. Zurückgeschreckt von der großen und schnellen Anstrengung, die ich hätte machen müssen, um mich zu ermannen, suchte ich meiner Trägheit zu schmeicheln und das Schimpfliche derselben durch Überlegungen zu bemänteln, die ihrer würdig waren.

Ich wartete also ruhig das Ende meines Geldes ab, und ich glaube, ich hätte beim letzten Pfennig ankommen können, ohne mich ernstlicher aufzuregen, wenn mich nicht der Pater Castel, den ich bisweilen auf dem Weg nach dem Kaffeehause besuchte, aus meiner Betäubung aufgerüttelt hätte. Der Pater Castel war ein Narr, sonst aber ein ganz guter Kerl. Es verdroß ihn, zu sehen, daß ich mich dergestalt verzehrte, ohne etwas vor mich zu *bringen*. „Da die Musiker und die Gelehrten nicht nach

Ihrer Pfeife singen wollen," sagte er, „so blasen Sie doch einmal ein wenig anders hinein und versuchen Sie es mit den Frauen. Vielleicht haben Sie dabei mehr Erfolg. Ich habe mit Frau von Beuzenval von Ihnen gesprochen, besuchen Sie sie mit einer Empfehlung von mir. Sie ist eine gute Frau, die mit Vergnügen einen Landsmann ihres Sohnes und ihres Mannes kennen lernen wird. Sie werden bei ihr auch Frau von Brogli, ihre Tochter, eine äußerst kluge Dame, antreffen. Auch mit Frau Dupin habe ich von Ihnen gesprochen, bringen Sie ihr Ihr Werk, sie hat Lust, Sie kennen zu lernen, und wird Sie freundlich empfangen. Ohne Frauen kann man in Paris nichts erreichen, sie sind gewissermaßen die Kurven, deren Asymptoten die Gelehrten bilden: sie nähern sich ihnen unaufhörlich, ohne sie jedoch jemals zu berühren."

Nachdem ich diesen schrecklichen Frondienst immer von einem zum anderen Tage verschoben hatte, faßte ich mir endlich ein Herz und besuchte Frau von Beuzenval. Sie empfing mich aufs gütigste, und als Frau von Brogli ins Zimmer trat, sagte sie zu ihr: „Dies, mein Kind, ist Herr Rousseau, von dem uns der Pater Castel gesprochen hat." Frau von Brogli sagte mir einige Artigkeiten über mein Buch und trat mit mir an ihr Klavier, um mir zu beweisen, wie sie sich damit wirklich näher beschäftigt habe. Da ich auf ihrer Wanduhr sah, daß es kurz vor eins war, wollte ich fortgehen. Frau von Beuzenval sagte jedoch zu mir: „Sie haben es sehr weit bis nach Hause, bleiben Sie doch also und essen Sie hier". Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelstunde später entnahm ich aus einigen Worten, daß sie mich nur zu dem Mittagstisch ihrer Hausbeamten geladen hatte. Frau von Beuzenval war eine herzensgute aber beschränkte und von ihrem erlauchten polnischen Adel allzu erfüllte Frau und hatte keine rechte Vorstellung, welche Rücksicht man den Männern vom Adel des Talents schuldig ist. Sie mußte mich bei dieser Gelegenheit wohl auch mehr nach meinem Benehmen, als nach meinem Anzuge eingeschätzt haben, denn ich trug mich wohl sehr schlicht, aber durchaus sauber und konnte keineswegs den Ein-

druck eines Menschen erwecken, dem es gebührte, mit der Dienerschaft zu speisen. Ich hatte diesen Weg auch schon allzu lange verlassen, um ihn jetzt noch einmal betreten zu wollen. Ohne etwas von meinem Unwillen merken zu lassen, sagte ich zu Frau von Beuzenval, mir sei eben eingefallen, daß ich in der Nähe meiner Wohnung notwendig etwas zu besorgen hätte, und wollte aufbrechen. Frau von Brogli näherte sich ihrer Mutter und sagte ihr ein paar Worte ins Ohr, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Frau von Beuzenval erhob sich, um mich zurückzuhalten, und sagte: „Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie uns die Ehre erweisen werden, mit uns zu speisen." Ich glaubte, es würde sich recht dumm ausnehmen, wollte ich jetzt den Stolzen spielen, und daher blieb ich. Außerdem hatte mich die Güte der Frau von Brogli gerührt und sie mir anziehend gemacht. Es freute mich, mit ihr zusammen speisen zu dürfen, und ich hoffte auch, sie würde bei näherer Bekanntschaft nicht bereuen, mir diese Ehre verschafft zu haben. Der Präsident von Lamoignon, ein naher Freund des Hauses, speiste mit uns. Er bediente sich ebenso wie Frau von Brogli jener Pariser Redeweise, die ganz aus gemünzten Worten und feinen Anspielungen besteht. Das brachte dem armen Jean Jacques wenig Gelegenheit, sich hervorzutun, wenigstens war ich vernünftig genug, nicht Minerva zum Trotz den Geistreichen spielen zu wollen, und schwieg daher. Oh wäre ich doch stets so weise gewesen, ich würde dann nicht in den Abgrund gesunken sein, in dem ich mich heute befinde.

Ich war trostlos über mein tölpelhaftes Wesen, das mich verhindert hatte, in den Augen der Frau von Brogli die Gunst zu rechtfertigen, die sie mir verschafft. Nach dem Essen nahm ich dann meine Zuflucht zu einem Mittel, das ich schon wiederholt erprobt hatte. In meiner Tasche steckte eine Epistel in Versen, die ich während meines Aufenthaltes in Lyon an Parisot gerichtet hatte. Es fehlte dieser Arbeit nicht an Wärme, und ich wußte sie durch meine Art des Vortrags noch derart zu steigern, daß ich alle drei bis zu Tränen rührte. Sei es nun Eitel-

keit, sei es Wahrheit, jedenfalls glaubte ich, die Blicke, welche Frau von Brogli ihrer Mutter zuwarf, mit den Worten deuten zu dürfen: „Nun Mama, hatte ich mit der Behauptung unrecht, daß dieser Mann weit eher geschaffen sei, mit uns denn mit Ihren Kammerfrauen zu speisen?" Bis zu diesem Augenblick war mir nicht leicht ums Herz gewesen, nun, nachdem ich mich gerächt hatte, wurde mir wohl. Frau von Brogli trieb die gute Meinung, die sie von mir gefaßt, aber denn doch etwas zu weit und meinte, ich würde in Paris Aufsehen erregen und ein Liebling aller Frauen werden. Um meine Unerfahrenheit nicht ohne Führer zu lassen, schenkte sie mir die Bekenntnisse des Grafen von . . . . . „Dieses Buch, sagte sie zu mir: ist ein Mentor, dessen Sie in der großen Welt bedürfen werden, unterlassen Sie nicht, ihn von Zeit zu Zeit zu befragen." Ich habe dieses Buch aus Erkenntlichkeit gegen die Hand, die es mir gegeben, mehr als zwanzig Jahre lang bewahrt, oft aber über die Meinung lachen müssen, welche diese Dame über meine Anlagen zum Frauenheld gehabt zu haben schien. Nichtsdestoweniger wünschte ich jedoch vom Augenblicke, da ich dieses Werk gelesen, mit seinem Verfasser befreundet zu werden. Mein Verlangen leitete mich gut, denn er wurde der einzig aufrichtige Freund, den ich unter den Literaten gehabt habe*).

Von nun an glaubte ich, darauf rechnen zu dürfen, Frau Baronin von Beuzenval und die Frau Marquise von Brogli würden mich bei der Teilnahme, die sie mir bezeugt, nicht lange ohne Beistand lassen, und ich täuschte mich nicht. Sprechen wir jetzt jedoch von meinem Verkehr mit Frau Dupin, der zu vielem Weiteren den Anlaß gegeben.

Frau Dupin war, wie man weiß, eine Tochter Samuel Bernards und der Frau Fontaine; es waren ihrer im ganzen drei Schwestern, die man die drei Grazien nennen konnte: Frau de la Touche, welche mit dem Herzog von

*) Hiervon war ich so felsenfest überzeugt, daß ich die Handschrift meiner Bekenntnisse gerade ihm anvertraute, als ich nach Paris zurückgekehrt. Der mißtrauische Jean Jaques hat nie an Treulosigkeit und Falschheit glauben mögen, als bis er beider Opfer geworden.

Kingston nach England durchging, Frau von Arty, die Geliebte und was mehr sagen will, die Freundin, die einzige aufrichtige Freundin des Prinzen von Conti, eine um der Sanftheit und Güte ihres wundervollen Charakters wie um der Zierlichkeit ihres Geistes und der unerschütterlichen Heiterkeit ihres Gemütes willen gleich anbetungswürdige Frau. Und endlich Frau Dupin, die Schönste der drei und die Einzige, der man in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Seitensprung hat vorwerfen können. Ihre Mutter schenkte sie zusammen mit der Stellung eines Generalpächters und einem unermeßlichen Vermögen dem Herrn Dupin als Lohn für die Gastfreundschaft, mit der er sie in seiner Provinz aufgenommen hatte. Als ich sie das erste Mal sah, war sie noch eine der schönsten Frauen von Paris. Sie empfing mich beim Ankleiden. Ihre Arme waren nackt, ihre Haare aufgelöst, und ihr Pudermantel hing nur lose über ihren Schultern. Ein solcher Empfang war mir völlig neu, und mein armer Kopf konnte ihm nicht widerstehen, mir ward beklommen zu Mut, ich verlor die Fassung und . . kurz, ich verliebte mich in Frau Dupin.

Meine Verwirrung schien mir jedoch bei ihr nicht zu schaden, jedenfalls bemerkte sie sie kaum. Sie nahm mein Werk und seinen Verfasser freundlich auf, sprach gescheit und sachverständig mit mir über mein System, sang, begleitete sich auf dem Klavier, behielt mich zu Tisch und ließ für mich an ihrer Seite decken. Alles das wäre aber garnicht nötig gewesen, um mich närrisch zu machen, und so wurde ich es denn auch gründlich. Sie erlaubte mir, sie zu besuchen, ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch, ja sogar Mißbrauch. Ich besuchte sie fast alle Tage und aß zwei bis dreimal in der Woche bei ihr. Ich starb vor Verlangen, ihr meine Liebe zu gestehen, aber ich wagte es niemals. Verschiedene Gründe verstärkten noch meine natürliche Zaghaftigkeit. Der Verkehr in einem reichen Hause war die Tür zu allem Glück, bei meiner Lage wollte ich mich daher nicht der *Gefahr* aussetzen, sie mir zu verschließen. Und Frau *Dupin war trotz* all ihrer Freundlichkeit doch ernst und

kühl, ich konnte in ihrem Benehmen durchaus nichts Entgegenkommendes entdecken, was mir ein Recht zur Kühnheit gegeben hätte. Ihr Haus war damals das glanzvollste in ganz Paris und versammelte einen Kreis bei sich, der nur etwas weniger zahlreich hätte sein müssen, um in jeder Beziehung für den ausgewähltesten gelten zu dürfen. Sie liebte es, alle Leute bei sich zu sehen, die nur irgend Glanz um sich verbreiteten: Große, Gelehrte und schöne Frauen. Man traf bei ihr nur Herzöge, Gesandte und Ritter vom Orden des heiligen Geistes. Die Frau Prinzessin von Rohan, die Gräfin von Forcalquier, Frau von Mirepoix, Frau von Brignole und Milady Hervey konnten für ihre Freundinnen gelten. Herr von Fontenelle, der Abbé von Saint-Pierre, der Abbé Sallier, Herr von Fourmont, Herr von Bernis, Herr von Buffon und Herr von Voltaire gehörten aufs engste zu ihrem Kreise und zu ihrer Tafel. Wenn ihr zurückhaltendes Benehmen die jungen Leute nicht allzu zahlreich herbeilockte, so war ihre dadurch um so erlesener zusammengesetzte Gesellschaft desto achtunggebietender, und der arme Jean Jacques durfte sich nicht einbilden, inmitten dieses glänzenden Kreises beträchtlich hervortreten zu können. Ich wagte also nicht, mich ihr mündlich zu entdecken, da ich aber auch das Schweigen nicht länger ertragen konnte, so schrieb ich ihr. Sie behielt meinen Brief zwei Tage, ohne mir ein Wort darüber zu sagen. Am dritten gab sie ihn mir mit einigen ermahnenden Worten zurück, deren kühler Ton mich zu Eis erstarren ließ. Ich wollte sprechen, aber die Worte erstarben mir auf den Lippen, meine rasche Leidenschaft starb mit meiner Hoffnung dahin, und nach einer in schicklicher Form vorgebrachten Entschuldigung fuhr ich fort mit ihr wie vorher zu verkehren, nur daß ich auch nicht einmal mehr mit den Augen zu ihr zu sprechen wagte.

Ich hielt meine Torheit für vergessen, aber ich täuschte mich. Herr von Francueil, der Sohn des Herrn Dupin und der Stiefsohn seiner Frau, stand mit ihr und mit mir ungefähr in gleichem Alter. Er war klug und wohlgewachsen und konnte sich von den Frauen schon etwas

erwarten. So erzählte man sich denn auch, er täte dies seiner Stiefmutter gegenüber, aber vielleicht entsprang dieses Gerücht nur dem Umstande, daß sie ihm zwar eine sehr sanftmütige, aber recht häßliche Frau gegeben hatte und mit beiden im besten Einvernehmen lebte. Herr von Francueil liebte und pflegte die Talente. Die Musik, von der er ziemlich viel verstand, brachte uns zusammen. Ich sah ihn oft und gewann ihn lieb: plötzlich gab er mir zu verstehen, daß Frau Dupin meine Besuche allzu häufig fände und mich bitten ließe, sie einzustellen. Diese kleine Artigkeit wäre vielleicht am Platze gewesen, als sie mir meinen Brief zurückgab, aber acht oder zehn Tage später, schien sie mir, da keine weitere Veranlassung vorlag, doch ein wenig gegenstandslos. Meine Stellung wurde noch absonderlicher dadurch, daß ich bei Herrn und Frau von Francueil seitdem nicht weniger gern gesehen wurde. Dennoch ging ich seltener hin und würde den Verkehr mit ihnen sogar völlig eingestellt haben, wenn Frau Dupin mich nicht in einer neuen unvorhergesehenen Laune hätte bitten lassen, für acht oder zehn Tage die Beaufsichtigung ihres Sohnes zu übernehmen, der gerade seinen Hausmeister wechselte und für diesen Zeitraum ohne Aufsicht blieb. Diese acht Tage wurden zu einer Marter, die einzig das Vergnügen, Frau Dupin gehorsam zu sein, erträglich machen konnte, denn der arme Chenonceaux besaß damals schon jenen Brausekopf, durch den er seine Familie beinahe entehrt hätte und der schuld daran war, daß er auf der Insel Bourbon gestorben ist. Während ich bei ihm war, verhinderte ich ihn, sich oder anderen ein Leid zuzufügen, das war aber auch alles, keineswegs jedoch ein Leichtes, und ich würde seine Beaufsichtigung für weitere acht Tage auch dann nicht übernommen haben, wenn Frau Dupin sich selber als Belohnung dafür ausgesetzt hätte.

Herr von Francueil freundete sich mit mir an, ich arbeitete mit ihm, und wir begannen zusammen bei Rouelle einen Kursus in der Chemie. Um ihm näher zu *sein,* verließ ich meinen Gasthof und bezog ein Zimmer *im Ballspielhause* in der Verdelet-Straße, welche die

Platrière-Straße, in der Herr Dupin wohnte, kreuzt. Dort bekam ich infolge eines vernachlässigten Hustens eine Lungenentzündung, an der ich beinahe gestorben wäre. In meiner Jugend habe ich oft dergleichen entzündliche Krankheiten gehabt, so Brustfellentzündungen und namentlich Bräune-Anfälle, die ich außerordentlich leicht bekam und hier nicht alle aufführen will, alle hatten mich jedoch dem Tode stets nahe genug gebracht, um mich mit seinem Bilde vertraut werden zu lassen. Während meiner Genesung fand ich vollauf Zeit, über meine Lage nachzudenken und meine Zaghaftigkeit, meine Schwäche und meine Trägheit zu beklagen, welche mich trotz des Feuers, das ich in mir verspürte, in geistiger Ohnmacht an der Pforte des Elends dahindämmern ließen. Am Abend vor dem Ausbruch meiner Krankheit hatte ich eine Oper Royers gesehen, die man damals gerade spielte; ihren Namen habe ich vergessen. Trotz meiner Schätzung für das Talent anderer, welche mich stets mit Mißtrauen gegen das meine erfüllte, konnte ich doch nicht umhin, diese Musik schwach, schwunglos und erfindungsarm zu finden. Von Zeit zu Zeit sagte ich mir, wahrscheinlich könntest du etwas weit Besseres leisten. Aber die schreckliche Vorstellung, die ich von der Komposition einer Oper hatte, und die Wichtigkeit, die ich die Leute vom Handwerk einem solchen Unternehmen beimessen sah, schreckte mich augenblicklich wieder zurück und ließen mich darüber erröten, daß ich überhaupt daran zu denken gewagt hatte. Wo sollte ich außerdem jemanden finden, der bereit war, mir einen Text zu liefern und die Worte nach meinen Angaben zu versetzen? Während meiner Krankheit tauchten all diese Gedanken jedoch wieder in mir auf, und in meinen Fieberanfällen komponierte ich Lieder, Duette und Chöre. Ich bin überzeugt, zwei oder drei Stücke di prima intenzione gemacht zu haben, welche vielleicht die Bewunderung der größten Meister in dieser Kunst erregt haben würden, wenn sie sie hätten hören können. Oh, könnte man die Träume eines Fiebernden festhalten, welche großen und erhabenen Dinge würde man nicht bisweilen aus seinem Wahne emporsteigen sehen!

Diese Musik- und Opernvorwürfe beschäftigten mich auch noch in der Zeit meiner Genesung, aber bei weitem ruhiger. Da ich unaufhörlich und sogar wider meinen Willen daran denken mußte, wollte ich endlich damit ins Klare kommen und versuchen, allein eine Oper, sowohl Text wie Musik, zu verfassen. Es war dieses nicht völlig mein erster Versuch. Schon in Chambéry hatte ich eine tragische Oper: Iphis und Anaxarete geschrieben, vernünftigerweise aber sofort wieder verbrannt. Eine andere unter dem Titel: die Entdeckung der neuen Welt, hatte ich in Lyon gedichtet, und nachdem ich sie Herrn Bordes, dem Abbé von Mably, dem Abbé Trublet und noch einigen anderen vorgelesen, schließlich doch wieder denselben Gebrauch von ihr gemacht, obgleich die Musik des Prologs und des ersten Aktes schon fertig war und David mir darüber gesagt hatte, sie enthalte Stellen, die eines Buononcini würdig seien.

Ehe ich mich dieses Mal ans Werk machte, ließ ich mir völlig Zeit, meinen Plan ruhig zu durchdenken. Ich plante ein heroisches Ballett über drei verschiedene, in drei Akte geteilte Vorwürfe, von denen jeder einen anderen musikalischen Charakter erhalten und jedesmal die Liebeshändel eines Dichters zum Gegenstande haben sollte, und deshalb trug die ganze Oper den Titel: Die galanten Musen. In meinem ersten, in kräftiger Musik geschriebenen Akte handelte es sich um Tasso, in dem zweiten, der von lauter zärtlicher Musik erfüllt war, um Ovid und der dritte, Anacreon mit Namen, sollte alle Heiterkeit des Dithyrambus atmen. Ich versuchte mich zuerst am ersten Akt und gab mich der Arbeit mit solcher Glut hin, daß ich zum ersten Male alle beglückenden Wonnen des musikalischen Schaffens durchlebte. Als ich eines Abends das Opernhaus zu betreten im Begriff stand, fühlte ich mich von meinen Gedanken so gequält und beherrscht, daß ich mein Geld wieder in meine Tasche steckte, nach Hause lief, mich einschloß und mich dann auf mein Bett warf, nachdem ich noch gar sorgsam *alle Vorhänge* herabgelassen hatte, damit das Tageslicht *nicht zu mir* hereindringen möchte; und dann überließ

ich mich völlig all meiner musikalischen und dichterischen Raserei und schuf wie im Fluge in sieben oder acht Stunden den besten Teil meines Aktes. Ich darf sagen, daß meine Liebe zur Prinzessin von Ferrara (denn ich war natürlich der Tasso) und meine edlen und stolzen Gefühle ihrem ungerechten Bruder gegenüber mir eine hundertmal wonnevollere Nacht bescherten, als ich sie in den Armen der Prinzessin selber hätte erleben können. Morgens fand ich in meinem Kopf nur noch einen kleinen Teil von dem wieder, was ich geschaffen, aber dieses Wenige von Müdigkeit und Schlaf fast verdrängte verriet noch genug von der schwungvollen Kraft jenes Ganzen, dessen letzter Trümmer es war.

Dieses Mal kam ich mit meiner Arbeit nicht sehr weit, da ich durch andere Geschäfte abgelenkt wurde. Während ich mich mit dem Hause Dupin aufs engste verband, hatten mich Frau von Beuzenval und Frau von Brogli, die ich noch von Zeit zu Zeit besuchte, nicht vergessen. Der Graf von Montaigu, Hauptmann in den Garden, war eben zum Gesandten in Venedig ernannt worden. Es war auch dies eine Ernennung von Barjacs Gnaden*), dem er eifrigst um den Bart gegangen. Sein Bruder, der Chevalier von Montaigu, Erzieher seiner Königlichen Hoheit des Dauphins, war ein Bekannter dieser beiden Damen und des Abbés Alary von der französischen Akademie, mit dem ich ebenfalls bisweilen zusammenkam. Frau von Brogli erfuhr, daß der Gesandte einen Sekretär suche, und schlug mich vor. Wir traten in Unterhandlung. Ich forderte fünfzig Louisdors Gehalt, und das war recht wenig für eine Stellung, in der man zu einem gewissen Auftreten gezwungen war, er wollte mir jedoch nur hundert Pistolen geben, und dazu sollte ich die Reise noch auf eigene Kosten machen. Das Angebot war lächerlich, wir konnten uns daher nicht einigen. Herr von Francueil tat das seinige, um mich zurückzuhalten, und so blieb ich denn. Herr von Montaigu reiste mit einem anderen Sekretär Namens Follau ab, den ihm das Ministerium des Auswärtigen überlassen

*) Barjac war der *Kammerdiener* des Kardinals von Fleury.

hatte. Kaum waren sie jedoch in Venedig angelangt, so entzweiten sie sich bereits, und Follau, welcher einsah, daß er es mit einem Narren zu tun hatte, ließ ihn im Stich. Da Herr von Montaigu sonst nur noch einen jungen Abbé, von Binis mit Namen, als Schreiber des Sekretärs mit sich hatte, der die Stellung desselben unmöglich ausfüllen konnte, so wandte er sich wiederum an mich. Sein Bruder, der Chevalier, war ein kluger Mann und machte mich darauf aufmerksam, daß mit der Stellung eines Sekretärs bestimmte Rechte verbunden seien, und hierdurch gelang es ihm geschickt, mich mit einem Gehalte von tausend Franken zur Annahme zu bewegen. Für die Reise bekam ich zwanzig Louisdors, und so machte ich mich denn auf den Weg.

(1743—1744). Von Lyon aus wäre ich gern über den Mont Cenis weiter gereist, um meine arme Mama für einen Augenblick zu sehen, aber ich fuhr die Rhone hinab und schiffte mich in Toulon ein, sowohl wegen des Krieges, wie aus Sparsamkeitsrücksichten; außerdem wollte ich mir einen Paß von Herrn von Mirepoix ausstellen lassen, der damals in der Provence befehligte und an den ich gewiesen war. Inzwischen schrieb mir Herr von Montaigu einen Brief über den anderen, um mich zur Beschleunigung meiner Reise zu drängen, da er ohne mich nicht auszukommen wußte. Ein Unfall verzögerte sie jedoch.

Die Pest herrschte damals in Messina. Die englische Flotte hatte dort vor Anker gelegen und durchsuchte dann die Felucke, auf der ich mich befand. Als wir dann nach einer langen und mühseligen Fahrt in Genua anlangten, wurden wir aus diesem Grunde einer Quarantäne von einundzwanzig Tagen unterworfen. Man überließ uns Reisenden die Wahl, ob wir sie an Bord oder im Lazarett durchmachen wollten, in welchem wir allerdings, wie man uns sagte, nur kahle Wände finden würden, da man noch nicht Zeit gehabt hatte, die Räume auszustatten. Alle entschieden sich für die Felucke, mich *dagegen* bestimmte die unerträgliche Hitze, der enge *Raum, die* Unmöglichkeit sich Bewegung zu schaffen

und das Ungeziefer auf jede Gefahr hin, das Lazarett vorzuziehen. Ich wurde also in ein großes zweistöckiges völlig kahles Gebäude geführt, in dem ich weder Fenster noch Tisch vorfand, weder Bett noch Stuhl, ja nicht einmal einen Schemel, um mich darauf zu setzen, oder ein Bund Stroh, um darauf zu schlafen. Man brachte mir meinen Mantel, meinen Schlafsack, meine beiden Koffer, dann schloß man schwere Türen mit schweren Riegeln hinter mir zu, und ich blieb allein und konnte als unumschränkter Herr ganz nach meinem Belieben von Zimmer zu Zimmer und von Stockwerk zu Stockwerk gehen, um überall auf die gleiche Einöde und die gleiche Kahlheit zu stoßen.

Alles dieses ließ mich jedoch nicht bereuen, mich für das Lazarett und nicht für die Felucke entschieden zu haben, und wie ein neuer Robinson fing ich an, mich für die einundzwanzig Tage so häuslich einzurichten, als ob ich mein ganzes Leben dort verbringen sollte. Zunächst ward mir das Vergnügen, auf die Flohjagd zu gehen, denn ich hatte deren genug in der Felucke aufgelesen. Als ich nach öfterem Wechsel von Wäsche und Kleidungsstücken sie endlich alle losgeworden war, ging ich zur Einrichtung des Zimmers über, das ich mir zum Aufenthalt erwählt. Aus meinen Röcken und Hemden machte ich mir eine gute Matratze, aus mehreren Mundtüchern, die ich zusammennähte, Bettlaken, aus meinem Schlafrocke eine Decke und aus meinem aufgerollten Mantel ein Kopfkissen. Der eine flach hingestellte Koffer diente mir als Stuhl, der andere ward aufgerichtet und gab einen Tisch ab. Ich zog Papier und Schreibzeug hervor und stellte ein dutzend Bücher, die ich bei mir hatte, wie eine Bibliothek auf. Kurz, ich machte es mir so bequem, daß ich mich, abgesehen von den mangelnden Fenstervorhängen in dem völlig kahlen Lazarett fast ebenso wohl fühlte, wie in meinem Ballspielhause in der Verdelet-Straße.

Meine Mahlzeiten wurden mir mit großem Gepränge aufgetragen: zwei Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonett gaben ihnen das Geleit, die Treppe war mein Speisesaal, der Treppenabsatz mein Tisch, die darunterliegende

Stufe mein Stuhl, und wenn das Essen aufgetragen, zog man sich zurück und gab mir durch einen Glockenanschlag das Zeichen. Wenn ich zwischen meinen Mahlzeiten weder las noch schrieb, noch an der Einrichtung meines Zimmers arbeitete, so ging ich in dem protestantischen Kirchhofe, der mir den Garten ersetzte, spazieren oder ich stieg auf den Boden hinauf und sah durch eine Dachluke, die auf den Hafen hinausging, die Schiffe ein- und ausfahren. Auf diese Weise verbrachte ich vierzehn Tage und hätte auch gerne die ganzen zwanzig dort bleiben mögen, ohne mich einen Augenblick zu langweilen, wenn es dem Herrn von Jonville, dem französischen Gesandten, dem ich einen mit Essig durchräucherten und halbverbrannten Brief überreichen ließ, nicht gelungen wäre, meine Zeit um acht Tage abzukürzen; ich verbrachte sie in seinem Hause und will gerne gestehen, daß ich dabei besser fuhr und vor allem besser schlief als im Lazarett. Er erwies mir tausend Freundlichkeiten. Dupont, sein Sekretär, war ein netter Mensch, der mich sowohl in Genua wie auf dem Lande in mehrere Häuser einführte, wo es ziemlich lustig herging. Wir befreundeten uns und wechselten noch ziemlich lange Briefe miteinander. Ich setzte meinen Weg aufs angenehmste durch die Lombardei fort, sah Mailand, Verona, Brescia, Padua und langte endlich, von meinem Herrn Gesandten ungeduldig erwartet, in Venedig an.

Ich fand einen Haufen von Depeschen sowohl vom Hofe wie von anderen Gesandten vor, deren chiffrierte Teile er nicht hatte entziffern können, obgleich er alle Schlüssel besaß. Da ich mein Lebtag in keinem Bureau gearbeitet, noch eine ministerielle Chiffernschrift gesehen hatte, so fürchtete ich zunächst, ich würde in die äußerste Verlegenheit geraten, aber bald fand ich, daß nichts einfacher sei, und in weniger als acht Tagen hatte ich das Ganze entziffert, was übrigens kaum der Mühe verlohnte, denn abgesehen davon, daß es auf der Gesandtschaft in Venedig an sich nicht viel zu tun gibt, schien man auch nicht willens zu sein, einem Manne wie meinem Gesandten *auch nur die* geringste Unterhandlung anzuvertrauen.

Bis zu meiner Ankunft hatte er sich in äußerster Verlegenheit befunden, da er weder zu diktieren, noch lesbar zu schreiben verstand. Er fühlte, wie nützlich ich ihm wurde, und behandelte mich daher gut, und noch ein anderer Grund bestimmte ihn dazu. Seit der Verabschiedung seines Vorgängers, des Herrn von Froulay, der wahnsinnig geworden war, hatte man den französischen Konsul Le Blond mit Namen mit den Geschäften der Gesandtschaft betraut, und sie blieben auch nach der Ankunft des Herrn von Montaigu in seinen Händen, bis er ihn genügend würde eingeweiht haben. Herr von Montaigu jedoch ward eifersüchtig darüber, daß ein anderer sein Amt versah, obgleich er selber unfähig dazu gewesen wäre, und warf seinen ganzen Groll auf den Konsul. Sobald ich dann eingetroffen, nahm er ihm die Sekretärsgeschäfte der Gesandtschaft ab und übertrug sie mir. Sie waren von dem Titel unzertrennlich, deshalb hieß er mich ihn annehmen, und solange ich bei ihm blieb, entsandte er unter diesem Titel niemals jemand anderen, denn mich an den Senat oder den Unterhändler desselben, und im Grunde war es ja auch ganz natürlich, daß er zum Gesandtschaftssekretär lieber einen völlig von sich abhängigen Menschen haben wollte, als einen Konsul oder einen vom Hofe ernannten Bureaubeamten.

Das machte meine Stellung sehr angenehm und benahm es seinen Edelleuten, welche ebenso wie seine Pagen und die meisten seiner Diener Italiener waren, mir den Vorrang in seinem Hause streitig zu machen. Ich benutzte das damit verbundene Ansehen erfolgreich, um das Freistättenrecht seines Hauses gegen die wiederholt unternommenen Verletzungsversuche zu schützen, denen sich venezianische Offiziere wohl zu widersetzen hüteten. Andererseits duldete ich allerdings auch niemals, daß Banditen bei uns Zuflucht suchten, obgleich mir das hätte Gewinn bringen können, den mit mir zu teilen Seine Exzellenz sicherlich nicht verschmäht haben würde.

Er erdreistete sich sogar, Anspruch auf die dem Sekretariate zustehenden sogenannten Kanzleigebühren zu erheben. Man war zwar im Kriege, das hinderte aber nicht,

daß gar viele Pässe ausgestellt werden mußten. Für jeden dieser Pässe mußte dem Sekretär, der ihn ausstellte und gegenzeichnete, eine Zechine entrichtet werden. All meine Vorgänger hatten sie sich denn auch unterschiedslos von Franzosen und Fremden zahlen lassen. Ich fand diesen Brauch ungerecht, und ohne Franzose zu sein, schaffte ich ihn für die Franzosen ab, aber jedem anderen gegenüber hielt ich so streng an meinem Rechte fest, daß ich, als der Marquis Scotti, ein Bruder des Günstlings der Königin von Spanien, einmal nach einem Passe gesandt hatte, ohne die Zechine mitzuschicken, sie von ihm einfordern ließ, eine Kühnheit, die der rachsüchtige Italiener nicht vergaß. Sobald die Änderung, die ich in den Paßgebühren hatte eintreten lassen, bekannt wurde, erschienen fortan nur noch paßbedürftige Scharen von angeblichen Franzosen, welche sich in einem abscheulichen Kauderwelsch bald für Provençalen, bald für Picarden und bald für Burgunder ausgaben. Da ich ein ziemlich feines Gehör besitze, ließ ich mich von ihnen wohl kaum hinters Licht führen; ich glaube nicht, daß ein einziger Italiener mir meine Zechine weggeschnappt und ein einziger Franzose sie bezahlt hat. Ich beging die Dummheit Herrn von Montaigu, der von nichts eine Ahnung hatte, die Änderung, die ich vorgenommen, mitzuteilen. Bei dem Worte Zechine spitzte er die Ohren, und ohne mir seine Meinung über die Befreiung der Franzosen von dieser Abgabe zu sagen, verlangte er, ich solle ihm über die anderen Rechnung ablegen und den Eingang mit ihm teilen. Mehr aus Entrüstung über diese Niedrigkeit als aus Angst um meinen Vorteil, wies ich seinen Vorschlag heftig und laut zurück. Er beharrte darauf, und schließlich geriet ich in Hitze. „Nein," rief ich lebhaft, „Eure Exzellenz mögen behalten, was ihr zusteht, dafür aber auch mir das meinige nicht schmälern, ich werde ihr niemals auch nur einen Heller davon abgeben." Da er sah, daß er auf diesem Wege nichts erreichen würde, schlug er einen anderen ein und schämte sich nicht, mir zu sagen, da ich ja die Einkünfte der Kanzlei hätte, sei es auch *billig, daß ich* die Unkosten dafür bestritte. Ich wollte

über diesen Punkt nicht rechten und bezahlte daher fortan von meinem Gelde Tinte, Papier, Siegellack, Kerzen und was dergleichen mehr ist bis hinauf zu dem Amtssiegel, das ich erneuern ließ, ohne daß er mir jemals einen Pfennig dafür zurückerstattet hätte. Alles dieses hinderte mich jedoch nicht, einen kleinen Teil der Paßeinkünfte dem Abbé von Binis abzutreten, einem gutmütigen Menschen, der weit davon entfernt war, auf dergleichen Anspruch zu erheben. Er war gefällig gegen mich und ich nicht weniger artig gegen ihn, und so sind wir denn stets gut miteinander ausgekommen.

Was die Führung der Geschäfte anbelangte, so fand ich sie für einen Mann ohne Erfahrung an der Seite eines Gesandten, der deren nicht mehr besaß und dessen Unwissenheit und Eigensinn zudem noch wie zum Vergnügen allem entgegenarbeitete, was mir der gesunde Menschenverstand und einige Einsicht an Gutem für seinen und des Königs Dienst eingeben mochten, weniger schwer, als ich befürchtet hatte. Das Verständigste, was er tat, war seine Verbindung mit dem Marquis von Mari, dem spanischen Gesandten, einem geschickten schlauen Manne, der ihn, sobald er es gewollt, an der Nase hätte herumführen können; da die beiden Kronen jedoch gemeinsame Interessen hatten, riet er ihm gewöhnlich ziemlich gut, wenn auch der andere diese Ratschläge stets dadurch verdarb, daß er bei der Ausführung etwas von dem Seinen hinzutat. Die einzige Sache, die sie gemeinsam zu betreiben hatten, war die Wahrung der Neutralität seitens der Venezianer. Diese verfehlten nicht, immer wieder ihre Treue in der Beobachtung derselben zu versichern, während sie jedoch den österreichischen Truppen ganz öffentlich Munition und sogar Rekruten unter dem Vorwande zukommen ließen, es seien Deserteure. Herr von Montaigu, der sich, wie ich glaube, der Republik gefällig erweisen wollte, verfehlte denn auch trotz all meiner Vorstellungen nicht, in allen unseren Depeschen zu versichern, daß sie die Neutralität niemals brechen würden. Der Eigensinn und die Dummheit dieses armen Menschen zwangen mich fortwährend Ungeheuer-

lichkeiten zu schreiben und zu begehen, da ich als sein Beamter mich dem nicht widersetzen konnte, aber meine Stellung wurde mir dadurch oft recht unerträglich, ja unausfüllbar gemacht. So wollte er zum Beispiel unweigerlich, daß der größte Teil aller Depeschen an den König und an den Minister chiffriert würde, obgleich weder die einen noch die anderen irgend etwas enthielten, was die Vorsicht auch nur im entferntesten hätte rechtfertigen können. Ich stellte ihm vor, daß zwischen Freitag, wo die Depeschen des Hofes eingingen, und Sonnabend, wo wir die unseren abschickten, bei der außerordentlich zahlreichen Korrespondenz, die ich für denselben Kurier fertig zu halten hatte, keine Zeit bliebe, derartig viele Nachrichten in Chiffern aufzusetzen. Er fand dagegen ein wunderbares Auskunftsmittel: ich sollte nämlich von nun an schon am Donnerstag die Antwort für die Depeschen aufsetzen, die erst am Freitag eingingen. Dieser Gedanke erschien ihm derartig glücklich, daß er, trotz allem, was ich ihm über die Unmöglichkeit, ja Absurdität seiner Verwirklichung sagte, beibehalten wurde; so habe ich denn in all der Zeit, die ich bei ihm blieb, aus dem, was er mir im Verlauf der Woche im Vorübergehen sagte, und aus einigen belanglosen Nachrichten, die ich hier oder dort erhaschen konnte, stets am Donnerstag Morgen einen Entwurf für die Depeschen zusammengedrechselt, welche am Sonnabend abgehen sollten und, außer einigen Änderungen oder Hinzufügungen, die ich in aller Eile auf Grund der am Freitag eintreffenden Nachrichten, auf welche unsere Depeschen ja Antworten sein sollten, vornahm, auch abgingen. Er besaß noch eine andere äußerst drollige Wunderlichkeit, welche seine Korrespondenz lächerlicher machte, als man es sich vorstellen kann: er schickte nämlich jede Nachricht an ihre Quelle zurück, anstatt sie ruhig ihren Lauf nehmen zu lassen. Er sandte Herrn Amelot die Nachrichten vom Hof, Herrn von Maurepas die aus Paris, Herrn von Havrincourt die aus Schweden und Herrn von La Chetardie die aus Peters*burg, manchmal* also einem jeden gerade die, welche von *ihm selber* stammten, nur daß ich sie in etwas andere

Ausdrücke hatte kleiden müssen. Da er von allem, was ich ihm zur Unterschrift vorlegte, nur die Depeschen an den Hof flüchtig durchlas, die an die anderen Gesandten aber ungelesen unterzeichnete, so konnte ich diese wenigstens etwas mehr in meinem Sinne halten und die Neuigkeiten sich darin wenigstens kreuzen lassen. Die wichtigen Depeschen vernünftig abzufassen, blieb mir jedoch nach wie vor unmöglich, ich mußte schon glücklich sein, wenn er es sich nicht beifallen ließ, aus dem Stegreif einige Zeilen seiner eigenen Weisheit hereinzuflicken, was mich dann jedesmal zwang, die ganze mit dieser neuen Dummheit geschmückte Depesche in aller Eile umzuschreiben und seinen Worten sogar noch die Ehre der Chiffernschrift zuteil werden zu lassen, da er die Depesche sonst nicht unterschrieben haben würde. Unzählige Male fühlte ich mich aus Liebe zu seinem Ruhme versucht, etwas anderes zu chiffrieren, als er angegeben, da ich jedoch empfand, daß nichts mich zu einer derartigen Untreue berechtigte, ließ ich ihn denn ruhig auf seine Gefahr hin seinen Unsinn phantasieren und begnügte mich damit, ihm offen meine Meinung zu sagen und meine Pflichten gegen ihn nach besten Kräften zu erfüllen.

Und das tat ich stets mit einer Redlichkeit, einem Eifer und einem Mute, die von seiner Seite einen anderen Lohn verdient hätten, als den, der ihnen schließlich zuteil wurde. Es war an der Zeit, daß ich endlich einmal das war, wozu mich der Himmel durch den glücklichen Charakter gemacht hatte, den er mir verliehen, die beste aller Frauen, durch die Erziehung, die sie mir hatte zuteil werden lassen, und ich selber durch die Selbsterziehung, die ich an mir vollbracht: und jetzt war ich es. Mir ganz allein überlassen, ohne Freunde, ohne Ratgeber, ohne Erfahrung, in einem fremden Lande, im Dienst einer fremden Nation, umgeben von einer Schar von Gaunern, welche aus Eigennutz und um das Ärgernis eines guten Beispieles aus dem Wege zu schaffen, mich drängten, ihnen nachzueifern, diente ich, weit davon entfernt, ihnen Gehör zu schenken, Frankreich, dem ich nichts schuldete, gut und, wie es *billig* war, dem Gesandten noch besser in

allem, was von mir abhing. Durch die tadellose Ausfüllung einer der Beobachtung im weitesten Maße ausgesetzten Stellung verdiente und errang ich die Achtung der Republik, die Schätzung aller Gesandten, mit denen wir im Briefwechsel standen, und die Zuneigung aller in Venedig lebenden Franzosen, sogar den Konsul nicht ausgenommen, den ich zu meinem Bedauern aus der ihm geschuldeten Stellung verdrängt hatte, und aus der mir nun mehr Bürde als Freude erwuchs.

Da sich Herr von Montaigu rückhaltlos dem Marquis von Mari anschloß, welcher sich jedoch unmöglich um die kleinen Angelegenheiten, die zu den Pflichten desselben gehörten, kümmern konnte, so vernachlässigte er sie dermaßen, daß die in Venedig lebenden Franzosen niemals gemerkt hätten, ob ein Gesandter ihres Volkes in dieser Stadt lebe. Da sie stets, wenn sie seines Schutzes bedurften, abgewiesen wurden, ohne daß er sie auch nur angehört hätte, so gaben sie es schließlich ganz auf, und man sah ihrer keinen weder in seinem Gefolge, noch an seiner Tafel, zu der er sie niemals lud. Oft tat ich aus eigenem Antriebe, was er hätte tun müssen, und erwies den Franzosen, die sich an ihn oder an mich um Beistand wandten, alle Dienste, die nur irgend in meiner Macht standen. In jedem anderen Lande würde ich noch mehr getan haben, aber da ich mich in meiner amtlichen Stellung an niemanden wenden konnte, der einigen Einfluß besaß, so sah ich mich oft gezwungen, meine Zuflucht zu dem Konsul zu nehmen, und der Konsul, der mit seiner Familie in Venedig ansässig war, hatte Rücksichten zu beobachten, die ihn oft daran verhinderten, alles das zu tun, was er gerne gewollt hätte. Bisweilen ließ ich mich jedoch, wenn ich sah, daß er wankte und nicht zu sprechen wagte, zu ziemlich gewagten Schritten hinreißen, von denen manche gelangen. Ich entsinne mich einer Angelegenheit, über die ich noch jetzt in der Erinnerung herzlich lachen muß: man wird schwerlich vermuten, daß ich es bin, dem die Pariser Theaterfreunde Corallina und ihre Schwester Camilla zu verdanken haben, und dennoch ist dem so. *Veronese, ihr* Vater, hatte für sich und seine Kinder mit

der Italienischen Truppe einen Vertrag abgeschlossen, nachdem er aber zweitausend Franken Reisegeld erhalten, blieb er, anstatt abzureisen, ruhig bei dem Theater von San-Luca*) in Venedig, wo Corallina, so jung sie auch war, allabendlich ein ausverkauftes Haus schuf. Der Herzog von Gesvres forderte in seiner Eigenschaft als Oberkammerherr den Gesandten schriftlich auf, die Auslieferung des Vaters und der Tochter durchzusetzen. Herr von Montaigu reichte mir den Brief und faßte seine ganze Instruktion in die Worte zusammen: „Lesen Sie das selbst." Ich begab mich zu Herrn Le Bond und bat ihn, mit dem Nobile, welchem das Theater San-Luca gehörte, und der, wie ich glaube, ein Zustiniani war, Rücksprache zu nehmen und von ihm zu erreichen, daß er Veronese, der für den Dienst des Königs geworben sei, fortschicke. Le Blond, dem an diesem Auftrage nicht allzuviel gelegen war, führte ihn schlecht aus, Zustiniani machte Ausflüchte, und Veronese wurde nicht entlassen. Ich ärgerte mich darüber. Man befand sich gerade im Carneval: ich nahm daher Mantel und Maske und ließ mich nach dem Palast Zustiniani fahren. Alle, welche meine Gondel mit den Abzeichen des Gesandten ankommen sahen, verwunderten sich, denn dergleichen hatte man in Venedig noch nicht gesehen. Ich betrat den Palast und ließ mich unter dem Namen „una siora maschera" anmelden. Sobald ich vorgelassen wurde, nahm ich meine Maske ab und nannte meinen Namen. Der Senator erbleichte und blieb starr vor Staunen. „Nur zu meinem größten Bedauern belästige ich Euer Exzellenz mit meinem Besuch," sagte ich zu ihm auf Venezianisch, „aber Sie beschäftigen in Ihrem Theater San-Luca einen Mann namens Veronese, der für den Dienst des Königs gedungen ist und den man bisher ohne Erfolg gefordert hat, ich komme jetzt, seine Entlassung im Namen seiner Majestät zu verlangen." Meine kurze Rede tat ihre Wirkung. Kaum hatte ich den Palast verlassen, so lief der Senator zu den Staatsinquisitoren, um ihnen von seinem

*) Vielleicht war es auch San Samuel. Für Eigennamen habe ich kein Gedächtnis mehr.

Erlebnis Mitteilung zu machen, und diese wuschen ihm gründlich den Kopf. Veronese wurde am selben Tage entlassen. Ich ließ ihm sagen, ich würde ihn, wenn er nicht binnen acht Tagen abgereist sei, verhaften lassen, und so reiste er denn.

Bei einer anderen Gelegenheit zog ich und zwar allein und fast ohne jeden anderen Beistand den Kapitän eines Kauffahrteischiffes aus der höchsten Verlegenheit. Es war der Kapitän Olivet aus Marseille, den Namen des Schiffes habe ich vergessen. Seine Mannschaft hatte einen Streit mit Slavonen gehabt, die im Dienste der Republik standen, es waren dabei Gewalttätigkeiten vorgefallen, und der deshalb über das Schiff verhängte Arrest wurde mit solcher Strenge beobachtet, daß niemand außer dem Kapitän es ohne Erlaubnis verlassen oder betreten durfte. Er ging den Gesandten um Beistand an und wurde abgewiesen; darauf ging er zum Konsul, der ihm sagte, er könne sich in die Sache nicht mischen, da es keine Handelsangelegenheit sei. Da er nun nicht wußte, was er tun sollte, kam er zu mir. Ich stellte Herrn von Montaigu vor, er müsse mir erlauben, in dieser Angelegenheit eine Beschwerde an den Senat zu richten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob er seine Einwilligung gab und ob ich die Beschwerde einreichte, aber ich weiß noch ganz genau, daß all meine Schritte zu nichts führten, und da die Sperre des Schiffes fortdauerte, faßte ich einen Entschluß, der zum Ziel führte. Ich tat in einer Depesche an Herrn von Maurepas dieser Angelegenheit Erwähnung und konnte Herrn von Montaigu nur mit großer Mühe dazu bewegen, diese Stelle stehen zu lassen. Es war mir bekannt, daß unsere Depeschen, obgleich es sich kaum der Mühe verlohnte, in Venedig geöffnet wurden, ja ich besaß den Beweis dafür in den Zeitungen, welche unsere Nachrichten oft Wort für Wort abdruckten, aber stets hatte ich vergeblich versucht, den Gesandten zu einer Beschwerde über diese Untreue zu veranlassen. Jetzt beabsichtigte ich durch die Erwähnung jener Plackerei in *einer Depesche* mir ihre Neugierde zunutze zu machen, *ihnen Furcht* einzujagen und sie dadurch zur Freigabe

des Schiffes zu veranlassen, denn hätte man erst die Antwort des Hofes abwarten müssen, so wäre der Kapitän lange vor ihrem Eintreffen bereits zu Grunde gerichtet gewesen. Ich tat noch mehr, ich begab mich ans Schiff, um die Mannschaft zu verhören. Mit mir nahm ich den Abbé Patizel, den Konsulatskanzler, aber er kam nur mit großer Unlust, denn all diese armen Leute hatten schreckliche Furcht davor, das Mißfallen des Senates zu erregen. Da ich der Sperre wegen das Schiff nicht betreten durfte, blieb ich in meiner Gondel und begann dort mein Verhör, indem ich mit lauter Stimme alle Leute der Mannschaft nach einander befragte und meine Fragen auf eine Weise stellte, die nur günstige Antworten zur Folge haben konnte. Vorher hatte ich versucht, Patizel zur Stellung der Fragen und Führung des Verhörs zu veranlassen, was ihm bei seinem Amte auch eher zugestanden hätte als mir. Aber er hatte es unter gar keinen Umständen tun wollen, sprach kein einziges Wort und wollte sich kaum herbeilassen, das Protokoll nach mir zu unterzeichnen. Dieser etwas gewagte Schritt hatte dennoch einen guten Erfolg, und das Schiff wurde lange vor dem Eintreffen der Antwort des Ministers freigegeben. Der Kapitän wollte mir ein Geschenk machen. Ohne darüber aufgebracht zu werden, klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte: „Kapitän Olivet, glaubst du, daß der, welcher von den Franzosen die üblichen Paßgebühren nicht mehr erhebt, der geeignete Mann sei, ihnen den Schutz ihres Königs zu verkaufen?“ Er wollte nun wenigstens mir zu Ehren ein Gastmahl an Bord veranstalten, da hinein willigte ich und brachte den Spanischen Gesandtschaftssekretär namens Carrio mit mir, einen ungemein geistvollen und liebenswürdigen Mann, den man später als Gesandtschaftssekretär und Geschäftsträger in Paris gesehen, und mit dem ich mich nach dem Beispiele unserer Gesandten aufs engste verbunden hatte.

Während ich mit der größten Uneigennützigkeit alles Gute tat, was nur irgend in meiner Macht stand, wollte es mir leider nicht gelingen, genügende Ordnung und Aufmerksamkeit in allen Kleinigkeiten und Einzelheiten

walten zu lassen, um nicht hintergangen zu werden und anderen auf meine Kosten behilflich zu sein. Da jedoch in Stellungen, wie es die meine war, die geringsten Versehen bisweilen beträchtliche Folgen nach sich ziehen können, so verwandte ich meine ganze Aufmerksamkeit darauf, wenigstens keine Fehler in meinem amtlichen Dienste zu begehen. Bis zuletzt erfüllte ich meine wesentlichsten Pflichten mit der größten Ordnung und Pünktlichkeit. Außer einigen Irrtümern, die mich unfreiwillige Eile beim Dechiffrieren begehen ließ und über die sich die Schreiber des Herrn Amelot einmal beklagten, hat weder der Gesandte, noch irgend jemand anderes mir jemals in all meinen Obliegenheiten auch nur die geringste Nachlässigkeit vorwerfen können, und das will für einen so nachlässigen und unbedachten Menschen wie mich etwas heißen: aber in den privaten Angelegenheiten, die ich auf mich nahm, ließ ich es bisweilen an Pünktlichkeit und Sorgfalt fehlen, stets hat mich jedoch die Liebe zur Gerechtigkeit den entstandenen Schaden aus eigenen Mitteln und eigenem Antriebe wieder gut machen lassen, ehe noch jemand Klage geführt. Ich will hierfür eine einzige Tatsache angeben, die mit meiner Abreise aus Venedig zusammenhängt und deren Rückwirkung ich später in Paris zu spüren bekam.

Unser Koch namens Rousselot hatte aus Frankreich einen Schuldschein auf zweihundert Franken mitgebracht, den ein Venezianischer Edelmann namens Zanetto Nani einem seiner Freunde für Perückenlieferungen ausgestellt. Rousselot gab mir diesen Schuldschein und bat mich, ich möchte doch zusehen, ob ich nicht wenigstens auf dem Wege des Vergleichs etwas für seinen Freund herausschlagen könne. Sowohl er wie ich wußten, daß es bei den Venezianischen Edelleuten ständiger Brauch war, nach der Rückkunft in ihr Vaterland niemals die Schulden zu bezahlen, die sie im Auslande gemacht hatten, und wollte man sie dazu zwingen, so machten sie den unglücklichen Gläubiger durch so viele *Langwierigkeiten* und Unkosten mürbe, daß er die Sache *satt bekam*, alles hinwarf oder sich mit einem Nichts be-

schied. Ich bat Herrn Le Blond mit Zanetto zu sprechen. Dieser erkannte zwar den Schuldschein, aber nicht die Pflicht zu seiner Einlösung an. Nach langem Drängen erklärte er sich schließlich zu einer Zahlung von drei Zechinen bereit. Als Le Blond ihm darauf den Schuldschein brachte, waren die drei Zechinen nicht bei der Hand, es hieß also wieder warten. Und gerade in diese Wartezeit fiel mein Streit mit dem Gesandten und die Niederlegung meiner Stellung. Ich ließ die Gesandtschaftspapiere in der größten Ordnung zurück, nur Rousselots Schuldschein wollte sich nicht finden lassen. Herr Le Blond versicherte, ihn mir zurückgegeben zu haben. Ich kannte ihn als einen allzu redlichen Mann, um daran zu zweifeln, aber es war mir unmöglich, mich zu entsinnen, wohin der Schuldschein gekommen sei. Da Zanetto die Schuld anerkannt hatte, bat ich Herrn Le Bond, die drei Zechinen gegen Quittung in Empfang zu nehmen oder sich einen neuen Schuldschein ausstellen zu lassen. Sobald Zanetto den Verlust des Scheines erfuhr, wollte er weder etwas bezahlen, noch ihn erneuern. Ich bot Rousselot die drei Zechinen zur Begleichung des Schuldscheines aus meiner Tasche an, er schlug sie jedoch aus und sagte, ich solle mich in Paris mit dem Gläubiger, dessen Adresse er mir gab, auseinandersetzen. Der Perückenmacher wußte, was vorgefallen war, und wollte seinen Schuldschein oder sein Geld. Was hätte ich in meinem Ärger nicht hingegeben, um diesen verwünschten Schein wiederzufinden! So mußte ich die zweihundert Franken bezahlen, und sogar noch in der Zeit meiner ärgsten Bedrängnis. Auf diese Weise trug der Verlust des Schuldscheines dem Gläubiger die ganze Summe ein, während er, falls sich der Schein zu seinem Unglück wiedergefunden hätte, von seiner Exzellenz Zanetto Nani mit einiger Mühe die zehn versprochenen Taler bekommen haben würde.

Die natürliche Begabung, die ich in mir für mein Amt zu fühlen glaubte, ließ mich es mit Lust ausfüllen, und außer dem Verkehr mit meinem Freunde Carrio und mit dem tugendhaften Altuna, von dem ich bald noch

sprechen werde, fand ich, abgesehen von recht unschuldigen Zerstreuungen auf dem Marcusplatz, im Schauspiel und in einigen meist mit jenen zusammen gemachten Besuchen, meine höchste Freude in der Erfüllung meiner Pflichten. Obgleich meine Arbeit, zumal unter dem Beistande des Abbés von Binis, nicht sehr schwer war, so hatte ich doch bei der äußerst ausgebreiteten und durch den Krieg noch vergrößerten Korrespondenz vollauf zu tun. Ich arbeitete tagtäglich den größten Teil des Vormittags über, und wenn ein Kurier kam, manchmal sogar bis Mitternacht. Die übrige Zeit widmete ich dem Studium des Berufes, den ich begonnen und in dem ich in Anbetracht des guten Erfolges meines Anfanges hoffen durfte, in Zukunft, unter günstigeren Umständen für mich, beschäftigt zu werden. In der Tat herrschte nur eine Stimme über mich. Der Gesandte pries lebhaft die Dienste, die ich ihm erwiesen, und beklagte sich auch niemals über mich, seine spätere Wut entsprang nur dem Umstande, daß ich, nachdem ich meinerseits mich erfolglos über ihn beklagt hatte, schließlich meine Entlassung forderte. Die Gesandten und die Minister des Königs, mit denen wir in brieflichem Verkehr standen, sagten ihm über die Begabung seines Sekretärs viele Artigkeiten, welche ihm hätten schmeichelhaft sein müssen, in seinem hitzigen Kopfe jedoch leider genau das Entgegengesetzte hervorriefen. Eine vor allem, die er aus einem äußerst wichtigen Anlaß über mich zu hören bekam, hat er mir niemals verziehen. Die Sache verlohnt der Mühe, erzählt zu werden.

Es war ihm so völlig unmöglich, sich eine Beschränkung aufzuerlegen, daß er sogar am Sonnabend, dem Tage des Eintreffens fast aller Kuriere, die Erledigung der gesamten Arbeit nicht abwartete, ehe er ausging, sondern mich nur unaufhörlich zur Abfassung der Depeschen an den König und die Minister hetzte, sie in fliegender Eile unterzeichnete und dann seiner Wege ging, ohne die übrigen Briefe mit seiner Unterschrift zu versehen. Dies *zwang mich* dazu, wenn es sich nur um Nachrichten *handelte, eine* Art von unpersönlichem Bericht zu ver-

fassen, sobald jedoch Angelegenheiten in Betracht kamen, die den Dienst des Königs im besonderen betrafen, so mußte doch jemand unterzeichnen, und so tat ich es denn. Hiervon machte ich bei einer wichtigen Meldung Gebrauch, die uns von seiten des Herrn Vincent, dem Wiener Bevollmächtigten des Königs, zuging. Es war um die Zeit da der Prinz von Lobkowitz auf Neapel marschierte und der Graf von Gages jenen denkwürdigen Rückzug unternahm, der eines der schönsten Kriegsmanöver aller Jahrhunderte bedeutet, und von dem Europa viel zu wenig gesprochen hat. Die Meldung besagte, daß ein Mann, dessen Personalbeschreibung Herr Vincent uns beilegte, aus Wien abgereist sei und durch Venedig kommen müsse, um sich in größter Eile mit dem Auftrage in die Abruzzen zu begeben, dort das Volk beim Herannnahen der Österreicher zu einem Aufstande aufzuwiegeln. Während der Abwesenheit des Herrn Grafen von Montaigu, dem alles höchst gleichgültig war, ließ ich diese Meldung an den Marquis de L'Hospital so zur rechten Zeit weiter gehen, daß das Haus Bourbon die Erhaltung des Königreichs Neapel vielleicht dem armen, so schnöde behandelten Jean Jacques zu verdanken hat.

Als sich dann der Marquis de L'Hospital, wie es sich gebührte, bei seinem Amtsbruder bedankte, sprach er ihm auch von seinem Sekretär und dem Dienste, den dieser der gemeinsamen Sache geleistet hatte. Der Graf von Montaigu, der sich in dieser Angelegenheit einer groben Nachlässigkeit bezichtigen mußte, glaubte aus jenem Lobe einen Vorwurf herauszuhören und sprach sich gegen mich sehr unwillig darüber aus. Ein andermal war ich in der Lage gewesen, dem Grafen von Castellane, Gesandten in Konstantinopel, einen gleichen Dienst wie dem Marquis de L'Hospital zu erweisen, wenn auch in einer minder wichtigen Angelegenheit. Da es mit Konstantinopel keine andere Postverbindung als durch die Kuriere gab, die der Senat von Zeit zu Zeit an seinen dortigen Bevollmächtigten entsandte, so zeigte man den Aufbruch dieser Kuriere dem französischen Gesandten vorher an, so daß er seinem Kollegen auf diesem Wege

schreiben konnte, wenn er es für nötig erachtete. Diese Benachrichtigung traf gewöhnlich ein oder zwei Tage vor der Entsendung der Kuriere ein: von dem Herrn von Montaigu machte man jedoch ein so geringes Aufheben, daß man es dabei bewenden ließ, nur der Form wegen ein oder zwei Stunden vor Abgang des Kuriers zu ihm zu schicken, was mich mehrmals in die Verlegenheit brachte, die Depesche in seiner Abwesenheit aufzusetzen. In seiner Antwort tat nun Herr von Castellane meiner in den lobendsten Ausdrücken Erwähnung, dasselbe geschah seitens des Herrn von Jonville in Genua und beides trug mir neue Unbilligkeiten ein.

Ich gestehe gern, daß ich die Gelegenheit, mich zur Geltung zu bringen, nicht gerade floh, aber ich suchte sie auch keineswegs ohne dringende Veranlassung auf, es erscheint mir durchaus gerecht, daß man für gute Dienste auch nach der natürlichen Belohnung derselben strebt, welche einzig und allein in der Achtung derer besteht, die imstande sind, darüber zu urteilen und sie zu vergelten. Ich will mich nicht darauf einlassen, ob meine Genauigkeit in der Erfüllung meiner Amtspflichten dem Gesandten gerechten Anlaß zur Klage über mich geben konnte, aber ich muß hervorheben, daß er bis zum Tag unserer Trennung niemals eine andere ausgesprochen hat.

Sein Haus, das er niemals auf einen guten Fuß zu stellen vermocht hatte, füllte sich allmählich mit allem möglichen Gesindel: mit den Franzosen wurde darin aufs schnödeste umgesprungen, die Italiener erlangten das Übergewicht und sogar unter ihnen wurden die guten Diener, welche der Gesandtschaft schon seit langem angehörten, sämtlich schimpflich davongejagt, so der erste Edelmann, welcher schon unter dem Grafen von Froulay diese Stellung eingenommen hatte und der, wie ich glaube, Graf Pati oder sehr ähnlich hieß. Der zweite Edelmann, den Herr von Montaigu sich selber erwählt hatte, war ein Bandit aus Mantua namens Dominico Vitali, dem *der Gesandte* die Verwaltung seines Haushaltes anvertraute. Durch niedrige Fuchsschwänzerei und schmutzige

Knauserei wußte er sein Vertrauen zu erwerben und wurde zum großen Nachteile der wenigen ehrlichen Leute, die noch im Hause waren, und des Sekretärs an ihrer Spitze, sein ausgesprochener Günstling. Das unbestechliche Auge eines ehrenhaften Mannes ist für den Spitzbuben stets beunruhigend. Also schon dies hätte genügt, mir den Haß Vitalis zuzuziehen. Sein Haß hatte jedoch noch eine andere Ursache, die ihn weit wilder machte: ich muß sie anführen, damit man mich verurteile, falls ich im Unrechte war.

Der Gesandte hatte dem Brauche gemäß in jedem der fünf Theater eine Loge. Bei Tisch gab er täglich an, in welches der Theater er sich zu begeben gedenke, nach ihm traf ich meine Wahl, und über die anderen Logen konnten die Edelleute verfügen. Beim Fortgehen nahm ich den Schlüssel derjenigen Loge an mich, für die ich mich entschieden hatte. An einem Tage, an dem Vitali nicht dagewesen war, beauftragte ich einen Lakai, der in meinem persönlichen Dienst stand, mir den Schlüssel in ein Haus zu bringen, das ich ihm angab. Anstatt, daß mir nun Vitali den Schlüssel schickte, ließ er mir sagen, er habe schon anderweitig darüber verfügt. Ich war darüber um so aufgebrachter, als der Lakai mir diese Bestellung in Gegenwart vieler anderer Menschen machte. Abends wollte sich Vitali durch einige Worte bei mir entschuldigen, aber ich wies ihn zurück: „Morgen, mein Herr," sagte ich zu ihm, „können Sie sich bei mir entschuldigen, und zwar um die Stunde und in dem Hause, in dem mir der Schimpf zugefügt worden ist, und vor den Leuten, die Zeuge desselben waren, und wenn dies nicht geschieht, so werden übermorgen Sie oder ich dieses Haus verlassen, mag daraus entstehen, was da wolle." Dieser entschiedene Ton schüchterte ihn ein. Er begab sich zur bestimmten Stunde an den bestimmten Ort und entschuldigte sich mit einer Niedrigkeit, die seiner würdig war, öffentlich vor mir, aber im Stillen traf er seine Maßnahmen, und während er tiefe Bücklinge vor mir machte, wühlte er insgeheim auf so echt italienische Weise, daß ich mich in die Notwendigkeit versetzt sah, meine Rat-

lassung einzureichen, nachdem er den Gesandten nicht hatte dazu bestimmen können, sie mir zu erteilen.

Ein so niedriger Mensch wie er war sicherlich unfähig, mich zu duchschauen, aber er kannte doch genug von mir, um es sich zunutze zu machen; so wußte er, daß ich im Übermaße geduldig und sanft beim Ertragen unbeabsichtigten Unrechtes war, aber er wußte auch, daß überlegte Kränkungen mich schroff und unduldsam machten, daß ich in Dingen der Schicklichkeit Anstand und Würde liebte und daher auf den mir geschuldeten Achtungsbeweisen ebenso beharrlich bestand, wie ich mich stets beeiferte, jedem die ihm gebührenden zu erweisen. Diese meine Eigenschaft suchte er gegen mich auszunützen, was ihm denn schließlich auch aufs beste gelang. Er kehrte im Hause das Oberste zu unterst und suchte alle Ordnung, Zucht, Sauberkeit und Regelmäßigkeit, die ich angestrebt hatte, daraus zu verbannen. Ein Haushalt ohne Herrin erfordert eine etwas strengere Zucht, damit darin eine von jeder Würde unzertrennliche Sittsamkeit beobachtet werde. Aus dem unsrigen machte er bald eine Stätte der Völlerei und Liederlichkeit, einen Schlupfwinkel für Spitzbuben und Wüstlinge. An Stelle des zweiten Edelmannes, den er hatte verjagen lassen, gab er seiner Exzellenz einen Mann, der gleich ihm ein Zuhälter war und ein öffentliches Bordell zum „Malteser Kreuz", inne hatte. Diese beiden engverbundenen Schurken waren gleich schamlos und frech. Außer dem Zimmer des Gesandten, das auch nicht übermäßig ordentlich war, gab es in dem ganzen Hause keinen einzigen Winkel mehr, der für einen anständigen Menschen erträglich gewesen wäre.

Da seine Exzellenz nicht zu Abend speiste, saßen wir, die Edelleute und ich, zusammen an einer besonderen Tafel, zu der auch der Abbé von Binis und die Pagen zugelassen waren. In der niedrigsten Schänke wäre man sauberer, anständiger bedient worden und hätte reineres Tischzeug und besseres Essen bekommen. Man stellte eine einzige kleine, herzlich dunkle Kerze vor uns auf den Tisch und gab uns Zinnteller und eiserne Gabeln.

Was jedoch im Geheimen geschah, mochte noch hingehen: aber man nahm mir sogar meine Gondel, ich war der einzige Gesandtschaftssekretär, den man zwang, sich eine zu mieten oder zu Fuß zu gehen, und die Dienerschaft seiner Exzellenz stand mir nur noch zur Verfügung, wenn ich zum Senate ging. Übrigens blieb nichts von allem, was innerhalb des Hauses vorfiel, in der Stadt unbekannt. Alle Beamten des Gesandten äußerten ihren heftigsten Unwillen, und Dominico, die einzige Ursache von allem, schrie am lautesten, da er wohl wußte, daß die Ungebührlichkeit, mit der man uns behandelte, gerade mich mehr kränkte, als alle anderen. Ich allein erzählte außer dem Hause niemals etwas, aber ich beschwerte mich heftig über alles und sogar über ihn selber bei dem Gesandten, welcher, heimlich von seinem bösen Dämon angetrieben, mir täglich irgend eine neue Kränkung zufügte. Um einigermaßen wie meine Kollegen und meinem Stande gemäß aufzutreten, mußte ich große Ausgaben machen und konnte dennoch keinen Pfennig meines Gehaltes von ihm herausbekommen, sobald ich etwas forderte, sprach er mir von seiner Schätzung und seinem Vertrauen, als ob das hätte meinen Beutel füllen und für alle Aufwendungen ausreichen können.

Endlich gelang es diesen beiden Banditen, ihrem Herrn den Kopf, der ihm schon von Natur nicht an der rechten Stelle saß, vollends zu verdrehen; sie richteten ihn durch fortwährende schwindelhafte Ankäufe von allerlei Trödelkram zu Grunde, welchen sie ihm als ungemein glückliche Erwerbungen darstellten. So veranlaßten sie ihn, an der Brenta einen Palast um das Doppelte seines üblichen Zinses zu mieten, und teilten den Überschuß mit dem Besitzer. Die Zimmer desselben waren mit Mosaik ausgelegt und nach dem Geschmack des Landes mit Säulen und Pfeilern aus schönen Marmorarten geschmückt. Herr von Montaigu ließ all das aufs prächtigste mit einem Getäfel aus Tannenholz überkleiden und zwar einzig und allein, weil die Gemächer in Paris so getäfelt sind. Aus einem ähnlichen Grunde entzog er allein von allen Gesandten in Venedig seinen Pagen den Degen und seinen

Lakaien den Stock. So stand es um das Wesen des Mannes, der stets aus ein und demselben Grunde gegen mich eingenommen war, und dieser Grund war, daß ich ihm treulich diente.

Ich ertrug geduldig seine Geringschätzung, seine Rohheit und sein schlechtes Benehmen, solange ich nur üble Laune und keinen Haß darin zu erkennen glaubte, sobald ich jedoch die bewußte Absicht darin wahrnahm, mich der Ehre zu berauben, die mir für meine guten Dienste zustand, entschloß ich mich, auf meine Stellung völlig zu verzichten. Den ersten Beweis seines Übelwollens erhielt ich gelegentlich eines Mahles, das er dem in Venedig anwesenden Herzog von Modena und dessen Familie geben wollte und an dem ich laut seiner Ankündigung nicht teilnehmen sollte. Ich antwortete gereizt, doch völlig ruhig, daß ich ja die Ehre hätte, täglich an seiner Tafel zu speisen, ihm daher seine Würde und mir meine Pflicht geböten, dem angedeuteten Verlangen des Herzogs von Modena, ich möchte nicht daran erscheinen, wenn er käme, nicht zu willfahren. „Wie," rief er heftig, „mein Sekretär, der nicht einmal ein Edelmann ist, beansprucht mit einem Herrscher zu speisen, wenn sogar meine Edelleute es nicht dürfen?" „Ja, mein Herr," antwortete ich ihm, „die Stellung, mit welcher mich Eure Exzellenz beehrt hat, adelt mich, solange ich sie inne habe, so sehr, daß mir sogar der Vortritt vor Ihren Edelleuten oder vielmehr sogenannten Edelleuten gebührt, und ich dort zugelassen werden muß, wo sie nicht erscheinen dürfen. Sie wissen sehr wohl, daß ich an dem Tage, an dem Sie ihren öffentlichen Einzug halten werden, durch das Zeremoniell und einen uralten Brauch berufen bin, Ihnen im Staatskleide zu folgen und mit Ihnen im Palast des heiligen Markus zu speisen, und ich sehe nicht ein, weshalb ein Mann, welcher mit dem Dogen und dem Senat von Venedig öffentlich speisen darf und muß, nicht sollte mit dem Herzog von Modena in einem Privatkreise essen dürfen." Obgleich sich hiergegen nichts einwenden ließ, ergab sich der Gesandte keineswegs, *wir hatten* jedoch keine Gelegenheit, den Streit zu

erneuern, da der Herzog von Modena überhaupt nicht kam.

Aber seit diesem Gespräche hörte er nicht mehr auf, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten, Rechtsverletzungen gegen mich zu begehen und mit allen Kräften danach zu streben, mir die kleinen mit meinem Amte verknüpften Vorrechte zu entziehen, um sie auf seinen lieben Vitali zu übertragen; ich bin sicher: wenn er es hätte wagen dürfen, hätte er ihn auch an meiner Stelle in den Senat geschickt. Gewöhnlich ließ er seine Privatbriefe durch den Abbé von Binis in seinem Arbeitszimmer schreiben, jetzt beauftragte er ihn auch, einen Bericht über die Angelegenheit des Kapitäns Olivet an Herrn von Maurepas nach Diktat niederzuschreiben, in welchem ich als der einzige, der sich um die Sache gekümmert, nicht nur nicht erwähnt wurde, sondern er verschwieg sogar mein Verdienst um die Aufnahme des Protokolls, von dem er eine Abschrift beifügte und es Patizel zuschrieb, welcher dabei überhaupt nicht den Mund aufgetan hatte. Er wollte mich seinem Günstlinge zu Gefallen demütigen, nicht aber sich meiner entledigen. Er wußte gar wohl, daß es ihm nicht mehr so leicht werden würde, für mich einen Nachfolger zu finden, wie vorher für Herrn Follau, der sein Wesen bereits ausreichend gekennzeichnet hatte. Er mußte aber durchaus einen Sekretär haben, der wegen der Antworten des Senats Italienisch verstand, all seine Depeschen aufsetzen und all seine Angelegenheiten besorgen konnte, ohne daß er sich im geringsten darum zu kümmern hatte, und außerdem mit seiner treuen Dienstwilligkeit noch die Niedrigkeit verband, vor seinen nichtsnutzigen Herren Edelleuten den Augendiener zu spielen. Er wollte mich also behalten und mich dadurch mürbe machen, daß er mich von meiner Heimat und der seinen ohne die Mittel dorthin zurückzukehren fernhielt, und vielleicht würde es ihm auch gelungen sein, wenn er sich dabei etwas besonnener angelassen hätte. Aber Vitali, der andere Absichten hatte und mich zur Entscheidung drängen wollte, setzte seinen Zweck durch. Sobald ich einsah, daß all *meine Mühe* umsonst, daß der Gesandte

mir aus meinen Diensten ein Verbrechen machte, anstatt sich dafür zu bedanken, daß ich außer dem Hause nur noch Ungerechtigkeiten und im Hause nur Verdrießlichkeiten von ihm zu erwarten hatte und mir bei dem üblen Rufe, in den er sich überall gesetzt, seine schlechten Dienste zwar schaden, seine guten jedoch nichts nützen könnten, faßte ich meinen Entschluß, bat ihn kurz entschlossen um meine Entlassung, ließ ihm jedoch noch Zeit, sich nach einem anderen Sekretär umzusehen. Ohne darauf ja oder nein zu sagen, trieb er es immer in der alten Weise fort. Als ich sah, daß sich unser Verhältnis um nichts besserte und er sich auch nach keinem Ersatz für mich umtat, schrieb ich an seinen Bruder und bat ihn unter Anführung meiner Gründe, meine Entlassung von Seiner Exzellenz zu erwirken, da es mir in jedem Falle unmöglich sei, zu bleiben. Ich blieb lange Zeit ohne Antwort. Ich fing bereits an, in die größte Verlegenheit zu geraten, als der Gesandte endlich einen Brief von seinem Bruder bekam. Er muß recht derb gewesen sein, denn obgleich wütende Zornausbrüche an ihm nichts Seltenes waren, hatte ich ein derartiges Rasen doch noch niemals erlebt. Nach einem Strom nichtswürdiger Beschimpfungen beschuldigte er mich, da ihm gar nichts weiter mehr einfiel, den Schlüssel zu seiner Chiffernschrift verkauft zu haben. Ich fing zu lachen an und fragte ihn im spöttischen Tone, ob er denn wirklich glaube, es würde sich in ganz Venedig ein Mann auftreiben lassen, der dumm genug wäre, auch nur einen Taler dafür zu geben. Diese Antwort versetzte ihn in schäumende Wut, und er tat, als wolle er seine Leute herbeirufen, um mich, wie er sagte, aus dem Fenster werfen zu lassen. Bis hierhin war ich völlig ruhig gewesen, aber diese Drohung versetzte auch mich in Zorn und Empörung. Ich stürzte zur Türe, und nachdem ich sie von innen verriegelt hatte, trat ich ernsten Schrittes auf ihn zu und sagte: „Mit nichten, Herr Graf, Ihre Leute werden sich nicht in diese Angelegenheit mischen, sondern wir werden sie mit Ihrer gütigen Erlaubnis allein miteinander ausmachen." Mein Auftreten und meine Miene beschwichtig-

ten ihn augenblicklich, und seine Haltung verriet Überraschung und Schrecken. Als ich sah, daß er sich von seiner Wut erholt hatte, nahm ich in wenigen Worten Abschied von ihm, öffnete, ohne seine Antwort abzuwarten, die Tür, ging hinaus und schritt ruhig mitten durch seine im Vorzimmer versammelten Leute, die sich wie immer erhoben und mir, wie ich glaube, lieber Beistand gegen ihn, als ihm Beistand gegen mich geleistet hätten. Ohne noch einmal in mein Zimmer hinaufzugehen, stieg ich sofort die Treppe hinunter und verließ auf der Stelle den Palast, um ihn nie wieder zu betreten.

Ich ging geraden Wegs zu Herrn Le Blond, um ihm von meinem Erlebnis zu berichten. Er war nicht allzu überrascht, denn er kannte seinen Mann. Ich mußte zum Essen bei ihm bleiben. Obgleich dieses Gastmahl völlig unvorbereitet war, fiel es doch glänzend aus: alle angesehenen Franzosen, die sich in Venedig aufhielten, fanden sich dazu ein, den Gesandten jedoch besuchte keine Katze. Der Konsul erzählte der Gesellschaft von meinem Ergehen. Dieser Bericht rief nur eine einzige Meinung hervor, und die fiel nicht gerade zugunsten Seiner Exzellenz aus. Der Graf hatte seine Rechnung nicht beglichen und mir nicht einen Pfennig gegeben, und da ich mich dadurch einzig auf die wenigen Louisdors angewiesen sah, die ich bei mir trug, geriet ich wegen meiner Rückreise in die größte Verlegenheit. Alle Börsen wurden mir zur Verfügung gestellt. Ich nahm ungefähr zwanzig Zechinen von Herrn Le Blond und ebensoviel von Herrn von Saint-Cyr, mit dem ich nächst ihm am befreundetsten war. Allen übrigen dankte ich, und um öffentlich darzutun, daß die Nation an den Unbilligkeiten des Gesandten keinen Teil hätte, wohnte ich bis zu meiner Abreise bei dem Kanzler des Konsulats. Der Graf von Montaigu verlor in seiner Wut, mich in meinem Mißgeschick gefeiert, sich jedoch trotz seiner hohen Stellung verlassen zu sehen, völlig den Kopf und benahm sich wie ein Unsinniger. Er vergaß sich soweit, bei dem Senat meine Verhaftung zu beantragen. Infolge eines Winkes, den mir der Abbé von Binis gab, entschloß ich mich noch vier-

zehn Tage zu bleiben, anstatt, wie es meine Absicht gewesen war, schon am nächsten Morgen abzureisen. Man hatte meine Aufführung gesehen und gebilligt, und ich wurde allgemein geschätzt. Die Signoria würdigte die sonderbare Eingabe des Gesandten nicht einmal einer Antwort und ließ mir durch den Konsul sagen, ich könne in Venedig bleiben, solange es mir irgend gefiele, und brauchte mich über die Schritte eines Narren weiter nicht zu beunruhigen. Ich fuhr fort meine Freunde zu besuchen und verabschiedete mich von dem spanischen Gesandten, der mich sehr gut aufnahm, sowie von dem Grafen von Finochietti, dem neapolitanischen Gesandten, den ich zwar nicht antraf, dem ich aber dann schrieb, und der mir auch in der verbindlichsten Weise von der Welt antwortete. Endlich reiste ich ab und ließ trotz meiner Geldverlegenheit doch keine anderen Schulden zurück, als die beiden erwähnten Darlehen und etwa fünfzig Taler bei einem Kaufmann namens Morandi, welche Carrio zu begleichen übernahm, und die ich ihm nie zurückgezahlt habe, obgleich wir uns seitdem noch öfter wiedersahen. Was jedoch jene anderen beiden Darlehen anbetrifft, so habe ich sie pünktlich abgezahlt, sobald es mir möglich war.

Ich möchte nicht von Venedig scheiden, ohne ein Wort über die berühmten Belustigungen dieser Stadt zu sagen, oder doch wenigstens über den allerdings sehr geringen Anteil, den ich während meines Aufenthaltes daran nahm. Man hat aus der Schilderung meiner Jugend gesehen, wie wenig ich den Vergnügungen dieses Lebensalters oder wenigstens dem, was man so nennt, nachgegangen bin. Mein Geschmack änderte sich zwar in Venedig nicht, aber meine Tätigkeit, die mir übrigens auch keine Übertreibung erlaubt hätte, machte die einfachen Erholungen, die ich mir gönnte, um so reizvoller. Die vorzüglichste und wohltuendste bestand für mich in dem Verkehr mit verdienstvollen Männern, wie mit Le Blond, von Saint-Cyr, Carrio, Altuna und einem forlanesischen*) Edelmanne, dessen Namen ich zu meinem

*) *Mit diesem Namen bezeichnet man die Bewohner Friauls, und dort stammt auch der Tanz her, den man Forlane nennt.*

aufrichtigen Bedauern vergessen habe, an den ich aber niemals ohne Rührung denken kann, denn von allen Menschen, die ich in meinem Leben gekannt, glich er mir seinem Herzen nach am meisten. Wir verkehrten auch mit zwei oder drei klugen und kenntnisreichen Engländern, die ebenso wie wir leidenschaftlich die Musik liebten. All diese Herren hatten ihre Frauen oder ihre Freundinnen oder ihre Geliebten, und diese letzten waren fast alles talentvolle Mädchen, bei denen man musizierte oder tanzte. Man spielte dort gelegentlich auch Karten, aber sehr selten, denn der lebendige Sinn für alles Umgebende, die mancherlei Talente und die Freude am Theater ließ uns diese Zerstreuung schal erscheinen. Zum Spiel nehmen nur gelangweilte Menschen ihre Zuflucht. Ich hatte aus Paris das Vorurteil mitgebracht, das man dort gegen die italienische Musik hegt, aber die Natur hatte mir auch jenes empfindliche Feingefühl verliehen, gegen das Vorurteile nicht lange standhalten können. Und so liebte ich denn diese Musik bald so leidenschaftlich wie alle, welche sie zu verstehen vermögen. Als ich Barcarolen hörte, begriff ich, daß ich bis dahin noch niemals singen gehört hatte, und bald gab ich mich der Oper so leidenschaftlich hin, daß mich, der ich nur hören wollte, das Plaudern, Essen und Spielen in den Logen so verdroß, daß ich mich oft von meiner Gesellschaft abtrennte, um mich irgend wo anders hinzusetzen. Dort kostete ich, ganz allein in meine Loge eingeschlossen, die Freude aus, sie trotz der Länge der Vorstellung von Anfang bis zu Ende ungestört zu genießen. Eines Tages schlief ich im Theater San Chrysostomo ein und schlief weit fester, als ich es in meinem Bette getan haben würde. Die rauschenden und glänzenden Arien weckten mich nicht, wer aber vermöchte die seligen Gefühle zu beschreiben, mit denen mich die süße Harmonie und die himmlischen Melodien des Liedes erfüllten, das mich erweckte. Welch ein Erwachen, welches Entzücken, welcher Rausch, als ich zugleich Ohr und Augen öffnete. Im ersten Augenblicke glaubte ich im Paradiese zu sein. Die entzückende Stelle, deren ich mich noch erinnere und die ich niemals

in meinem Leben vergessen werde, begann folgendermaßen:

Conservami la bella
Che si m'accende il cor.

Ich wollte mir dieses Lied verschaffen, erhielt es auch und habe es lange aufbewahrt, aber auf dem Papiere stand es nicht so, wie in meinem Gedächtnisse. Wohl waren es dieselben Noten, und dennoch war es nicht dasselbe. Nur in meinem Kopfe wird diese göttliche Melodie so gesungen, wie sie in Wirklichkeit an dem Tage klang, da sie mich erweckte.

Eine Musik, die für mich alle Opern übertrifft und weder in Italien, noch in der ganzen übrigen Welt ihresgleichen hat, ist die Musik der Scuole. Die Scuole sind Armenhäuser, Erziehungsanstalten für mittellose junge Mädchen, welchen die Republik später bei ihrer Verheiratung oder ihrem Eintritt in ein Kloster eine Mitgift schenkt. Unter den Talenten, die an diesen jungen Mädchen gepflegt werden, steht die Musik obenan. In der Kirche einer jeden dieser vier Scuole gelangen an allen Sonntagen während des Vesperdienstes Motetten mit großem Chor und großem Orchester zur Aufführung, die von den größten, meist italienischen Meistern komponiert und geleitet und auf vergitterten Tribünen ausschließlich von Mädchen vorgetragen werden, von denen das älteste noch nicht zwanzig Jahre zählt. Ich kann mir nichts so Liebliches, nichts so Ergreifendes wie diese Musik vorstellen: die wunderbare Kunstfertigkeit, die erlesene Wahl der Gesänge, die Schönheit der Stimmen, die Sicherheit der Ausführung, alles wirkt in diesen wunderbaren Konzerten zusammen, um einen Eindruck hervorzurufen, der sicherlich nicht dem Geschmacke der Zeit entspricht, dem sich aber zweifellos kein menschliches Herz verschließen kann. Carrio und ich versäumten niemals diese Vesper in der Kirche der Mendicanti, und wir waren nicht die einzigen. Die Kirche war stets voll von Musikfreunden, und sogar die Opernsänger kamen *hin, um sich an diesen vorzüglichen Mustern wahrer Gesangskunst zu bilden.* Mich ärgerten nur diese verdamm-

ten Gitter, welche zwar die Töne durchließen, meinen Augen aber all die Engel an Schönheit verbargen, deren Kehlen sie entströmten. Ich sprach bald überhaupt von nichts anderem mehr. Und als ich eines Tages zu Herrn Le Blond ähnliches äußerte, sagte er: „Wenn Sie so neugierig sind, diese kleinen Mädchen zu sehen, so ist es ein leichtes, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen. Ich bin einer der Verwalter des Hauses und kann Ihnen gern Gelegenheit schaffen, dort das Vesperbrot zu essen." Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er Wort hielt. Beim Eintritt in den Saal, der die so begierig ersehnten Schönheiten umschloß, fühlte ich einen Liebesschauer, wie ich ihn nie wieder in meinem Leben empfunden habe. Herr Le Blond stellte mir nun nacheinander all die berühmten Sängerinnen vor, deren Stimme und deren Namen das einzige war, was mir von ihnen bekannt gewesen. „Kommen Sie, Sophie ..." sie war entsetzlich häßlich. „Kommen Sie, Kathina ...", sie war einäugig, „kommen Sie, Bettina ...", die Blattern hatten ihr Gesicht zerfressen. Es fand sich nicht eine, die nicht durch irgend ein recht auffälliges Gebrechen entstellt war. Der Henker lachte über meine grausame Enttäuschung. Zwei oder drei kamen mir indessen leidlich vor, aber es waren nur Choristinnen, ich war trostlos. Während des Vesperbrotes neckte man sie, und sie wurden ausgelassen. Häßlichkeit schließt Anmut nicht aus, sie besaßen welche! Ich sagte mir, ohne Seele kann man so nicht singen, sie müssen also Seele besitzen. Schließlich änderte sich meine Art sie zu sehen so völlig, daß ich fast verliebt in all diese kleinen garstigen Hexen fortging und kaum wagte an ihren Vespermahlzeiten noch einmal teilzunehmen. Schließlich beruhigte ich mich jedoch und fuhr fort, ihren Gesang hinreißend zu finden, und ihre Stimmen schminkten ihre Gesichter so gut, daß ich sie, solange sie sangen, meinen Augen zum Trotze ausnehmend schön fand.

Die Musik kostet in Italien so wenig, daß man sich keinen Vorwurf daraus zu machen braucht, wenn man sie liebt. Ich mietete mir ein Klavier, und für einen kleinen Taler verschaffte ich mir vier oder fünf Musiker,

mit denen ich mir einmal in der Woche die Stücke einübte, die mir in der Oper am besten gefallen hatten. Ich machte auch mit ein paar Symphonien aus meinen galanten Musen einen Versuch. Ob sie nun wirklich gefielen, oder ob man mir nur schmeicheln wollte, jedenfalls ließ mich der Ballettmeister von Chrysostomo um zwei derselben bitten, welche dann zu meiner großen Freude von diesem wundervollen Orchester vorgetragen und von einer kleinen Bettina, einem niedlichen und vor allem liebenswürdigen Mädchen, getanzt wurden. Sie war die Geliebte eines uns befreundeten Spaniers namens Fagoaga, und wir verbrachten ziemlich häufig alle zusammen den Abend bei ihr.

Da ich gerade von Mädchen gesprochen habe: Venedig ist keine Stadt, in der man sie vermeidet, und so könnte man mich fragen: Hast du denn in diesem Punkte nichts zu bekennen? Ja, ich habe in der Tat etwas darüber zu berichten und will dieses Bekenntnis mit derselben Unbefangenheit ablegen, die ich in allen anderen beobachtet habe.

Gegen öffentliche Dirnen habe ich stets Widerwillen empfunden, aber in Venedig waren alle anderen außerhalb meines Bereiches, da mir der Eintritt in die meisten Häuser der Stadt meiner Stellung wegen untersagt war. Die Töchter des Herrn Le Blond waren zwar sehr liebenswürdig, lebten aber äußerst zurückgezogen, und außerdem achtete ich ihren Vater und ihre Mutter allzu sehr, um auch nur in Gedanken mein Begehren auf sie zu werfen.

Weit mehr Gefallen fand ich an einem jungen Frauenzimmer namens Fräulein von Cataneo, der Tochter des Geschäftsträgers des Königs von Preußen, aber Carrio war verliebt in sie, es war sogar zwischen ihnen von Heirat die Rede gewesen. Er war begütert und ich besaß nichts, sein Gehalt betrug hundert Louisdors, das meine hundert Pistolen, und abgesehen davon, daß ich einem Freunde nicht ins Gehege kommen wollte, wußte ich, *daß man* aller Orten, vor allem aber in Venedig, mit einer *so leichten Börse* gar nicht erst anfangen soll, den Galan

zu spielen. Ich hatte die unheilvolle Gewohnheit, meine Begierden zu betrügen, nicht verloren, und da ich allzu beschäftigt war, um jene, die das Klima erregt, übermäßig zu verspüren, lebte ich in dieser Stadt fast ein Jahr lang ebenso keusch, wie ich in Paris getan, und bin nach achtzehn Monaten wieder abgereist, ohne mich — unter den seltsamen Umständen, von denen ich gleich berichten werde — mehr als nur zwei einzige Male dem anderen Geschlechte genähert zu haben.

Die erste Gelegenheit wurde mir durch den wackeren Edelmann Vitali kurze Zeit nach jener förmlichen Entschuldigung verschafft, die ich ihn vor mir abzugeben gezwungen hatte. Man sprach bei Tisch von den Vergnügungen Venedigs. Die Herren warfen mir meine Gleichgültigkeit gegen die reizvollste von allen vor und rühmten den Liebreiz der venezianischen Kurtisanen, welche ihresgleichen auf der ganzen Welt nicht fänden. Dominico sagte: ich müsse durchaus die Bekanntschaft der liebenswürdigsten von allen machen, erbot sich, mich bei ihr einzuführen, und versicherte, ich würde es zufrieden sein. Ich mußte über dieses verbindliche Anerbieten lachen, und der Graf Peati, ein schon ältlicher und ehrwürdiger Herr, sagte mit einer Offenheit, die ich einem Italiener niemals zugetraut hätte, er hielte mich für zu vernünftig, um mich von einem Feinde zu Mädchen bringen zu lassen. Ich beabsichtigte es auch wirklich nicht und fühlte mich auch nicht im geringsten verlockt, aber nichtsdestoweniger ließ ich mich durch eine jener Folgewidrigkeiten meines Wesens, die mir selber fast unbegreiflich sind, gegen meinen Geschmack, mein Herz, meine Vernunft und sogar gegen meinen Willen, einzig aus Schwäche, aus Scham Mißtrauen zu bezeigen und wie man dort zulande sagt: per non parer troppo coglione, schließlich doch zu ihr hinbringen. Die Padoana, zu der wir gingen, hatte ein hübsches, ja sogar schönes Gesicht, jedoch von einer Art Schönheit, die mir nicht gefiel. Dominico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbett kommen, hieß sie mir etwas vorsingen und nach Verlauf einer halben Stunde schickte ich mich an, wieder fortzugehen, wobei ich einen Dukaten

auf den Tisch niederlegte, aber sie hatte die sonderbare Bedenklichkeit, ihn nicht annehmen zu wollen, da sie ihn nicht verdient hatte, und ich die sonderbare Torheit, ihre Bedenklichkeit zu beheben. Ich kehrte so fest davon überzeugt, daß sie mich mit den Franzosen beschenkt hatte, in den Palast zurück, daß ich sofort nach meiner Ankunft nichts Eiligeres zu tun fand, als nach dem Arzt zu schicken und mir Arznei verschreiben zu lassen. Nichts kann dem gemütlichen Unbehagen gleichkommen, in dem ich die drei nächsten Wochen verbrachte, ohne daß irgend eine Unpäßlichkeit mich gequält oder irgend ein Anzeichen meine Furcht gerechtfertigt hätte. Ich konnte nicht fassen, daß man aus den Armen der Padoana sollte ungestraft hervorgehen können. Es kostete dem Arzt alle nur erdenkliche Mühe, mich zu beruhigen; und er erreichte dieses Ziel nur, indem er mir einredete, ich sei auf eine so besondere Art gebaut, daß eine Ansteckung nicht leicht statthaben könne, und obgleich ich hierauf vielleicht weniger als irgend ein anderer Mann die Probe gemacht habe, so hat meine Gesundheit von dieser Seite aus jedoch auch niemals einen Angriff erfahren, ich erblicke darin den Beweis für die Richtigkeit der Behauptung des Arztes. Dieses Bewußtsein hat mich jedoch niemals verwegen gemacht, und sollte mir die Natur wirklich jenen Vorzug verliehen haben, so darf ich doch meinen, keines Mißbrauches daran schuldig geworden zu sein.

Obgleich mein zweites Abenteuer mich ebenfalls mit einer Dirne zusammenbrachte, war es doch, sowohl was seinen Ursprung als was seine Folgen anbetraf, von sehr verschiedener Art. Ich habe schon erzählt, daß der Kapitän Olivet mich auf sein Schiff zu Tisch geladen hatte, und daß ich in Begleitung des spanischen Sekretärs hingegangen war. Ich rechnete darauf, mit Kanonenschüssen gegrüßt zu werden. Die Mannschaft stand zu unserem Empfange in Reih und Glied, aber keine Lunte wurde abgebrannt, was mich umsomehr verdroß, als ich sah, daß sich Carrio dadurch ein wenig verletzt fühlte, denn man *pflegte* auf den Kauffahrteischiffen den Kanonensalut in *der Tat auch* Leuten zuteil werden zu lassen, die sich

sicherlich mit uns dem Range nach nicht vergleichen durften, und außerdem glaubte ich, eine Auszeichnung seitens des Kapitäns wohl verdient zu haben. Ich konnte meinen Verdruß nicht verhehlen, weil mir jede Verstellung stets unmöglich gewesen ist, und so war ich anfangs denn recht übel gelaunt, aß wenig und sprach noch weniger, obgleich das Essen ausgezeichnet war und Olivet vortrefflich den Wirt zu machen wußte.

Bei dem Ausbringen der ersten Gesundheit zum mindesten rechnete ich auf eine Salve ... nichts. Carrio, der in meiner Seele las, mußte lachen, als er mich so wie ein Kind schmollen sah. Ungefähr um das erste Drittel der Mahlzeit sah ich nun eine Gondel herannahen. „Wohlan, mein Herr," rief mir der Kapitän zu, „jetzt seien Sie auf ihrer Hut, der Feind naht." Ich fragte, was er damit sagen wolle, er antwortete jedoch mit Scherzen. Indessen legte die Gondel an, und ich sah ein junges, blendend schönes, reizend gekleidetes und flinkes Frauenzimmer an Bord steigen, das sich mit drei Schritten in der Kajüte befand und ebensoschnell an meiner Seite Platz nahm, ehe ich noch gewahr geworden war, daß man dort ein Gedeck für sie eingeschoben hatte. Sie war eine Brünette von höchstens zwanzig Jahren und ungemein reizvoll und lebhaft. Sie sprach nur italienisch, und ihr Tonfall allein hätte genügt, mir den Kopf zu verdrehen. Im Essen und Plaudern sah sie mich plötzlich genauer an, prüfte mich eine Weile mit dem Blick, und dann rief sie: „Heilige Jungfrau, mein lieber Bremond, wie lange ist es her, daß ich dich nicht gesehen habe," und mit diesen Worten warf sie sich in meine Arme, drückte ihren Mund auf den meinen und umschlang mich so fest, als ob sie mich hätte erwürgen wollen. Ihre großen schwarzen morgenländischen Augen schleuderten ganze Feuerbrände in mein Herz, und obgleich mich die Überraschung zunächst etwas ablenkte, so erwachte meine Sinnlichkeit doch schnell genug und zwar in einem Maße, daß trotz aller Zuschauer die Schöne sich bald gezwungen sah, mich nun selber in Schach zu halten, denn ich war trunken oder vielmehr *rasend*. Als sie mich so auf dem Punkte

sah, auf dem sie mich haben wollte, mäßigte sie zwar ihre Liebkosungen etwas, nicht aber ihre Lebhaftigkeit, und als es ihr endlich gefiel, uns die wahre oder erdichtete Ursache all dieses Überströmens zu erklären, sagte sie, ich sehe einem Herrn von Bremond, dem toskanischen Zolldirektor, täuschend ähnlich, und in diesen Herrn von Bremond sei sie wie toll verliebt gewesen, ja, sei es noch heute und habe ihn nur verlassen, weil sie eine Närrin sei, jetzt aber müsse ich an seine Stelle treten, nun wolle sie mich lieben, weil ihr das so gefiele, und eben aus demselben Grunde müsse auch ich es so lange tun, wie es ihr nur irgend genehm sei, und wenn sie mir eines Tages auf und davon gehen sollte, so müsse ich mich ebenfalls hübsch in Geduld fassen, wie es ihr lieber Bremond getan. Wie gesagt, so getan. Sie ergriff Besitz von mir, als sei ich ihr Leibeigener, gab mir ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihren cinda und ihren Hut zu tragen, hieß mich hierhin oder dorthin gehen, dies oder jenes tun, und ich gehorchte ihr. Sie befahl mir ihre Gondel fortzuschicken, da sie sich der meinen bedienen wolle, und ich folgte, sie hieß mich von meinem Platze aufstehen und ihn Carrio einräumen, da sie mit ihm zu sprechen habe, und ich tat auch dies. Sie sprachen sehr lange und ganz leise miteinander, ich ließ es geschehen. Dann rief sie mich, und ich ging wieder zu ihr „Höre Zanetto," sprach sie zu mir, „ich will nicht auf französische Weise geliebt werden, damit wäre gleich alles zu Ende: sobald du dich zu langweilen anfängst, mache daß du fortkommst. Aber bleibe nicht auf halbem Wege stehen, das rate ich dir." Nach dem Essen besichtigten wir die Glaswerke in Murano. Sie kaufte eine Unmenge kleiner Nippsachen, die sie uns ohne weiteres bezahlen ließ, überall aber gab sie Trinkgelder, die weit höher waren, als alles, was wir für sie ausgegeben hatten. An der Gleichgültigkeit, mit der sie ihr Geld herauswarf und uns das unsere herauswerfen ließ, sah man, daß es für sie keinen Wert hatte. Ich glaube: wenn sie sich bezahlen ließ, so geschah es mehr aus Eitelkeit, denn aus *Habsucht*, sie freute sich über den Preis, auf den ihre *Gunst eingeschätzt* wurde.

Abends geleiteten wir sie nach Hause. Während ich mit ihr plauderte, sah ich zwei Pistolen auf ihrem Putztisch liegen. „O, o," rief ich, indem ich eine ergriff, „das ist wohl ein Schminkkästchen neuester Erfindung? Darf man erfahren, wozu es dient? Ich kenne an Ihnen andere Waffen, die sich aufs Feuergeben weit besser verstehen als diese hier." Nach ein paar Scherzen in gleichem Tone sagte sie mit einem naiven Stolze, der sie noch berückender machte: „Wenn ich Leuten, die ich nicht liebe, meine Gunst schenke, so lasse ich mich für die Langeweile, die sie mir bereiten, bezahlen und das ist recht und billig, aber wenn ich mir auch ihre Liebkosungen gefallen lasse, so will ich doch ihre Roheiten nicht ertragen, ich werde den ersten, der gegen mich fehlt, nicht verfehlen."

Beim Fortgehen hatte ich mir die Angabe einer Empfangsstunde für den nächsten Tag erbeten, und ich ließ sie nicht warten. Ich fand sie in vestito di confidenza, in einem mehr als galanten Nachtgewande, wie man es nur in südlichen Ländern kennt und mit dessen Beschreibung ich mich lieber nicht aufhalten will, obgleich ich mich seiner nur noch allzugut erinnere. Ich will nur erwähnen, daß ihre Ärmel- und Busenkrausen mit einem seidenen Faden besäumt und mit rosenfarbenen Bandschleifen besetzt waren. Ich hatte den Eindruck, als belebe dies eine schöne Haut ungemein. Später gewahrte ich, daß es in Venedig Mode sei; die Wirkung ist auch in der Tat so reizvoll, daß es mich überrascht, diese Mode niemals nach Frankreich übergreifen gesehen zu haben. Von den Genüssen, die meiner warteten, hatte ich keine Vorstellung. Ich habe von Frau von Larnage mit dem Entzücken gesprochen, welches die Erinnerung an sie noch bisweilen in mir erweckt, aber wie alt und häßlich und kalt war sie nicht neben meiner Zulietta. Man versuche nicht, sich den Liebreiz und die Anmut dieses berückenden Mädchens vorzustellen, man würde stets von der Wahrheit weit entfernt bleiben; die jugendlichen Klosterjungfrauen sind weniger frisch, die Schönheiten des Serails weniger lebendig und die Houris des Paradieses weniger verführerisch, niemals hat sich dem Herzen und den

Sinnen eines Sterblichen ein gleich süßer Genuß geboten. Ach, wenn ich es doch auch nur einen einzigen Augenblick lang verstanden hätte, ihn bis auf den Grund auszukosten ..... Ich kostete ihn, aber ohne Reiz, all seine Wonnen stumpfte ich ab, ertötete sie, als hätte ich eine heimliche Freude daran. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genuß erschaffen. Sie hat in meinen törichten Kopf ein Gegengift für dieses unaussprechliche Glück niedergelegt, zugleich aber mein Herz von dem heißesten Verlangen danach erfüllt.

Wenn es einen Umstand in meinem Leben gibt, der mein Wesen völlig offenbart, so ist es der, von dem ich nun erzählen will. Die Wucht, mit der sich mir in diesem Augenblick der Zweck meines Buches aufdrängt, wird mich hier alles falsche Schicklichkeitsgefühl verachten lassen, das mich ihn zu erreichen verhindern könnte. Wer ihr auch sein mögt, die ihr einen Menschen bis auf den Grund kennen lernen wollt, leset furchtlos die zwei oder drei folgenden Seiten, und ihr werdet Jean Jacques Rousseau bis auf den Grund kennen.

Ich trat in das Zimmer einer Kurtisane wie in das Heiligtum der Liebe und der Schönheit und glaubte in ihr deren Gottheit zu erblicken. Niemals hätte ich geahnt, daß man ohne Achtung und ohne Ehrfurcht solche Empfindungen haben könne, wie sie sie mir eingab. Kaum hatte ich in unseren ersten Vertraulichkeiten das Maß ihrer Reize und ihrer Liebkosungen erkannt, so wollte ich aus Furcht, deren Frucht schon vorher zu verlieren, mich beeilen, sie zu pflücken. Aber anstatt der Flammen, die mich verzehrten, fühle ich mit einem Schlage eine tödliche Kälte durch meine Adern rinnen, meine Beine zittern, und nahe daran, unwohl zu werden, setze ich mich nieder und fange an zu weinen wie ein Kind.

Wer könnte wohl die Ursache meiner Tränen und das erraten, was mir in diesem Augenblicke durch den Kopf ging? Ich sagte mir, dieses Wesen dort, das mir zu Willen *steht*, ist ein Meisterwerk der Natur und der Liebe, ihr *Geist, ihr Körper*, alles an ihr ist vollkommen, sie ist gut

und edelmütig, ist liebenswürdig und schön, die Großen der Welt, die Fürsten müßten ihre Sklaven sein und aller Reiche Szepter müßten zu ihren Füßen liegen, und dennoch ist sie eine elende aller Welt preisgegebene Straßendirne, der Kapitän eines Kauffahrteischiffes verfügt über sie, und mir hat sie sich an den Hals geworfen, mir, von dem sie weiß, daß er nichts besitzt, mir, dessen Wesen und Wert sie nicht zu erkennen vermag und der in ihren Augen nichtig sein muß. Es liegt etwas Unbegreifliches darin. Entweder täuscht mich mein Herz, befängt meine Sinne und läßt mich vor einer unwürdigen Vettel zum Narren werden, oder irgend ein geheimer mir unbekannter Umstand muß die Wirkung ihrer Reize zerstören und sie denjenigen verabscheuungswürdig erscheinen lassen, die sich eigentlich bis auf das Blut um sie streiten müßten. Ich begann mit einer absonderlichen geistigen Anspannung nach diesem Umstande zu forschen, aber der Gedanke, die Syph.... möchte daran teilhaben, kam mir nicht einmal in den Sinn. Die Frische ihres Fleisches, der gesunde Schmelz ihrer Farben, die Weiße ihrer Zähne die Süßigkeit ihres Atems, der Hauch von Sauberkeit, der über ihrem ganzen Wesen lag, hielt diesen Gedanken so völlig von mir fern, daß ich, der ich seit meiner Begegnung mit der Padoana meines Zustandes nicht ganz sicher war, sogar befürchtete, ich möchte nicht gesund genug für sie sein — jedenfalls bin ich völlig überzeugt, daß mich mein Vertrauen in diesem Punkte nicht täuschte.

All diese den Umständen so gar trefflich angepaßten Überlegungen erregten mich dermaßen, daß ich zu weinen anfing. Für Zulietta war dieses sicherlich ein in solchen Umständen völlig neues Schauspiel, sie blieb auch einen Augenblick lang ganz betreten, aber nachdem sie einen Gang durch das Zimmer gemacht und dabei an ihrem Spiegel vorübergeschritten war, begriff sie, daß Widerwille an meiner Wunderlichkeit keinen Anteil haben konnte, und meine Blicke bestätigten es ihr. Es ward ihr nicht schwer, meine Stimmung zu verscheuchen und die ihr angetane kleine Beschämung zu vergessen; aber

in dem Augenblick, da mir die Sinne über ihrem Busen vergehen wollten, über einem Busen, der zum erstenMale Kuß und Hand eines Mannes zu erdulden schien, gewahrte ich, daß sie eine schiefe Brust hatte. Ich ward betroffen, sah näher zu und glaubte zu entdecken, daß die eine ihrer Brüste nicht gleich der anderen gebaut sei. Und von nun an zermarterte ich meinen Kopf, wovon man wohl eine schiefe Brust bekommen könne; überzeugt, daß dies nur mit einem bedeutenden natürlichen Mißwachs zusammenhängen könnte, wandte ich diesen Gedanken so lange um und um, bis es mir schließlich klar wie der Tag war, daß ich in dem bezauberndsten Wesen, das ich nur zu erdenken vermochte, nichts wie eine Art Ungeheuer in den Armen hielte, den Auswurf der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich trieb den Blödsinn so weit, ihr von dieser schiefen Brust zu sprechen. Sie faßte die Sache zunächst scherzhaft auf und sagte und tat in ihrer mutwilligen Laune Dinge, die mich hätten vor Liebe sterben lassen müssen: da ich jedoch im Innersten beunruhigt blieb und es ihr nicht zu verbergen vermochte, sah ich sie endlich erröten, ihre Bekleidung zurechtrücken, aufstehen und ohne ein einziges Wort zu sagen, an ihrem Fenster niedersitzen. Ich wollte mich neben sie setzen, aber sie erhob sich sofort, ließ sich auf ein Ruhebett nieder, stand augenblicks darauf wieder auf, ging, sich fächelnd im Zimmer umher und sagte kalten und verächtlichen Tones zu mir: „Zanetto, lascia le donne, e studia la matematica."

Ehe ich sie verließ, bat ich sie um eine Zusammenkunft für den nächsten Tag, aber sie verschob sie auf den dritten und fügte mit einem ironischen Lächeln hinzu, ich würde ja wohl der Ruhe bedürftig sein. Ich verbrachte diese Zeit in äußerster Unruhe, mein Herz floß über von ihren Reizen und ihrer Anmut, ich empfand aufs tiefste meine Narrheit, warf sie mir vor, bereute die so schlecht genutzten Stunden, die ich leicht zu den süßesten meines Lebens hätte machen können, erwartete mit höchster Ungeduld die Zeit, da ich den Verlust wieder einbringen konnte, und grübelte nichtsdestoweniger

verstört und bedrängt darüber nach, wie sich die Vollkommenheiten dieses hinreißenden Mädchens mit der Unwürdigkeit ihres Gewerbes in Einklang bringen ließen. Zur verabredeten Stunde eilte, flog ich zu ihr. Ich weiß nicht, ob ihr glühendes Temperament mit diesem meinen zweiten Besuche zufriedener gewesen wäre, sicherlich aber ihr Stolz, und so fand ich denn schon im voraus einen wonnevollen Genuß darin, ihr auf alle nur denkbaren Weisen zu zeigen, wie wohl ich mich darauf verstand, mein Unrecht wieder gut zu machen. Sie ersparte mir diesen Beweis. Der Gondelführer, den ich, nachdem wir angelegt, zu ihr heraufgeschickt hatte, bestellte mir, sie sei schon am Abend vorher nach Florenz abgereist. Wenn ich meine ganze Liebe zu ihr nicht empfunden hatte, als ich sie besaß, so fühlte ich sie doch aufs grausamste in dem Augenblicke, da ich sie verlor. Mein sinnloses Bedauern hat mich niemals verlassen. So liebenswürdig und reizvoll sie in meinen Augen auch gewesen war, über ihren Verlust konnte ich mich trösten, niemals aber habe ich, ich gestehe es gern, verwinden können, daß sie nur eine verächtliche Erinnerung an mich mit sich genommen hatte.

Das sind meine beiden Geschichten. Die achtzehn Monate, die ich in Venedig verbracht, haben mich sonst in dieser Beziehung nichts Erwähnenswertes erleben lassen, es sei denn höchstens noch der folgende Plan. Carrio machte sich gern mit Frauen zu schaffen, aber es verdroß ihn, immer nur zu Mädchen zu gehen, die schon anderen verpflichtet waren, und so kam er auf den Gedanken, auch seinerseits eines für sich allein besitzen zu wollen, und da wir unzertrennlich waren, schlug er mir das in Venedig keineswegs seltene Abkommen vor, eines für uns beide zu unterhalten. Ich willigte ein. Es kam nun darauf an, ein nach jeder Richtung hin ungefährliches zu finden. Nach langem Suchen gelang es ihm, ein kleines elf- oder zwölfjähriges Mädchen auszukundschaften, welches seine unwürdige Mutter zu verkaufen wünschte. Wir gingen zusammen hin, um es zu sehen. Mir drehte sich das Herz im Leibe um, als ich dieses Kind

erblickte: es war blond und sanft wie ein Lamm, man würde es niemals für eine Italienerin gehalten haben. Man kann in Venedig um ein geringes leben: wir gaben der Mutter also etwas Geld und sorgten für den Unterhalt des Mädchens. Sie hatte Stimme, und damit sie einst in dieser Gabe eine Hilfsquelle besitzen möchte, kauften wir ihr ein Spinett und nahmen ihr einen Gesanglehrer an. All das kostete einem jeden von uns kaum zwei Zechinen monatlich und ließ uns mehr als das an anderen Ausgaben ersparen. Da wir jedoch erst ihre Reife abwarten mußten, so hieß es denn noch gar viel säen, ehe ans Ernten gedacht werden konnte. Da es uns aber Freude bereitete, unsere Abende bei ihr zu verbringen und aufs unschuldigste mit dem Kinde zu plaudern und zu spielen, so fanden wir ein größeres Ergötzen dabei, als wenn wir sie vielleicht besessen hätten. Ein Beweis der Wahrheit, daß uns nicht so sehr Sinnenlust an die Frauen fesselt, als ein gewisses Behagen, in ihrer Nähe zu leben. Unmerklich hing sich mein Herz an die kleine Anzoletta, aber mit einer väterlichen Zuneigung, an der die Sinne so wenig teil hatten, daß es mir mit ihrem Anwachsen immer unmöglicher wurde, sinnliche Gedanken zu hegen, ja ich empfand, daß mich eine Annäherung an dieses Mädchen, wenn es einmal mannbar geworden, wie eine abscheuliche Blutschande mit Schauder erfüllt haben würde. Ich bemerkte, daß die Gefühle des guten Carrio, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, eine gleiche Richtung einschlugen. So verschafften wir uns, ohne es bedacht zu haben, zwar nicht weniger süße, aber von den anfänglich beabsichtigten doch wesentlich verschiedene Freuden, und ich bin gewiß: wie schön nun dieses arme Kind auch einmal hätte werden mögen, wir würden nicht die Henker ihrer Unschuld, sondern im Gegenteil, deren Beschützer geworden sein. Die bald darauf hereinbrechende Veränderung meiner Verhältnisse ließ mich nicht länger an diesem guten Werke teilhaben, und ich habe in dieser Angelegenheit nichts weiter als *nur den* Weg zu loben, den mein Herz in ihr eingeschlagen. *Ich kehre* zu meiner Reise zurück.

Als ich Herrn von Montaigu verließ, war es zuerst meine Absicht gewesen, mich nach Genf zurückzuziehen und darauf zu warten, ob nicht ein besseres Schicksal die Hindernisse wegräumen und mich wieder mit meiner armen Mama vereinigen möchte. Aber das Aufsehen, welches unser Streit erregt hatte, und seine Dummheit, davon an den Hof zu berichten, ließ mich den Entschluß fassen, dort selber Rechenschaft über meine Aufführung abzulegen und mich über das Benehmen eines Verrückten zu beklagen. Ich teilte meine Absicht von Venedig aus Herrn du Theil mit, der nach dem Tode des Herrn Amelot vorübergehend mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut war. Gleichzeitig mit meinem Briefe reiste ich ab, nahm meinen Weg über Bergamo, Como und Domo und überstieg den Simplon. In Sitten erwies mir Herr von Chaignon, der französische Geschäftsträger, tausend Freundlichkeiten und ebenso Herr de La Closure in Genf. Mit Herrn von Gauffecourt erneuerte ich daselbst meine Bekanntschaft und nahm einiges Geld in Empfang, das er mir auszuhändigen hatte. Durch Nyon war ich gereist, ohne meinen Vater zu sehen, und dies war mir nicht etwa leicht geworden, aber ich hatte mich nicht entschließen können, mich nach meinem Unstern vor meiner Stiefmutter zu zeigen, da ich gewiß war, sie würde mich verurteilen, ohne mich anzuhören. Der Buchhändler Duvillard, ein alter Freund meines Vaters, warf mir dieses mein Unrecht heftig vor. Ich nannte ihm die Veranlassung, und um es wieder gut zu machen, ohne mich doch einer Begegnung mit meiner Stiefmutter auszusetzen, nahm ich einen Wagen, und wir fuhren zusammen nach dem Wirtshause in Nyon. Von dort aus holte Duvillard meinen armen Vater, der auch aufs schnellste herbeieilte, um mich zu umarmen. Wir speisten zusammen zu Abend, und nachdem ich ein paar meinem Herzen wohltuende Stunden mit meinem Vater verlebt hatte, kehrte ich am nächsten Morgen mit Duvillard nach Genf zurück und habe ihm für alles Gute, das er mir bei dieser Gelegenheit erwiesen, stets eine aufrichtige Dankbarkeit bewahrt.

Mein kürzester Weg führte nicht durch Lyon, aber ich wollte es berühren, um eine äußerst gemeine Spitzbüberei des Herrn von Montaigu festzustellen. Ich hatte mir aus Paris eine kleine Kiste schicken lassen, die eine gestickte Weste, einige Paare Ärmelkrausen und sechs Paar weißseidene Strümpfe enthielt und nichts weiter. Auf seinen eigenen Vorschlag hin ließ ich diese Kiste oder vielmehr diese Schachtel einer Gepäcksendung an ihn beifügen. In der mit dreifacher Kreide geschriebenen Rechnung, die er eigenhändig aufgesetzt und mir dann als Ausgleich meiner Gehaltsforderung überreicht hatte, stand diese Schachtel als ein Ballen verzeichnet, der elf Zentner wöge und dessen Porto daher eine ungeheure Summe betrug. Durch die Bemühungen des Herrn Boy de La Tour, dem ich durch Herrn Roguin, seinen Onkel, empfohlen war, wurde nach den Lyoner und Marseilleser Zollisten festgestellt, daß besagter Ballen nur fünfundvierzig Pfund gewogen und auch nur ein im Verhältnis zu diesem Gewicht stehendes Porto bezahlt hatte. Ich legte diesen amtlichen Auszug zu der Rechnung des Herrn von Montaigu, und mit diesem und noch vielen anderen Papieren von gleicher Beweiskraft begab ich mich voller Ungeduld, Gebrauch von ihnen machen zu können, nach Paris. Auf dieser langen Reise hatte ich in Como, im Wallis und auch sonst noch ein paar kleine Abenteuer. Ich sah allerlei, unter anderem die Borromeischen Inseln, welche eine besondere Beschreibung verdienten, aber die Zeit drängt, Aufpasser umlagern mich, und ich bin gezwungen, eine Arbeit, welche alle mir fehlende Muße und Ruhe erfordert, schnell und schlecht zu machen. Wenn die Vorsehung meiner jemals wieder eingedenk werden und mir zuletzt doch noch stillere Tage bescheren sollte, so will ich sie, wenn ich es kann, zu der Umarbeitung dieses Werkes verwenden oder doch wenigstens einen Nachtrag dazu schreiben, dessen es nur allzu sehr bedarf*).

Das Gerücht von meinen Erlebnissen hatte mich überholt, und so fand ich denn bei meiner Ankunft sowohl

*) Ich habe diese Absicht aufgegeben.

in den Bureaus wie im Publikum jedermann über die Tollheiten des Gesandten entrüstet. Aber trotz alledem, trotz der öffentlichen Parteinahme für mich in Venedig und trotz der unwiderleglichen Beweise, die ich vorlegen konnte, vermochte ich keine Gerechtigkeit zu erlangen. Ich erhielt nicht nur keine Genugtuung und keine Entschädigung, sondern wurde sogar hinsichtlich meines Gehaltes dem Belieben des Gesandten überlassen, und zwar einzig und allein, weil ich kein Franzose war und daher in einer Privatangelegenheit zwischen ihm und mir kein Anrecht auf den Nationalschutz hatte. Alle Welt gab mir zu, daß ich beleidigt, geschädigt, unglücklich gemacht, der Gesandte von Sinnen, böse und ungerecht sei und die ganze Angelegenheit ihn für immer entehre. Aber was half das, er war Gesandter und ich, ich war nur Sekretär. Die bestehende gesetzliche Ordnung, oder was man so nennt, brachte es mit sich, daß ich keine Gerechtigkeit erlangen durfte, und so erlangte ich keine. Ich bildete mir ein, man würde mir, wenn ich nicht aufhörte, Lärm zu schlagen und diesen Narren öffentlich, wie er es verdiente, zu kennzeichnen, endlich doch Schweigen gebieten, und gerade das wollte ich herbeiführen, da ich fest entschlossen war, erst nach einem gerichtlich gefällten Urteile zu gehorchen. Aber es gab damals keinen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, man ließ mich ruhig bellen, ja man ermutigte mich sogar und stimmte mit ein, aber weiter gedieh die Angelegenheit nicht, bis ich, endlich müde, immer nur Recht und niemals Gerechtigkeit zu bekommen, völlig den Mut verlor und die Sache fallen ließ.

Der einzige Mensch, der mich unfreundlich aufnahm, und von dem ich diese Ungerechtigkeit am wenigsten erwartet hätte, war Frau von Beuzenval. Sie war so völlig geblendet von den Standes- und Adelsvorrechten, daß ihr der Gedanke, ein Gesandter könne gegen seinen Sekretär Unrecht haben, niemals in den Kopf wollte. Der Empfang, den sie mir zuteil werden ließ, entsprach diesem Vorurteile. Ich fühlte mich dadurch so verletzt, daß ich ihr, nachdem ich ihr Haus verlassen, auf der Stelle

einen der stärksten und heftigsten Briefe schrieb, die ich vielleicht je abgefaßt, ich habe sie auch niemals wieder besucht. Der Pater Castel empfing mich etwas freundlicher, aber trotz all seiner jesuitischen Aalglätte wurde ich doch gewahr, daß er getreulich einen der großen Grundsätze seiner Gesellschaft befolgte, nämlich den, stets den Schwachen dem Mächtigeren aufzuopfern. Das lebhafte Bewußtsein von der Gerechtigkeit meiner Sache und mein natürlicher Stolz ließen mich diese Parteilichkeit nicht geduldig hinnehmen. Ich hörte auf, den Pater Castel zu besuchen, und da ich außer ihm keinen Jesuiten kannte, betrat ich auch ihr Kloster niemals wieder. Übrigens hatte mir die herrschsüchtige und intrigante Sinnesart seiner Ordensbrüder, die von der Gutherzigkeit des wackeren Paters Hémet so bitter abstach, eine so große Abneigung gegen jeden Verkehr mit ihnen eingeflößt, daß ich seit jener Zeit mit keinem einzigen Jesuiten mehr zusammengekommen bin, es sei denn der Pater Berthier, dem ich zwei- oder dreimal bei Herrn Dupin begegnete, welcher mit ihm aus Leibeskräften an der Widerlegung Montesquieus arbeitete.

Ich will noch schnell niederschreiben, was mir über Herrn von Montaigu zu sagen bleibt, um nie wieder auf ihn zurückzukommen. Ich hatte ihm in einer unserer Streitigkeiten gesagt, für ihn schicke sich kein Sekretär, sondern er müsse einen Advokatenschreiber annehmen. Diesen Rat befolgte er denn auch und gab mir wirklich einen richtigen Advokaten zum Nachfolger, der ihn in weniger als einem Jahre um zwanzig bis dreißigtausend Livres bestahl. Er jagte ihn fort, ließ ihn ins Gefängnis sperren, entließ unter öffentlichem Ärgernis und Aufsehen seine Edelleute, schuf sich überall Händel, erfuhr Beleidigungen, die kein Knecht ruhig hingenommen hätte, und mußte schließlich wegen all seiner Narrheiten abberufen werden. Man schickte ihn auf seine Besitzungen zurück, um seinen Kohl zu pflanzen. Wahrscheinlich war unter den Rügen, die er vom Hofe erhielt, auch sein Betragen gegen mich nicht vergessen worden, wenigstens schickte er bald nach seiner Rückkunft seinen Haushof-

meister zu mir, um meine Rechnung zu begleichen und mir das Geld zu verabfolgen. Ich hatte damals gerade keines, und meine Schulden in Venedig, welche wahrlich Ehrenschulden waren, wenn es deren jemals welche gab, lagen mir schwer auf dem Gewissen. Ich ergriff also das Mittel, das sich mir zu ihrer Tilgung und zur Begleichung des Zanetto Nanischen Schuldscheines darbot. Ich nahm, was man mir willig geben wollte, bezahlte all meine Schulden und blieb ohne Pfennig wie vorher, aber doch von einer Last befreit, die mir schier unerträglich gewesen war. Seitdem habe ich von Herrn von Montaigu nur noch bei seinem Tode sprechen hören. Möge Gott diesem armen Manne den ewigen Frieden schenken. Er war zu dem Amt eines Gesandten ebenso geeignet, wie ich es in meiner Kindheit zu dem eines Gerichtsschreibers gewesen bin. Aber dennoch hätte es nur an ihm gelegen, sich durch meine Dienste ehrenvoll in seiner Stellung zu behaupten und mich schnell zu der Stellung zu befördern, zu der mich der Graf von Gouvon in meiner Jugend bestimmt und ich mich selber in reiferem Alter aus eigener Kraft fähig gemacht hatte.

Die Gerechtigkeit und Fruchtlosigkeit meiner Klagen ließen in meinem Herzen einen Keim von Entrüstung über unsere törichten bürgerlichen Einrichtungen zurück, in welchen das wahre öffentliche Wohl und die wahre Gerechtigkeit stets irgend einer sogenannten scheinbaren gesetzlichen Ordnung aufgeopfert werden, die in Wirklichkeit jedoch jede Ordnung zerstört und der Unterdrückung des Schwachen und der Anmaßung des Starken nur die Bestätigung durch die staatliche Obrigkeit verleiht. Zweierlei verhinderte damals diesen Keim, sich sogleich so zu entwickeln, wie er es später getan hat: Zunächst der Umstand, daß es sich in dieser Angelegenheit um mich handelte und der Eigennutz, der niemals etwas Großes und Edles hervorgebracht hat, in meinem Herzen nicht jene göttliche Glut und jenen Schwung zu entfachen vermochte, welchen stets nur die reinste Liebe zum Gerechten und Schönen hervorrufen kann; und zweitens mäßigte und beschwichtigte der Reiz der Freund-

schaft durch den ganzen Umkreis seiner sanften Gefühle meinen Zorn. Ich hatte in Venedig die Bekanntschaft eines Biskayers gemacht, der ein Freund meines Freundes Carrio war und würdig gewesen wäre, jedes rechtschaffenen Mannes Freund zu sein. Dieser liebenswürdige, junge, zu allen Talenten und allen Tugenden geborene Mann hatte eben eine Kunstreise durch Italien gemacht, und da er sich damit alles Wissenswerte angeeignet zu haben wähnte, wollte er geradeswegs in sein Vaterland zurückkehren. Ich stellte ihm vor, daß die Künste für einen Geist, der wie der seine zur Pflege der Wissenschaften geschaffen sei, doch nur eine Erholung bedeuten könnten, und riet ihm, damit er dazu Lust bekommen möchte, eine Reise nach Paris und einen sechsmonatlichen Aufenthalt in dieser Stadt an. Er schenkte mir Glauben und kam nach Paris. Als ich eintraf, war er bereits dort und harrte meiner. Da seine Wohnung für ihn allein zu groß war, bot er mir die Hälfte derselben an, worauf ich einging. Ich fand ihn von dem glühendsten Eifer für alle Wissenschaften beseelt. Nichts überstieg seine Fassungskraft, er verschlang und verarbeitete alles mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Wie herzlich dankte er mir nicht dafür, seinen Geist, welchen der Durst nach Wissen, ihm selber unbewußt, verzehrt hatte, auf diese Nahrung verwiesen zu haben! Und welche Schätze der Weisheit und der Tugend fand ich nicht in seiner starken Seele. Ich fühlte, daß er der Freund sei, dessen ich bedurfte, und so schlossen wir uns denn aufs innigste aneinander an. Unsere Meinungen und Neigungen waren jedoch niemals dieselben, wir stritten uns unaufhörlich, und da wir beide eigensinnig waren, konnten wir niemals über eine Sache derselben Ansicht werden. Dessenungeachtet konnten wir aber nicht ohne einander auskommen, und obgleich wir einander unaufhörlich widersprachen, wollte doch keiner von uns den anderen anders, als er nun einmal war.

Ignatio Emmanuel de Altuna war einer von jenen seltenen Menschen, die einzig und allein Spanien, wenn auch zu seinem Ruhme nur allzu selten, hervorbringt.

Er hatte nicht jene ungestümen, in seinem Vaterlande allen gemeinsamen Volksleidenschaften, sein Geist war ebenso frei von allen Rachegedanken wie sein Herz frei war von allem sinnlichen Begehren. Er war zu stolz, um rachsüchtig zu sein, ja ich habe ihn oft mit aller Kaltblütigkeit aussprechen hören, daß kein Sterblicher seine Seele beleidigen könne. Er war gegen Frauen zwar artig, aber niemals zärtlich und spielte mit ihnen, als ob sie hübsche Kinder seien. Er fand wohl Gefallen an dem Umgang mit den Geliebten seiner Freunde, aber an ihm selber habe ich niemals eine solche Beziehung wahrgenommen und auch kein Verlangen, sie jemals zu knüpfen. Die Glut der Tugend, die sein Herz verzehrte, ließ darin die Glut der Sinne niemals aufkommen.

Nach seinen Reisen hat er sich verheiratet und ist jung gestorben. Er hat Kinder hinterlassen, und ich bin wie von meinem eigenen Dasein davon überzeugt, daß seine Frau die erste und einzige war, die ihn die Freuden der Liebe kennen gelehrt hat. Äußerlich war er fromm in der Art eines Spaniers, innerlich aber erfüllte ihn die Frömmigkeit eines Engels. Solange ich lebe, habe ich außer an mir nur einzig und allein an ihm echte Duldsamkeit wahrgenommen. Er hat sich niemals darum gekümmert, wie irgend ein anderer Mensch in Dingen der Religion dachte. Sein Freund mochte Jude, Protestant, Mohammedaner, Frömmler oder Atheist sein, solange er nur ein ehrenhafter Mensch war, war es ihm völlig gleichgültig. In den unwesentlichsten Ansichten war er eigensinnig und starrköpfig, sobald es sich jedoch um Religion oder auch nur um Moral handelte, wurde er zurückhaltend, schwieg oder sagte einfach: „ich habe nur für mich zu sorgen." Es ist unbegreiflich, wie jemand mit einer solchen Seelenerhebung einen Verstand verbinden konnte, der auch noch auf das Kleinste und Kleinlichste zu achten vermochte. Er teilte seine Tagesbeschäftigungen im voraus in Stunden, Viertelstunden und Minuten ein und hielt mit solcher Genauigkeit an dieser Ordnung fest, daß er sein Buch mitten in einem Satze geschlossen haben würde, sobald die Uhr die anberaumte Stunde schlug.

All diese so streng getrennten Zeitabschnitte gehörten jeder irgend einer besonderen Obliegenheit, es gab welche zum Nachdenken, zur Unterhaltung, zur Messe, für Locke, für den Rosenkranz, für Besuche, für Musik und für Malerei und weder ein Vergnügen, noch eine Versuchung, noch eine Gefälligkeit gegen jemand anderes konnte diese Ordnung jemals umstoßen, einzig und allein eine zu erfüllende Pflicht hätte das vermocht. Als er mir die Aufstellung seiner Zeiteinteilung vorlegte, damit auch ich mich darnach richten könne, fing ich zunächst an zu lachen, aber schließlich weinte ich aus Bewunderung. Niemals übte, noch ertrug er irgend welchen Zwang, und die Leute, die ihn aus lauter Höflichkeit belästigen wollten, fuhr er hart an. Er geriet leicht in Hitze, ohne doch je verdrießlich zu sein. Ich habe ihn oft zornig, niemals aber gegen jemanden verstimmt gesehen. Die Heiterkeit seines Gemütes war unvergleichlich, er verstand jeden Spaß und scherzte selber gern, ja er glänzte sogar darin, denn er besaß das Talent, seine Scherze in Epigramme zu kleiden. Wenn man ihn anregte, sprach er laut und lärmend, so daß man seine Stimme schon von weitem hören konnte, aber während er schrie, sah man ihn lächeln, und mitten in seiner leidenschaftlichen Aufwallung kam ihm plötzlich irgend ein witziges Wort auf die Lippen, das alle Welt zum Lachen brachte. Auch sein Äußeres war ebensowenig spanisch, wie sein Temperament. Er hatte eine helle Haut, gefärbte Wangen, und seine Haare waren kastanienbraun, ja fast blond. Seine Gestalt war groß und wohlgebaut, sein ganzer Körper die geziemende Wohnstätte seiner Seele.

Dieser Weise des Herzens und des Geistes besaß eine große Menschenkenntnis und ward mein Freund. Dieses ist das einzige, was ich allen denen vorhalte, die es nicht sind. Wir befreundeten uns so innig, daß wir den Plan faßten, unsere Tage gemeinsam zu verbringen. Ich sollte in einigen Jahren nach Ascoytia kommen und bei ihm auf seinem Gute leben. Alle Einzelheiten dieses Planes wurden von uns am Abend vor seiner Abreise genau festgesetzt, nur das fehlte noch, was auch in den bestge-

schmiedeten Plänen nicht von den Menschen abhängt. Spätere Ereignisse, meine Mißhelligkeiten, seine Heirat und endlich sein Tod haben uns für immer getrennt.

Man möchte glauben, daß nur die finsteren Anschläge der Bösen gelängen, die unschuldigen Pläne der Guten gehen fast niemals in Erfüllung.

Nachdem ich die Übel der Abhängigkeit kennen gelernt hatte, nahm ich mir vor, mich ihnen nie wieder auszusetzen. Da ich schon bei ihrem Entstehen die ehrgeizigen Pläne, welche die Gelegenheit mich fassen ließ, zusammenstürzen gesehen hatte, wollte ich eine so erfolgreich begonnene und dennoch so plötzlich sich vor mir sperrende Laufbahn nicht wieder betreten und beschloß daher, mich niemandem anzuschließen, sondern mir meine völlige Unabhängigkeit zu erhalten und mich endlich ganz auf meine Talente zu stützen, über die ich bis dahin allzu bescheiden gedacht hatte, deren Maß ich jedoch nun endlich zu fühlen begann. Ich nahm die Arbeit an meiner Oper, die meine Reise nach Venedig unterbrochen hatte, wieder auf, und um mich ihr ungestörter hingeben zu können, kehrte ich nach der Abreise Altunas in meinen alten Gasthof Saint-Quentin zurück, der mir, da er in einem abgelegenen Viertel und nur um ein geringes vom Luxembourg entfernt lag, zum Arbeiten geeigneter erschien, als die geräuschvolle Saint-Honoré-Straße. Dort wartete meiner der einzige wirkliche Trost, den mir der Himmel in all meinem Unglück beschieden hat und der es auch allein erträglich macht. Da es sich hier um keine vorübergehende Bekanntschaft handelt, muß ich einige der Umstände, unter denen sie gemacht wurde, aufs genaueste verzeichnen.

Wir hatten eine neue Wirtin, die aus Orleans stammte. Sie hatte zum Verwalten und Instandhalten des Weißzeuges ein zwischen dem zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Jahre stehendes Mädchen aus ihrer Heimat angenommen, die ebenso wie die Wirtin gemeinschaftlich mit uns aß.

Dieses Mädchen, Therese Le Vasseur mit Namen, stammte aus guter Familie, ihr Vater war Beamter der

Münze in Orleans gewesen und ihre Mutter hatte einen Kaufladen gehabt. Sie hatten viele Kinder. Da die Münze in Orleans geschlossen wurde, sah sich der Vater plötzlich auf die Straße gesetzt, und die Mutter, welche durch Zahlungseinstellungen Verluste erlitten hatte, machte schlechte Geschäfte, gab den Handel auf und zog mit ihrem Mann und ihrer Tochter nach Paris, und diese ernährte alle drei mit ihrer Arbeit.

Als ich dieses Mädchen das erstemal bei Tisch erscheinen sah, fiel mir ihre bescheidene Haltung und noch mehr ihr lebhafter und doch sanfter Blick auf, der für mich niemals seinesgleichen gehabt hat. Unsere Tafelrunde bestand außer Herrn von Bonnefond aus einigen irländischen und gascognischen Abbés und anderen Leuten dieses Schlages. Unsere Wirtin hatte selber ein lockeres Leben geführt, und so war ich denn der einzige, der schicklich redete und sich schicklich betrug. Man neckte die Kleine, und ich verteidigte sie. Sofort fielen sie mit Sticheleien und Witzeleien über mich her. Wenn ich an diesem armen Mädchen an sich auch gar kein Gefallen gefunden, so hätten doch Mitleid und Widerspruchsgeist es in mir erregen müssen. Ich habe stets in Worten und Benehmen Anstand geliebt, vor allem im Verkehr mit dem anderen Geschlecht. Ich warf mich also offen zu ihrem Verteidiger auf und merkte bald, daß ihr mein Benehmen wohltat. Ihre Blicke, welche die Dankbarkeit ausdrückten, die sie ihren Lippen nicht anzuvertrauen wagte, wurden dadurch nur noch tiefer.

Sie war äußerst schüchtern und ich war es auch. Unser inniges Verhältnis, welchem diese uns beiden gemeinsame Eigenschaft entgegen zu sein schien, knüpfte sich dennoch sehr schnell. Die Wirtin bemerkte es und wurde wütend darüber, aber ihre Roheiten führten meine Sache nur um so besser bei der Kleinen, welche im ganzen Hause keinen anderen Schutz als mich hatte, mich nur mit Kummer ausgehen sah und die Rückkehr ihres Beschützers stets ängstlich herbeisehnen mußte. Die Beziehung unserer Herzen und die Verwandtschaft unserer Gemüter führten bald zu dem gewöhnlichen Ergebnis.

Sie glaubte in mir einen rechtschaffenen Mann zu erblicken, und sie täuschte sich nicht. Ich sah in ihr ein gefühlvolles, schlichtes und jeglicher Gefallsucht bares Mädchen und täuschte mich noch weniger. Ich erklärte ihr im voraus, daß ich sie niemals verlassen, aber auch niemals heiraten würde. Liebe, Achtung und kindliche Aufrichtigkeit verhalfen mir zu meinem Siege. Zärtlichkeit und Redlichkeit meines Herzens schufen mir mein Glück, ohne daß ich es mir hätte erstürmen müssen.

Ihre Furcht, ich möchte darüber unwillig werden, in ihr nicht das zu finden, was ich ihrer Meinung nach in ihr suchte, verzögerte mein Glück mehr als alles andere. Ehe sie sich mir hingab, war sie betroffen und verwirrt, wollte sich mir verständlich machen und wagte doch nicht sich auszusprechen. Weit davon entfernt, die wahre Ursache ihrer Bedrängnis zu ahnen, vermutete ich etwas sehr Falsches, für ihre Sitten sehr Schimpfliches, und da ich wähnte, sie wolle mir mitteilen, meine Gesundheit liefe bei ihr Gefahr, so geriet ich in eine Bestürzung, die mich zwar nicht zurückhielt, mir mein Glück jedoch viele Tage lang völlig vergiftete. Da wir uns gegenseitig nicht verstanden, woben sich unsere Gespräche hierüber aus lauter Rätseln und recht lächerlichen dunklen Andeutungen zusammen. Sie war nahe daran, mich für völlig närrisch zu halten, und ich meinerseits wußte überhaupt nicht mehr, was ich von ihr denken sollte. Endlich erklärten wir uns: sie machte mir weinend das Geständnis eines einzigen Fehltrittes, zu dem sie an der Schwelle der Jungfräulichkeit ihre Unwissenheit und die Geschicklichkeit eines Verführers gebracht hatten. Sobald ich sie verstanden hatte, stieß ich einen Freudenschrei aus: „Jungfrauenschaft," rief ich, „wer wollte sie auch in Paris, wer sie bei zwanzig Jahren suchen! Ach, meine Therese, ich bin nur allzu glücklich, dich züchtig und gesund zu besitzen und nicht das zu finden, was ich nicht suchte."

Ich hatte zunächst nur darnach getrachtet, mir einen Zeitvertreib zu schaffen, bald fand ich, daß ich mehr getan und mir eine Lebensgefährtin gefunden hatte. Ein wenig Gewöhnung an dieses vortreffliche Mädchen und

ein wenig Nachdenken über meine Lage ließen mich begreifen, daß ich gar viel für mein Glück erreicht hatte, während ich doch nur auf meine Lust bedacht gewesen war. An Stelle meines erloschenen Ehrgeizes tat mir ein warmes Gefühl not, das mein ganzes Herz erfüllen konnte. Ich brauchte, um alles zu sagen, einen Nachfolger für Mama: da ich nicht mehr an ihrer Seite leben durfte, mußte ich jemanden haben, der mit ihrem Schüler lebte und in dem ich die Herzenseinfalt und Gelehrigkeit wiederfand, die sie einst in mir gefunden hatte. Das ruhige Glück zurückgezogenen häuslichen Lebens mußte mich für das glänzende Los entschädigen, auf das ich verzichtet hatte. So lange ich völlig einsam war, war mein Herz leer, aber es harrte nur dessen, der es zu erfüllen willens war. Das Schicksal hatte mir das Wesen entrissen und mich ihm wenigstens zum Teil entfremdet, für welches die Natur mich erschaffen hatte. Von da an war ich völlig allein gewesen, denn für mich hat es zwischen allem und nichts niemals ein Mittelding gegeben. Ich fand in Theresen die Ergänzung, die mir not tat, und durch sie ward ich so glücklich, als ich es nach dem Lauf der Ereignisse nur irgend sein konnte.

Anfangs suchte ich ihren Geist zu bilden, aber das war verlorene Mühe. Ihr Geist war und blieb unberührte Natur, weder Sorgfalt, noch Pflege wollten daran haften bleiben. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß sie, obgleich sie leidlich schreibt, niemals gut lesen gelernt hat. Als ich in der Rue Neuve-des-Petits-Champs eine Wohnung bezog, lag unseren Fenstern das Hotel Pontchartrain gegenüber, und ich quälte mich zwei Monate lang damit ab, sie auf dem Ziffernblatt der großen Hausuhr die Unterscheidung der Stunden zu lehren. Selbst heute kennt sie sie kaum. Niemals hat sie sich nach der Reihenfolge der zwölf Monate des Jahres richten können, sie kennt nicht eine einzige Zahl, trotz all der Mühe, die ich mir gegeben, sie ihr beizubringen. Sie versteht weder Geld zu zählen, noch kennt sie den Preis irgend einer Sache. Das Wort, das ihr beim Sprechen auf die Lippen *kommt, ist oft* das Gegenteil von dem, was sie sagen will.

Einst hatte ich mir ein kleines Verzeichnis ihrer Redewendungen angelegt, um Frau von Luxembourg damit zu unterhalten, ihre Verwechselungen sind in den Gesellschaften, in denen ich verkehrte, berühmt geworden. Aber dieses beschränkte und, wenn man will, so wirklich dumme Frauenzimmer vermag einem in schwierigen Umständen treffliche Ratschläge zu erteilen. Oft hat sie in der Schweiz, in England, in Frankreich, in den Katastrophen, die über mich hereinbrachen, Dinge gesehen, die ich selber nicht einmal wahrgenommen; sie hat mir stets am besten geraten, mich oft vor Gefahren bewahrt, in die ich blind hereinstürzen wollte, und ihre Empfindungen, ihr gesunder Verstand, ihre Antworten und ihr Benehmen haben ihr vor den hochgestelltesten Damen und vor Großen und Fürsten allgemeine Achtung eingetragen und mir Glückwünsche für ihren Wert, deren Aufrichtigkeit ich fühlte.

Bei Menschen, die man liebt, nährt das Gefühl Geist und Herz, und man trägt wenig Verlangen darnach, wo anders noch nach Gedanken zu suchen. Ich lebte mit meiner Therese ebenso angenehm, wie mit dem schönsten Genius des Weltenrunds. Ihre Mutter, die stolz darauf war, einst mit der Marquise von Monpipeau zusammen erzogen worden zu sein, spielte den Schöngeist; sie wollte sich nun auch mit Theresens Verstand befassen und verdarb durch ihre Arglist die Harmlosigkeit unseres Verkehrs. Der Verdruß über diese lästige Beigabe trug ein wenig dazu bei, mich die törichte Scham überwinden zu lassen, die mich abhielt, mich mit Theresen öffentlich zu zeigen, von nun an machten wir zusammen und allein kleine Ausflüge aufs Land und feierten karge Gelage im Grünen, die mich mit Wonne erfüllten. Ich sah, daß sie mich aufrichtig liebte, und das verdoppelte meine Zärtlichkeit. Unsere süße Gemeinschaft ersetzte mir alles andere: die Zukunft kümmerte mich nicht mehr oder doch nur noch als eine verlängerte Gegenwart, denn ich trug nach nichts anderem mehr Verlangen, als nach ihrer ewigen Dauer.

Unser Verhältnis machte mir jede andere Zerstreuung überflüssig und schal. Ich verließ mein Haus nur

noch, um zu ihr zu gehen, ihre Wohnung wurde beinahe zu der meinigen. Dies zurückgezogene Leben war meiner Arbeit so günstig, daß in weniger als drei Monaten meine ganze Oper, Worte und Musik, vollendet vor mir lag. Nur einige Begleitungen und Mittelstimmen waren noch zu machen. Diese rein handwerkliche Arbeit langweilte mich ungemein. Ich schlug Philidor vor, sie für einen Anteil am Gewinst zu übernehmen. Er kam zweimal und schrieb ein paar Mittelstimmen im Akte des Ovid, aber er mochte sich für einen fernen und sogar ungewissen Ertrag dieser anstrengenden Arbeit nicht völlig hingeben, daher kam er nicht wieder, und ich mußte alles allein tun.

Nachdem mein Opus vollendet war, galt es nun, es auch an den Mann zu bringen, und das war ein weit schwierigeres Opus. Wenn man in Paris abgesondert lebt, erreicht man nichts. Ich gedachte durch Herrn de La Poplinière, bei dem mich der aus Genf zurückgekehrte Gauffecourt eingeführt hatte, für meine Sache Sturm laufen zu lassen. Herr de La Poplinière war der Mäcen Rameaus, Frau de La Poplinière seine ganz ergebene Schülerin. Rameau machte, wie man sagt, Regen und Sonnenschein im Hause. Da ich annahm, er würde mit Freuden das Werk eines seiner Schüler fördern, wollte ich ihm das meine zeigen; unter der Vorgabe, er könne Partituren nicht lesen und es ermüde ihn auch zu sehr, weigerte er sich jedoch, es durchzusehen. La Poplinière meinte darauf, man könne es ihm ja vorspielen lassen, und erbot sich, Musiker zu beschaffen, die es wenigstens zum Teil vor ihm ausführen könnten. Etwas Besseres konnte mir gar nicht widerfahren. Rameau gab knurrend seine Einwilligung und wiederholte unaufhörlich, die Kompositionen eines Mannes, der kein Musikantenkind sei und die ganze Musik für sich allein erlernt habe, müßten gar etwas Schönes sein. Ich machte mich aufs schnellste daran, die Stimmen von fünf oder sechs besonderen Stücken auszuschreiben. Man verschaffte mir ungefähr zehn Orchestermusikanten und als Sänger Albert Bérard und Fräulein Bourbonnais. Gleich bei der Ouvertüre begann Rameau durch sein übertriebenes Lob zu

verstehen zu geben, daß sie unmöglich von mir sein könne. Er ließ keinen Teil ohne heftige Zeichen der Ungeduld vorübergehen, bei einer Arie für Alt, deren Melodie männlich und wohlklingend und deren Begleitung ungemein reich war, konnte er nicht mehr an sich halten, er fuhr mich mit einer Grobheit an, die bei aller Welt Anstoß erregte, und sagte: der eine Teil von dem, was er gehört, stamme von einem in der Kunst höchst erfahrenen Manne und alles andere von einem Stümper, der von Musik auch nicht die geringste Ahnung habe. Meine ungleichmäßige und regellose Arbeit war in der Tat bald erhaben und bald äußerst flach, wie es jedem widerfahren muß, der sich nicht auf Wissen stützen, sondern nur durch plötzliche Aufschwünge seiner Schaffenskraft erheben kann. Rameau gab vor, in mir nur einen talent- und geschmacklosen Plünderer fremder Werke zu erblicken. Die anderen Zuhörer, und vor allem der Hausherr, waren nicht der gleichen Meinung. Herr von Richelieu, welcher zu dieser Zeit Herrn de La Poplinière oft, und wie man ja weiß, seine Frau nicht seltener besuchte, hörte von meinem Werke sprechen und wünschte es mit der Absicht, es vor dem Hofe spielen zu lassen, falls es ihm gefiele, ganz zu hören. Es wurde mit großem Chor und Orchester auf Kosten des Königs bei Herrn Bonneval, dem Intendanten der Hofbelustigungen, aufgeführt. Francoeur leitete die Vorstellung. Die Wirkung war überraschend: der Herzog konnte im Beifallsklatschen gar kein Ende finden, und am Ende eines Chors im Tasso-Akt stand er auf, kam auf mich zu und schüttelte mir die Hand: „Herr Rousseau," sagte er, „das nenne ich eine hinreißende Musik, ich habe niemals etwas Schöneres gehört, ich werde dieses Werk in Versailles spielen lassen." Frau de La Poplinière, die zugegen war, sagte kein Wort, und Rameau hatte nicht kommen wollen, obgleich er geladen worden war. Am nächsten Morgen bereitete mir Frau de La Poplinière bei ihrer Toilette einen gar harten Empfang, sie bemühte sich, mein Stück herunterzumachen, und sagte mir, obgleich Herr von Richelieu sich anfangs von dem *Klingklang* hätte verblenden lassen,

sei er nun doch von seiner Meinung zurückgekommen, sie könne mir nur allen Ernstes raten, auf meine Oper keine großen Stücke zu bauen. Der Herr Herzog kam um weniges später und führte eine weit andere Sprache gegen mich. Er sagte mir unendlich Schmeichelhaftes über mein Talent und schien mir noch immer geneigt zu sein, mein Stück vor dem König spielen zu lassen. „Nur der Tasso-Akt," sagte er, „schickt sich nicht recht für den Hof, es müßte ein anderer dafür eingefügt werden." Einzig auf dieses Wort hin schloß ich mich fest zu Hause ein, und in drei Wochen hatte ich für den Tasso einen anderen Akt vollendet, dessen Gegenstand der von einer Muse begeisterte Hesiod war. Ich hatte es verstanden, in diesen Akt versteckt etwas von den Erlebnissen meines Talentes und von der Eifersucht gleiten zu lassen, mit der Rameau es zu beehren geruhte. Dieser neue Akt brachte keinen so gigantischen Schwung wie der Tasso-Akt, war dafür aber gleichmäßiger und die Musik ebenso edel, aber weit besser gemacht. Hätten sich auch die beiden anderen Akte auf der Höhe dieses neuen befunden, so würde das ganze Stück sicherlich bei der Aufführung aufs beste davon gekommen sein: während ich jedoch damit beschäftigt war, die letzte Hand an seine Vollendung zu legen, vereitelte ein anderes Unternehmen die Vollendung.

(1745—1747.) In dem auf die Schlacht von Fontenoy folgenden Winter fanden in Versailles gar viele Festlichkeiten statt, und unter anderem wurden im Theater des Petites-Ecuries mehrere Opern gegeben, darunter befand sich auch Voltaires Drama: Die Prinzessin von Navara, zu dem Rameau die Musik geschrieben hatte, nachdem es völlig umgearbeitet worden war und den neuen Titel: Die Feste Ramiros erhalten hatte. Diese neue Bearbeitung erforderte, sowohl was die Verse als was die Musik anbetraf, bedeutende Änderungen in den Zwischenspielen und Einschiebungen. Es kam nun darauf an, jemanden zu finden, der dieser doppelten Aufgabe gewachsen sei. Voltaire, der sich damals in Lothringen aufhielt, und *Rameau waren* beide gerade mit der Oper „Der Ruhmes-

tempel" beschäftigt und konnten sich um diese andere daher nicht mehr bekümmern. Herr von Richelieu verfiel auf mich, ließ mir die Arbeit anbieten und schickte mir zugleich gesondert Dichtung und Musik, damit ich besser beurteilen könne, was daran noch zu tun sei. Vor allem wollte ich jedoch ohne Einwilligung des Verfassers auch nicht an einem einzigen Worte rühren und schrieb ihm deshalb einen sehr höflichen und sogar ehrerbietigen Brief, wie es sich geziemte. Hier die Antwort, deren Original sich in dem Briefpaket A Nr. 1 befindet:

15. Dezember 1745.

„Sie verbinden, sehr geehrter Herr, zwei Talente miteinander, die bis jetzt immer nur getrennt vorkommen wollten: das sind bereits zwei gar gute Gründe für mich, Sie zu schätzen und darnach zu trachten, ob ich Sie nicht auch lieben könnte. Um Ihretwillen verdrießt es mich, daß Sie diese beiden Talente an ein Werk wenden sollen, welches beider kaum würdig sein möchte. Vor einigen Monaten befahl mir der Herr Herzog Richelieu unweigerlich in eines Augenblicks Dauer eine kleine und schlechte Skizze einiger schaler unausgeführter Auftritte zu entwerfen, welche mit Zwischenspielen vereinigt werden sollten, die seinerzeit keineswegs darauf berechnet wurden. Ich gehorchte mit der größten Pünktlichkeit und arbeitete schnell und schlecht. Diesen elenden Entwurf sandte ich dem Herzog von Richelieu mit der Überzeugung ein, er würde nicht verwendet werden, es sei denn, ich könne ihn verbessern. Glücklicherweise ist er in Ihre Hände geraten, Sie sollen nun mit ihm nach Ihrem Belieben schalten und walten, denn ich selber habe das Ganze völlig aus den Augen verloren. Ich zweifle nicht, daß Sie alle Fehler, die mir notwendig bei dem so unmäßig schnellen Entwurf einer einfachen Skizze entgehen mußten, verbessert und überall und in allem nachgeholfen haben.

So entsinne ich mich, daß unter anderen Tölpeleien *in den Auftritten*, welche die Zwischenspiele

verbinden, gar nicht gesagt ist, wie die Prinzessin Grenadine mit einem Schlage aus einem Kerker in einen Garten oder in einen Palast gelangt. Da es durchaus kein Zauberer, sondern ein spanischer Edelmann ist, der ihr Feste gibt, so will es mir scheinen, es dürfe auch nichts auf dem Wege der Zauberei geschehen. Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr, gerade diese Stelle, von der ich nur noch eine verworrene Vorstellung habe, recht aufmerksam durchgehen zu wollen. Urteilen Sie selber, ob es denn notwendig ist, daß der Kerker sich öffne und unsere Prinzessin daraus in einen schönen, für sie eingerichteten Palast aus Gold und Glanz gelangen müsse. Ich weiß nur allzu gut, daß alles dieses recht jämmerlich ist und es einem denkenden Wesen kaum ansteht, solche Kleinigkeiten wie ernste Angelegenheiten zu behandeln, da es sich aber schließlich doch darum handelt, so wenig zu mißfallen wie nur irgend möglich, so muß man eben auch an ein schlechtes Opernzwischenspiel alle Vernunft wenden, deren man nur irgend habhaft werden kann.

Ich stelle also alles Ihnen und Herrn Ballod anheim und hoffe bald die Ehre zu haben, Ihnen meinen Dank auszusprechen und Sie, sehr geehrter Herr, versichern zu dürfen, wie sehr ich die Ehre habe zu sein usw."

Man möge über die außerordentliche Höflichkeit dieses Briefes nicht erstaunen, wenn man ihn mit den anderen ein wenig hochfahrenden Briefen vergleicht, die mir Herr von Voltaire seitdem geschrieben hat. Er glaubte mich damals der höchsten Gunst des Herrn von Richelieu teilhaftig, und seine bekannte höfische Geschmeidigkeit bewog ihn zu der höchsten Rücksicht gegen den neuen Mann, bis er das Maß seines Ansehens besser ergründen konnte.

Von Herrn von Voltaire bevollmächtigt und von jeder Rücksicht gegen Rameau, der mir nur zu schaden *suchte*, entbunden, machte ich mich nun an die Arbeit *und vollendete* sie innerhalb zweier Monate. Sie be-

schränkte sich, was die Verse anbelangte, auf ein sehr Geringes. Ich strebte nur darnach, den Unterschied der Stilarten zu verwischen, und bildete mir auch ein, es fertig gebracht zu haben. Was die Musik anbetraf, war meine Arbeit jedoch größer und mühevoller: abgesehen davon, daß ich mehrere Ausstattungsteile und die ganze Ouvertüre machen mußte, brachte mir das gesamte mir überlassene Rezitativ die äußersten Schwierigkeiten dadurch, daß ich oft mit wenigen Versen und äußerst schnell fortschreitenden Tonübergängen Symphonien und Chöre von äußerst verschiedenem Toncharakter miteinander verknüpfen mußte, denn damit Rameau mich nicht beschuldigen möchte, seine Melodien verdorben zu haben, wollte ich deren keine einzige ändern oder transponieren. Die Rezitative gelangen mir, sie waren vortrefflich im Ton, kraftvoll und vor allem ausgezeichnet moduliert. Der Gedanke an die beiden bedeutenden Männer, denen man mich beizugesellen geruht hatte, beflügelte meine Schaffenskraft, und ich darf sagen, daß ich mich in dieser undankbaren und ruhmlosen Arbeit, von der das Publikum nicht einmal Kenntnis erlangen konnte, stets mit meinen Vorbildern auf fast gleicher Höhe hielt.

Das Stück gelangte in meiner Bearbeitung in der großen Oper zur Probeaufführung. Von seinen drei Verfassern war ich allein zugegen. Voltaire weilte in der Ferne, und Rameau erschien nicht oder hielt sich versteckt. Die Worte des ersten Monologs hatten etwas äußerst Trauervolles. Sie lauteten:

Tod, ende meines Lebens düsteres Geschick.

Natürlich hatte die Musik diesem Tone angepaßt werden müssen. Aber gerade hierauf stützte Frau de La Poplinière ihren Tadel, indem sie mich mit großer Bitterkeit beschuldigte, eine Begräbnismusik geschrieben zu haben. Herr von Richelieu dagegen erkundigte sich klugerweise zunächst, von wem die Verse dieses Monologes herrührten. Ich reichte ihm das Manuskript, das er mir gesandt hatte und welches bezeugte, daß sie von Voltaire stammten. „In diesem Falle," sagte er, „trifft Voltaire allein die *Schuld.*" Während der ganzen Vorstellung

wurde alles, was von mir stammte, von Frau de La Poplinière aufs schärfste getadelt, von Herrn von Richelieu dagegen gerechtfertigt. Schließlich hatte ich es aber doch mit einer allzu großen Gegenpartei zu tun, und so wurde mir denn bedeutet, ich müßte in meiner Arbeit nach einer Beratung mit Rameau verschiedenes noch einmal überarbeiten. Ein derartiges Ansinnen kränkte mich, der ich Lob erwartet und sicherlich auch verdient hatte, aufs bitterste, und ich ging den Tod im Herzen nach Hause. Von Anstrengung erschöpft und von Gram verzehrt, fiel ich aufs Krankenlager und war sechs Wochen lang nicht imstande auszugehen.

Rameau, der mit den von Frau de La Poplinière angegebenen Änderungen beauftragt wurde, schickte zu mir und ließ die Ouvertüre meiner großen Oper verlangen, um sie an Stelle der eben gemachten zu setzen. Glücklicherweise merkte ich die Hinterlist und verweigerte sie. Da es nur noch fünf bis sechs Tage bis zur Vorstellung gab, blieb ihm keine Zeit, selber eine zu machen, und so mußte er denn die meine stehen lassen. Sie hatte etwas von der italienischen Art, ihr Stil war für Frankreich damals noch völlig neu, dennoch fand sie Beifall, und ich erfuhr durch Herrn von Valmalette, dem Haushofmeister des Königs und dem Schwiegersohne des Herrn Mussard, der mit mir verwandt und befreundet war, daß sich die Musikverständigen sehr befriedigt über mein Werk geäußert hätten und das Publikum es nicht habe von dem Rameaus unterscheiden können. Dieser jedoch traf im Verein mit Frau de La Poplinière Maßnahmen, damit man nicht einmal erfuhr, daß ich mitgearbeitet hatte. Auf den Textbüchern, die man an die Zuschauer verteilte und auf denen man die Verfasser stets nannte, war nur Voltaires Namen verzeichnet, und Rameau hatte seinen Namen lieber unterdrückt als mit dem meinigen vereinigt wissen wollen.

Sobald ich wieder imstande war, auszugehen, wollte ich Herrn von Richelieu meine Aufwartung machen. Aber es war nicht mehr an der Zeit, er war bereits nach *Dünkirchen* abgereist, wo er die Einschiffung der nach

Schottland entsandten Truppen befehligen mußte. Nach seiner Rückkunft sagte ich mir zur Beschönigung meiner Trägheit, es sei nun zu spät. Und da ich ihn seitdem überhaupt nicht mehr wiedergesehen, habe ich nicht nur die Ehre, sondern auch das Honorar eingebüßt, welches mein Werk mir hätte bringen müssen, meine Zeit, meine Arbeit, mein Ärger, meine Krankheit und das Geld, das sie kostete, alles dies ging auf meine Kosten, ohne mir auch nur einen Pfennig Gewinn oder vielmehr Entschädigung einzutragen. Nichtsdestoweniger ist es mir immer so vorgekommen, als habe Herr von Richelieu eine natürliche Zuneigung zu mir gehabt und vorteilhaft über meine Talente gedacht, aber mein Unstern und Frau de La Poplinière verhinderten seinen guten Willen an jeder Wirkung.

Ich konnte die Abneigung dieser Frau, der ich mich zu gefallen bemüht hatte und ziemlich regelmäßig meine Aufwartung machte, nicht begreifen. Gauffecourt setzte mir die Gründe auseinander: „Es gibt deren zwei," sagte er, „zunächst ihre Freundschaft für Rameau, dessen ausgesprochene Beschützerin sie ist und der keinen anderen Komponisten aufkommen lassen will, und dann haftet eine Erbsünde an Ihnen, die Sie in ihren Augen völlig verdammt und die sie Ihnen niemals verzeihen wird: Sie sind nämlich ein Genfer." Darauf setzte er mir auseinander, daß der Abbé Hubert, ebenfalls ein Genfer und ein aufrichtiger Freund des Herrn de La Poplinière, alles nur Denkbare aufgewandt hatte, um ihn daran zu verhindern, diese Frau zu heiraten, die er nur allzu gut kannte; nach vollzogener Heirat hatte sie denn ihm wie allen Genfern einen unversöhnlichen Haß geschworen. „Obgleich La Poplinière," fügte er hinzu, „freundschaftlich für Sie empfindet, und daß er es tut, weiß ich, so dürfen Sie doch nicht auf seinen Beistand rechnen. Er ist in seine Frau verliebt, und sie haßt Sie und ist böse und listig, Sie werden in diesem Hause daher niemals etwas erreichen." Ich ließ es mir gesagt sein.

Ungefähr um die gleiche Zeit erwies mir derselbe Gauffecourt noch einen anderen weit größeren Dienst.

Ich hatte meinen tugendhaften Vater vor kurzem verloren. Er war ungefähr sechzig Jahre alt geworden. Ich empfand diesen Verlust damals weniger, als ich zu jeder anderen Zeit getan haben würde, denn die Drangsale meiner Verhältnisse nahmen mich ganz in Anspruch. Während seinen Lebzeiten hatte ich das Geld, was mir aus dem Vermögen meiner Mutter zustand und dessen Zinsen er bezog, nicht einfordern wollen, nach seinem Tode jedoch trug ich darüber kein Bedenken mehr, aber das Fehlen jeder gesetzlichen Urkunde vom Tode meines Bruders bildete noch eine Schwierigkeit, Herr Gauffecourt erbot sich nun, sie zu beheben, und dank der guten Dienste des Advokaten de Lolme gelang es ihm auch. Da ich diese kleine Summe aufs notwendigste brauchte, der Ausgang der Sache jedoch ungewiß war, so erwartete ich die endgültige Entscheidung mit der lebhaftesten Unruhe. Als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich den Brief, der die Entscheidung enthalten mußte, vor und ergriff ihn, um ihn mit einer bebenden Ungeduld, über die ich mich vor mir selber schämte, zu öffnen. „Ach was," sagte ich verächtlich zu mir, „will sich Jean Jacques wirklich derartig von Eigennutz und Neugier unterjochen lassen?" Ich legte auf der Stelle den Brief auf den Kaminrand zurück, entkleidete mich, legte mich ruhig zu Bett, schlief besser als gewöhnlich und stand am nächsten Morgen, ohne weiter an meinen Brief zu denken, ziemlich spät auf. Während ich mich anzog, erblickte ich ihn. Ich öffnete ihn nun ohne alle Eile und fand einen Wechsel darin. Das waren auf einen Schlag der Freuden genug, aber ich kann schwören, daß mir die größte dennoch mein Sieg über mich selbst bereitete. Ich könnte eine Fülle ähnlicher Züge aus meinem Leben anführen, aber ich habe es zu eilig, um von allem sprechen zu können. Einen kleinen Teil dieses Geldes schickte ich meiner armen Mama und sehnte mich weinend nach jener glücklichen Zeit zurück, wo ich ihr die ganze Summe zu Füßen gelegt haben würde. Alle ihre Briefe verrieten *ihre* Not. Sie schickte mir ganze Haufen von Rezepten *und Geheimmitteln*, mit denen ich ihrer Meinung nach

mein und ihr Glück machen konnte. Schon schnürte ihr das Gefühl ihres Elends das Herz zusammen und beengte ihren Verstand. Das Wenige, was ich ihr schickte, wurde die Beute der Spitzbuben, die sie umlagerten, ihr selber kam nichts davon zugute. Das benahm mir jede Lust, meine kargen Mittel noch fernerhin mit diesen Elenden zu teilen, besonders nach meinem vergeblichen Versuche, sie ihnen zu entreißen, von dem ich sofort erzählen werde.

Die Zeit verging und mit ihr das Geld. Wir waren unserer zwei, sogar vier oder genau genommen vielmehr unserer sieben oder acht. Denn obgleich Therese von einer fast beispiellosen Uneigennützigkeit war, glich ihr hierin ihre Mutter keineswegs. Sobald sie sich durch meinen Beistand in etwas bessere Verhältnisse versetzt sah, ließ sie ihre ganze Familie kommen, um daran teil zu haben. Schwestern, Söhne, Töchter, Enkelkinder, alles kam herbei, außer ihrer ältesten Tochter, welche mit dem Direktor einer Wagenfabrik in Angers verheiratet war. Alles, was ich für Theresen tat, wurde ihr von ihrer Mutter für diese Hungerleider fortgenommen. Da ich es nicht mit einem habgierigen Frauenzimmer zu tun hatte und auch nicht unter dem Druck einer wahnsinnigen Leidenschaft handelte, beging ich keine Torheiten, sondern war zufrieden, Theresen anständig, aber ohne Aufwand und vor jeder Notdurft geschützt, zu unterhalten, und duldete ruhig, daß alles, was sie selber durch ihre Arbeit verdiente, ihrer Mutter anheimfiel, ja, ich beschränkte mich nicht einmal darauf, aber wie durch ein Verhängnis, das mich verfolgte, wurde Therese ebenso sehr von ihrer Familie ausgebeutet, wie Mama von ihren Gaunern, und ich konnte es weder hier noch dort erreichen, daß meine Gaben der zugute kamen, für die ich sie bestimmt hatte. Es ist seltsam, daß das jüngste der Kinder der Frau Le Vasseur, das einzige, das keine Mitgift erhalten, nun das einzige sein mußte, das Vater und Mutter ernährte, und nachdem es lange von seinen Brüdern, seinen Schwestern, ja sogar von seinen Nichten geschlagen worden war, wurde dieses arme Mädchen nun auch von ihnen ausgeplündert, ohne daß es sich vor ihren

Diebereien besser zu schützen vermocht hätte als vor ihren Schlägen. Von all ihren Nichten war nur eine einzige, namens Goton Leduc einigermaßen liebenswürdig, leider war jedoch auch ihr von Natur sanfter Charakter durch das Beispiel und die Lehren der anderen verdorben worden. Da ich sie oft zusammen sah, rief ich sie bei den Namen, die sie einander gaben, und so nannte ich die Nichte „meine Nichte" und die Tante „meine Tante", mich nannten alle beide ihren Onkel. Daher stammt der Name „Tante", mit dem ich Theresen zu rufen niemals aufgehört habe und den ihr auch bisweilen meine Freunde im Scherze beilegten.

Man begreift, daß ich keinen Augenblick zu verlieren hatte, um mich aus einer derartigen Lage zu befreien. Da ich annahm, daß Herr von Richelieu mich vergessen hätte und ich mir daher auf den Hof keine Hoffnungen mehr machen dürfte, versuchte ich wiederholt meine Oper in Paris anzubringen, stieß jedoch auf Schwierigkeiten, die sich nur langsam hätten besiegen lassen, und während dessen geriet ich von Tag zu Tag in größere Bedrängnis. Schließlich kam ich auf den Gedanken, mein kleines Lustspiel „Narziß" beim italienischen Theater einzureichen. Es wurde angenommen, und ich erhielt dafür freien Eintritt, aus dem mir gar viele Freuden erwuchsen, aber das war auch alles. Eine Aufführung meines Stückes habe ich jedoch niemals durchsetzen können, und da ich es überdrüssig ward, den Schauspielern dauernd den Hof zu machen, ließ ich die Sache endlich auf sich beruhen. — Nun schlug ich den letzten Weg ein, der mir noch blieb, und tat, was ich von Anfang an hätte tun sollen. Durch meinen Verkehr im Hause des Herrn de La Poplinière hatte ich die Familie des Herrn Dupin seltener und seltener gesehen. Obgleich die beiden Damen verwandt waren, standen sie nicht gut miteinander und sahen sich niemals. Zwischen den beiden Häusern herrschte gar kein Verkehr, einzig Thieriot besuchte das eine wie das andere. Es wurde ihm aufgegeben, mich dem Hause *Dupin* wieder näher zu bringen. Herr von Francueil be*schäftigte sich* damals mit Naturgeschichte und Chemie

und legte eine Sammlung an. Ich glaube, er hatte es auf die Akademie der Wissenschaften abgesehen und wollte deshalb ein Buch schreiben, bei dessen Abfassung ich ihm seiner Meinung nach von Nutzen sein konnte. Frau Dupin, welche ihrerseits ebenfalls über einem anderen Buch brütete, hegte mit mir ungefähr die gleichen Absichten. Sie hätten mich gerne gemeinsam als eine Art Sekretär gehabt, und dies war der Köder an der Angel des Herrn Thieriot. Ich verlangte vorher, Herr von Francueil solle im Verein mit Jelyote seinen Einfluß aufwenden, um eine Probeaufführung meines Werkes in der Oper durchzusetzen. Er ging darauf ein. „Die galanten Musen" wurden zunächst mehrmals im Probensaale und dann auch auf der großen Bühne selber geprobt. Bei der Hauptprobe waren viele Zuhörer zugegen, und verschiedene Teile fanden großen Beifall. Dennoch merkte ich bei der von Rebel sehr schlecht geleiteten Vorstellung selber, daß das Stück so keinen Erfolg haben könne, ja, ohne erhebliche Verbesserungen nicht einmal aufführbar sei. So zog ich es denn wortlos, und ohne mich erst einer Ablehnung auszusetzen, zurück, erkannte aber aus vielen Anzeichen deutlich, daß das Werk auch bei höchster Vollkommenheit niemals aufgeführt worden wäre. Herr von Francueil hatte wohl versprochen, eine Probeaufführung zu erzielen, nicht aber seine öffentliche Aufführung durchzusetzen. Er hielt mir aufs genaueste Wort. Ich habe bei dieser und noch bei vielen anderen Gelegenheiten klar zu erkennen geglaubt, daß weder ihm noch Frau Dupin sonderlich daran lag, mich einen gewissen Ruf in der Welt erwerben zu lassen, weil sie vielleicht fürchteten, man möchte beim Erscheinen ihrer Bücher auf den Gedanken kommen, sie hätten ihre Talente darin auf die meinen gepfropft. Da mir jedoch Frau Dupin stets nur sehr Mittelmäßiges zugetraut und mich immer nur zum Schreiben nach Diktat oder zu rein wissenschaftlichen Feststellungen verwandt hat, wäre dieser Vorwurf namentlich in bezug auf sie sehr ungerecht gewesen.

(1747—1749.) Dieser letzte Mißerfolg entmutigte mich vollends. Ich sagte allen Plänen auf Emporkommen

und Ruhm Valet, und ohne mich noch weiter mit meinen wahren oder eitlen Talenten, die mir so wenig eintrugen, zu befassen, widmete ich all meine Zeit und all meinen Fleiß dem Ziele, meinen und Theresens Unterhalt auf die Weise zu verdienen, die im Belieben derer liegen würde, die dafür aufzukommen hatten. Ich schloß mich also völlig an Frau Dupin und Herrn von Francueil an. Das brachte mir nicht gerade Überfluß, denn mit den acht- oder neuhundert Franken jährlich, die ich in den beiden ersten Jahren erhielt, konnte ich kaum meine dringendsten Bedürfnisse befriedigen, da ich gezwungen war, mir in ihrer Nachbarschaft in einem ziemlich teuren Viertel ein möbliertes Zimmer zu mieten und außerdem noch am äußersten Ende von Paris hoch oben in der Sankt-Jakobstraße eine andere Wohnung zu bezahlen, in die ich mich, wie das Wetter auch sein mochte, tagtäglich zum Abendessen begab. Ich fand mich bald in meiner neuen Beschäftigung zurecht und lag ihr auch mit Lust und Liebe ob. Ich trieb eifrig Chemie, hörte mit Herrn von Francueil bei Rouelle mehrere Vorlesungen darüber, und dann machten wir uns daran, so gut es gehen wollte, ganze Papierstöße mit Gedanken über diese Wissenschaft zu beschmieren, von der wir noch nicht einmal die Anfangsgründe völlig beherrschten. Im Jahre 1747 reisten wir in die Touraine, um dort den Herbst im Schloß Chenonceaux zu verbringen, einem Königlichen Palast am Cher, den Heinrich II. für Diana von Poitiers erbaut hatte und deren Namenszug man noch heute daran sehen kann. Jetzt gehörte es dem Herrn Generalpächter Dupin. Es ließ sich an diesem schönen Orte aufs angenehmste leben, und da man zugleich auch vortrefflich aß, wurde ich fett wie ein Mönch. Wir machten viel Musik, und ich komponierte mehrere Trios für Singstimmen, die ziemlich melodienreich waren und über die ich vielleicht noch in meinem Nachtragsbande sprechen werde, falls ich jemals einen solchen schreiben sollte. Auch Komödie wurde gespielt; ich schrieb in vierzehn Tagen eine in drei Akten, welche den Titel: „Das unüberlegte Versprechen" trug, *und die man noch* zwischen meinen Papieren finden wird,

obgleich ihr ganzer Wert nur in ihrer großen Lustigkeit beruht. Auch noch ein paar andere kleine Stücke schrieb ich hier, so eines in Versen unter dem Titel: „Die Allee der Sylvia", welchen Namen ein am Ufer des Cher entlang führender Parkweg trug, aber alles dieses hielt doch meine chemischen Studien und auch die Arbeiten nicht auf, die ich für Frau Dupin zu machen hatte.

Während ich in Chenonceaux dick wurde, wurde es meine arme Therese in Paris, freilich auf andere Weise, und als ich zurückkam, fand ich die Arbeit, die ich auf dieses Handwerk gewandt, weit gediehener, als ich geglaubt hatte. Dies würde mich in Ansehung meiner Verhältnisse in die äußerste Bedrängnis geworfen haben, wenn meine Tischgenossen mich nicht auf den einzigen Ausweg verwiesen hätten, der mich allem entreißen konnte. Ich habe nun etwas sehr Wesentliches zu erzählen und kann es gar nicht schlicht und einfach genug tun, denn wollte ich dabei auch erläutern, so müßte ich mich anklagen oder entschuldigen, und ich darf hier weder das eine noch das andere tun.

Während Altunas Aufenthalt in Paris nahmen wir beide unser Mittagessen nicht in einem Gasthofe ein, sondern speisten gewöhnlich in unserer Nachbarschaft, der Sackgasse der Oper fast gegenüber, bei einer Frau La Selle, einer Schneidersgattin, bei der das Essen zwar ziemlich schlecht war, deren Mittagstisch jedoch wegen der guten und unverfänglichen Gesellschaft, welche dort zusammen kam, äußerst gesucht wurde. Es wurde nämlich niemals ein Unbekannter zugelassen, sondern jedermann mußte durch einen der bekannten Tischgäste des Hauses eingeführt werden. Der Komtur von Graville, ein alter Wüstling voller Höflichkeit und Geist, der jedoch beständig Zoten riß, wohnte dort und zog eine tolle und glänzende Gesellschaft von jungen Offizieren der Garde und der Königlichen reitenden Leibwache dorthin. Der Komtur von Nonant, ein Ritter aller Tänzerinnen der Oper, brachte täglich alle Neuigkeiten aus der Komödiantenwelt mit sich. Die Herren Duplessis, Obristleutnant *außer Dienst*, ein gütiger und weiser Greis, und

Ancelet*), ein Offizier der reitenden Leibwache, hielten unter all den jungen Leuten eine gewisse Ordnung aufrecht. Es kamen auch Handelsherren, Geldleute und Lieferanten hin, aber lauter gebildete und anständige Menschen, die sich in ihren Kreisen eines besonderen Ansehens erfreuten, so Herr von Besse, Herr von Forcade und viele andere, deren Namen ich vergessen habe. Mit einem Worte, man traf dort nur Leute, die sich überall sehen lassen konnten, und zwar aus allen Berufsarten, Abbés und Juristen ausgenommen, die man nicht einzuführen sich gegenseitig versprochen hatte und daher auch niemals antraf. Diese ziemlich zahlreiche Tischgesellschaft war außerordentlich lustig, ohne gerade lärmend zu sein, und es wurden viele Zoten gerissen, jedoch ohne wirkliche Roheit. Der alte Komtur verlor trotz all seiner ihrem Inhalte nach recht saftigen Geschichten niemals den Schliff eines alten Hofmannes, und niemals kam eine Zote über seine Lippen, die nicht so witzig gewesen wäre, daß selbst Frauen sie verziehen hätten. Seine Art gab den Ton bei Tische an, all die jungen Leute erzählten ihre Liebesabenteuer gleich offenherzig und anmutig, und an Mädchengeschichten herrschte um so weniger Mangel, als gewissermaßen ein ganzes Warenhaus davon dicht vor der Tür lag, denn der Flur, durch den man zu Frau La Selle gelangte, führte auch in den Laden der Duchapt, einer berühmten Modehändlerin, welche damals ungemein hübsche Mädchen beschäftigte, mit denen unsere Herren vor oder nach Tisch zu plaudern pflegten. Wenn ich ein wenig kühner gewesen wäre, hätte ich ebenso gut wie alle anderen meinen Spaß mit ihnen haben können, ich brauchte nur in den Laden hinüberzugehen, aber ich wagte es niemals. An dem Mittagstisch der Frau La Selle nahm ich

*) Ancelet war es, dem ich ein kleines Lustspiel „Die Kriegsgefangenen" aushändigte, das ich in meinem üblichen Stile unmittelbar nach den Niederlagen der Franzosen in Bayern und Böhmen verfaßt hatte und niemals anzuerkennen oder zu zeigen wagte, und das aus dem seltsamen Grunde, weil wohl niemals der *König*, noch Frankreich, noch die *Franzosen so herzlich und so aufrichtig gelobt worden waren als in diesem Stück, und ich als Republikaner* und anerkannter Tadler nicht wagte, mich als Lobredner einer Nation zu bekennen, deren sämtliche Grundsätze den meinen entgegengesetzt waren. Obgleich mir das Mißgeschick Frankreichs tiefer zu Herzen ging, als den Franzosen selber, so besorgte ich doch, man möchte die Beweise einer aufrichtigen Liebe, deren Entstehen und Ursache ich bereits im ersten Teile angeführt habe, für feige Schmeicheleien halten, und deshalb schämte ich mich, sie zu veröffentlichen.

jedoch auch nach der Abreise Altunas noch häufig genug teil. Ich hörte dort eine Fülle sehr ergötzlicher Anekdoten und nahm nach und nach, dem Himmel sei Dank, nicht etwa die Sitten, aber doch die Grundsätze und Anschauungen an, die ich in dem Kreise antraf. Zu Fall gebrachte Frauenzimmer, hintergangene Ehemänner, verführte Frauen und geheime Entbindungen bildeten einen alltäglichen Gesprächsstoff, und wer am besten für die Bevölkerung der Findelhäuser sorgte, fand stets den größten Beifall. Das betörte mich, ich bildete meine Denkweise nach der, von welcher ich so gar liebenswürdige und im Grunde auch äußerst anständige Leute beherrscht sah, und sagte mir: da das des Landes so der Brauch, so soll man ihn, wenn man darinnen lebt, auch befolgen. Das war der Ausweg, den ich suchte. Ich schlug ihn leichtfertig und kühn, ohne das geringste Bedenken ein, nur Theresens Bedenklichkeit hatte ich zu besiegen und nur nach undenklichen Mühen gelang es mir, sie zur Annahme dieses einzigen Mittels zu bewegen, das ihre Ehre retten konnte. Da ihre Mutter sich vor neuem Kindersegen fürchtete und mir beistand, ließ sie sich endlich bestimmen. Man fand eine gewandte und zuverlässige Hebamme, Fräulein Gouin mit Namen, welche an der Ecke von Saint-Eustache wohnte, um ihr diese Angelegenheit anzuvertrauen, und als die Zeit gekommen war, wurde Therese von ihrer Mutter zu der Gouin geführt, um dort ihre Niederkunft abzuwarten. Ich besuchte sie mehrmals dort und brachte ihr zwei Karten, auf die ich den gleichen Namenszug gesetzt und deren eine den Windeln des Kindes beigelegt wurde, dann gab es die Hebamme in der üblichen Weise auf dem Bureau des Findelhauses ab. Im folgenden Jahre der nämliche Übelstand und derselbe Ausweg, nur diesmal wurde auch der Namenszug fortgelassen. Keine größere Bedenklichkeit auf meiner Seite, keine größere Zustimmung auf seiten der Mutter; nur schluchzend gehorchte sie. Man wird später den ganzen Umschwung kennen lernen, den diese unselige Tat sowohl in meiner Denkweise, wie in meinem Geschick herbeigeführt hat. Vorerst will ich mich

jedoch nur auf diesen ersten Zeitabschnitt beschränken: seine ebenso grausamen wie unerwarteten Folgen werden mich nur allzu bald zwingen, darauf zurückzukommen.

In diese Zeit fällt auch meine erste Bekanntschaft mit Frau von Epinay, deren Name in diesen Denkwürdigkeiten noch oft vorkommen wird. Sie war eine geborene von Esclavelles und hatte sich eben mit Herrn von Epinay, dem Sohne des Generalpächters von Lalive de Bellegarde, verheiratet. Ihr Gatte war ebenso musikalisch wie Herr von Francueil, und auch sie trieb Musik, die Leidenschaft für diese Kunst hatte zwischen diesen drei Menschen die innigste Freundschaft entstehen lassen. Herr von Francueil führte mich bei Frau von Epinay ein, und ich speiste fortan mit ihm bisweilen bei ihr zu Nacht. Sie war liebenswürdig und besaß Geist und Talente, ihre Bekanntschaft war ohne alle Frage vielversprechend. Aber sie hatte eine Freundin, ein Fräulein von Ette, die für boshaft galt und mit dem Chevalier von Valory lebte, den man auch nicht gerade für gutmütig hielt. Ich glaube, der Verkehr mit diesen beiden Menschen war Frau von Epinay nachteilig. Die Natur hatte ihr neben ihrem ungewöhnlich sinnlichen Temperament auch vortreffliche Eigenschaften verliehen, um sie vor allen Seitensprüngen zu bewahren oder doch wenigstens dadurch einigen Halt zu verleihen. Herr von Francueil flößte ihr einen Teil der Freundschaft ein, die er für mich empfand, und gestand mir sein Liebesverhältnis mit ihr; schon aus diesem Grunde würde ich es auch hier nicht erwähnt haben, wenn es inzwischen nicht so bekannt geworden wäre, daß es nicht einmal Herrn von Epinay verborgen blieb. Herr von Francueil machte mir über diese Dame sogar recht eigentümliche Geständnisse*), die sie selber mir niemals anvertraut hat und von denen sie mich auch niemals unterrichtet glaubte, denn ich habe darüber nie in meinem Leben weder ihr noch jemand anderes gegenüber den Mund geöffnet und werde es auch niemals tun, gegen wen es auch immer sein

*) *Herr von Epinay* hatte seine Frau *und diese ihren Geliebten* mit Syphilis angesteckt. Herr von Francueil wäre beinahe daran gestorben. A. d. Ü.

möchte. Dieses mir von beiden Seiten entgegengebrachte Vertrauen machte meine Lage außerordentlich heikel, vor allen Dingen Frau von Francueil gegenüber, die mich gut genug kannte, um kein Mißtrauen gegen mich zu hegen, obgleich ich mit ihrer Nebenbuhlerin aufs engste verbunden war. Ich suchte die arme Frau, der ihr Mann sicherlich die Liebe nicht vergalt, die sie für ihn hegte, nach besten Kräften zu trösten und hörte diese drei Menschen einzeln an, bewahrte ihre Geheimnisse mit der größten Treue, ohne daß es einem von ihnen jemals gelungen wäre, mir das Geheimnis eines der beiden anderen zu entreißen, und ohne einer der beiden Frauen die Zuneigung zu verhehlen, die ich für ihre Nebenbuhlerin empfand. Frau von Francueil, die sich meiner zu gar vielerlei Dingen bedienen wollte, empfing wiederholt entschiedene Weigerungen, und als Frau von Epinay mich einmal mit der Besorgung eines Briefes an Francueil betrauen wollte, ward ihr nicht nur ein gleiches, sondern dazu noch die sehr deutliche Erklärung, sie brauche nur noch ein zweites Mal ein derartiges Ansinnen an mich zu stellen, um mich für immer aus ihrem Hause zu vertreiben. Ich muß Frau von Epinay Gerechtigkeit widerfahren lassen: mein Benehmen mißfiel ihr so wenig, daß sie sich zu Francueil lobend darüber äußerte und mich darnach keineswegs unfreundlicher behandelte als vorher. Auf diese Weise bewahrte ich mir in den stürmischen Verhältnissen zwischen drei Menschen, die ich zu schonen hatte, von denen ich gewissermaßen abhing und die ich lieb hatte, bis ans Ende die Freundschaft, Achtung und das Vertrauen eines jeden, indem ich mich duldsam und gefällig, aber auch stets redlich und unbestechlich zeigte. Trotz all meiner Dummheit und Ungeschicklichkeit wollte Frau von Epinay mich zu den Festlichkeiten zuziehen, die auf der Chevrette, einem Schlosse in der Nähe von Saint-Denis, welches Herrn von Bellegarde gehörte, gegeben wurden. Es gab dort ein Theater, in dem man häufig kleine Stücke spielte. Mir wurde dabei eine Rolle übertragen, ich lernte sechs Monate rastlos daran, bei der Vorstellung mußte ich sie mir dennoch von Anfang bis zu Ende vorsagen

lassen. Nach dieser Probe bot man mir nie wieder eine an.

Zusammen mit der Bekanntschaft der Frau von Epinay machte ich auch die ihrer Schwägerin, einer Fräulein von Bellegarde, die bald darauf Gräfin von Houdetot wurde. Als ich sie das erstemal sah, stand sie kurz vor ihrer Hochzeit und plauderte mit jener entzückenden Vertraulichkeit, die ihr eigen ist, sehr lange mit mir. Ich fand sie ungemein liebenswürdig, war aber weit davon entfernt, vorauszusehen, daß dieses junge Frauenzimmer dereinst das Verhängnis meines Lebens herbeiführen und mich, wenn auch völlig unschuldig, in den Abgrund hinabziehen würde, in dem ich mich heute befinde.

Obgleich ich seit meiner Rückkehr aus Venedig weder von Diderot noch von meinem Freunde Roguin gesprochen habe, hatte ich jedoch weder den einen noch den anderen vernachlässigt, sondern mich im Gegenteil mit dem ersten von Tag zu Tag inniger verbunden. Er hatte eine Nanette gleich wie ich eine Therese besaß, und dies stellte zwischen uns eine neue Gemeinschaft her; der Unterschied bestand nur darin, daß meine Therese, die ebenso hübsch wie seine Nanette war, ein sanftes Gemüt und einen freundlichen Charakter besaß, der einen rechtschaffenen Mann wohl an sie fesseln konnte, während seine Nanette ein keifendes Schandmaul war und in den Augen anderer durch nichts ihre schlechte Erziehung auszugleichen vermochte. Dennoch heiratete er sie. Wenn er es ihr versprochen hatte, so war das recht getan. Ich aber, der ich dergleichen niemals in Aussicht gestellt, ich beeilte mich durchaus nicht, es ihm nachzutun.

Auch dem Abbé von Condillac, der damals in der Literatur ebensowenig galt wie ich, dennoch aber geschaffen war, das zu werden, was er heute darin bedeutet, schloß ich mich an. Vielleicht war ich der erste, der seine Begabung erkannt und ihn nach seinem ganzen Werte geschätzt hat. Er schien seinerseits auch an mir Gefallen zu finden, und während ich in meinem Zimmer in der Jean-Saint-Denisstraße gegenüber der Oper eingesperrt saß und meinen Hesiod-Akt schrieb, kam er bisweilen zu *mir hinauf*, um mit mir allein das Mittagessen, zu dem er

sein Teil mitgebracht, einzunehmen. Er arbeitete damals an seinem ersten Werke, dem Versuch über den Ursprung der menschlichen Kenntnisse. Als es vollendet war, mußte er sich wohl oder übel auf die Suche nach einem Buchhändler begeben, der den Verlag übernehmen wollte. Die Pariser Buchhändler sind gegen jeden Anfänger anmaßend und hart, und die Metaphysik, welche damals kaum Mode war, bildete keinen sehr anziehenden Gegenstand. Ich sprach mit Diderot von Condillac und seinem Werke und vermittelte ihre Bekanntschaft. Sie waren wie geschaffen, einander zu gefallen, und so gefielen sie sich denn auch. Diderot wußte den Buchhändler Durand zur Annahme des Manuskriptes zu bestimmen, und der große Metaphysiker erhielt für sein erstes Buch und beinahe nur aus Gnade hundert Taler, die ihm ohne mein Zutun vielleicht niemals zu teil geworden wären. Da wir in zwei voneinander sehr entfernten Stadtteilen wohnten, trafen wir uns alle drei einmal die Woche im Palais Royal und speisten zusammen im Gasthof zum Blumenkorb. Diese wöchentlichen kleinen Mahlzeiten mußten Diderot wohl außerordentlich behagen, denn er, welcher fast jede Verabredung versäumte, ließ doch kein einziges Mal eine der unseren vorübergehen, ohne zu erscheinen. Bei diesen Zusammenkünften entstand in mir der Plan zu einer Zeitschrift mit dem Titel: Der Spötter, welche ich und Diderot abwechselnd schreiben sollten. Ich entwarf flüchtig die erste Nummer, und das ließ mich die Bekanntschaft d'Alemberts machen, dem Diderot davon gesprochen hatte. Unvorhergesehene Ereignisse durchkreuzten unseren Plan, und so unterblieb er. Diese beiden Schriftsteller hatten vor kurzem das Dictionnaire encyclopédique begonnen, welches zunächst nur eine Art Übersetzung von Chambers sein sollte, ungefähr gleich der Übertragung des Dictionnaire de Médecine von James, welche Diderot soeben vollendet hatte. Er wünschte, ich möchte mich bei diesem zweiten Unternehmen beteiligen, und schlug mir den musikalischen Teil vor, den ich auch übernahm und gehetzt und schlecht in den drei Monaten ausführte, welche er mir wie allen anderen Teilnehmern

vorgeschrieben hatte. Ich jedoch war der einzige, der zur festgesetzten Zeit fertig war, und übergab ihm mein Manuskript, das ich von einem Bedienten des Herrn von Francueil namens Dupon hatte abschreiben lassen. Er schrieb eine gute Hand, und ich mußte ihm aus meiner Tasche zehn Taler bezahlen, die mir niemals zurückerstattet worden sind. Diderot hatte mir von seiten der Verleger ein Honorar versprochen, auf das er jedoch mir gegenüber niemals wieder zurückgekommen ist und daher auch ich nicht ihm gegenüber.

Die Herausgabe der Enzyklopädie wurde durch seine Verhaftung unterbrochen, die „Philosophischen Gedanken" hatten ihm einige Unannehmlichkeiten zugezogen, welche jedoch ohne weitere Folgen blieben. Nicht ebenso erging es ihm mit seinem „Brief über die Blinden", welcher außer einigen persönlichen Anspielungen nichts Sträfliches enthielt. Aber Frau Dupré de Saint-Maur und Herr von Réaumur fühlten sich durch sie beleidigt und deshalb wurde er in den Vincenner Gefängnisturm geworfen. Niemand wird jemals die Ängste schildern können, die mich bei dem Unglück meines Freundes befielen. Meine unselige Phantasie, welche sich stets das schlimmste ausmalt, geriet außer sich. Ich glaubte ihn zu lebenslänglichem Kerker verdammt und wurde fast verrückt über diesen Gedanken. Ich schrieb an Frau von Pompadour, um sie zu beschwören, ihm seine Freiheit zu verschaffen oder wenigstens zu erlangen, daß man mich mit ihm zusammen einsperrte. Ich bekam keine Antwort, mein Brief war auch allzu unvernünftig gewesen, um eine Wirkung zu haben, und ich schmeichle mir nicht, daß er etwas zu den Erleichterungen beigetragen hat, die man einige Zeit darauf in der Gefangenschaft des armen Diderot eintreten ließ. Hätte sie jedoch noch einige Zeit in derselben Strenge angedauert, so glaube ich, ich wäre an dem Fuße dieses unglücklichen Turmes vor Verzweiflung gestorben. Wenn mein Brief übrigens nur eine geringe Wirkung gehabt hat, so habe ich mir auf ihn auch nicht sehr viel zugute getan, denn ich erwähnte ihn nur sehr wenigen *Leuten gegen*über und niemals vor Diderot selber.

Achtes Buch
1749—1756

Am Ende des vorhergehenden Buches habe ich eine Pause machen müssen. Mit dem vorliegenden beginnt, und zwar in ihrem ersten Ursprunge, die lange Kette meiner Leiden.

Da ich in zwei der glänzendsten Häuser von Paris gelebt, hatte ich trotz meiner geringen gesellschaftlichen Gewandtheit doch nicht umhin gekonnt, darin einige Bekanntschaften zu machen. So hatte ich unter anderem bei Frau Dupin den jungen Erbprinzen von Sachsen-Gotha und den Baron von Thun, seinen Hofmeister, kennen gelernt. Bei Herrn de La Poplinière traf ich Herrn Seguy, den Freund des Barons Thun, der durch seine schöne Herausgabe Rousseaus in literarischen Kreisen bekannt geworden ist. Der Baron lud uns, das heißt Herrn Seguy und mich, ein, ein oder zwei Tage in Fontenay-sous-Bois zu verbringen, wo der Prinz ein Haus besaß. Wir folgten der Einladung. Als wir an Vincennes vorüber kamen, zerriß mir der Anblick des Turmes derart das Herz, daß mir der Baron meine Qual am Gesichte ansah. Beim Abendessen sprach der Prinz von Diderots Gefangenschaft. Um mich zum Sprechen zu bringen, zieh der Baron den Gefangenen der Unbesonnenheit; durch die ungestüme Art, in der ich ihn verteidigte, machte ich mich ihrer jedoch schuldig. Man verzieh dieses Übermaß von Eifer, da ich ja einen unglücklichen Freund in Schutz nahm und sprach von etwas anderem. In dem Gefolge des Prinzen befanden sich noch zwei Deutsche: der eine, welcher Klüpffell hieß und viel Geist besaß, war sein Kaplan und wurde später, nachdem er den Baron verdrängt hatte, sein Hofmeister: der andere war ein junger Mann namens Grimm, der in Erwartung einer besseren Stelle, die ihm in Anbetracht seiner dürftigen Ausstat-

tung über alles notwendig zu sein schien, dem Prinzen als Vorleser diente. Von diesem selben Abend an stellte sich zwischen Klüpffell und mir eine Verbindung her, welche bald zur Freundschaft wurde. Meine Beziehung zu Herrn Grimm knüpfte sich nicht eben so schnell; er trat kaum sehr hervor und war noch weit von jenem anmaßenden Tone entfernt, welchen ihn sein Glück später hat anschlagen lassen. Am nächsten Tage sprach man bei Tisch von Musik, und er sprach gut darüber. Als ich hörte, daß er auf dem Klavier begleiten könne, freute ich mich außerordentlich. Nach Tisch ließ man Noten herbeibringen, wir musizierten den ganzen Tag über auf dem Klavier des Prinzen, und so begann diese Freundschaft, die mir in ihrem Anfange so wohltuend und bei ihrem Ende so verhängnisvoll ward und von der ich von nun an noch viel werde zu erzählen haben.

Bei meiner Rückkunft nach Paris bekam ich die erfreuliche Nachricht, daß Diderot aus dem Turm entlassen sei und man ihm das Schloß und den Park von Vincennes auf Ehrenwort zum Gefängnis angewiesen und ihm zugleich die Erlaubnis erteilt habe, seine Freunde zu sehen. Wie hart ging es mich an, daß ich nicht auf der Stelle zu ihm eilen konnte! Aber unaufschiebbare Arbeiten für Frau Dupin hielten mich noch zwei oder drei Tage in Paris fest, nach diesen drei oder vier Jahrhunderten der Ungeduld jedoch flog ich in die Arme meines Freundes. Welch unaussprechlicher Augenblick! Er war nicht allein, d'Alembert und der Schatzmeister von Saint-Chapelle waren bei ihm. Als ich eintrat, erblickte ich nur ihn, ein Sprung und ein Schrei war alles, ich preßte mein Gesicht gegen das seine und umschlang ihn fest, ohne durch etwas anderes als meine Tränen und meine Seufzer zu ihm sprechen zu können, ich erstickte vor Zärtlichkeit und Freude. Seine erste Bewegung, nachdem meine Arme ihn freigegeben hatten, bestand darin, sich an den Geistlichen zu wenden und zu ihm zu sagen: „Sie sehen, mein Herr, wie meine Freunde mich lieben." Da ich noch tief mit meiner Erregung kämpfte, dachte *ich damals* über diese Art, sie zu nutzen, nicht nach, aber

wenn ich später bisweilen mich dieses Augenblickes entsann, habe ich stets gefühlt, daß dieses nicht der erste Gedanke gewesen, der mir gekommen wäre, hätte ich an Diderots Stelle gestanden.

Ich fand ihn von seinem Gefängnis sehr angegriffen; der Turm hatte einen schrecklichen Eindruck auf ihn gemacht, und obgleich er im Schlosse sehr angenehm lebte und sich in einem Parke ergehen konnte, der nicht einmal von Mauern umgeben war, so trug er doch Verlangen nach der Gesellschaft seiner Freunde, um nicht in Schwermut zu versinken. Da ich sicherlich am meisten Anteil an seinem Kummer nahm, so glaubte ich auch der zu sein, dessen Anblick ihm am meisten zum Trost gereichen würde, und so kam ich denn trotz sehr dringender Beschäftigungen mindestens jeden zweiten Tag allein oder mit seiner Frau zu ihm heraus und verbrachte die Nachmittage bei ihm.

Dieses Jahr 1749 brachte eine ungewöhnliche Hitze. Für den Weg von Paris nach Vincennes braucht man zwei Stunden. Da ich nicht in der Lage war, Wagen zu nehmen, brach ich, wenn ich ihn allein besuchte, um zwei Uhr des Nachmittags zu Fuß auf und ging äußerst rasch, um früher anzukommen. Die Bäume des Weges waren der Landessitte gemäß beschnitten, so daß sie fast gar keinen Schatten gaben, oft mußte ich mich von Hitze und Müdigkeit ermattet, auf den Boden strecken, weil ich nicht mehr weiter konnte. Um meine Schritte zur Langsamkeit zu zwingen, kam ich auf den Gedanken, im Gehen zu lesen. Eines Tages hatte ich den Mercure de France bei mir, und während ich ihn nun so im Gehen durchblätterte, fielen meine Augen auf die von der Akademie zu Dijon für das nächste Jahr aufgestellte Preisfrage: Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zum Verderb oder zur Veredelung der Sitten beigetragen?

Sobald ich diese Zeile gelesen, sah ich rings um mich eine andere Welt und ward ein anderer Mensch. Obgleich ich mich aufs lebhafteste der Wirkung dieser Zeilen auf mich erinnere, sind mir die Einzelheiten jedoch entfallen,

seit ich sie in einem meiner vier Briefe an Herrn von Malesherbes niedergelegt habe. Dies ist eine der Eigentümlichkeiten meines Gedächtnisses, welche erwähnt zu werden verdient: es gehorcht mir nur in dem Maße, in dem ich mich darauf verlasse, sobald ich jedoch etwas dem Papier anvertraue, läßt es mich im Stich, so daß ich mich an eine Sache nicht mehr erinnern kann, sobald ich sie einmal niedergeschrieben habe. Diese Eigentümlichkeit verfolgt mich bis in die Musik hinein. Ehe ich sie noch gelernt hatte, wußte ich eine Unmenge von Liedern auswendig, sobald ich aber nach Noten singen konnte, vermochte ich kein einziges mehr auswendig zu behalten, ja, ich zweifle, ob ich von denen, die ich am meisten geliebt habe, heute auch nur noch ein einziges von Anfang bis zu Ende weiß.

Ganz deutlich erinnere ich mich jedoch, daß ich in Vincennes in einer Erregung anlangte, die an Wahnsinn grenzte. Diderot bemerkte es, ich nannte ihm daraufhin den Grund und las ihm die Prosopopöe des Fabricius vor, die ich mit Bleistift unter einer Eiche entworfen hatte. Er spornte mich an, meinen Gedanken freien Lauf zu lassen und mich um den Preis zu bewerben. Ich tat es, und von diesem Augenblicke an war ich verloren. Der ganze Rest meines Lebens und all meine Leiden war die unvermeidliche Wirkung dieses Augenblicks der Verirrung.

Meine Gefühle stimmten sich mit einer schier unbegreiflichen Schnelligkeit nach dem Ton, den meine Gedanken ihnen angaben. All meine kleinen Leidenschaften wurden durch die Begeisterung für die Wahrheit, die Freiheit und die Tugend erstickt und das Erstaunlichste daran war, daß dieses innere Gären und Leuchten länger denn vier oder fünf Jahre in einem so hohen Grade vorhielt, wie es vielleicht noch niemals in dem Herzen eines anderen Menschen der Fall gewesen ist.

Ich arbeitete an meiner Abhandlung in einer recht eigentümlichen Weise, welche ich jedoch bei der Abfassung all meiner anderen Werke fast immer beibehalten habe. Ich widmete ihr nämlich die schlaflosen Stun-

den meiner Nächte. Ich sann mit geschlossenen Augen in meinem Bette nach, drehte und wandte die Sätze in meinem Kopfe unter unglaublichen Qualen um und um, und wann sie dann endlich eine Gestalt angenommen hatten, die mich befriedigte, legte ich sie gewissermaßen, bis ich sie zu Papier bringen konnte, in meinem Gedächtnisse nieder; während ich mich jedoch erhob und ankleidete, verflog alles, und wenn ich dann vor meinem Papier saß, fiel mir fast nichts mehr von alledem ein, das ich kurz vorher geformt hatte. Ich verfiel darauf, Frau Le Vasseur zu meinem Sekretär zu machen. Ich hatte für sie, ihre Tochter und ihren Mann in meiner nächsten Nähe eine Wohnung gemietet, und um mir die Ausgaben für eine andere Bedienung zu ersparen, kam sie selber jeden Morgen herüber, um bei mir Feuer anzumachen und das Nötigste in meinem kleinen Haushalte zu besorgen. Sobald sie nun kam, diktierte ich ihr von meinem Bett aus, was ich in der Nacht gearbeitet, und dieses Verfahren, das ich lange beibehielt, hat mich vor dem Vergessen gar vieler Dinge bewahrt.

Sobald meine Abhandlung vollendet war, zeigte ich sie Diderot. Er äußerte sich sehr zufrieden über sie und gab mir nur einige Verbesserungen an. Dennoch gebrach es diesem mit Kraft und Wärme verfaßten Werke völlig an jeder Logik und inneren Ordnung; von allem, was je aus meiner Feder geflossen ist, ist es das schwächste, was die Gedankenverknüpfung, und das ärmste, was Ebenmaß und Wohlklang anbetrifft. Mit welchem Talente man auch immer geboren sein mag, die Kunst des Schreibens läßt sich nicht mit einem Male erlernen.

Ich sandte die Arbeit ab, ohne jemand anderem von ihr zu sprechen, vielleicht Grimm ausgenommen, mit dem ich seit seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen in der engsten Vertraulichkeit lebte. Unseren Vereinigungspunkt bildete sein Klavier, an welchem ich mit ihm all meine freien Augenblicke verbrachte, um italienische Arien und Barkarollen unermüdlich und rastlos vom Morgen bis zum Abend oder vielmehr vom Abend bis zum Morgen zu singen, und wenn man mich nicht bei

Frau Dupin antraf, konnte man sicher sein, mich bei Grimm oder doch wenigstens in seiner Gesellschaft entweder auf dem Spaziergang oder im Schauspiel zu finden. Ich hatte aufgehört die Comédie-Italienne zu besuchen, zu der ich zwar freien Eintritt hatte, die ich aber nicht leiden konnte, und ging mit ihm auf meine Kosten in die Comédie-Française, für die er leidenschaftlich eingenommen war. Kurz, ein so gewaltiger Reiz knüpfte mich an diesen jungen Mann, und ich ward so unzertrennlich von ihm, daß sogar die arme Tante dadurch etwas vernachlässigt wurde, das heißt, ich sah sie etwas seltener, denn zu keiner Zeit meines Lebens hat meine Zuneigung zu ihr jemals auch nur um einen Grad geschwankt.

Diese Unmöglichkeit, meine geringe freie Zeit gerecht zwischen meinen verschiedenen Neigungen zu teilen, ließ einen längst gehegten Wunsch wieder lebhafter denn jemals in mir auftauchen: ich sehnte mich nämlich schon lange darnach, mit Theresen einen gemeinsamen Haushalt zu führen, aber die durch ihre zahlreiche Familie entstehende Schwierigkeit und vor allem der Mangel an Geld zum Ankauf von Möbeln hatte mich bisher gehindert. Jetzt bot sich jedoch eine günstige Gelegenheit, und ich suchte sie zu nutzen. Herr von Francueil und Frau Dupin fühlten selber, daß ich mit acht- bis neunhundert Franken jährlich nicht auskommen konnte, und steigerten aus eigenem Antriebe mein jährliches Gehalt bis auf fünfzig Louisdors, ja, als Frau Dupin erfuhr, daß ich mich nach der Begründung einer eigenen Wohnung sehnte, stand sie mir auch hierin aufs hilfsreichste bei. Wir vereinigten ihre Gaben mit dem, was Therese bereits an Möbeln besaß, und nachdem wir uns eine kleine Wohnung im Hotel de Languedoc in der Grenelle-Saint-Honoré-Straße bei äußerst braven Leuten gemietet hatten, richteten wir uns so gut es gehen wollte ein und haben dann dort still und angenehm sieben Jahre lang bis zu meiner Übersiedelung nach der Eremitage gelebt.

Theresens Vater war ein guter, äußerst sanftmütiger alter Mann, der seine Frau über alles fürchtete und ihr deshalb den Beinamen Polizei-Leutnant gegeben hatte,

den Grimm später im Scherz auf ihre Tochter übertrug. Frau Le Vasseur war klug, das heißt sie besaß eine gewisse geistige Gewandtheit und tat sich auf ihre Bildung und ihr vornehmes Behaben sogar etwas zugute, aber sie liebte eine Art von Geheimniskrämerei und falscher Freundlichkeit, die mir völlig unerträglich war. Außerdem gab sie ihrer Tochter recht schlechte Ratschläge, hieß sie sich vor mir verstellen und tat stets mit jedem meiner Freunde hinter meinem Rücken und auf meine und aller anderen Kosten schön, sonst war sie aber eine ziemlich gute Mutter, da sie ja dabei auch ihre Rechnung fand, und bemäntelte die Fehler ihrer Tochter, weil sie ihr Nutzen brachten. Diese Frau, die ich mit Aufmerksamkeiten, Zuvorkommenheiten und kleinen Geschenken überhäufte und deren Zuneigung zu erwerben ich mir aufs herzlichste angelegen sein ließ, war gerade dadurch, daß ich die Unmöglichkeit dieses Unterfangens fühlte, das einzige, was in meinen kleinen Haushalt einiges Unbehagen trug; was jedoch alles übrige anbetrifft, so darf ich wohl sagen, sechs oder sieben Jahre lang das vollkommenste häusliche Glück genossen zu haben, das menschliche Schwäche ertragen kann. Meine Therese besaß das Herz eines Engels, unsere gegenseitige Zuneigung wuchs mit unserer Vertrautheit, und täglich fühlten wir mehr und mehr, wie sehr wir für einander geschaffen waren. Wenn unsere Freuden sich beschreiben ließen, würde man wohl über ihre Einfachheit lachen, so über unsere gemeinsamen Ausflüge vor die Stadt, auf denen ich in irgend einer Schenke aufs großartigste acht oder zehn Sous springen ließ, so über unsere bescheidenen Abendmahlzeiten in der Fensternische, während denen wir auf zwei kleinen Stühlen einander gegenüber saßen; damit wir das Fensterbrett als Tisch benutzen konnten, stellten wir diese Stühle auf einen Koffer, der die Breite der Nische ausfüllte, so hatten wir frische Luft, schöne Aussicht und konnten auch, obgleich wir im vierten Stocke wohnten, die Vorübergehenden unten auf der Straße sehen, ohne uns dadurch im Essen stören zu lassen. Wer *möchte den Reiz* dieser Mahlzeiten wohl be-

schreiben, wer ihn wohl nachempfinden können: ein Viertelslaib grobes Brot, ein paar Kirschen, ein Stück Käse, ein halber gemeinschaftlich getrunkener Schoppen Wein! Freundschaft, Vertrauen, Innigkeit, Seelenruhe, wie würzet ihr nicht das Leben! Manchmal verweilten wir dort bis Mitternacht, ohne es gewahr zu werden und ohne ein Gefühl von der Zeit zu haben, hätte die alte Mutter uns nicht aufgestört. Aber ich will all diese Einzelheiten, welche schal oder lächerlich erscheinen müssen, übergehen: ich habe stets gesagt und gefühlt: echter Genuß läßt sich nicht beschreiben.

Ungefähr um dieselbe Zeit ward mir ein viel gröberer, der letzte dieser Art, den ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe bereits gesagt, daß der Pfarrer Klüpffell ein sehr liebenswürdiger Mensch war, meine Beziehung zu ihm war nicht weniger eng als die zu Grimm und wurde bald ebenso innig. Bisweilen speisten sie zusammen bei mir, und diese mehr als einfachen Mahlzeiten wurden stets durch die feinen und tollen Späße Klüpffells und durch die ergötzlichen Germanismen Grimms erheitert, der damals noch kein Purist geworden war. Sinnenlust hatte keinen Teil an unseren kleinen Orgien, dafür herrschte aber die größte Fröhlichkeit, und bald fanden wir solches Behagen an unserem Zusammensein, daß wir es nicht mehr missen konnten. Klüpffell hatte einem kleinen Mädchen eine Wohnung eingerichtet, welches nichtsdestoweniger doch für jedermann zu haben war, da er sie allein nicht völlig unterhalten konnte. Als wir nun eines Abends ins Kaffeehaus traten, begegneten wir ihm, wie er seine Freundin gerade zum Essen abholen wollte. Wir neckten ihn, und er rächte sich dafür an uns dadurch aufs artigste, daß er uns zu dem gleichen Essen einlud und uns dann unsere Spöttereien reichlich zurückgab. Mir erschien das arme Geschöpf sehr gutartig und angenehm und wenig für das Handwerk geschaffen, zu dem eine alte Hexe, die mit ihr lebte, sie nach besten Kräften abrichtete. Wein und Gespräch erheiterten uns dermaßen, *daß wir uns* vergaßen. Der gute Klüpffell wollte den Wirt *nämlich nicht* nur halb machen, und so gingen wir denn

alle drei nacheinander mit der armen Kleinen, welche nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, ins Nebenzimmer. Grimm hat stets versichert, er habe sie nicht berührt: er blieb derart lange also wohl nur bei ihr, um uns andere recht ungeduldig zu machen; wenn er sich ihrer aber wirklich enthielt, so geschah es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus Zartgefühl, denn vor seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen wohnte er geruhig im selben Stadtviertel Saint-Roch bei Dirnen.

Ich verließ die Moineaux-Straße, in der dieses Mädchen wohnte, ebenso beschämt, wie Saint-Preux das Haus verließ, in dem man ihn betrunken gemacht hatte, und als ich seine Geschichte schrieb, mußte ich der meinen gar lebhaft gedenken. Therese bemerkte an irgend einem Anzeichen und vor allem wohl an meiner beschämten Miene, daß ich mir etwas vorzuwerfen hatte, und ich befreite durch ein schnelles und offenes Geständnis mein Gewissen von seiner Last. Ich hatte gut daran getan, denn schon am nächsten Morgen erschien Grimm, um ihr triumphierend meine Missetat mit vieler Übertreibung zu erzählen, und seitdem hat er es niemals unterlassen, die Erinnerung daran aufs boshafteste wieder in ihr wachzurufen; das war um so unverzeihlicher, als ich, da ich ihn ja offen und freiwillig in meine Umstände eingeweiht hatte, wohl von ihm erwarten durfte, daß er es mich nicht würde bereuen lassen. Niemals habe ich die Herzensgüte meiner Therese so tief empfunden als bei dieser Gelegenheit, denn sie fühlte sich durch Grimms Benehmen weit ärger gekränkt, als durch meine Untreue, und in all den rührenden und zärtlichen Vorwürfen, die sie mir machte, konnte ich niemals die geringste Spur von Unwillen bemerken.

Die Geisteseinfalt dieses trefflichen Mädchens glich ihrer Herzensgüte, damit ist alles gesagt, aber ein deutliches Beispiel derselben, welches mir gerade beifällt, soll dennoch erzählt werden. Ich hatte ihr gesagt, daß Klüpffell Pfarrer und Kaplan des Prinzen von Sachsen-Gotha sei. Ein Prediger war für sie ein so gar einziger Mann, daß sie durch eine höchst ergötzliche Vermengung der ent-

gegengesetztesten Begriffe darauf verfiel, Klüpffell für den Papst zu halten. Als sie mir das erstemal beim Nachhausekommen sagte, der Papst sei inzwischen dagewesen, um mich zu besuchen, glaubte ich, sie sei närrisch geworden. Ich ließ sie sich näher erklären und hatte dann nichts Eiligeres zu tun, als diese Geschichte Grimm und Klüpffell zu erzählen, welcher fortan zwischen uns nur noch der Papst genannt wurde. Dem Mädchen in der Moineaux-Straße legten wir den Namen Päpstin Johanna bei, und darüber gab es soviel zu lachen, daß wir fast daran gestorben wären. Die, welche mich in einem Briefe, den mir fälschlich zuzuschreiben ihnen beliebt hat, haben sagen lassen, ich hätte nur zweimal in meinem Leben gelacht, haben mich weder in jener Zeit, noch in meiner Jugend gekannt, sonst würden sie sicherlich nicht auf diesen Gedanken verfallen sein.

(1750—1752.) Im darauffolgenden Jahre, im Jahre 1750, erfuhr ich, als ich schon gar nicht mehr daran dachte, daß meine Abhandlung in Dijon den Preis davongetragen habe. Diese Nachricht rief wieder alle jene Gedanken, aus denen sie entstanden war, in mir wach, beseelte sie mit neuer Kraft und ließ jene ersten Keime von Heldensinn und Tugend, die mein Vater und mein Vaterland und Plutarch schon in meiner Kindheit in mein Herz gelegt hatten, machtvoll aufschießen. Ich konnte mir nichts Größeres und Schöneres mehr vorstellen, als über Schicksal und Meinung der Menschen hinaus frei und tugendhaft zu sein und sich selber zu genügen. Obgleich falsche Scham und Furcht vor dem Gerede der Leute mich hinderten, sofort nach diesen Anschauungen zu leben und offenkundig und entschlossen mit den Grundsätzen meines Jahrhunderts zu brechen, so stand doch von nun an mein Wille darnach, und ich zögerte mit seiner Erfüllung nur noch so lange Zeit, wie die Gegenstöße gebrauchten, um ihn anzustacheln und ihm einen sicheren Sieg zu verleihen.

Und während ich über die Pflichten des Menschen philosophierte, trat ein Ereignis ein, das mich veranlaßte, über die meinen ein wenig besser nachzudenken.

Therese wurde zum dritten Male schwanger. Zu aufrichtig gegen mich selber und innerlich viel zu stolz, um meine Grundsätze durch meine Handlungen verleugnen zu wollen, fing ich an, das Schicksal meiner Kinder und mein Verhältnis zu ihrer Mutter nach den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit und der Vernunft und nach den Sätzen jener reinen, heiligen und gleich ihrem Schöpfer ewigen Religion zu bedenken, welche die Menschen unter der Vorgabe, sie zu läutern, befleckt und durch ihre Formeln zu einer bloßen Wortreligion gemacht haben, da es ja nicht schwer hält, das Unmögliche vorzuschreiben, wenn man sich von seiner Erfüllung entbindet.

Wenn ich mich auch in meinen Ergebnissen täuschte, so war daran doch nichts erstaunlich als die Seelenruhe, mit der ich mich ihnen überließ. Wäre ich einer jener übelgeborenen und vor der süßen Stimme der Natur tauben Menschen gewesen, in deren Innerem niemals ein wahres Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu keimen vermag, so ließe sich meine Härte aufs einfachste begreifen, aber meine Herzenswärme, meine lebhafte Empfindungsfähigkeit, meine stete Bereitschaft, Zuneigung zu empfinden und die Gewalt, mit der ich ihrem Banne anheimfiel, die grausamen Qualen, die mir jedes Brechen mit Menschen bereitete, das mir angeborene Wohlwollen für all meine Mitmenschen, meine glühende Liebe zu allem Großen, Wahren, Schönen und Gerechten, mein Abscheu vor jeglichem Bösen, meine Unfähigkeit zu hassen und jemandem Abbruch zu tun, ja auch nur es zu wollen, und die Rührung und tiefe und süße Bewegung, die mich beim Anblick alles dessen ergreift, was tugendhaft, großgeartet und liebenswürdig ist: kann alles dieses sich jemals in ein und derselben Seele mit einer Verderbnis paaren, die ohne jedes Bedenken die süßeste aller Pflichten unter die Füße tritt? Nein, ich fühle es und sage es laut, das ist völlig unmöglich. Auch keinen einzigen Augenblick lang ist Jean Jacques jemals in seinem Leben ein gefühlloser, ein herzloser Mensch und ein unnatürlicher Vater gewesen. Wohl habe ich mich täuschen können, aber innerlich verhärtet bin ich darum

doch niemals gewesen. Es hieße allzu viel wagen, wollte ich die Gründe anführen, die mich verleitet haben, denn, da sie mich verführen konnten, würde es ihnen auch noch bei anderen gelingen, und ich möchte die jungen Männer, die mich vielleicht lesen, nicht der Gefahr aussetzen, sich von denselben Trugschlüssen irre führen zu lassen. Ich will mich darauf beschränken, zu sagen, daß mein Irrtum in dem Glauben bestand, die Tat eines Bürgers und eines Vaters dadurch zu tun, daß ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung übergab, da ich sie nicht selber zu erziehen vermochte, und sie dazu bestimmte, Arbeiter und Bauern, anstatt Abenteurer und Glücksjäger zu werden; durch solche Gedanken fühlte ich mich als ein Mitglied des platonischen Staates. Mehr als einmal hat mich meine Herzensqual seitdem gelehrt, daß ich mich damals irrte, meine Vernunft hat mir jedoch niemals ähnliches offenbart, sondern ich habe im Gegenteil oft den Himmel gesegnet, meine Kinder vor dem Schicksale ihres Vaters und vor dem Los bewahrt zu haben, das sie bedroht hätte, sobald ich sie zu verlassen gezwungen gewesen wäre. Hätte ich sie der Frau von Epinay oder der Frau von Luxembourg übergeben, welche sich später, sei es aus Freundschaft, sei es aus Großmut oder aus irgend einem anderen Grunde, ihrer haben annehmen wollen, wären sie dann glücklicher gewesen oder wenigstens zu ehrenwerten Leuten erzogen worden? Ich weiß es nicht. Eines aber weiß ich bestimmt: man hätte sie gezwungen, ihre Eltern zu hassen und vielleicht an ihnen zu Verrätern zu werden, und da ist es hundertmal besser, daß sie sie niemals gekannt haben.

So wurde denn also auch mein drittes Kind ebenso wie die ersten ins Findelhaus gegeben und ein gleiches geschah den beiden folgenden, denn ich habe im ganzen fünf Kinder gehabt. Diese Maßregel erschien mir so gut, so vernünftig und so rechtlich, daß ich mich einzig aus Rücksicht für die Mutter nicht ganz öffentlich damit rühmte; allen jedoch, denen ich mein Verhältnis mit Theresen anvertraut hatte, teilte ich sie mit. Ich sprach *Diderot*, *Grimm* und später Frau von Epinay und noch

später Frau von Luxembourg davon, und zwar freiwillig und offen, ohne jede Notwendigkeit, denn es wäre mir durchaus ein leichtes gewesen, es vor allen zu verheimlichen: die Gouin war eine ehrliche, äußerst verschwiegene Frau, auf die ich mich vollkommen verlassen konnte. Der einzige meiner Freunde, dem ich mich nicht ohne jeden Eigennutz eröffnete, war der Arzt Thierry, der meiner armen Tante bei einer Geburt beistand, in der es ihr besonders schlecht erging. Mit einem Wort, ich machte aus meiner Handlungsweise nicht nur kein Geheimnis, weil ich meinen Freunden niemals etwas habe verbergen können, sondern weil ich darin in der Tat nichts Böses erblickte. Alles erwogen, wählte ich für meine Kinder das beste oder glaubte doch wenigstens, daß es das beste sei. Ich hätte gewollt und ich wollte noch heute, ich wäre wie sie aufgezogen und herangebildet worden.

Während ich mich solcherweise meinen Freunden anvertraute, besorgte Frau Le Vasseur dasselbe ihrerseits, jedoch in weit weniger uneigennütziger Absicht. Ich hatte sie und ihre Tochter bei Frau Dupin eingeführt, welche aus Freundschaft zu mir beide mit Freundlichkeiten überhäufte, und die Mutter vertraute ihr das Geheimnis ihrer Tochter an. Frau Dupin, welche gütig und freigebig war, und der man nicht gesagt hatte, wie sehr ich trotz der Beschränktheit meiner Mittel stets bemüht war, für alles zu sorgen, sorgte ihrerseits mit einer Freigebigkeit dafür, welche mir die Tochter auf Befehl der Mutter während meines ganzen Pariser Aufenthaltes stets verschwiegen hat und von der sie mir erst in der Eremitage gelegentlich vieler anderer Eröffnungen ein Geständnis ablegte. Ich wußte nicht, daß Frau Dupin so gar wohl von allem unterrichtet war, sie hat es mich auch niemals im geringsten merken lassen: so weiß ich heute noch nicht, ob Frau von Chenonceaux, ihre Schwiegertochter, Kenntnis von allem hatte; Frau von Francueil, ihre Stieftochter, wußte jedoch alles und konnte nicht schweigen. Sie sprach mir im folgenden Jahre davon, als ich ihr Haus bereits verlassen hatte. Dies zwang mich, ihr über die Angelegenheit einen Brief zu schreiben, den man

unter meinen Papieren finden wird, und in dem ich ihr diejenigen meiner Gründe auseinandersetzte, die ich, ohne Frau Le Vasseur und ihre Familie bloßzustellen, anführen konnte, aber gerade die von dieser Seite kommenden hatten mich am meisten bestimmt, und sie mußte ich verschweigen.

Der Verschwiegenheit der Frau Dupin und der Freundschaft der Frau von Chenonceaux bin ich noch heute sicher, und ich durfte es auch Frau von Francueil gegenüber sein, welche übrigens lange vor dem Bekanntwerden meines Geheimnisses gestorben ist. Es hat es immer nur durch die Menschen werden können, denen ich mich selber anvertraut hatte, und so ist es auch erst nach meinem Bruche mit ihnen geschehen. Durch diesen Umstand allein sind sie gerichtet: ohne den Tadel von mir abwälzen zu wollen, den ich verdiene, will ich doch lieber mit ihm als mit jenem belastet sein, den ihre Schlechtigkeit verdient. Mein Vergehen ist groß, entsprang aber einem Irrtume, ich habe meine Pflichten vernachlässigt, aber den Wunsch zu schaden hat meine Seele niemals gekannt, und für Kinder, die man niemals gesehen hat, kann das Vaterherz nicht allzu laut sprechen: aber das Vertrauen der Freundschaft verraten, den heiligsten aller Verträge vergewaltigen, die in unseren Busen niedergelegten Geheimnisse öffentlich ausrufen und den Freund, den man hintergangen hat und der uns, trotzdem er sich von uns schied, dennoch seine Achtung bewahrte, grundlos entehren, das heißt nicht fehlen, sondern niederträchtig sein in seiner Seele und schwarz vor Bosheit.

Ich habe meine Bekenntnisse und nicht meine Rechtfertigung verheißen, so breche ich also hier ab. Mir liegt es ob, wahr zu sein, der Leser sei gerecht: mehr werde ich niemals von ihm verlangen.

Die Verheiratung des Herrn von Chenonceaux machte mir das Haus seiner Mutter noch angenehmer, denn seine junge Gemahlin war ein kluges, begabtes und ungemein *liebens*würdiges Frauenzimmer, das mich unter den an*deren Schreib*ern des Herrn Dupin auszuzeichnen schien.

Frau von Chenonceaux war die einzige Tochter der Vicomtesse von Rochechouart, einer nahen Freundin des Grafen von Friesen und folglich auch Grimms, der mit jenem aufs engste verbunden war. Dennoch blieb es mir vorbehalten, ihn bei ihrer Tochter einzuführen: ihre Charaktere schickten sich jedoch nicht für einander und ließen keine nähere Beziehung zwischen ihnen aufkommen, und Grimm, der damals schon anfing, nur in greifbaren Vorteilen sein Ziel zu erblicken, zog die Mutter, eine Frau der großen Welt, der Tochter durchaus vor, deren Sinn nach zuverlässigen und ihr wesensverwandten Freunden stand, welche sich in keiner Weise in Kabalen mischten noch um die Gunst der Großen buhlten. Da Frau Dupin in Frau von Chenonceaux nicht ganz auf die Nachgiebigkeit stieß, auf die sie gerechnet hatte, so machte sie ihr ihr Haus zu einem gar trüben Aufenthalt, und Frau von Chenonceaux, welche auf ihre reiche Begabung und vielleicht auch auf ihre Geburt stolz war, wollte lieber auf die Annehmlichkeiten eines geselligen Beisammenseins verzichten und in ihren Gemächern allein bleiben, als sich in eine Abhängigkeit schicken, zu der sie sich nicht geschaffen fühlte. Diese Art Verbannung steigerte meine Zuneigung zu ihr, denn mich hat stets ein natürlicher Hang zu allen Unglücklichen hingezogen. Ich fand einen metaphysischen und nachdenklichen, wenn gelegentlich auch etwas sophistischen Geist in ihr. Ihre Unterhaltung glich keineswegs der einer jungen eben aus dem Kloster gekommenen Frau und war für mich sehr anziehend. Und bei alledem zählte sie noch nicht zwanzig Jahre, ihre Haut strahlte in blendender Weiße und hätte sie sich besser gehalten, so würde auch ihre Gestalt groß und schön gewesen sein. Ihre Haare waren aschblond und ungewöhnlich schön; sie erinnerten mich an meine arme Mama in ihrem schönsten Alter und rührten mir aufs tiefste das Herz. Aber die strengen Grundsätze, die ich mir auferlegt hatte und nach denen ich um jeden Preis leben wollte, schützten mich vor ihr und ihren Reizen. So habe ich denn auch einen ganzen Sommer lang drei oder vier Stunden täglich an ihrer Seite

verbracht, sie aufs ernsthafteste in Arithmetik unterrichtet und mit meinen ewigen Zahlen gelangweilt, ohne ihr auch nur ein einziges tändelndes Wort zuzuflüstern, noch ihr verliebte Augen zu machen. Fünf oder sechs Jahre später wäre ich nicht mehr solch ein Weiser oder solch ein Narr gewesen, aber es war mir bestimmt, mit echter Liebe nur ein einziges Mal in meinem Leben zu lieben, und so sollten denn einer anderen als ihr die ersten und die letzten Seufzer meines Herzens gelten.

Seit ich bei Frau Dupin lebte, hatte ich mich stets in mein Los geschickt, ohne einen Wunsch nach seiner Verbesserung zu hegen. Die Steigerung meines Gehaltes, welche sie zusammen mit Herrn von Francueil hatte eintreten lassen, war ohne mein Dazutun aus ihrem eigenen Antriebe erfolgt. Herr von Francueil, dessen Freundschaft zu mir von Tag zu Tag größer wurde, dachte nun in diesem Jahre daran, mich noch reichlicher zu bedenken und meine bedrängte Lage wesentlich günstiger zu gestalten. Er war Hauptsteuereinnehmer, und sein Kassierer, Herr Dudoyer, der alt und reich geworden war, wollte sich zur Ruhe setzen. Herr von Francueil bot mir diese Stellung an, und um mich zu ihrer Bekleidung fähig zu machen, ging ich einige Wochen lang zu Herrn Dudoyer, um mich von ihm in die nötigen Kenntnisse einweihen zu lassen. Aber mochte ich nun für dieses Amt wenig begabt sein, oder mochte Herr Dudoyer, der sich einen anderen Nachfolger zu wünschen schien, mich nicht recht unterweisen, jedenfalls erwarb ich die einschlägigen Kenntnisse nur langsam und schlecht und konnte diese ganze absichtlich verwirrte Rechnungsweise niemals von Grund auf erfassen. Wenn ich jedoch auch das Handwerk nicht von Grund auf erfaßte, so erlernte ich doch den üblichen Geschäftsgang gut genug, um ihn einigermaßen zu leiten. Ich fing sogar an, die Geschäfte zu übernehmen, führte die Bücher und die Kasse, machte und empfing Zahlungen, stellte Empfangsbescheinigungen aus und ließ mir welche ausstellen, und obgleich ich zu diesem Berufe weder Talent noch Lust fühlte, hatte *mich die Reife* der Jahre doch so vernünftig gemacht,

daß ich fest entschlossen war, meinen Widerwillen zu besiegen und mich meinem Amte mit allen Kräften zu widmen. Leider mußte Herr von Francueil, gerade als die Dinge leidlich in Gang zu kommen anfingen, eine kleine Reise machen, während welcher mir die Verwaltung seiner Kasse, in der sich damals allerdings nur fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken befanden, anvertraut blieb. Die Sorgen und die unaufhörliche Unruhe, in die mich dieses Amt versetzte, belehrten mich, daß ich nicht zum Kassierer geboren sei; ich bin überzeugt, daß das schlechte Blut, das ich während seiner Abwesenheit bekam, zum großen Teil an der Krankheit schuld ist, die mich sofort nach seiner Rückkehr befiel.

Ich habe im ersten Teile erzählt, daß ich fast als ein sterbendes Kind geboren wurde, ein organischer Fehler der Blase hatte in meinen ersten Jahren eine fast beständige Harnverhaltung zur Folge, und meine Tante Suson, die meine Pflege auf sich genommen, hatte unglaubliche Mühe, mich am Leben zu erhalten. Es gelang ihr jedoch, meine kräftige Natur gewann endlich die Oberhand, und meine Gesundheit festigte sich während meiner Kindheit so sehr, daß ich außer der abzehrungsähnlichen Krankheit, von deren Verlauf ich berichtet habe, und außer dem häufigen Drange zum Urinlassen, der mich bei der geringsten Erhitzung dauernd quälte, mein dreißigstes Lebensjahr erreichte, ohne von meiner ursprünglichen Gebrechlichkeit viel zu verspüren. Erst bei meiner Ankunft in Venedig wurde ich wieder daran erinnert. Die Ermüdung durch die Reise und die furchtbare Hitze, die ich ausgestanden, trugen mir ein Harnschneiden und ein Nierenleiden ein, das mich erst beim Eintritt des Winters wieder verließ. Nach meinem Besuche bei der Padoana glaubte ich, ich müßte sterben, und hatte trotzdem nicht die geringsten Beschwerden. Nachdem ich bei meiner Zulietta mehr meine Phantasie als meinen Körper erschöpft hatte, fühlte ich mich jedoch wohler denn je. Erst nach Diderots Verhaftung befiel mich infolge der Erhitzung, die ich mir auf den Wanderungen nach Vincennes in der damals herrschenden

schrecklichen Sonnenglut zugezogen hatte, ein heftiges Nierenleiden, und seitdem habe ich meine frühere Gesundheit niemals wiedererlangen können.

Zu der Zeit, von der ich spreche, wurde ich vielleicht durch die Ermüdung bei der widerwärtigen Arbeit an der verwünschten Kasse leidender denn je und mußte in dem traurigsten Zustand, den man sich denken kann, fünf oder sechs Wochen lang das Bett hüten. Frau Dupin schickte mir den berühmten Morand: trotz seiner Geschicklichkeit und der Leichtheit seiner Hand bereitete er mir unglaubliche Schmerzen und konnte es dennoch nie zustande bringen, mich zu sondieren. Er riet mir, mich an Daran zu wenden, dessen biegsamere Gummiröhrchen sich auch wirklich einführen ließen. Als Morand jedoch Frau Dupin über meinen Zustand Bericht erstattete, sagte er ihr rund heraus, ich würde binnen sechs Monaten nicht mehr am Leben sein. Diese Äußerung kam mir zu Ohren und ließ mich recht ernsthafte Betrachtungen über meine Lage und über die Torheit anstellen, die Ruhe und das Wohlbefinden der wenigen Tage, die mir noch beschieden sein sollten, einem Amte aufzuopfern, gegen das ich nur heftigen Widerwillen empfand. Wie sollte ich außerdem auch die strengen Grundsätze, die ich angenommen, mit einer Stellung in Einklang bringen, die sich mit ihnen so gar wenig vertrug: würde es mir wohl angestanden haben, als Kassierer eines Hauptsteuereinnehmers Uneigennützigkeit und Armut zu predigen? Diese Gedanken gerieten während meines Fiebers dermaßen in Gärung und setzten sich mit solcher Gewalt in meinem Kopfe fest, daß seitdem nichts mehr sie wieder hat daraus verscheuchen können, und während meiner Genesung bestärkte ich mich bei kaltem Blute in den Entschlüssen, die ich in meiner Fieberhitze gefaßt hatte. Ich entsagte für immer allen Gedanken auf Glück und Emporkommen. Fest entschlossen, die wenige Zeit, die ich noch zu leben hatte, in Unabhängigkeit und Armut zu verbringen, wandte ich alle Kräfte meiner Seele darauf, alle durch die Meinung der Menschen uns auferlegten Fesseln zu *zersprengen* und, ohne mich weiter um ihr Urteil zu be-

kümmern, mutig alles das zu tun, was mir recht dünkte. Die Hindernisse, die ich zu bekämpfen hatte, und die Anstrengungen, die ich zu ihrer Überwindung machen mußte, waren unglaublich. Es gelang mir jedoch, soweit dieses überhaupt möglich ist, und zwar besser, als ich selber gehofft hatte. Hätte ich das Joch der Freundschaft ebenso wie das der öffentlichen Meinung abgeschüttelt, so würde ich mein Vorhaben durchgesetzt haben, das größte vielleicht oder wenigstens das der Tugend zuträglichste, das ein Sterblicher sich jemals gestellt. Während ich jedoch die unverständigen Ansichten des großen Haufens der sogenannten Großen und sogenannten Weisen unter meine Füße trat, ließ ich mich wie ein Kind von den sogenannten Freunden unterjochen und leiten, welche aus Eifersucht darüber, mich ganz allein einen neuen Weg einschlagen zu sehen, so taten, als sei ihnen einzig an meinem Glücke gelegen, in Wirklichkeit aber wirkten sie nur dahin, mich lächerlich zu machen, und begannen zunächst damit, nach meiner Erniedrigung zu trachten, um endlich meinen Namen mit Schimpf und Schande zu beladen. Es war weniger meine literarische Berühmtheit als meine sich um diese Zeit vollziehende persönliche Umwandlung, was mir ihre Eifersucht eintrug. Sie hätten es mir vielleicht verziehen, daß ich mir durch meine Kunst zu schreiben Ruhm erwarb, daß ich aber in meiner Lebensführung ein Beispiel aufstellte, das ihnen hätte lästig werden können, das konnten sie mir nicht verzeihen. Ich war geboren, Freund zu sein, und mein schmiegsames und weiches Gemüt steigerte diese Anlage noch. Solange ich der Menge unbekannt lebte, ward ich von allen geliebt, die mich kannten, und hatte nicht einen einzigen Feind. Sobald ich mir jedoch einen Namen gemacht hatte, hatte ich keinen Freund mehr. Das war ein sehr großes Unglück, aber ein noch weit größeres lag darin, von Menschen umgeben zu sein, die sich vor diesem Namen beugten und die Rechte, die ihre Verknüpfung mit ihm ihnen verlieh, doch nur dazu benutzten, mich ins Verderben zu stürzen. Die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten wird diesen schänd-

lichen Anschlag enthüllen, hier weise ich jetzt nur auf seinen Ursprung hin; gar bald wird man den ersten Knoten sich schürzen sehen.

In der Unabhängigkeit, in der ich fortan zu leben wünschte, mußte ich jedoch auch zu leben haben. Ich verfiel dafür auf ein sehr einfaches Mittel, ich schrieb nämlich für soundsoviel die Seite Noten ab. Wenn sich eine für meinen Zweck noch sicherere Beschäftigung dargeboten hätte, würde ich sie ergriffen haben, aber jene erwähnte Verrichtung gefiel mir, und da sie die einzige war, welche mir ohne persönliche Abhängigkeit mein tägliches Brot verschaffen konnte, so hielt ich mich auch an sie. Da ich mich jeder Voraussicht auf die Zukunft enthoben glaubte und die Eitelkeit zum Schweigen brachte, so ward ich von dem Kassierer eines hohen Finanzbeamten zum Notenabschreiber und glaubte bei dieser Wahl noch gewonnen zu haben; ich habe sie auch so wenig bereut, daß ich dieses Handwerk nur gezwungenermaßen aufgegeben und es, sobald die Umstände gestatten, wieder aufnehmen werde.

Der Erfolg meiner ersten Abhandlung erleichterte mir die Verwirklichung meines Entschlusses. Sobald ihr der Preis zuerkannt worden war, übernahm es Diderot, sie drucken zu lassen. Während ich noch im Bette lag, schrieb er mir ein paar Zeilen, um mich von der Veröffentlichung und ihrer Wirkung in Kenntnis zu setzen. „Sie schwingt sich," schrieb er mir, „über alle Wolken empor, ein derartiger Erfolg ist noch niemals dagewesen." Diese auf keine Weise erschlichene Gunst des Publikums für einen unbekannten Autor gab mir die erste wahre Zuversicht in mein Talent, an dem ich, einem inneren Gefühle zum Trotz, bis dahin noch immer gezweifelt hatte. Ich begriff sofort allen Vorteil, den ich daraus für die Ausführung meines eben gefaßten Entschlusses würde ziehen können, denn ich meinte, einem Abschreiber, der sich eines gewissen Ruhmes in der Literatur erfreute, möchte es wohl an Arbeit nicht fehlen.

Sobald mein Entschluß völlig gefaßt und gefestigt war, schrieb ich an Herrn von Francueil, um ihm Mit-

teilung davon zu machen und ihm ebenso wie Frau Dupin für all ihre Güte zu danken und sie um ihre Kundschaft zu bitten. Francueil konnte meinen Brief nicht begreifen, und da er mich noch immer im Fieber glaubte, eilte er zu mir, fand aber meinen Entschluß so fest, daß er ihn nicht zu erschüttern vermochte. Er erzählte darauf Frau Dupin und aller Welt, ich sei verrückt geworden, ich aber ließ ihn reden und tat, was ich mir vorgenommen. Ich begann die Umwandlung meiner Lebensweise an meiner Tracht, ich tat alles Gold und meine weißen Strümpfe und meinen Degen von mir, trug fortan eine runde Perücke und verkaufte meine Uhr, indem ich mir mit unglaublichem Jubel sagte: „Dem Himmel sei Dank, fortan brauche ich nicht mehr zu wissen, welche Stunde es ist." Herr von Francueil war so bieder, noch lange zu warten, ehe er über seine Kasse anderweitig verfügte. Als er jedoch die Unerschütterlichkeit meines Entschlusses einsah, überantwortete er sie Herrn von Alibard, dem ehemaligen Erzieher des jungen Chenonceaux, welcher sich durch seine Flora parisiensis in der Botanik einen Namen gemacht hatte*).

So streng ich auf jede Luxusbeschränkung von nun an auch hielt, so dehnte ich sie anfangs doch nicht bis auf meine Wäsche aus; sie stammte noch von meiner venezianischen Ausstattung her, war schön und reichlich und ich liebte sie ganz besonders. Dadurch, daß ich sie zu einem besonderen Gegenstande der Sauberkeit machte, ward sie auch ein Gegenstand des Luxus für mich, der mir ziemlich teuer zu stehen kam. Irgend jemand erwies mir jedoch den guten Dienst, mich auch von dieser Abhängigkeit zu befreien. Während den Abend vor Weihnachten meine Haushälterinnen im Vesperdienst, und ich in einem geistlichen Konzert waren, wurde die Tür eines Bodenraumes erbrochen, in dem all unsere soeben gewaschene Wäsche aufgehängt war. Man stahl alles und unter anderem auch zweiundvierzig meiner Hemden aus

*) Ich zweifle nicht daran, daß dies alles jetzt von Francueil und seinen Genossen anders erzählt wird, aber ich berufe mich auf das, was er damals und noch lange nachher aller Welt bis zu dem Augenblick erzählt hat, wo die Verschwörung gegen mich geschlossen wurde. Alle vernünftigen und aufrichtigen Menschen müssen eine Erinnerung an seine Aussagen bewahrt haben.

dem schönstem Linnen, welche den Grundstock meines Wäschereichtums bildeten. Nach der Art, in der die Nachbarn einen Mann schilderten, den sie um die Zeit des Diebstahls mit Paketen das Haus hatten verlassen sehen, bekamen Therese und ich Verdacht auf ihren Bruder, der im übelsten Rufe stand. Die Mutter wies diesen Verdacht lebhaft zurück, aber er wurde von so vielen Anzeichen bekräftigt, daß wir trotz allem, was sie dagegen sagen mochte, an ihm festhielten. Ich wagte nicht genaue Nachforschungen anzustellen, um nicht mehr zu entdecken, als mir lieb sein mochte. Dieser Bruder zeigte sich nun in meinem Hause überhaupt nicht wieder und verscholl endlich ganz. Ich beklagte mein und Theresens Schicksal, einer so gemischten Familie anzugehören, und ermahnte sie mehr als je, ein derart gefährliches Joch abzuschütteln. Das Abenteuer selber heilte mich von meiner Leidenschaft für schöne Wäsche; ich habe seitdem nur noch sehr gewöhnliche besessen, welche zu meiner übrigen Ausstattung besser paßt.

Nachdem hierdurch die Umwandlung meiner Lebensweise vervollständigt war, sann ich nur noch darauf, sie fest und dauerhaft zu machen und in meinem Herzen alles auszuroden, was noch an dem Urteil der Menschen hing, und alles, was mich aus Furcht vor Tadel von dem abwenden konnte, was ich für gut und vernünftig an sich erkannt hatte. Zu dem Aufsehen, das mein Werk machte, gesellte sich das Aufsehen über meinen Entschluß und führte mir Kunden zu, so daß ich mein neues Handwerk mit ziemlichem Erfolg begann. Verschiedene Umstände verhinderten jedoch ein so gutes Gelingen, wie es unter anderen Verhältnissen hätte eintreten können. Zunächst meine schlechte Gesundheit. Der Anfall, den ich durchgemacht, hatte Nachwirkungen, die mich meinen früheren körperlichen Zustand nie wieder haben zurückerlangen lassen, und ich glaube, daß die Ärzte, denen ich mich überließ, mir ganz ebensoviel schadeten wie die Krankheit selber. Ich hatte mich nacheinander an Morand, an Daran, an Helvetius, an Malouin und an Thierry gewandt, welche alle sehr gelehrt und alle meine Freunde

waren und mich ein jeder nach seiner Methode behandelten, mir keine Erleichterung schafften und mich beträchtlich schwächten. Je mehr ich mich ihren Verordnungen fügte, desto gelber, magerer und schwächer wurde ich. Meine verstörte Phantasie beurteilte meinen Zustand nach der Wirkung ihrer Mittel und zeigte mir, ehe mich der Tod erlöste, nur eine Reihe von Qualen: Harnbeschwerden, Gries und Stein. Alles, was anderen Erleichterung brachte, Tisane, Bäder, Aderlaß, verschlimmerte meine Übel. Da ich gemerkt hatte, daß die Sonden Darans, welche allein einigermaßen wirksam waren, und ohne die ich nicht mehr leben zu können glaubte, mir dennoch nur eine augenblickliche Erleichterung verschafften, so schickte ich mich an, mir mit großen Unkosten einen ungeheuren Vorrat von Sonden anzufertigen, damit ich sie mein ganzes Leben lang tragen könnte, auch wenn Daran einmal nicht mehr sein sollte. In den acht oder zehn Jahren, in denen ich sie dann gar oft anwandte, muß ich mit dem Vorrate, den ich noch habe, wohl gegen fünfzig Louisdors für sie ausgegeben haben. Man begreift, daß eine so kostspielige, so schmerzvolle und so beschwerliche Behandlung mich nicht ohne Zerstreuung arbeiten ließ, und daß der Eifer eines Sterbenden, sein tägliches Brot zu verdienen, nicht allzu groß sein kann.

Meine literarischen Beschäftigungen brachten eine andere Ablenkung mit sich, welche meiner täglichen Arbeit nicht weniger nachteilig war. Kaum war meine Abhandlung erschienen, so stürzten sich auch schon wie auf Verabredung die Verteidiger der Wissenschaften über mich her. Unwillig zu sehen, daß so viele kleine Herren Josse, die nicht einmal begriffen, worum es sich handelte, als Meister darüber entscheiden wollten, ergriff ich die Feder und behandelte einige derselben auf eine Weise, welche die Lacher nicht länger mehr auf ihrer Seite ließ. Ein gewisser Herr Gautier aus Nancy geriet zuerst unter mein Messer und wurde in einem Briefe an Grimm arg zugerichtet. Der zweite war der König Stanislaus selber, der es nicht verschmäht hatte, gegen mich in die Schranken

zu treten. Diese Ehre zwang mich, in meiner Entgegnung einen anderen Ton anzuschlagen: ich befleißigte mich eines ernsteren, aber nicht weniger entschiedenen Tones, und ohne es an Ehrfurcht gegen den Verfasser fehlen zu lassen, widerlegte ich sein Werk völlig. Ich wußte, daß ein Jesuit, ein gewisser Pater Menou, seine Hand mit im Spiele gehabt hatte, traute ferner meinem Feingefühl zu, den Anteil des Fürsten von dem des Mönchs unterscheiden zu können, und fiel dann schonungslos über alle jesuitischen Redensarten her und hob dabei einen Anachronismus hervor, welcher meiner Meinung nach nur von dem verehrten Vater herstammen konnte. Diese Schrift, welche, ich weiß nicht warum, weniger Aufsehen gemacht hat als all meine anderen, ist dennoch ein in seiner Art einziges Werk bis auf den heutigen Tag. Ich ergriff darin die sich mir bietende Gelegenheit, dem Publikum zu lehren, wie ein einfacher Mann die Sache der Wahrheit selbst gegen einen Herrscher verteidigen könne. Es ist schwer, zugleich einen stolzeren und ehrfurchtsvolleren Ton anzuschlagen, als den, in dem meine Antwort an ihn gehalten war. Ich hatte das Glück, mit einem Gegner zu tun zu haben, für den mein Herz Achtung empfand und dem ich sie daher ohne jede Lobhudelei erweisen konnte, dies tat ich denn auch mit gutem Erfolg, aber stets mit Würde. Meine Freunde fürchteten für mich und glaubten mich schon auf der Bastille. Mir kam diese Furcht auch nicht einen Augenblick lang, und ich hatte Recht. Der gute Fürst sagte, nachdem er meine Entgegnung gelesen hatte: „Ich habe nun mein Teil und werde mich niemals wieder an ihm reiben." Seitdem empfing ich von ihm verschiedene Beweise seiner Achtung und seines Wohlwollens, von denen ich einige werde anführen müssen, meine Schrift aber verbreitete sich ruhig durch Frankreich und Europa, ohne daß irgend jemand etwas daran zu tadeln fand.

Kurze Zeit darauf bekam ich einen anderen Gegner, den ich nicht erwartet hätte, nämlich jenen Herrn Bordes aus Lyon, der mir zehn Jahre vorher viele Freundlichkeiten und manchen Dienst erwiesen hatte. Ich hatte

ihn nicht vergessen, aber aus Trägheit vernachlässigt und ihm aus Mangel an sicherer Gelegenheit meine Schriften nicht zugehen lassen. Ich hatte also Unrecht, und er griff mich an — allerdings auf anständige Weise —, und ich antwortete ihm ebenso. Darauf entgegnete er in entschiedenerem Tone. Dies zwang mich zu einer neuen Erwiderung, auf die er nichts mehr zu sagen fand, aber er wurde mein glühendster Feind, benutzte die Zeit, in der ich im Unglücke war, um schändliche Schmähschriften gegen mich zu verfassen, und reiste sogar eigens, um mir dort zu schaden, nach London.

Dieser ganze Federkrieg nahm mich sehr in Anspruch, fraß auf Kosten meiner Abschreibertätigkeit viel Zeit und tat für die Wahrheit im Grunde doch wenig und für meinen Beutel so gut wie nichts. Pissot, der damals mein Verleger war, gab mir meist sehr wenig und oft gar nichts für meine Schriften; für meine erste Abhandlung zum Beispiel habe ich keinen roten Heller besehen, Diderot hatte sie ihm umsonst überlassen. Ich mußte stets lange warten und konnte ihm das Wenige, das er mir gab, nur Pfennig um Pfennig abringen. Mit dem Abschreiben ging es indessen auch nicht vorwärts. Ich hatte mich auf zwei Geschäfte eingelassen, und daher versorgte ich beide schlecht.

Sie hinderten sich gegenseitig auch noch auf andere Weise, nämlich durch die verschiedene Lebensweise, zu der sie mich nötigten. Der Erfolg meiner ersten Schriften hatte mich in Mode gebracht, und der Stand, den ich erwählt, reizte die Neugier: man wollte diesen wunderlichen Mann kennen lernen, der sich um niemanden kümmerte und nichts weiter erstrebte, als frei und glücklich auf seine Weise leben zu dürfen: das allein genügte jedoch schon, es ihm unmöglich zu machen. Meine Stube wurde nicht leer von Leuten, die mir unter den verschiedensten Vorwänden meine Zeit stahlen. Die Weiber verfielen auf tausend Listen, um mich als Gast an ihren Tisch zu ziehen. Je schroffer ich gegen alle auftrat, desto hartnäckiger wurden sie. Ich konnte jedoch schließlich nicht jedermann abweisen, und während ich mir tausend

Feinde durch meine Weigerungen schuf, war ich dennoch unaufhörlich durch meine Gefälligkeit gegen andere in Fesseln geschlagen: wie ich es auch immer anstellen mochte, es blieb den ganzen Tag über keine freie Stunde für mich übrig.

Ich lernte damals, daß Arm- und Unabhängigsein nicht immer so leicht sei, wie man denkt. Ich wollte von meinem Handwerk leben, aber das Publikum wollte nicht ebenso. Man verfiel auf tausend kleine Mittel, mich für die Zeit zu entschädigen, die man mir raubte. Beinahe hätte ich mich wie Policinell öffentlich für Geld sehen lassen können. Ich kenne keine herabwürdigendere und qualvollere Sklaverei als diese und sah kein anderes Mittel dagegen, als große und kleine Geschenke abzulehnen und gegen niemanden, wer es auch sein mochte, darin eine Ausnahme zu machen. Alles dies zog jedoch nur noch mehr Geschenkgeber herbei, die nach dem Ruhme geizten, meinen Widerstand zu überwinden, um mich zu zwingen, ihnen wider meinen Willen verpflichtet zu sein. Leute, die mir, hätte ich sie darum gebeten, nicht einen Taler gegeben haben würden, hörten nicht auf, mich mit ihren Anerbieten zu belästigen, und rächten sich dafür, daß sie zurückgewiesen wurden, indem sie meine Weigerung Anmaßung und Prahlerei nannten.

Man kann sich wohl denken, daß der von mir gefaßte Entschluß und die Richtschnur, der ich folgen wollte, nicht nach dem Herzen der Frau Le Vasseur waren. Und die Tochter konnte es trotz all ihrer Uneigennützigkeit nicht über sich gewinnen, dem Drängen ihrer Mutter stets zu widerstehen, so waren denn die Haushälterinnen wie sie Gauffecourt nannte, in der Ablehnung von Geschenken nicht immer so fest wie ich. Obgleich man gar viel vor mir verbarg, sah ich doch genug, um daraus zu schließen, daß ich eben noch lange nicht alles sah, das quälte mich, und zwar nicht so sehr wegen der leicht vorauszusehenden Beschuldigung, man handele in heimlichem Einverständnis mit mir, sondern wegen des grausamen Bewußtseins, niemals Herr über mich und über *mein Haus* sein zu können. Ich bat, beschwor und ward

ärgerlich, aber alles umsonst. Die Mama schilderte mich als einen ewigen Brummbär und Griesgram, mit meinen Freunden gab es ein beständiges Flüstern, und alles in meinem Haushalte war für mich Rätsel und Geheimnis, so daß ich, um nicht unaufhörlich Stürme heraufzubeschwören, gar nicht mehr zu fragen wagte, was denn eigentlich vorging. Um mich aus all diesen Drangsalen zu befreien, hätte ich eine Festigkeit aufwenden müssen, die mir leider abging. Ich verstand wohl gelegentlich Lärm zu schlagen, aber nicht zu handeln, so ließ man mich denn schreien und tat doch, was man wollte.

Diese dauernden Zergereien und die täglichen Belästigungen, denen ich ausgesetzt war, machten mir schließlich mein Haus und meinen Aufenthalt in Paris unerträglich. Wenn meine Unpäßlichkeit mir auszugehen gestattete und ich mich dann durch meine Bekannten nicht hierhin oder dorthin schleppen ließ, ging ich allein spazieren und sann über mein großes Lebensgesetz nach. Ich hatte stets ein kleines, leeres Heft und einen Bleistift bei mir und warf hin und wieder einzelne Gedanken auf das Papier. Auf diese Weise trieben mich die unvorhergesehenen Unzuträglichkeiten eines Lebenszustandes, den ich mir selber gewählt, völlig in die Literatur, und deshalb floß auch in meine ersten Werke alles Gift und alle Galle, die mich zum Schreiben trieb.

Noch ein anderer Umstand wirkte dabei mit. Wider meinen Willen war ich in die große Welt gedrängt worden, ohne doch ihren Ton zu beherrschen oder auch nur die Fähigkeit zu besitzen, ihn zu erlernen oder mich ihm zu unterwerfen. So kam ich denn auf den Gedanken, mir selber einen zurecht zu machen, der mich jeder Beobachtung jener Umgangsformen überhob. Meine dumme und widerwärtige Schüchternheit, die ich niemals hatte besiegen können, war stets der Besorgnis entsprungen, gegen den Anstand zu fehlen, so beschloß ich denn nun, mir dadurch Mut zu machen, daß ich alle Gesetze der Schicklichkeit mit Füßen trat. Aus Schüchternheit ward ich zum Zyniker und Spötter und tat so, als ob ich den Weltschliff, den ich mir nicht hatte aneignen können,

von Grund auf verachtete. Diese, mit meinen neuen Grundsätzen völlig übereinstimmende Rauheit veredelte sich jedoch in meiner Seele und nahm in ihr die Unerschrockenheit der Tugend an, und ich wage zu behaupten, daß sie sich nur auf dieser erhabenen Grundlage solcherweise viel länger und besser hat behaupten können, als man es von einem meiner Natur so völlig entgegengesetzten Bestreben erwarten durfte. Aber wenn mein Äußeres und ein paar gutgemünzte Worte mich auch in den Ruf eines Menschenhassers brachten, so kann ich doch versichern, daß ich im engeren Kreise meine Rolle stets nur allzu schlecht spielte. Meine Freunde und Bekannten konnten den wilden Bären zu jeder Zeit wie ein Lamm lenken, denn ich habe meine Spöttereien immer nur auf zwar harte, aber stets allgemeine Wahrheiten beschränkt und es niemals fertig bringen können, irgend jemanden persönlich auch nur ein einziges kränkendes Wort zu sagen.

„Der Dorfwahrsager" brachte mich vollends in Mode, und bald gab es in ganz Paris keinen gesuchteren Menschen mehr als mich. Die Geschichte dieses Stückes, welches Epoche machte, hängt mit meinem damaligen Verkehr zusammen. Zum Verständnisse alles dessen, was sich daran knüpft, muß ich hier im einzelnen darauf eingehen.

Ich hatte wohl einen ziemlich großen Kreis von Bekannten, aber nur zwei selbsterwählte Freunde: Diderot und Grimm. Mein Hang, alles, was mir teuer ist, einander nahe zu bringen, bewirkte, daß diese meine beiden Freunde auch bald miteinander Freund wurden. Ich brachte sie zusammen, sie gefielen sich und bald standen sie einander näher als mir. Diderot hatte selber eine Unmenge Bekannte, aber Grimm, welcher fremd und neu zugereist war, wollte sich erst welche verschaffen. Mir konnte gar nichts Lieberes widerfahren, als ihm dazu Gelegenheit zu geben. Ich hatte ihm Diderot zugeführt, jetzt tat ich ein gleiches mit Gauffecourt. Ich brachte ihn zu Frau von Chenonceaux, zu Frau von Epinay und zum *Baron Holbach*, mit dem ich fast wider meinen Willen

in näherer Beziehung stand. All meine Freunde wurden die seinen, das machte sich ganz von selbst, aber kein einziger der seinen wurde jemals der meine, und das war doch ein wenig auffällig. Während er bei dem Grafen von Friesen wohnte, lud er uns oft zu sich zu Tisch, aber ich habe niemals vom Grafen von Friesen ein Zeichen der Freundschaft oder des Wohlwollens erhalten, noch vom Grafen von Schomberg, seinem Verwandten, der mit Grimm aufs engste befreundet war, noch von irgend jemand anderem, ob Mann, ob Frau, mit dem Grimm durch sie bekannt geworden. Ich nehme einzig den Abbé Raynal aus, welcher, obgleich er sein Freund war, sich auch als der meine bezeigte und mir gelegentlich einmal seine Börse mit einer nicht allzu häufigen Großmütigkeit zur Verfügung stellte. Aber ich kannte den Abbé Raynal auch schon lange, bevor Grimm ihn kennen lernte, und war ihm stets sehr zugetan gewesen, weil er sich in einer unbedeutenden Angelegenheit, die ich jedoch nie vergaß, aufs zarteste und ehrenhafteste gegen mich benommen hatte.

Dieser Abbé Raynal war sicherlich ein warmer Freund. Er bewies das ungefähr um die Zeit, von der ich spreche, durch sein Betragen gegen den nämlichen Grimm, mit dem er nahe verkehrte. Nachdem Grimm einige Zeit lang freundschaftlich mit Fräulein Fel verkehrt hatte, kam er plötzlich auf den Gedanken, sich sterblich in sie zu verlieben und Cahusac ausstechen zu wollen. Die Schöne setzte jedoch in Beständigkeit ihren Stolz und ließ den neuen Bewerber gehörig abfallen. Dieser nahm die Sache tragisch und stellte sich, als ob er daran sterben müsse. Er fiel nämlich mit einem Schlage in die allerseltsamste Krankheit, von der man vielleicht jemals gehört hat. Er verbrachte die Tage und die Nächte in einer beständigen Erstarrung, mit weit geöffneten Augen und regelmäßig schlagendem Pulse, aber ohne zu sprechen, ohne zu essen und ohne sich zu regen; bisweilen schien er zu hören, aber er antwortete niemals, nicht einmal durch ein Zeichen; im übrigen jedoch litt er keine Störung, keinen Schmerz, kein Fieber, sondern lag nur wie ein Toter da.

Der Abbé Raynal und ich wachten abwechselnd bei ihm, und zwar der Abbé, der rüstiger und gesünder war als ich, verbrachte die Nächte bei ihm und ich die Tage, so daß wir niemals zusammen dort waren, er jedoch auch niemals eine Minute lang allein blieb, denn der eine ging nicht fort, ehe der andere nicht gekommen war. Der Graf von Friesen brachte aufs höchste besorgt Senac zu ihm, der ihn gründlich untersuchte und dann sagte, es habe nichts auf sich, und auch keinerlei Verordnung traf. Meine Angst um meinen Freund ließ mich das Gebaren des Arztes genau beobachten, und so sah ich denn, daß er beim Herausgehen lächelte. Dennoch blieb der Kranke noch einige Tage lang reglos, ohne Fleischbrühe oder irgend etwas anderes zu sich zu nehmen, eingemachte Kirschen ausgenommen, die ich ihm von Zeit zu Zeit auf die Zunge legte und die er gar trefflich zu schlucken wußte. Eines schönen Morgens erhob er sich, kleidete sich an und nahm seine gewöhnliche Lebensweise wieder auf, ohne daß er mir, noch, soviel ich weiß, dem Abbé Raynal oder jemand anderem jemals von diesem seltsamen Starrkrampf, noch von der Pflege gesprochen hat, die wir ihm während seiner Dauer hatten angedeihen lassen.

Dieser Vorfall verfehlte nicht Aufsehen zu erregen; es wäre ja auch in der Tat eine wunderbare Geschichte gewesen, wenn ein Mann aus Verzweiflung über die Grausamkeit einer Opernsängerin gestorben wäre. Diese schöne Leidenschaft brachte Grimm in Mode, bald galt er für ein Wunder an Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit jeglicher Art. Auf Grund dieses Rufes riß man sich in der Gesellschaft um ihn und feierte ihn allerorten, und dadurch ward er mir, der ich ihm ja doch immer nur ein Notbehelf gewesen, mehr und mehr entfremdet. Ich merkte, daß er drauf und dran war, mir völlig zu entgleiten, denn all die warmen Gefühle, mit denen er prunkte, empfand ich, ohne daß sie ein gleiches Aufsehen erregten, wirklich für ihn. Ich freute mich, daß er so gut vorwärts kam, aber ich hätte mir doch gewünscht, er möchte dabei seines Freundes nicht so völlig vergessen *haben. Ich* sagte eines Tages zu ihm: „Grimm, Sie ver-

nachlässigen mich, ich verzeihe es Ihnen, wenn aber die erste Trunkenheit über Ihre glänzenden Erfolge verrauscht sein wird und Sie sich dann ihrer ganzen Leere bewußt werden sollten, so hoffe ich, daß Sie zu mir zurückkehren werden, ich werde stets für Sie da sein, was jedoch die Gegenwart anbetrifft, so erlegen Sie sich bitte keinen Zwang auf, ich gebe Sie frei und werde ruhig Ihrer harren." Er antwortete mir, ich hätte völlig recht, richtete sich darnach und ging von nun an so ganz seiner Wege, daß wir einander nur noch bei gemeinsamen Freunden begegneten.

Ehe er mit Frau von Epinay so nah verkehrte, als es später der Fall war, trafen wir uns am häufigsten in dem Haus des Barons von Holbach. Besagter Baron war der Sohn eines Emporkömmlings, der sich eines ziemlich großen Vermögens erfreute, das er auf edle Weise anzuwenden wußte. Er empfing sehr viele Gelehrte und talentvolle Schriftsteller bei sich und wußte sich auch durch sein Wissen und seine Einsicht in ihrer Mitte aufs beste zu behaupten. Er war schon seit langer Zeit mit Diderot befreundet und hatte sich durch dessen Vermittelung an mich gewandt, noch lange bevor mein Name bekannt geworden. Eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn hinderte mich lange, sein freundliches Entgegenkommen zu erwidern. Eines Tages fragte er mich nach der Ursache meines Widerstrebens und ich sagte ihm: „Sie sind mir zu reich." Er ließ jedoch nicht nach und trug endlich den Sieg davon. Mein größtes Unglück hat stets darin bestanden, Liebenswürdigkeiten nicht widerstehen zu können, jedesmal, wenn ich ihnen nachgab, hat es sich noch an mir gerächt.

Eine andere Bekanntschaft schloß ich mit Herrn Duclos, und sie wurde zur Freundschaft, sobald ich nur mit einigem Recht Anspruch darauf erheben konnte. Ich hatte ihn schon vor mehreren Jahren einmal bei Frau von Epinay, mit der er sehr befreundet war, auf der Chevrette gesehen. Doch damals speisten wir nur zusammen, denn er mußte noch am selben Tage abreisen; nur gleich nach Tisch hatten wir wenige Augenblicke

miteinander plaudern können. Frau von Epinay hatte ihm von mir und von meiner Oper „Die galanten Musen" gesprochen. Duclos, der selber viel zu große Talente besaß, um nicht auch alle anderen, die deren aufzuweisen hatten, zu lieben, hatte ein günstiges Vorurteil für mich gefaßt und lud mich ein, ihn zu besuchen. Trotz meiner alten, durch nähere Bekanntschaft noch gestärkten Zuneigung zu ihm hielten meine Schüchternheit und meine Trägheit mich doch so lange von ihm zurück, als mich nichts anderes als seine Freundlichkeit gegen mich zum Umgang mit ihm berechtigte; als ich mich jedoch durch meinen ersten Erfolg und seine Anerkennung, die ich erfuhr, ermutigt fühlte, besuchte ich ihn, und er darauf mich, und so begann sich ein Verkehr zwischen uns zu knüpfen, der ihn mir stets teuer machen wird und dem ich außer dem Zeugnisse meines eigenen Herzens die Erkenntnis verdanke, daß sich Gradsinn und Rechtschaffenheit bisweilen auch mit der Pflege der Literatur verbinden können.

Die Frucht meiner ersten Erfolge waren noch viele andere weniger feste Beziehungen, die ich hier nicht erwähne und die solange dauerten, bis die Neugier befriedigt war. Ich war ein so leicht zu durchschauender Mensch, daß es schon am nächsten Tage nichts Neues mehr an mir zu erkennen gab. Nur eine Frau, die sich damals um mich bemühte, hielt länger an mir fest, als alle anderen: es war die Frau Marquise von Créqui, die Nichte des Komturs von Froulay, des Gesandten auf Malta, deren Bruder der Vorgänger des Herrn von Montaigu in der Gesandtschaft zu Venedig gewesen war und den ich nach meiner Rückkehr von dort besucht hatte. Frau von Créqui schrieb an mich, ich besuchte sie, und sie ward mir in Freundschaft zugetan; ich speiste bisweilen bei ihr und lernte in ihrem Hause mehrere Schriftsteller kennen, so Herrn Saurin, den Verfasser des Spartacus, des Barneveldt und noch anderer Stücke, der seitdem zu einem meiner heftigsten Gegner geworden ist, ohne daß ich dafür einen anderen Grund als den Umstand finden kann, daß ich den Namen eines Mannes *trage, den sein* Vater auf das allerniedrigste verfolgt hat.

Man sieht, ich hatte für einen Notenabschreiber, der von Morgens bis Abends hätte über seiner Arbeit sitzen müssen, gar vielerlei Ablenkungen, die meinen Tag nicht sehr ertragreich machten und mich außerdem noch daran verhinderten, so aufmerksam zu sein, als zur guten Erledigung meines Geschäfts nötig gewesen wäre; außerdem verlor ich mit dem Verbessern oder Ausradieren meiner Fehler oder gar mit dem Vonvornanfangen mehr als die Hälfte der Zeit, die man mir ließ. Dieser Mißstand machte mir den Aufenthalt in Paris von Tag zu Tag unerträglicher, so daß ich mich leidenschaftlich aufs Land sehnte. Ich verbrachte wiederholt einige Tage in Marcoussis, wo Frau Le Vasseur den Vikar kannte, bei dem wir dann alles so einzurichten wußten, daß er nicht schlecht dabei fuhr. Einmal begleitete uns auch Grimm dorthin*). Der Vikar hatte Stimme, sang gut, und obgleich er nicht Musik studiert hatte, lernte er seine Partie doch mit großer Leichtigkeit und Genauigkeit. Wir verbrachten die Zeit dort mit dem Singen meiner in Chenonceaux gemachten Terzetten. Ich machte noch zwei oder drei neue nach Worten, welche Grimm und der Vikar, so gut es gehen wollte, zusammenbauten. Ich kann nicht umhin, mich nach diesen in Augenblicken der reinsten Freude gemachten und gesungenen Terzetten zu sehnen. Ich habe sie mit all meiner anderen Musik in Wootton zurückgelassen, aber vielleicht hat sich Fräulein Davenport bereits Haarwickel daraus gemacht, obgleich sie es wohl verdient hätten, aufbewahrt zu werden, denn sie sind meistens von einem sehr guten Kontrapunkte. Als ich nach einem dieser kleinen Ausflüge die Freude hatte, die Tante zufrieden und fröhlich zu sehen, und selber höchst vergnügt war, schrieb ich an den Vikar schnell und schlecht jene Epistel in Versen, die man unter meinen Papieren finden wird.

*) Da ich es verabsäumt habe, hier ein kleines, aber beachtenswertes Abenteuer mit besagtem Grimm zu erzählen, welches sich eines Morgens ereignete, als wir zusammen nach der Quelle von Saint-Vendrille *gingen, um dort zusammen zu speisen, so will ich nicht* mehr darauf zurückkommen, aber ich habe daraus später, so oft ich nur daran zurück dachte, geschlossen, daß er schon damals in der Tiefe seines Herzens über die Verschwörung brütete, die er dann später mit so wunderbarem Erfolge ins Leben gesetzt hat.

In größerer Nähe von Paris hatte ich noch einen anderen, mir äußerst wohlgefälligen Rastort bei Herrn Mussard, meinem Landsmanne, Verwandten und Freund, der sich in Passy einen reizenden Schlupfwinkel geschaffen hatte, in dem ich gar friedliche Stunden verlebt habe. Herr Mussard war Juwelier und ein äußerst verständiger Mann, welcher, nachdem er mit seinem Handel ein anständiges Vermögen erworben und seine einzige Tochter mit Herrn von Valmalette, dem Sohn eines Wechselmaklers und Hausmeisters des Königs, verheiratet hatte, den weisen Entschluß faßte, Handel und Geschäfte auf seine alten Tage aufzugeben und zwischen die Kümmernisse des Lebens und den Tod eine Zeitspanne der Ruhe und des Genusses zu schieben. Der gute Mussard, ein echter Philosoph der Tat, lebte sorglos in einem sehr angenehmen Hause, das er sich selber gebaut, und in einem hübschen Garten, den er mit eigenen Händen gepflanzt hatte. Beim gründlichen Umgraben der Terrassen dieses Gartens fand er fossiles Muschelwerk, und zwar in so großer Menge, daß seine überspannte Einbildungskraft rings in der Natur nur noch Muscheln erblickte und er schließlich allen Ernstes glaubte, das Weltall sei nur Muschelwerk, zerbröckelte Muscheltrümmer und die ganze Erde nur Muschelsand. Unaufhörlich mit diesem Gegenstande und seinen absonderlichen Entdeckungen beschäftigt, erhitzte er sich so sehr über diese Gedanken, daß sie sich wohl schließlich in seinem Kopfe zu einem System, das heißt zur Tollheit verdichtet haben würden, wenn nicht zum Glück für seine Vernunft, aber zum Kummer für seine Freunde, denen er lieb und wert war, und die bei ihm stets die angenehmste Zuflucht fanden, der Tod herbeigekommen wäre, um ihn ihnen durch die seltsamste und grausamste Krankheit zu entreißen. Es entwickelte sich nämlich in seinem Magen eine dauernd wachsende Geschwulst, die ihn am Essen verhinderte, ohne daß man lange Zeit die wahre Ursache hätte entdecken können, und schließlich führte sie nach mehreren qualvollen Jahren seinen Tod durch Hunger herbei. Ich kann mich nicht ohne ein blutendes Herz an die letzten Tage dieses armen würdigen

Mannes erinnern, welcher uns noch bis zuletzt mit großer Freude empfing, das heißt Lenieps und mich, denn wir waren die einzigen Freunde, welche der Anblick seiner Leiden bis zur letzten Stunde nicht von ihm entfernt hatte, von ihm, der sich darauf beschränkt sah, das Mahl, das er uns vorsetzen ließ, mit den Augen zu verzehren, und kaum ein paar Tropfen eines sehr leichten Tees herunterschlingen konnte, ohne sie wenige Augenblicke darauf nicht wieder von sich zu geben. Aber welch schöne Zeiten habe ich vor dieser Zeit der Schmerzen nicht mit den auserwählten Freunden, die er sich erworben, bei ihm verbracht: an ihrer Spitze nenne ich den Abbé Prévost, einen äußerst schlichten und äußerst liebenswürdigen Mann, dessen Herz seine unsterblichen Werke belebte und der weder in seinem Gemüt, noch in seinem Verkehr etwas von jenem düsteren Ton an sich hatte, den er ihnen verlieh; dann den Arzt Procope, ein kleiner Äsop, der gar großes Glück bei Frauen hatte, ferner Boulanger, den berühmten Verfasser des hinterlassenen Werkes „Der orientalische Despotismus", welcher sich, wie ich glaube, gleichzeitig auch den Ausbau des Mussardschen Systems von der Dauer der Welt angelegen sein ließ. Von Frauen nenne ich: Frau Denis, Voltaires Nichte, die damals noch eine wackere Frau und kein Schöngeist, Frau Vanloo, welche zwar sicherlich nicht schön, aber reizend war und wie ein Engel sang, und schließlich Frau von Valmalette selber, welche ebenfalls sang und, obgleich sie sehr hager war, wohl begehrenswert hätte sein können, wenn sie nur geringeren Anspruch darauf erhoben hätte. Dies war ungefähr der nächste Verkehr des Herrn Mussard, der mir schon zusagen konnte, hätte ich das Alleinsein mit ihm trotz seiner Muschelwut nicht noch lieber gehabt, ja, ich darf sagen, daß ich länger als sechs Monate mit ebenso großer Freude wie er selber in seinem Zimmer gearbeitet habe.

Er hatte nämlich schon seit langem behauptet, daß die Wasser von Passy günstig auf meine Gesundheit einwirken würden, und drängte mich, diese Kur bei ihm vorzunehmen. Um mich ein wenig von dem großstädtischen

Gewühl zu erholen, gab ich schließlich nach und verbrachte acht oder zehn Tage in Passy, die mir weit wohler taten, weil ich auf dem Lande war, als weil ich dort Brunnen trank. Mussard spielte Violoncell und liebte leidenschaftlich italienische Musik. Eines Abends unterhielten wir uns lange darüber, ehe wir zu Bett gingen, vor allem über die komische Oper, die sowohl ich wie er in Italien gesehen, und die uns beide in das höchste Entzücken versetzt hatte. Da ich die Nacht nicht schlafen konnte, sann ich darüber nach, wie man es wohl anstellen müßte, um in Frankreich einen Begriff von einem Drama dieser Art zu erwecken, denn „Ragondens Liebschaften" hatten damit nicht die geringste Ähnlichkeit. Als ich am nächsten Morgen auf und ab ging und meinen Brunnen trank, warf ich in aller Eile ein paar Proben von Versen hin und paßte sie den Melodien an, die mir so beim Niederschreiben im Ohre summten. Ich schmierte alles das in einem gewölbten Gartenhäuschen nieder, das im oberen Teil des Gartens stand, und um die Teestunde konnte ich nicht unterlassen, Mussard und Fräulein Duvernois, seiner Haushälterin, die in Wahrheit ein sehr gutes und liebenswürdiges Mädchen war, jene Lieder zu zeigen. Die drei Stücke, die ich flüchtig ausgeführt hatte, waren der erste Monolog: „Meinen Diener find ich nirgends", die Arie des Wahrsagers: „Liebe wächst, befällt sie Furcht", und das letzte Duett: „Ach, auf ewig heiß ich mein dich." Ich bildete mir so wenig ein, es möchte sich der Mühe verlohnen, all dieses auszuführen, daß ich ohne den Beifall und das Drängen meiner beiden Zuhörer meine Blätter ins Feuer geworfen und niemals wieder an sie gedacht haben würde, wie ich es schon so oft mit mindestens ebenso guten Dingen gemacht hatte. Aber sie ermunterten mich so herzlich, daß, von ein paar Versen abgesehen, mein ganzes Drama in sechs Tagen niedergeschrieben und die Musik dazu skizziert wurde, und ich dann in Paris nur noch einige Rezitative und die Nebenrollen zu machen hatte. Ich vollendete das Ganze in solcher Geschwindigkeit, daß in drei Wochen sämtliche Auftritte *ins Reine* geschrieben und zur Aufführung bereit waren.

Es fehlte nur noch die Balletteinlage, die erst sehr viel später geschrieben wurde.

(1752.) Da mich die Komposition dieses Werkes aufs tiefste erregt hatte, verlangte es mich leidenschaftlich darnach, es zu hören; ich würde die Welt darum gegeben haben, es für mich allein bei geschlossenen Türen aufführen zu sehen, wie Lulli einem Gerücht zufolge einmal die Armide für sich allein soll haben spielen lassen. Da ich jedoch dieses Vergnügens nur gemeinsam mit dem Publikum teilhaftig werden konnte, mußte ich notwendig die Annahme meines Stückes an der Oper durchsetzen. Unglücklicherweise war es in einer völlig neuen, den Ohren gänzlich ungewohnten Art geschrieben, und andererseits ließ mich der Mißerfolg der galanten Musen für den Wahrsager ähnliches fürchten, wenn ich ihn unter meinem Namen einreichte. Duclos half mir aus der Verlegenheit und nahm es auf sich, das Werk ohne Angabe des Verfassers zur Probe aufführen zu lassen. Um mich nicht zu verraten, wohnte ich dieser Aufführung nicht bei, und die kleinen Geiger*), die sie leiteten, erfuhren selber erst, nachdem allgemeiner Beifall die Güte des Werkes bestätigt hatte, wer sein Verfasser sei. Alle, die es gehört hatten, waren derartig entzückt, daß man schon am nächsten Morgen in allen Gesellschaftskreisen von nichts anderem mehr sprach. Herr von Cury, der Intendant der Hofbelustigungen hatte ebenfalls der Probeaufführung beigewohnt und verlangte nun das Werk, um es bei Hofe spielen zu lassen. Duclos, dem meine Absichten bekannt waren, meinte, ich würde am Hof weniger Herr meines Stückes sein als in Paris, und verweigerte es daher. Cury verlangte es kraft seines Amtes, doch Duclos blieb fest, und der Streit zwischen ihnen wurde so hitzig, daß es eines Tages in der Oper beinahe zum Zweikampf zwischen ihnen gekommen wäre, wenn man sie nicht getrennt hätte. Man wollte sich an mich wenden, und ich stellte die Entscheidung Herrn Duclos anheim. Man mußte also wiederum ihn angehen. Da sich

*) So nannte man Rebel und Francœur, die dadurch bekannt geworden waren, daß sie von Jugend auf stets zusammen herumgegangen und in den Häusern gegeigt hatten.

auch der Herzog von Aumont hineinmischte, glaubte Duclos schließlich der Gewalt weichen zu müssen, und so wurde denn das Stück zur Aufführung in Fontainebleau überlassen.

Das, woran ich am meisten hing und worin ich mich auch am weitesten von dem gewöhnlichen Wege entfernt hatte, war das Rezitativ. Es war nämlich auf eine völlig neue Weise betont, so daß sich der Rhythmus der Musik mit dem natürlichen Vortrag des Wortes deckte. Man wagte diese entsetzliche Neuerung nicht bestehen zu lassen, denn sie möchte ja vielleicht die Schafsohren empört haben. Ich genehmigte also, daß Francoeur und Jelyotte ein anderes Rezitativ schrieben, wollte jedoch meinerseits nichts damit zu tun haben.

Als alles bereit und der Tag der Aufführung festgesetzt war, schlug man mir vor, ich möchte doch nach Fontainebleau reisen, um wenigstens der letzten Probe beizuwohnen. Ich fuhr mit Fräulein Fel, Grimm, und wenn ich mich nicht täusche, mit dem Abbé Raynal in einem Hofwagen hin. Die Probe war leidlich und befriedigte mich mehr, als ich erwartet. Das Orchester war sehr groß, da man das der Oper mit der Kapelle des Königs vereinigt hatte. Jelyotte spielte den Colin, Fräulein Fel Colette, Cuvier den Wahrsager und die Chöre waren die der Oper. Ich sagte nur wenig, denn Jelyotte hatte alles geleitet, ich wollte, was er angeordnet, nicht bemängeln, und außerdem fühlte ich mich trotz meiner römischen Strenge verzagt wie ein Schuljunge unter all diesen Leuten.

Am nächsten Tage, dem Tag der Aufführung, frühstückte ich im Café du Grand-Commun. Es waren gar viele Menschen dort, und man sprach von der gestrigen Probe und von der Schwierigkeit, mit der man dazu hätte Eintritt erlangen können. Ein anwesender Offizier meinte, ihm sei es durchaus ein leichtes gewesen ihr beizuwohnen, erzählte lang und breit, was dabei alles vorgefallen sei, schilderte den Verfasser und berichtete, was dieser gesagt und getan habe; was mich jedoch an dieser recht langen und mit gleicher Sicherheit und Einfachheit vorgebrachten Erzählung aufs höchste wunder nahm, war

ler Umstand, daß sie nicht ein einziges wahres Wort enthielt. Es war mir völlig klar, daß der, welcher so weise über diese Probe sprach, ihr nicht beigewohnt hatte, da a doch der Verfasser, den er so deutlich gesehen zu haben vorgab, dicht vor seinen Augen saß, und er ihn doch nicht erkannte. Das allerwunderbarste an diesem Auftritt war aber die Wirkung, die er auf mich ausübte. Jener Offizier hatte bereits ein gewisses Alter und verriet weder in seinem Benehmen noch in seinem Ton etwas Geckenhaftes und Anmaßendes, sein Gesicht ließ auf Geist und sein St. Ludwigs-Kreuz auf einen verdienten Mann schließen. Trotz seiner Unverschämtheit erregte er fast wider meinen Willen meine Teilnahme, und während er seine Lügen zum besten gab, errötete ich, senkte die Augen und saß wie auf Nadeln, wiederholt fragte ich mich selber, ob es denn nicht möglich sei, daß er sich vielleicht selber irre und im guten Glauben handele. Schließlich zitterte ich so sehr davor, jemand möchte mich erkennen und ihn dadurch beschämen, daß ich mich beeilte, wortlos meine Tasse Schokolade auszutrinken, und sobald es mir nur möglich war, ging ich dann mit gesenktem Kopf an ihm vorüber und verließ das Café, während die übrigen Zuschauer sich über seinen Bericht des längeren und breiteren ausließen. Auf der Straße bemerkte ich, daß ich in Schweiß gebadet war; ich bin sicher, hätte mich jemand, solange ich noch drinnen war, erkannt und laut beim Namen genannt, so würde ich den beschämten und verlegenen Eindruck eines Schuldigen gemacht haben, einzig und allein aus dem Gefühl für die Pein, die dieser arme Mann hätte durchmachen müssen, wären seine Lügen entdeckt worden.

Hier stehe ich wieder vor einem jener kritischen Augenblicke meines Lebens, in denen es recht schwer fällt, nur zu erzählen, weil es fast unmöglich ist, daß das Erzählte nicht das Gepräge der Anklage oder der Verteidigung von selbst an sich trüge. Dennoch will ich versuchen auseinander zu setzen, wie ich mich benahm und von welchen Gründen ich mich leiten ließ, ohne weder Lob, noch Tadel damit zu verknüpfen.

Ich war an jenem Tage in meinem Äußeren ebenso vernachlässigt wie gewöhnlich mit langem Bart und einer ziemlich schlecht gekämmten Perücke erschienen. Da ich diesen Mangel an Anstand für eine mutige Tat hielt, betrat ich in diesem Aufzuge denselben Saal, in den sich um einiges später der König, die Königin, die königliche Familie und der ganze Hof einfinden sollten. Herr von Cury führte mich selber in seine Loge, und ich ließ mich dort nieder. Es war eine große Proszeniumsloge, welche der kleinen etwas höher gelegenen, in welcher der König mit Frau von Pompadour Platz zu nehmen pflegte, gerade gegenüber lag. Da ich von Damen umgeben und der einzige Mann im vorderen Teil der Loge war, konnte ich nicht daran zweifeln, daß man mich dorthin gewiesen hatte, damit ich von allen Seiten recht gut zu sehen sein möchte. Als ich mich dann nach dem Anzünden der Lichter in meinem Aufzuge plötzlich inmitten all dieser aufs äußerste geschmückten Leute sah, fing mir doch an etwas unbehaglich zumute zu werden: ich fragte mich, ob ich denn an meinem Platze sei und sich mein Äußeres auch für ihn schicke; nach einigen Augenblicken innerer Unruhe antwortete ich mir ja, und zwar mit einer Unerschrockenheit, die vielleicht mehr der Unmöglichkeit etwas zu ändern entsprang, als der zwingenden Kraft meiner Gründe. Ich sagte mir, ich bin an meinem Platze, da ich ja hier mein Stück spielen sehen will, da man mich dazu eingeladen hat, da ich es ja nur zu diesem Zwecke geschrieben habe und schließlich niemand anderes denn ich ein größeres Recht dazu hat, sich der Frucht meiner Arbeit und meines Talents zu erfreuen. Ich bin wie gewöhnlich gekleidet, weder besser noch schlechter, wenn ich erst beginne, mich in irgend einer Sache der allgemeinen Meinung unterzuordnen, so werde ich ihr gar bald wieder mit Haut und Haaren verfallen sein. Um immer Ich selbst zu sein, darf ich nirgendwo, wo es auch immer sein möchte, mich schämen, dem Stande gemäß gekleidet zu sein, den ich mir erwählt: mein Äußeres ist schlicht und nachlässig, aber weder schmutzig noch unsauber, auch der Bart ist es an sich nicht, da ja die Na-

tur ihn wachsen läßt, und er je nach Zeit und Mode sogar für eine Zierde gegolten hat. Man wird mich lächerlich und rücksichtslos finden: wohlan, was tut's. Ich muß Lächerlichkeit und Tadel ruhig hinzunehmen suchen, da sie ja in keiner Weise verdient sind. Nach diesem kurzen Selbstgespräche erlangte ich meine Sicherheit wieder, sodaß ich im Notfalle allem hätte Trotz bieten können. Aber mag es nun eine Wirkung der Gegenwart des Herrschers oder die natürliche Stimmung der Gemüter gewesen sein, ich konnte in der allgemeinen Neugierde, deren Gegenstand ich war, nur Artigkeit und Höflichkeit wahrnehmen. Und dies rührte mich so sehr, daß ich von neuem über mich und das Schicksal meines Stückes unruhig zu werden begann, aus Furcht, ich möchte so günstige Vorurteile, die nur darauf zu harren schienen, mir Beifall spenden zu dürfen, in irgend einer Weise zerstören. Gegen ihren Spott war ich gewappnet, aber ihr verbindliches Entgegenkommen, auf das ich nicht gefaßt gewesen war, überwältigte mich derart, daß ich wie ein Kind zitterte, als die Vorstellung begann.

Bald sollte ich mich jedoch beruhigen dürfen. Das Stück wurde, was die Darstellung anbetraf, sehr schlecht gespielt, jedoch vortrefflich gesungen und, was die Musik anbelangte, glänzend ausgeführt. Von dem ersten Auftritte an, der auch wirklich von einer rührenden und unschuldigen Anmut ist, hörte ich in den Logen rings ein Murmeln der Überraschung und des Beifalls, das derartigen Stücken gegenüber etwas völlig Unerhörtes bedeutete. Die wachsende Aufregung stieg bald dermaßen, daß alle Anwesenden von ihr ergriffen wurden und, um mit Montesquieu zu sprechen, ihre Wirkung durch ihre Wirkung selber gesteigert wurde. In dem Auftritt der beiden braven kleinen Leute erreichte diese Wirkung ihren Höhepunkt. Vor dem Könige wird niemals geklatscht, daher konnte man alles hören, und das kam dem Stück und dem Verfasser zugute. Ich vernahm rings um mich ein Geflüster unter den Frauen, die mir alle schön wie Engel dünkten und die sich mit halblauter Stimme zuwisperten: „Das ist berückend, das ist hin-

reißend, man hört keine Note, die nicht sofort zum Herzen dringt." Die Freude, so viele liebenswürdige Frauenzimmer zu bewegen, rührte mich selber bis zu Tränen, und als ich beim ersten Duett gewahrte, daß meine Augen nicht allein naß wurden, konnte ich sie nicht mehr zurückhalten. Einen Augenblick lang tauchte die Vergangenheit vor mir auf, ich mußte jenes Konzertes bei Herrn von Treitorens gedenken. Diese Rückerinnerung wirkte auf mich wie der Sklave, der die Krone über die Häupter der Triumphatoren hält, aber sie währte nur kurz, und bald überließ ich mich wieder voll und ganz der Freude, meinen Ruhm zu genießen. Dennoch bin ich überzeugt, daß an diesen Augenblicken geschlechtliche Lust mehr teil hatte, als Dichtereitelkeit, denn hätte ich rings um mich nur Männer erblickt, so hätte mich sicherlich nicht unaufhörlich ein heißes Verlangen verzehrt, mit meinen Lippen die köstlichen Tränen aufzufangen, die ich rings aus so schönen Augen lockte. Ich habe wohl Stücke einen größeren Überschwang von Bewunderung erregen, niemals aber eine so vollständige, so süße, so rührende Trunkenheit in einem ganzen Theater herrschen sehen und noch dazu am Hofe und am Tage der ersten Vorstellung. Alle, die ihr damals beiwohnen durften, müssen sich daran noch erinnern, denn der Erfolg war einzig.

Am selben Abend ließ mir der Herzog von Aumont sagen, ich möchte mich am nächsten Morgen um elf Uhr auf dem Schloß einfinden, wo er mich dem Könige vorstellen würde. Herr von Cury, der mir diese Botschaft überbrachte, fügte hinzu, man glaube, es handele sich um eine Pension, deren Bewilligung mir der König selber mitteilen wolle.

Wird man glauben, daß die Nacht, welche auf einen so glänzenden Tag folgte, eine Nacht der Angst und der Bestürzung für mich wurde? Der erste Gedanke, der mir bei der Nachricht kam, ich solle dem Könige vorgestellt werden, befaßte sich mit dem häufigen Bedürfnis, herauszugehen, das mich am Abend selber im Theater unmäßig gequält hatte und mich auch gut am nächsten Morgen *quälen konnte*, während ich auf der Galerie oder in den

Gemächern des Königs inmitten lauter hoher Standesherren das Vorüberschreiten seiner Majestät erwartete. Dies Gebrechen war der Hauptgrund, der mich von allen Gesellschaften fern hielt und mich daran verhinderte, längere Zeit mit Frauen zusammen zu bleiben. Der bloße Gedanke an den Zustand, in den dieses Bedürfnis mich versetzen konnte, schuf es mir sogleich in einem Grade, daß ich hätte ohnmächtig werden können, wollte ich nicht unliebsames Aufsehen erregen, und weit lieber wäre ich gestorben. Nur die Menschen, die diesen Zustand kennen, haben eine Vorstellung von dem Entsetzen, in das man gerät, wenn er droht.

Darauf versetzte ich mich vor den König, wie ich Seiner Majestät, welche stehen zu bleiben und an mich das Wort zu richten geruhte, vorgestellt wurde. In einem solchen Augenblicke bedurfte es zum Antworten aller Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Und würde mich meine verwünschte Schüchternheit, die mich vor dem geringsten Unbekannten befiel, vor dem Könige von Frankreich verlassen, oder würde sie es mir erlaubt haben, im Augenblick gerade auf das zu verfallen, was zu sagen nottat? Ich wollte, ohne die strenge Miene und den strengen Ton aufzugeben, die ich nun einmal angenommen, mich dennoch für die Ehre erkenntlich bezeigen, die ein so großer Monarch mir erwies. Es galt, irgend eine große und nützliche Wahrheit in ein schönes und verdientes Lob zu kleiden. Um aber im voraus eine glückliche Antwort vorbereiten zu können, hätte ich genau wissen müssen, was er wohl zu mir sagen würde, und dennoch war ich sicher, in seiner Gegenwart selbst dann nicht ein Wort von dem wiederzufinden, was ich mir zurecht gelegt hatte. Was würde in einem solchen Augenblick und unter den Augen des gesamten Hofes aus mir werden, wenn mir in meiner Aufregung irgend eine meiner gewöhnlichen Tölpeleien entschlüpfen sollte? Diese Gefahr versetzte mich in solche Angst, solches Entsetzen, solches Beben, daß ich beschloß, mich ihr um keinen Preis auszusetzen, mochte daraus entstehen, was da wollte.

Ich verlor dabei allerdings die Pension, die mir gewissermaßen in Aussicht gestellt worden war, aber ich entging dem Joche, das sie mir auferlegt hätte. Adieu Wahrheit, Freiheit und Mut, wie hätte ich fürderhin noch wagen dürfen, von Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit zu sprechen? Sobald ich diese Pension annahm, blieb mir nichts anderes mehr übrig als zu schmeicheln oder zu schweigen. Und wer bürgte mir denn dafür, daß sie auch ausgezahlt werden würde? Wieviel Schritte hätte ich nicht vielleicht tun, wieviel Leute nicht angehen müssen! Und würde es mir nicht vielleicht weit mehr und weit unangenehmere Plagen bereitet haben, sie mir zu erhalten, als sie völlig zu entbehren? Als ich innerlich auf sie verzichtete, glaubte ich also einen mit meinen Grundsätzen völlig übereinstimmenden Entschluß zu fassen und den Schein der Wirklichkeit aufzuopfern. Ich teilte ihn Grimm mit, und er fand nichts dawider zu sagen. Allen anderen gegenüber schützte ich meine Gesundheit vor und reiste noch am nämlichen Morgen ab.

Meine Abreise erregte großes Aufsehen und wurde allgemein getadelt. Meine Gründe konnte nicht jeder nachempfinden, es war auch weit leichter, mich eines törichten Stolzes zu zeihen, und befriedigte besser die Eifersucht eines jeden, der fühlte, daß er selber nicht so gehandelt haben würde. Am nächsten Morgen schrieb mir Jelyotte ein paar Zeilen, in denen er mir den Erfolg meines Stückes im einzelnen und das Entzücken des Königs selber schilderte. „Den ganzen Tag lang, schrieb er mir, hört seine Majestät nicht auf, mit der falschesten Stimme seines Königreiches zu singen: Meinen Diener find ich nirgends, all mein Glück ist mir geraubt." Er fügte hinzu, daß in vierzehn Tagen eine zweite Vorstellung des Wahrsagers stattfinden sollte, welche in den Augen des Publikums den Erfolg der ersten bestätigen würde.

Zwei Tage später, als ich mich abends gegen neun Uhr zu Frau von Epinay zum Abendessen begeben wollte, kreuzte unmittelbar vor meiner Haustür eine Droschke meinen Weg. Aus der Droschke winkte mir jemand zu, *ich solle einsteigen*, ich tat es und fand Diderot. Er sprach

mir mit einem Feuer von der Pension, welches ich mir in Ansehung des Gegenstandes von einem Philosophen nicht erwartet hätte. Er legte es mir nicht gerade als ein Verbrechen aus, daß ich dem Könige nicht hatte vorgestellt werden wollen, meine Gleichgültigkeit gegen die Pension jedoch dünkte ihm ein ganz schreckliches zu sein. Er sagte mir, wenn ich auch uneigennützig für mich selber sein wolle, so hätte ich doch kein Recht, es auch für Frau Le Vasseur und ihre Tochter zu sein, sondern es sei vielmehr meine Pflicht, kein mögliches und ehrliches Mittel unbenutzt zu lassen, ihnen Brot zu verschaffen, und da man schließlich nicht sagen könne, daß ich diese Pension völlig ausgeschlagen, und man ja wirklich willens zu sein schiene, sie mir zu bewilligen, so bestand er darauf, ich müsse mich um sie bewerben und sie, es koste was es wolle, auch erhalten. Obgleich mich sein Eifer rührte, konnte ich an seinen Grundsätzen doch kein Gefallen finden, und wir gerieten über den Gegenstand in einen heftigen Streit, den ersten, den ich mit ihm gehabt hatte, und auch späterhin hat es immer nur ausschließlich Zwistigkeiten dieser Art zwischen uns gegeben, da er mir stets vorschreiben wollte, was ich seiner Meinung nach tun müßte, und ich mich stets dagegen verteidigte, wenn ich so nicht handeln zu dürfen glaubte.

Es war spät, als wir uns trennten. Ich wollte ihn zu Frau von Epinay zum Abendessen mitnehmen, aber er wollte nicht kommen; welche Anstrengungen mich mein Wunsch, alle die, welche ich liebe, untereinander zu vereinigen, zu den verschiedensten Zeiten auch hat machen lassen, ihn mit ihr zusammenzubringen — und ich trieb es soweit, daß ich sie vor seine Tür brachte, die er dann nicht öffnete — so habe ich ihn doch niemals dazu bewegen können, ja er sprach stets nur in sehr verächtlichen Ausdrücken von ihr. Erst nach meinem Bruch mit ihr und mit ihm fanden sie sich zueinander, und von da an fing er denn an, mit Achtung von ihr zu reden.

Von dieser Zeit an schienen Diderot und Grimm es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, mir die Haushälterinnen zu entfremden, indem sie ihnen klar machten,

es läge nur an meinem schlechten Willen, wenn es ihnen nicht besser ginge, sie würden niemals gut mit mir fahren. Sie versuchten beide dahinzubringen, sich von mir zu trennen, und versprachen ihnen durch den Einfluß der Frau von Epinay einen Salzverschleiß, einen Tabakladen, ich weiß nicht was sonst noch. Sie wollten sogar Duclos und Holbach in ihr Bündnis ziehen, aber der erste weigerte sich stets. Ich bekam damals zwar Wind von ihrem Treiben, aber Genaueres erfuhr ich erst sehr viel später. Ich hatte oft den blinden und wenig feinfühlenden Eifer meiner Freunde zu beklagen, die danach strebten, mich in meinem leidenden Zustande der trübsinnigsten Einsamkeit zu überantworten, und sich einbildeten, gerade mit den Mitteln mein Glück herbeiführen zu können, die am geeignetsten waren, mich elend zu machen.

(1753). Im Karneval dieses Jahres wurde der Wahrsager in Paris gespielt, und diese Pause ließ mir Zeit, noch die Ouverture und das Ballett zu komponieren. Dieses Ballett sollte nach meinem Plane von Anfang bis zu Ende handelnd erfüllt sein und sich mit ein und demselben Gegenstande befassen, der meiner Meinung nach Gelegenheit zu gar schönen Bildern bot. Als ich diesen Plan jedoch der Oper unterbreitete, hörte man mich nicht einmal an, und ich mußte in der üblichen Weise Lieder und Tänze zusammenflicken; daher kam es denn, daß dieses Ballett trotz vieler reizvoller Einfälle, welche die Auftritte aufs angenehmste belebten, doch nur recht mittelmäßig gelang. Ich ersetzte Jelyottes Rezitativ wieder durch das meine und zwar genau in der Gestalt, in der ich es geschrieben und in der es jetzt gedruckt ist; dieses, wie ich gestehe, etwas französierte, das heißt durch die Sänger schleppend vorgetragene Rezitativ hat nicht nur niemanden verletzt, sondern hat nicht weniger als die Lieder gefallen und ist sogar, dem Publikum zum mindesten, ebenso gut gemacht vorgekommen. Ich widmete mein Stück Herrn Duclos, der es gefördert hatte, und betonte, daß dieses meine einzigste Widmung sein würde. Dennoch habe ich mit seiner Einwilligung eine *zweite gemacht*, aber er durfte sich durch diese Aus-

nahme noch weit geehrter fühlen, als wenn sie unterblieben wäre.

Ich hätte über dieses Stück noch viele Anekdoten zu erzählen, aber wichtigere Dinge lassen mir nicht die Muße, mich darüber hier zu verbreiten. Vielleicht werde ich in meinem Ergänzungsbande noch einmal darauf zurückkommen. Eine möchte ich jedoch dennoch nicht unterdrücken, weil sie vielleicht nicht unwesentlich für alles ist, was später geschah. Ich durchblätterte eines Tages im Zimmer des Barons von Holbach seine Noten; nachdem ich schon gar vielerlei durchgesehen hatte, reichte er mir eine Sammlung von Klavierstücken und sagte: „Diese Stücke hier sind einzig und allein für mich komponiert worden, sie sind ungemein gefällig und leicht singbar, es kennt sie niemand, und es wird sie auch niemals jemand außer mir zu sehen bekommen. Sie dürfen sich daraus etwas wählen, um es Ihrem Zwischenspiel einzuverleiben." Da in meinem Kopfe weit mehr Motive zu Liedern und Begleitungen summten, als ich zu verwenden imstande war, so war mir an den seinen gar herzlich wenig gelegen. Er drängte mich jedoch so sehr, daß ich aus Gefälligkeit ein Hirtenlied wählte und es für das Auftreten der Freundinnen Collettens wesentlich gekürzt in ein Terzett umschrieb. Als ich einige Monate später, und zwar gerade um die Zeit, da man den Wahrsager aufführte, eines schönen Tages Grimms Zimmer betrat, fand ich gar viele Menschen rings um sein Klavier versammelt, von dem er sich bei meinem Eintritte rasch erhob. Als ich dann mechanisch auf sein Notenpult blickte, sah ich darauf jene Sammlung von Klavierstücken des Barons von Holbach, und zwar war gerade jenes Lied aufgeschlagen, das er mich mit der Versicherung, er würde es niemals aus den Händen geben, zu nehmen gedrängt hatte. Einige Zeit darauf sah ich dasselbe Notenheft noch einmal aufgeschlagen auf dem Klavier der Frau von Epinay und zwar an einem Tag, an dem bei ihr musiziert wurde. Weder Grimm noch sonst irgend jemand hat jemals zu mir von diesem Liede gesprochen, und ich selber spreche hier nur davon, weil sich um weniges später das Gerücht verbrei-

tete, ich sei gar nicht der Verfasser des Dorfwahrsagers. Da ich niemals ein großer Held im Notenlesen war, so würde man, des bin ich völlig überzeugt, ohne mein Musiklexikon am Ende noch behauptet haben, ich verstände überhaupt nichts von Musik.

Einige Zeit bevor man den Dorfwahrsager gab, war eine Italienische Operntruppe nach Paris gekommen, die man in der großen Oper auftreten ließ, ohne den Eindruck vorauszusehen, den sie dort machen würde. Obgleich die Sänger erbärmlich waren und das damals noch ganz ungeübte Orchester die Stücke, die sie gaben, nach Herzenslust versudelte, so fügten diese doch der fanzösischen Oper einen Schaden zu, der niemals wieder hat gutgemacht werden können. Der Vergleich dieser beiden Musikarten, die man an ein und demselben Tage auf der gleichen Bühne hören konnte, öffnete die fanzösischen Ohren: nach dem lebendigen und betonten Rhythmus der italienischen Musik vermochte niemand mehr das Schleppende der eigenen auszuhalten, und jedesmal ging alles nach dem Schluß der italienischen Oper fort. Man sah sich gezwungen, die Reihenfolge zu ändern und die italienische Oper an das Ende zu setzen. Man gab Eglea, Pygmalion, die Sylphide, aber nichts konnte sich halten. Der Wahrsager allein vertrug den Vergleich und gefiel sogar noch nach der Serva Padrona. Als ich seinerzeit mein Zwischenspiel komponierte, war mein Geist von der italienischen Oper erfüllt, ihr mußte ich alle Anregung verdanken, aber ich hatte niemals auch nur im mindesten vorausgesehen, daß mein Stück einmal dicht neben einem italienischen zu Gehör kommen könnte. Wäre ich wirklich ein Ausplünderer gewesen, wie viele Diebstähle wären dann nicht offenbar geworden und welche Mühe hätte man sich nicht gegeben, sie hervor zu zerren. Aber nichts dergleichen geschah, man mochte es anstellen wie man wollte, man konnte in meiner Musik nicht die geringste Anlehnung an irgend eine andere entdecken, und bei dem Vergleiche mit den angeblichen Vorbildern haben sich all meine Melodien als ebenso neu *erwiesen, wie der* ganze musikalische Charakter, den ich

geschaffen hatte. Hätte man Mondonville oder Rameau einer gleichen Probe unterworfen, so wären sie nur in Fetzen daraus hervorgegangen.

Die komischen Opern gewannen der italienischen Musik feurige Anhänger. Ganz Paris teilte sich in zwei Lager, die sich weit mehr erhitzten, als wenn es sich um eine staatliche oder religiöse Angelegenheit gehandelt hätte. Die eine Partei war mächtiger, zahlreicher, da sie aus den Großen, den Reichen und den Frauen bestand, und schwor auf die französische Musik, die andere, lebhafter, stolzer, begeisterter, setzte sich aus echten Kennern und allen talentvollen und genialen Leuten zusammen. Ihre kleine Schar versammelte sich in der Oper unter der Loge der Königin. Die andere Partei erfüllte den ganzen Rest des Parterres und des Saales, aber ihr feurigster Kern hielt sich unter der Loge des Königs. Daher rühren die in jener Zeit so berühmten Parteinamen: die Ecke des Königs und die Ecke der Königin. Der immer lebhafter werdende Streit rief allerlei Schriften hervor. Die Ecke des Königs wollte spotten, „Der kleine Prophet" machte sie lächerlich, darauf wollte sie recht ernste Betrachtungen anstellen und ward durch den „Brief über die französische Musik" vernichtet. Diese beiden kleinen Schriften, von denen die eine von Grimm und die andere von mir herrührte, sind die einzigen, welche diesen Streit überdauert haben, alle anderen sind längst vergessen.

Aber „Der kleine Prophet," den man trotz meines Wehrens beharrlich mir zuschrieb, wurde als ein Scherz aufgefaßt, der seinem Verfasser nicht die geringste Unannehmlichkeit bereitete, während der „Brief über die Musik" ernst genommen wurde und die ganze Nation, welche sich in ihrer Musik beleidigt glaubte, gegen mich aufbrachte. Die Schilderung der unglaublichen Wirkung dieser Schrift wäre der Feder eines Tacitus würdig. Es war gerade um die Zeit des großen Zwistes zwischen dem Parlamente und der Geistlichkeit. Das Parlament war eben aufgelöst worden, die Gärung hatte ihren Höhepunkt erreicht und alles ließ einen nahen Aufstand be-

fürchten. Da erschien meine Schrift, und im gleichen Augenblick waren alle anderen Streitigkeiten vergessen, man dachte nur noch an die Gefahr, die der französischen Musik drohte, und es gab keinen anderen Aufstand mehr, denn gegen mich. Er war derart, daß die Nation ihn nie wieder ganz aufgegeben hat. Bei Hofe schwankte man nur noch zwischen Bastille und Verbannung, und der Verhaftungsbefehl wäre ausgefertigt worden, wenn Herr von Voyer nicht auf das Lächerliche eines solchen Vorgehens aufmerksam gemacht hätte. Wenn man vernehmen wird, daß diese Schrift vielleicht eine Revolution im Staate verhindert hat, so wird man zu träumen wähnen. Und dennoch ist es eine völlig zuverlässige Wahrheit, welche ganz Paris noch bezeugen kann, da zwischen jenem wundersamen Ereignis und heute erst fünfzehn Jahre verstrichen sind.

Wenn man sich an meiner Freiheit auch nicht vergriff, so ersparte man mir jedoch Beleidigungen keineswegs, und sogar mein Leben kam in Gefahr. Das Opernorchester schloß das recht ehrenwerte Bündnis, mich beim Verlassen des Hauses zu ermorden. Man teilte es mir mit, aber ich besuchte die Oper deshalb nur um so eifriger, und erst um vieles später erfuhr ich, daß Herr Ancelet ein Offizier der Nobelgarde, der mich liebgewonnen hatte, die Ausführung der Verschwörung dadurch verhinderte, daß er mich ohne mein Wissen beim Verlassen des Opernhauses von Soldaten begleiten ließ. Die Stadt hatte kurz vorher die Leitung des Opernhauses übernommen. Der erste Gebrauch, den der oberste der Pariser Krämer davon machte, bestand darin, mir den freien Eintritt zu entziehen und sogar noch auf die beleidigendste Art, die möglich war, indem er ihn mir nämlich öffentlich, als ich das Opernhaus betreten wollte, verweigern ließ, so daß ich mich also gezwungen sah, mir ein Amphitheaterbillet zu kaufen, da ich den Schimpf nicht ertragen wollte, an jenem Tage an der Tür umzukehren. Die Ungerechtigkeit war um so schreiender, als ich beim Überlassen meines Stückes keine andere Entschädigung als freien *Eintritt auf* Lebenszeit ausgemacht hatte, und obgleich

dieses ein Recht aller dort aufgeführten Dramatiker war und es mir also doppelt zustand, hatte ich doch nicht unterlassen, es mir ausdrücklich in Gegenwart des Herrn Duclos auszubedingen. Man schickte mir allerdings durch den Kassierer der Oper fünfzig Louisdors als Honorar, die ich gar nicht gefordert hatte, aber abgesehen davon, daß diese fünfzig Louisdors noch nicht einmal ganz die Summe ausmachten, die mir dem Brauche nach zustand, so hatte diese Zahlung doch in keiner Weise etwas mit dem ausdrücklich ausbedungenen Eintrittsrechte gemein, welches davon völlig unabhängig war. Es lag in diesem Vorgehen eine solche Verbindung von Unbilligkeit und Roheit, daß sich das Publikum trotz seiner damaligen höchsten Erbitterung gegen mich, dadurch einmütig verletzt fühlte, und mancher, der mich tags zuvor noch geschmäht hatte, sprach es am folgenden Tage ganz laut im Saale aus, daß es schändlich sei, auf diese Weise einem Autor den freien Eintritt zu entziehen, den er so wohl verdient hatte und den er sogar für zwei Personen beanspruchen konnte. So wahr ist das italienische Sprichwort, daß ognun ama la giustizia in casa d'altrui.

Mir blieb in dieser Angelegenheit nichts anderes zu tun übrig, als mein Werk zurückzuziehen, da man mich um den verabredeten Lohn dafür brachte. Ich schrieb zu diesem Zwecke an Herrn von Argenson, dem alle Opern-Angelegenheiten unterstellt waren, und legte meinem Briefe eine unwiderlegliche Denkschrift bei, welche ebenso wie mein Brief ohne Antwort und ohne Wirkung blieb. Das Schweigen dieses ungerechten Mannes kränkte mich tief und trug nicht dazu bei, die recht geringe Achtung zu steigern, die ich stets für seinen Charakter und sein Talent gefühlt hatte. Dergestalt behielt man also mein Stück an der Oper, während man mich um den Preis bestahl, für den ich sie hingegeben. Täte der Schwache dergleichen dem Starken, so hieße es Diebstahl, tut's jedoch der Starke dem Schwachen, so nennt man's nur Aneignung fremden Eigentums.

Obgleich mir das Werk nicht den vierten Teil dem einbrachte, was ein anderer daraus zu gewinne

standen haben würde, so war doch der Ertrag reichlich genug, um mich für einige Jahre jeder Sorge um meinen Lebensunterhalt zu überheben und Ersatz für das Notenabschreiben zu schaffen, mit dem es noch immer schlecht voranging. Vom Könige erhielt ich hundert Louisdors, fünfzig von Frau von Pompadour für die Aufführung in Bellevue, bei der sie selbst die Rolle des Colin spielte, fünfzig von der Oper und fünfhundert Franken von Pissot für die Druckerlaubnis, so daß mir also dieses kleine Spiel, welches mich höchstens fünf bis sechs Wochen Arbeit gekostet, trotz meines Mißgeschickes und meiner Dummheit fast ebensoviel Geld einbrachte, als später der Emil, der mir zwanzig Jahre Nachdenken und drei Jahre Arbeit gekostet hatte. Aber ich mußte den äußeren Wohlstand, in den mich dieses Stück versetzte, durch die unendlichen Verdrießlichkeiten, die es mir eintrug, teuer genug bezahlen: es war der Keim der geheimen Mißgunst gegen mich, die erst sehr viel später offen zutage trat. Seit meinem Erfolge gewahrte ich weder an Grimm, noch an Diderot, noch an fast keinem aller mir bekannten Literaten jene Herzlichkeit, jene Offenheit und jene Freude mich zu sehen, die ich früher an ihnen zu bemerken geglaubt hatte. Sobald ich bei dem Baron erschien, hörte die Unterhaltung auf allgemein zu sein. Man fand sich in kleinen Gruppen zusammen, tuschelte sich leise in die Ohren, und ich stand allein da, ohne zu wissen, mit wem ich sprechen sollte. Lange nahm ich dieses verletzende Gebaren ruhig hin, und da Frau von Holbach, welche mild und liebenswürdig war, mich nach wie vor freundlich aufnahm, ertrug ich das rohe Benehmen ihres Mannes solange, als es eben erträglich blieb, aber eines Tages fiel er in Gegenwart Diderots, der kein Wort sagte und in Gegenwart Margencys, der mir später oft gestand, er habe die Milde und Mäßigung meiner Antworten bewundert, ohne jeden Grund und ohne jede Ursache mit einer solchen Roheit über mich her, daß ich endlich durch diese unwürdige Behandlung verjagt, sein Haus mit dem festen Entschluß verließ, es nie wieder *zu betreten.* Das hat mich jedoch niemals gehindert,

stets ehrenvoll von ihm und seinem Hause zu sprechen, während er sich über mich immer nur in beleidigenden und verächtlichen Ausdrücken erging und mich niemals anders als „dieser kleine Schulfuchs" nannte, dessen ungeachtet er mir kein einziges Unrecht nachweisen konnte, das ich ihm oder irgend jemandem, der ihm nahestand, jemals zugefügt hatte. Auf diese Weise sollten sich also schließlich doch noch meine Ahnungen und Befürchtungen ihm gegenüber bestätigen. Ich meinerseits glaube, daß meine besagten Freunde mir das Schreiben von Büchern, ja von vorzüglichen Büchern gern verziehen hätten, weil dieser Ruhm auch ihnen nicht fremd war, aber daß ich eine Oper geschrieben hatte, und daß sie einen derartig glänzenden Erfolg gehabt, das konnten sie mir niemals verzeihen, weil niemand von ihnen befähigt war, denselben Weg einzuschlagen und nach gleichen Ehren zu streben. Einzig und allein Duclos, der hoch über einer derartigen Eifersucht stand, schien im Gegenteil freundschaftlicher gegen mich zu empfinden und führte mich bei Fräulein Quinault ein, wo ich all die Aufmerksamkeit, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit fand, die ich bei Herrn von Holbach hatte vermissen müssen.

Während man den Dorfwahrsager in der Oper spielte, war von seinem Verfasser auch in der Comédie-Française die Rede, freilich aber in einer etwas weniger vorteilhaften Weise. Da es mir in sieben oder acht Jahren nicht geglückt war, die Aufführung meines Narziß in der italienischen Oper durchzusetzen, und mir außerdem dieses Theater durch das schlechte Spiel seiner Darsteller in französischen Stücken widerwärtig geworden war, hätte ich es gar gerne gesehen, wenn mein Stück von Franzosen und nicht von ihnen gespielt worden wäre. Ich äußerte diesen meinen Wunsch dem Schauspieler La Noue, mit dem ich bekannt geworden war und der, wie man weiß, selber schriftstellerte und Talent besaß. Der Narziß gefiel ihm, und er nahm es auf sich, ihn ohne Angabe des Verfassers spielen zu lassen. Inzwischen verschaffte er mir freien Eintritt, dem ich gar große Freuden zu ver-

danken hatte, denn ich habe das Théâtre Français stets den beiden anderen vorgezogen. Das Stück wurde mit Beifall aufgenommen, ohne daß der Verfasser namhaft gemacht worden war,*) ich habe jedoch Grund zu glauben, daß die Schauspieler und gar viele andere ihn genau kannten. Die Fräulein Gaussin und Grandval spielten die Rollen der Liebhaberinnen, und obgleich es meines Erachtens an einem richtigen Verständnis für das Ganze fehlte, so konnte man schließlich doch nicht von einem völlig schlecht gespielten Stücke sprechen. Dennoch überraschte und rührte mich die Nachsicht des Publikums, welches die Geduld besaß, das Stück ruhig von Anfang bis zu Ende anzuhören und sogar eine zweite Vorstellung ohne das geringste Anzeichen von Ungeduld über sich ergehen zu lassen. Ich selber langweilte mich schon das erste Mal derart, daß ich es bis zum Ende nicht aushalten konnte, und nachdem ich das Schauspielhaus verlassen hatte, ging ich ins Café Procope, wo ich Boissy und noch einige andere traf, die sich wahrscheinlich ebenso gelangweilt hatten wie ich. Dort sagte ich laut mein peccavi, bekannte mich demütiglich oder stolz als Verfasser des Stückes und sprach davon, wie alle Welt darüber dachte. Dieses öffentliche Geständnis, der Verfasser eines schlechten durchgefallenen Stückes zu sein, wurde gar sehr bewundert, während es mir durchaus nicht schwer dünkte. Ich fand in dem Mute, in dem ich mich zu ihm bekannte, sogar eine Entschädigung meiner Eigenliebe, ja, ich glaube, daß mich in diesem Falle eher Stolz zum Sprechen gebracht hatte, als falsche Scham mir würde Schweigen auferlegt haben. Da es jedoch sicher war, daß das Stück, obgleich es dargestellt aufs tödlichste langweilte, gelesen einen guten Eindruck machte, so ließ ich es drucken, und in der Vorrede, welche zu meinen guten Schriften gehört, fing ich an, meine Grundsätze etwas deutlicher zu enthüllen, als ich es bisher getan.

Bald fand ich jedoch Gelegenheit, sie in einem weit bedeutenderen Werke völlig zu entwickeln, denn in eben *diesem* Jahre erschien, wie ich glaube, das Programm

*) Am 18. Dezember 1732

der Akademie von Dijon über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Diese große Frage beeindruckte mich, und ich war überrascht, daß die Akademie sie zu stellen gewagt hatte, da sie diesen Mut aber nun einmal besessen, so konnte ich auch wohl den Mut haben, die Frage zu behandeln, und ich unternahm es.

Um über diesen großen Gegenstand ungestörter nachdenken zu können, machte ich mit Theresen, mit unserer Wirtin, die eine recht wackere Frau war, und mit einer ihrer Freundinnen, eine kleine Reise von sieben oder acht Tagen nach Saint-Germain. Ich rechne diesen Ausflug unter die angenehmsten meines Lebens. Es war prachtvolles Wetter, und jene beiden guten Frauen nahmen alle Mühen und Kosten auf sich, Therese vertrieb sich heiter mit ihnen die Zeit, und ich, den keine Sorge drückte, ich erschien nur um die Essensstunden, um mich zwanglos in ihrer Gesellschaft zu erholen. Den ganzen übrigen Tag verbrachte ich tief innen im Walde und suchte und fand dort das Bild der Urzeit, deren Geschichte ich kühn entwarf. Ich deckte schonungslos all die kleinen Lügen der Menschheit auf, wagte ihre Natur bis zur Nacktheit zu entblößen, ihre fortschreitende Entstellung durch Zeiten und Dinge zu erweisen, und, indem ich den Menschen, so wie er durch den Menschen geworden, mit dem Menschen der Natur verglich, ihm gerade in seiner vermeintlichen Vollkommenheit die wahre Quelle seines Elends aufzudecken. Meine durch so erhabene Betrachtungen emporgehobene Seele stellte sich an die Seite der Gottheit, und da ich von dort gewahrte, wie meine Mitmenschen in der Blindheit ihrer Vorurteile den Weg des Irrtums, des Leidens und des Verbrechens gingen, rief ich ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht zu vernehmen vermochten: „Ihr Toren, die ihr unaufhörlich über die Natur klagt, lernt doch endlich, daß all eure Leiden in euch selber ihren Ursprung haben."

Aus diesen Betrachtungen entstand die Abhandlung über die Ungleichheit, welches Werk Diderot von all meinen Schriften am besten gefiel und für das mir seine Ratschläge außerordentlich nützlich

waren*), welches aber in ganz Europa wenige Leser fand, die es verstanden, und nicht einen einzigen, der darüber sprach. Ich hatte es zur Bewerbung um den Preis verfaßt, daher reichte ich es ein, aber ich war im voraus sicher, daß es ihn nicht erhalten würde, denn ich wußte sehr wohl, daß Preise der Akademie für Schriften solchen Geistes nicht gegründet sind.

Der erwähnte Ausflug und die Beschäftigung mit solchen Gedanken hatten meiner Stimmung und meiner Gesundheit gut getan. Durch meine Harnverhaltung dauernd gequält, hatte ich mich schon seit vielen Jahren völlig den Ärzten überlassen, die jedoch das Übel nicht beheben konnten, sondern nur meine Kräfte erschöpften und meinen Körper zerstörten. Nach der Rückkehr von Saint-Germain fühlte ich mich kräftiger und wohler denn je. Ich nahm dies für einen Wink und beschloß von nun an ohne Ärzte und Arzneien zu gesunden oder zu sterben, ich verabschiedete sie alle für ewig, fing an, nie über den Tag hinaus zu denken, hielt mich gar stille, wenn ich nicht gehen konnte, und ging, sobald ich dazu Kraft fühlte. Das Pariser Treiben zwischen all den anmaßenden Menschen war so wenig nach meinem Geschmack, die Kabalen der Literaten, ihre schmachvollen Zänkereien, ihre Unaufrichtigkeit in ihren Schriften, ihr hochfahrendes Wesen im Verkehr, waren mir derartig verhaßt und widerlich, und sogar im Umgang mit meinen Freunden fand ich so wenig Geneigtheit, Offenherzigkeit und Freimütigkeit, daß ich von all diesem rauschenden Lärm gründlich angewidert, mich glühend nach einem Aufenthalt auf dem Lande zu sehnen begann, und da ich nicht sah, wie es mir mein Beruf möglich machen konnte, dort-

*) Um die Zeit, da ich dieses niederschrieb, ahnte ich die große Verschwörung Diderots und Grimms gegen mich noch nicht, sonst hätte ich gar leicht erkannt, wie sehr Diderot mein Vertrauen mißbrauchte, um meinen Schriften diesen harten Ton und düsteren Anstrich zu geben, die sie nicht mehr hatten, als er mich zu beeinflussen aufgehört. Das Bild des Philosophen, der *sich beim Philosophieren die Ohren zuhält, um sich gegen* die Klagen eines Unglücklichen zu verhärten, stammt von ihm, und er hat mir wiederholt noch weit stärkere angeboten, zu deren Benutzung ich mich jedoch nicht entschließen konnte. Da ich aber seine düstere Stimmung für die Nachwehen seines Aufenthaltes im Turme zu Vincennes hielt, von denen man ja in seinem „Clairval" noch genügend zu spüren bekommt, so fiel es mir nicht im geringsten bei, darin die mindeste böse Absicht zu vermuten.

hin überzusiedeln, so beeilte ich mich, wenigstens meine freien Stunden draußen zu verbringen. Mehrere Monate lang ging ich, anfangs sofort nach Tisch, allein im Boulogner Wäldchen spazieren, überdachte dabei die Stoffe zu meinen Arbeiten und kehrte erst mit einbrechender Nacht zurück.

(1754—1756.) Gauffecourt, mit dem ich damals außerordentlich nahe verkehrte, sah sich seiner Geschäfte wegen gezwungen, nach Genf zu reisen. Er schlug mir vor, ihn zu begleiten, und ich willigte ein. Es ging mir jedoch nicht gut genug, als daß ich Theresens Pflege hätte völlig entraten können; so wurde denn beschlossen, sie solle an der Reise teilnehmen und ihre Mutter derzeit das Haus hüten, und nachdem all unsere Vorbereitungen getroffen waren, reisten wir zu dritt am 1. Juni des Jahres 1754 ab.

Ich muß diese Reise als die erste Zeit in meinem Leben anführen, und ich zählte damals schon zweiundvierzig Jahre, welche mir die erste Erfahrung brachte, die geeignet war, die natürliche, mir angeborene Vertrauensseligkeit, der ich mich stets rückhaltlos und auch ungestraft überlassen hatte, aufs ärgste zu erschüttern. Wir hatten eine einfache Kutsche genommen, die, da sie niemals Pferde wechselte, nur in sehr kleinen Tagereisen vorwärts kam. Ich stieg oft aus und ging zu Fuß hinterher. Kaum hatten wir jedoch die Hälfte unserer Reise zurückgelegt, so bezeigte Therese den größten Widerwillen davor, mit Gauffecourt allein im Wagen zu bleiben, und wenn ich trotz ihrer Bitten aussteigen wollte, so tat sie es ebenfalls und ging gleich mir zu Fuß. Ich schalt sie lange für diese Laune aus und widersetzte mich ihr schließlich so ernstlich, daß sie sich gezwungen sah, mir den Grund zu bekennen. Ich glaubte zu träumen und fiel aus den Wolken, als ich vernahm, daß mein Freund, Herr von Gauffecourt, ein mehr als sechzigjähriger, gichtbrüchiger, impotenter, von Lüsten und Genüssen verbrauchter Mann, seit unserer Abreise daran arbeitete, ein Frauenzimmer zu verführen, das nicht mehr schön noch jung war und seinem Freunde angehörte.

und zwar mit den niedrigsten und schamlosesten Mitteln daran arbeitete, indem er soweit ging, ihr seine Börse anzubieten, und sie durch ein abscheuliches Buch und den Anblick der schändlichen Bilder, die es enthielt, aufzuregen versuchte. Die empörte Therese hatte ihm dies gemeine Buch einmal durch die Tür nachgeschleudert, und ich erfuhr, daß er am ersten Tage, an dem heftige Kopfschmerzen mich zwangen, ohne Abendessen zu Bett zu gehen, die ganze Zeit ihres Beieinanderseins auf Versuche und Künste verwendet hatte, die eher eines Satyrs und Ziegenbockes würdig waren als eines gebildeten Mannes, dem ich meine Gefährtin und mich selber anvertraut hatte. Welche Überraschung, welche für mich völlig neue Herzensbedrängnis! Ich, der ich bis dahin die Freundschaft für unzertrennlich von allen liebenswerten und edlen Empfindungen gehalten hatte, die ihren ganzen Zauber ausmachen, ich sah mich zum ersten Male in meinem Leben gezwungen, sie mit einem Gefühl der Verachtung zu paaren und mein Vertrauen und meine Schätzung einem Manne zu entziehen, den ich liebte, von dem ich mich geliebt glaubte. Der Unglückliche verbarg vor mir seine Schändlichkeit. Um Theresen nicht bloßzustellen, sah ich meinerseits mich gezwungen, ihm meine Verachtung zu verbergen und in der Tiefe meines Herzens Gefühle zu hehlen, die er nicht kennen durfte. — Du süßer, heiliger Traum der Freundschaft. Gauffecourt zog als erster den Schleier von seinem Antlitz — und grausame Hände haben ihn seitdem wieder herabzusinken verhindert.

In Lyon trennte ich mich von Gauffecourt, um meinen Weg durch Savoyen zu nehmen, da ich es nicht über mich gewinnen konnte, so dicht an Mama vorbei zu reisen, ohne sie wieder zu sehen. Ich sah sie wieder .... mein Gott aber in welchem Zustande, in welcher Gesunkenheit: Was war ihr von ihrer früheren Tugend geblieben? War das wirklich dieselbe einst so glänzende *Frau von* Warens, an die mich der Pfarrer Pontverre *gewiesen hatte?* Was schnitt mir ihr Anblick nicht ins *Herz! Ich* sah für sie keinen anderen Ausweg mehr, als

ihre jetzige Heimat zu verlassen. Ich wiederholte ihr aufs lebhafteste, aber vergebens all jene inständigen Bitten, die ich schon wiederholt in meinen Briefen vorgebracht hatte, sie sollte sich entschließen, ruhig bei mir zu leben, und wir, ich und Therese wollten unsere Tage dazu hingeben, die ihren glücklich zu machen. Da sie jedoch immer nur an ihre Pension dachte, die zwar noch immer pünktlich ausgezahlt wurde, von der sie aber schon lange keinen Pfennig mehr besah, so hörte sie nicht auf mich. Ich ließ ihr noch immer einen kleinen Teil meiner Börse zukommen, weniger als ich gesollt und auch weniger als ich getan hätte, wäre ich nicht völlig davon überzeugt gewesen, daß kein Pfennig davon ihr zugute käme. Während meines Aufenthaltes in Genf machte sie eine Reise ins Chablais und besuchte mich in Grange-Canal. Es fehlte ihr an Geld, ihre Reise fortzusetzen, auch ich hatte die dazu nötige Summe nicht bei mir, aber ich schickte sie ihr eine Stunde später durch Theresen. Arme Mama! Ich möchte noch einen Zug ihres Herzens anführen. Von all ihrem Schmuck war ihr nur noch ein kleiner schmaler Ring geblieben, sie zog ihn ab, um ihn Theresen auf den Finger zu stecken, und diese schob ihn augenblicklich wieder auf den ihren zurück und küßte diese edle Hand und benetzte sie mit ihren Tränen. Ach, jetzt wäre es an der Zeit gewesen, meine Schuld an Mama abzutragen. Ich hätte alles verlassen, ihr folgen, mich bis zu ihrer letzten Stunde an sie anschließen und ihr Schicksal mit ihr teilen müssen, wie es sich auch immer gestalten mochte. Von all dem tat ich nichts. Von einer anderen Beziehung abgelenkt, fühlte ich die meine zu ihr sich lockern, und ich hatte auch keine Hoffnung mehr, ihr nützlich werden zu können. Ich seufzte wohl über sie, aber ich folgte ihr nicht. Von allen Gewissensbissen, die ich in meinem Leben gefühlt, ist dieses der tiefste und der unaufhörlichste. Allein hierfür verdiene ich alle jene schrecklichen Strafen, die seither ohne Unterlaß über mich hereingebrochen sind: O, möchten sie doch meine Undankbarkeit gesühnt haben. Sie lag wohl in meinem Benehmen, aber sie hat mir das Herz abwen-

wund gerissen, als daß dieses Herz das Herz eines Undankbaren hätte sein können.

Vor meiner Abreise von Paris hatte ich die Widmung meiner Abhandlung über die Ungleichheit entworfen. Ich vollendete sie in Chambery und datierte sie von demselben Orte aus, da ich es zur Vermeidung aller Angriffe für besser erachtete, sie weder von Frankreich, noch von Genf aus in die Welt zu schicken. Als ich in dieser Stadt angelangt war, überließ ich mich aus vollem Herzen der republikanischen Begeisterung, die mich hingetrieben hatte. Und diese Begeisterung wurde durch den Empfang, den man mir bereitete, noch um vieles erhöht. Von allen Standesklassen gefeiert und mit Freundlichkeiten überhäuft, überließ ich mich ganz meinem patriotischen Eifer, und da es mich beschämte, durch das Bekenntnis einer anderen Religion, als es die meiner Väter war, von meinen Bürgerrechten ausgeschlossen zu sein, so beschloß ich, zu meinem alten Glauben offen zurückzukehren. Ich meinte, das Evangelium sei eines für alle Christen, die Verschiedenheit der Lehren rühre im Grund nur davon her, daß man sich angelassen hatte, das, was man nicht verstand, verschieden zu erklären, und so stand es in jeglichem Lande einzig und allein dem Herrscher zu, jenes Bekenntnis und jene unverständliche Lehre zu bestimmen, und folglich war es Pflicht des Bürgers, die Lehre anzuerkennen und dem Bekenntnisse zu folgen, das das Gesetz ihm vorschrieb. Der häufige Verkehr mit den Enzyklopädisten hatte meinen Glauben nicht erschüttert, sondern im Gegenteil durch meine natürliche Abneigung für Streit und Parteiwesen gefestigt. Das Studium der Menschen und des Weltenalls hatte mir überall Endzwecke und eine geistige Kraft offenbart, die sie leitete. Das Lesen der Bibel und vor allem des Evangeliums, dem ich mich seit einigen Jahren hingegeben, hatte mich mit Verachtung für die niedrigen und törichten Erklärungen erfüllt, welche Jesus Christus durch Leute erdulden mußte, die am wenigsten würdig waren, ihn zu begreifen. Mit einem Worte, dadurch, daß mich die Philosophie mit dem Wesentlichsten der Reli-

gion verknüpfte, hatte sie mich von all jenem kleinlichen Formelwesen befreit, mit dem die Menschen sie verdunkeln. Da ich meinte, es könne für einen vernünftigen Menschen nicht zwei Arten geben, Christ zu sein, so glaubte ich auch, daß alles, was äußere Form und Anordnung betraf, in jeglichem Lande Sache des Gesetzes sein müsse. Aus diesem so vernünftigen, so sozialen und so friedfertigen Grundsatze, um dessentwillen ich so grausam verfolgt werden sollte, ergab sich von selbst, daß ich, sobald ich ein Bürger sein wollte, auch Protestant werden und das in meinem Vaterlande herrschende Bekenntnis annehmen mußte. Ich entschloß mich also dazu und nahm sogar Unterricht bei dem Pfarrer der Gemeinde, in der ich wohnte und die außerhalb der Stadt lag. Ich wünschte nur, man möchte mir erlassen, vor dem Konsistorium zu erscheinen. Aber der besagte Geistliche wollte hierin nicht vom Brauche abweichen, schließlich entschloß man sich jedoch, ihn um meinetwillen ein wenig zu ändern, und ernannte einen Vorstand von fünf oder sechs Mitgliedern, welche unter Vermeidung aller Öffentlichkeit mir das Glaubensbekenntnis abnehmen sollten. Unglücklicherweise ließ sich der Pfarrer Perdriau, ein sanfter und liebenswürdiger Mensch, mit dem ich bekannt war, beifallen mir zu sagen, man freue sich bereits darauf, mich in dieser kleinen Versammlung sprechen zu hören. Dieses Ansinnen erschreckte mich so sehr, daß ich, nachdem ich drei Wochen lang Tag und Nacht eine kleine eigens dazu vorbereitete Rede auswendig gelernt hatte, in dem Augenblick, da ich sie sprechen sollte, derart verwirrt ward, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte und in der Versammlung die Rolle eines dummen Schuljungen spielte. Die geistlichen Obmänner sprachen an meiner statt, ich antwortete einfältig ja und nein, dann wurde ich zum Abendmahl zugelassen, in meine Bürgerrechte wieder eingesetzt, darauf als Bürger in die Liste der Bürgerwehr, welche einzig aus solchen zusammengesetzt war, eingetragen und in eine eigens zusammenberufene Versammlung des großen Rates geführt, um von dem

Stadtsyndikus Mussard die Eidesformel zu erhalten. Die Freundlichkeiten, die mir bei dieser Gelegenheit der Rat und das Konsistorium erwiesen, und das verpflichtende und ehrenwerte Benehmen aller Ratsbeamten, Pfarrer und Bürger rührte mich so sehr, daß ich von dem guten Deluc, der unaufhörlich in mich hineinsprach, und noch mehr von meinem eigenenWunsche gedrängt, auf nichts weiter sann, als nach Paris zurückzukehren, dort meinen Haushalt aufzulösen, meine Angelegenheiten zu ordnen, Frau Le Vasseur und ihrem Manne eine Stellung zu verschaffen oder für ihren Unterhalt aufzukommen und mit Theresen nach Genf zurückzukehren, um mich dort für den Rest meiner Tage niederzulassen.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ ich alle ernsten Geschäfte ruhen, um mich bis zur Zeit meiner Abreise nur mit meinen Freunden zu ergötzen. Von all diesen Belustigungen gefiel mir am besten eine Bootsfahrt um den See, welche ich mit Deluc dem Vater, seiner Schwiegertochter, seinen beiden Söhnen und meiner Therese machte. Wir brauchten beim schönsten Wetter von der Welt sieben Tage zu dieser Rundfahrt. Ich behielt eine lebhafte Erinnerung an die landschaftlichen Schönheiten am anderen Ende des Sees, die ich dann einige Jahre später in der neuen Heloise geschildert habe.

Außer der Familie Deluc lernte ich in Genf vornehmlich noch den jungen Pfarrer Vernes kennen, mit dem ich schon in Paris zusammengekommen war, und von dem ich mir mehr versprochen hatte, als er später hielt, dann Herrn Perdriau, damals Landpfarrer, heute Professor der schönen Literatur, dessen angenehmer und erheiternder Verkehr mir stets unvergeßlich bleiben wird, obgleich er es für vornehm gehalten hat, sich von mir zurückzuziehen, ferner Herrn Jalabert, damals Professor der Physik, später Stadtrat und Syndikus, dem ich meine Abhandlung über die Ungleichheit jedoch unter Fortlassung der Widmung vorlas und der von ihr begeistert schien; den Professor Lullin, mit dem ich bis zu seinem *Tode in Brief*wechsel gestanden habe und der mich sogar

mit Büchereinkäufen für die Bibliothek betraute; den Professor Vernet, der mir wie alle Welt den Rücken wandte, nachdem ich ihm Beweise von Zuneigung und Vertrauen gegeben hatte, die ihn hätten rühren müssen, wenn ein Theologe überhaupt durch irgend etwas gerührt werden kann; Chappuis, den Gehilfen und Nachfolger Gauffecourts, der ihn verdrängt hatte und selber bald wieder verdrängt wurde, und Marcet von Mezières, einen alten Freund meines Vaters, der sich auch als der meine bezeigte, aber, nachdem er sich einst als dramatischer Dichter und Kandidat für die Zweihundert um das Vaterland verdient gemacht, seine Grundsätze wechselte und noch vor seinem Tode lächerlich wurde. Der jedoch, von dem ich von allen am meisten erwartete, war Moultou, ein junger Mann, der durch seine Talente und seinen Feuergeist zu den größten Hoffnungen berechtigte und den ich stets geliebt habe, obgleich sein Betragen gegen mich oft zweideutig gewesen ist und er mit meinen erbittertsten Feinden nahe Beziehungen unterhält; aber trotz alledem kann ich mich nicht entbrechen, ihn noch immer für berufen zu halten, eines Tages der Verteidiger meines Andenkens und der Rächer seines Freundes zu werden.

Inmitten all dieser Zerstreuungen verlor ich jedoch weder die Lust, noch die Gewohnheit zu meinen einsamen Spaziergängen und machte deren oft sehr weite an den Ufern des Sees, wobei mein an Arbeit gewöhnter Kopf nicht müßig blieb. Ich überdachte den bereits entworfenen Plan zu meinen Staatlichen Einrichtungen, von denen ich bald zu sprechen haben werde, und sann über eine Geschichte des Wallis und über den Plan zu einem Trauerspiel in Prosa nach, dessen Stoff, und er hieß nicht geringer als Lucretia, mir die Hoffnung gab, die Spötter niederzuschmettern, obgleich ich diese Unglückliche noch einmal auftreten zu lassen wagte, während sie es doch schon lange auf keinem fanzösischen Theater mehr durfte. Zu der gleichen Zeit versuchte ich mich am Tacitus und übersetzte das erste Buch seiner Geschichte, das man unter meinen Papieren finden wird.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Genf kehrte ich im Monat Oktober nach Paris zurück und vermied es, durch Lyon zu kommen, um Gauffecourt nicht unterwegs zu begegnen. Da es in meiner Absicht lag, erst im kommenden Frühjahr nach Genf zurückzukehren, nahm ich während des Winters meine Gewohnheiten und Beschäftigungen wieder auf, deren wichtigste darin bestand, die Korrekturen meiner Abhandlung über die Ungleichheit zu lesen, welche ich in Holland bei dem Buchhändler Rey, dessen Bekanntschaft ich in Genf gemacht hatte, drucken ließ. Da dieses Werk der Republik gewidmet war und diese Widmung dem Rat vielleicht nicht gefallen konnte, so wollte ich erst abwarten, welchen Eindruck sie in Genf machen würde, ehe ich dorthin zurückkehrte. Und dieser Eindruck war nicht günstig für mich, und die Widmung, welche die reinste Vaterlandsliebe mir diktiert hatte, schuf mir nur Feinde im Rat und Eifersüchtige in der Bürgerschaft. Herr Chouet, der damals Oberbürgermeister war, schrieb mir einen höflichen aber kalten Brief, den man in dem Briefbündel A Nr. 3 unter meinen Papieren finden wird. Einige Privatleute, unter anderen Deluc und Jalabert schrieben mir ein paar Artigkeiten und das war alles, ich sah nicht, daß auch nur ein einziger Genfer mir aufrichtig Dank für den Herzenseifer gewußt hätte, der aus meinem ganzen Werke sprach. Diese Gleichgültigkeit erregte bei allen Anstoß, die sie wahrnahmen. Ich erinnere mich, daß Herr von Mairan, mit dem ich eines Tages in Gesellschaft Crommelins, des Residenten der Republik, bei Frau Dupin in Chlichy speiste, mitten bei Tisch laut äußerte: der Senat schulde mir für dieses Werk ein Geschenk und öffentliche Ehrenbezeigungen und entehre sich, wenn er es daran fehlen ließe. Crommelin, der ein kleiner, schwarzhaariger und niederträchtig boshafter Mann war, wagte in meiner Gegenwart nichts zu antworten, aber er schnitt ein so schreckliches Gesicht, daß Frau Dupin darüber lachen mußte. Der einzige Vorteil, den mir dieses Werk, außer daß es meinem Herzen Genüge *getan, noch* brachte, war der Titel Bürger, den meine

Freunde und nach ihrem Beispiel auch das Publikum, mir gaben und den ich später wieder verlor, weil ich ihn allzuwohl verdient hatte.

Dieser Mißerfolg würde mich nicht davon abgebracht haben, nach Genf überzusiedeln, wenn nicht noch andere Gründe, die mehr Macht über mein Herz hatten, dabei mitgewirkt hätten. Herr von Epinay, welcher an sein Schloß Chevrette einen fehlenden Flügel anbauen ließ, gab zur Vollendung dieser Arbeit ungeheure Summen aus. Als ich nun eines Tages mit Frau von Epinay diese baulichen Veränderungen besichtigte, dehnten wir unseren Spaziergang um eine Viertelstunde länger aus und gingen bis an das Sammelbecken der Wasserwerke des Parks, welche an den Wald von Montmorency grenzen; dort lag inmitten eines hübschen Gemüsegartens ein kleines, sehr verfallenes Gartenhäuschen, das man die Eremitage nannte. Diese liebliche und einsame Stelle hatte einen starken Eindruck auf mich gemacht, als ich sie das erste Mal vor meiner Reise nach Genf gesehen, und in der ersten Aufwallung war mir das Wort entschlüpft: „O, gnädige Frau, welch entzückende Wohnung, dieser Schlupfwinkel wäre für mich wie geschaffen." Frau von Epinay hatte damals meinen Ausruf nicht weiter beachtet, bei diesem zweiten Ausfluge war ich nun jedoch äußerst überrascht, an Stelle der alten Hütte ein fast völlig neues, sehr gut eingeteiltes und für einen kleinen Haushalt von drei Köpfen höchst bequemes Häuschen vorzufinden. Frau von Epinay hatte diesen kleinen Bau ganz im stillen und mit sehr geringem Aufwande aufführen lassen, indem sie einige für das Schloß bestimmte Baumaterialien und Arbeiter dazu verwandte. Jetzt, auf diesem zweiten Ausfluge, sagte sie zu mir, als sie meine Überraschung wahrnahm: „Mein Bär, dort ist Ihr Schlupfwinkel, Sie haben ihn sich selber erwählt, und die Freundschaft bietet ihn Ihnen, ich hoffe, daß er Sie von dem grausamen Gedanken abbringen wird, sich von mir zu trennen." Ich glaube, ich bin mein Lebtag nicht so lebhaft und tief gerührt gewesen, ich benetzte die wohltätige Hand meiner Freundin mit Tränen, und wenn ich im ersten Augenblick auch

noch nicht völlig besiegt war, so war ich doch aufs höchste erschüttert. Frau von Epinay, welche sich keine Weigerung gefallen lassen wollte, wurde so dringend, wandte so viele Mittel und so viele Leute an, mich zu gewinnen, ja, führte sogar Frau LeVasseur und ihre Tochter ins Treffen, daß sie endlich über meine früheren Entschlüsse den Sieg davontrug. Auf die Niederlassung in meinem Vaterlande verzichtend, beschloß und versprach ich, die Eremitage zu bewohnen, und während wir das völlige Austrocknen des Baues abwarteten, ließ sie es sich angelegen sein, die notwendigen Möbel zu beschaffen, so daß im Frühjahre alles zum Einzuge bereit war.

Ein Umstand, der viel dazu beitrug, mich zu bestimmen, war Voltaires Ansiedelung in der Nähe von Genf. Ich begriff, daß dieser Mann dort einen Umschwung herbeiführen und ich in meiner Vaterstadt den Ton, das Wesen und die Sitten wiederfinden würde, die mich aus Paris vertrieben hatten, begriff, daß dort meiner ein dauernder Kampf harrte und mir keine andere Wahl für mein Benehmen bleiben würde, als ein unerträglicher Schulmeister oder ein feiger und schlechter Bürger zu werden. Der Brief, den mir Voltaire über mein letztes Werk schrieb, gab mir Gelegenheit, einiges von meinen Befürchtungen in meine Antwort einfließen zu lassen, und die Wirkung, die das hatte, bestätigte sie. Von nun an hielt ich Genf für verloren, und ich täuschte mich nicht. Vielleicht hätte ich dem Sturm die Stirn bieten sollen, aber ich fühlte dazu nicht Begabung in mir. Was hätte ich auch allein und zaghaft und schlecht beredt wie ich war, gegen einen anmaßenden und reichen Mann ausrichten sollen, der sich auf die Gunst der Großen stützte, eine glänzende Beredsamkeit besaß und schon als der Abgott aller Frauen und aller jungen Leute gelten konnte. Ich besorgte, meinen Mut unnützlich in Gefahr zu bringen, und folgte meiner friedfertigen Natur und meiner Liebe zur Ruhe, welche mich, wenn sie mich damals irreleitete, auch heute noch in demselben Punkte irreleiten würde. Hätte ich mich damals nach Genf zurückgezogen, so hätte ich gar große Leiden von mir ab-

wenden können, aber ich zweifle daran, ob es mir trotz meines glühenden patriotischen Eifers gelungen wäre, irgend etwas Großes und Nützliches für mein Vaterland zu verrichten. Tronchin, welcher sich ungefähr um die gleiche Zeit in Genf niedergelassen hatte, kam um einiges später nach Paris, um dort den Quacksalber zu spielen, und nahm Schätze mit sich zurück. Bei seiner Ankunft besuchte er mich mit einem Chevalier von Jaucourt zusammen. Frau von Epinay wünschte lebhaft ihn im Geheimen zu konsultieren, aber es war nicht leicht, an ihn zu gelangen. So ging sie mich um Beistand an. Ich forderte Tronchin zu einem Besuche bei ihr auf, und so knüpften sie durch meine Vermittelung eine Beziehung, die sie später auf meine Kosten immer inniger gestaltet haben. Dies ist stets mein Schicksal gewesen: sobald ich zwei meiner Freunde, die einander nicht kannten, zusammenbrachte, haben sie niemals unterlassen, sich gegen mich zu verbünden. Obgleich die Tronchins bei der Verschwörung, die sie damals zur Unterjochung ihres Vaterlandes anstifteten, mich tödlich hassen mußten, hat nichtsdestoweniger der Arzt mir noch lange sein Wohlwollen bezeigt. Er schrieb mir sogar nach seiner Rückkehr nach Genf, um mir die Stellung eines Ehrenbibliothekars anzutragen. Aber mein Entschluß war gefaßt, auch dieses Anerbieten konnte ihn nicht erschüttern.

Um dieselbe Zeit besuchte ich Herrn von Holbach wieder. Es geschah aus Anlaß des Todes seiner Frau, welcher ebenso wie der der Frau von Francueil während meines Aufenthaltes in Genf eingetreten war. Diderot, der mir die Mitteilung machte, sprach mir von dem tiefen Kummer des Gatten. Sein Schmerz ging mir nahe, beklagte ich doch selber diese liebenswürdige Frau. In solcher Stimmung schrieb ich an Herrn von Holbach. Das traurige Ereignis ließ mich alles Unrecht vergessen, das er mir angetan, und als ich aus Genf und er selber von einer Reise durch Frankreich zurückgekehrt war, die er mit Grimm und anderen Freunden zu seiner Zerstreuung unternommen hatte, besuchte ich ihn und tat so bis zu meiner Abreise nach der Eremitage noch öfter. Als man

in seinem Umgangskreise erfuhr, daß mir Frau von Epinay, die er noch nicht kannte, dort eine Wohnung hergerichtet hatte, ging auf mich ein dichter Hagel von Spöttereien nieder, die sich darum drehten, daß ich des Weihrauches und der städtischen Vergnügungen viel zu sehr bedürfe, um es auch nur vierzehn Tage lang in der Einsamkeit auszuhalten. Da ich ja selber am besten wußte, wie es darum stand, ließ ich sie reden und kümmerte mich nicht weiter darum. Herr von Holbach war freundlich genug, mir dabei behülflich zu sein, um für den alten guten Le Vasseur ein Unterkommen zu finden. Er zählte schon mehr denn achtzig Jahre, und seine Frau, die sich durch ihn arg beschwert fühlte, bat mich unaufhörlich, sie von ihm zu befreien. Er wurde in ein Armenhaus gesteckt, wo ihn sein Alter und der Kummer über die Trennung von seiner Familie fast unmittelbar nach seinem Eintritt ins Grab brachten. Seine Frau und seine anderen Kinder betrauerten ihn wenig, aber Therese, die ihn zärtlich liebte, hat sich niemals über seinen Verlust und darüber trösten können, sich nicht widersetzt zu haben, als man ihn noch so kurz vor seinem Ende zwang, seine Tage fern von ihr zu vollenden.

Ungefähr um dieselbe Zeit bekam ich einen Besuch, der mich äußerst überraschte, obgleich es sich um eine alte Bekanntschaft handelte. Ich spreche von meinem Freunde Venture, der eines schönen Morgens, als ich an nichts weniger dachte, bei mir hereinschneite. Ein anderer Mann war bei ihm. Wie verändert kam er mir nicht vor! Anstelle seines alten gefälligen Wesens bemerkte ich nur noch etwas Wüstes und Lumpenhaftes an ihm, das mir jede Lust zu einer Annäherung benahm. Entweder waren meine Augen nicht mehr dieselben oder Ausschweifung hatte seinen Verstand stumpf gemacht oder all sein früherer Reiz war stets nur der Reiz der Jugend gewesen, und jung war er nun nicht mehr. Ich stand ihm fast gleichgültig gegenüber, und wir trennten uns ziemlich kühl. Als er jedoch gegangen war, rief mir *die* Erinnerung an unsere alte Freundschaft so lebhaft *meine jungen* Jahre zurück, welche so süß und keusch

jener einen engelgleichen Frau geweiht gewesen, die nun selber kaum weniger verändert war, als er. Die kleinen Ereignisse jener glücklichen Zeit, der romantische, so selig und unschuldsvoll zwischen zwei entzückenden Mädchen verbrachte Tag in Toune, dessen höchstes Geschenk eine geküßte Hand gewesen, und der dennoch eine so leidenschaftliche, so tiefe und so dauernde Sehnsucht in mir zurückgelassen hatte, all jene beglückenden Trunkenheiten eines jungen Herzens, die ich damals in all ihrer Kraft erfahren hatte und deren Zeit mir nun für ewig dahin deuchte, all diese lieben, zärtlichen Erinnerungen ließen mich Tränen über meine zerronnene Jugend und all ihre fortan für mich verlorenen Seligkeiten vergießen. Gott, wie gar viele würde ich nicht über die verspätete und unheilvolle Rückkehr dieser Seligkeiten vergossen haben, hätte ich die Kümmernisse voraussehen können, die mir daraus erwachsen sollten!

Ehe ich Paris verließ, hatte ich während des Winters, der meiner Übersiedelung voranging, eine Freude, die recht nach meinem Herzen war und deren ganze Reinheit ich genoß. Pallissot, ein Mitglied der Akademie zu Nancy, der durch einige Dramen bekannt geworden, hatte eines derselben in Luneville vor dem Könige von Polen aufführen lassen; offenbar glaubte er sich dadurch in Gunst setzen zu können, daß er in diesem Stücke einen Mann auftreten ließ, der es gewagt, sich dereinst mit dem Könige im Federkriege zu messen. Aber Stanislaus, der edelmütig war und keinerlei Satire liebte, erzürnte sich darüber, daß man in seiner Gegenwart derartig persönliche Dinge auf die Bühne zu bringen wagte. Der Graf von Tressan schrieb auf Befehl des Fürsten an d'Alembert und mich, um mich von der Absicht Seiner Majestät, den Herrn Pallissot von seiner Akademie zu verjagen, in Kenntnis zu setzen. Meine Antwort bestand in einer lebhaften Bitte an Herrn von Tressan, gütigst um die Begnadigung des Herrn Pallissot bei dem König von Polen einkommen zu wollen. Die Begnadigung wurde genehmigt, und Herr von Tressan, der mich im Namen des Königs davon unterrichtete, fügte hinzu, dieser Vor-

fall solle in die Akten der Akademie eingetragen werden. Ich erwiderte, dieses hieße weniger begnadigen, als eine Strafe verlängern, und konnte es durch inständiges Bitten endlich erlangen, daß in die Akten nichts eingetragen und von der ganzen Angelegenheit überhaupt keine öffentliche Spur zurückbleiben würde. All dieses wurde sowohl von seiten des Königs, wie von Herrn von Tressan mit Versicherungen der Hochachtung und Wertschätzung begleitet, durch die ich mich im höchsten Maße geschmeichelt fühlte, und ich empfand bei dieser Gelegenheit, daß die Achtung achtenswerter Menschen in der Seele ein Gefühl hervorbringt, das weit süßer und edler ist, als alle Eitelkeit. Meine Briefsammlung enthält Abschriften der Briefe des Herrn von Tressan und meine Antworten, und die Originale wird man in dem Bündel A unter den Nummern 9, 10 und 11 finden.

Ich fühle sehr wohl, daß ich, falls diese Denkwürdigkeiten jemals an die Öffentlichkeit gelangen sollten, hier selber die Erinnerung an einen Vorfall lebendig erhalte, von dem ich selber jede Spur habe verwischen wollen, aber ich bin ja ohnehin gezwungen, noch gar viele andere Dinge wider meinen Willen lebendig zu machen. Das stets mir vor Augen schwebende Ziel meines Unternehmens und die unabweisliche Pflicht, es in jeder Beziehung zu erreichen, erlauben mir nicht, mich durch kleinliche Rücksichtnahmen abschrecken zu lassen. In der seltsamen, ja einzigen Lage, in der ich mich befinde, bin ich der Wahrheit allzusehr verpflichtet, um anderen irgend etwas schuldig sein zu können. Um mich gut zu kennen, muß man mich in all meinen Beziehungen, sowohl guten wie schlechten, hier erblicken. Meine Bekenntnisse sind notwendigerweise mit denen gar vieler anderer Menschen verknüpft, ich muß diese wie jene, soweit sie mich angehen, mit dem gleichen Freimute ablegen, denn ich glaube nicht irgend jemandem mehr Schonung zu schulden, als mir selber, obgleich ich sie ihm oft gar gern angedeihen lassen möchte. Ich will stets gerecht und *wahr* sein und von allen anderen so viel Gutes sagen, als *mir nur möglich* ist, und Schlechtes nur, soweit es nötig

ist und soweit ich dazu gezwungen bin. Wer darf in Anbetracht der Lage, in die man mich gebracht hat, mehr von mir verlangen? Meine Bekenntnisse sind nicht bestimmt, zu meinen noch zu Lebzeiten derjenigen Menschen zu erscheinen, die darin erwähnt werden. Wenn ich Herr über mein Geschick und über das Geschick dieser Schrift wäre, so würde sie erst lange nach meinem und ihrem Tode ans Licht kommen. Aber die Anstrengungen, welche die Angst vor der Wahrheit meine mächtigen Unterdrücker zur Verwischung ihrer Spuren machen läßt, zwingt mich, zu ihrer Erhaltung alles zu tun, was mir ein genaues Recht und die strengste Gerechtigkeit nur irgend verstatten. Wenn das Andenken an mich mit mir zusammen erlöschen müßte, so wollte ich weit lieber ohne Murren eine vorübergehende und ungerechte Schmach erdulden, als irgend jemanden bloßstellen, aber da ja mein Name am Ende doch fortleben wird, muß ich danach streben, daß mit ihm zusammen auch die Erinnerung an den unglücklichen Menschen fortdauert, der ihn trug, und zwar so, wie er wirklich war, und nicht so, wie ungerechte Feinde ihn unablässig zu schildern suchen.

Neuntes Buch
1756

Die Ungeduld, meine Einsiedelei zu beziehen, ließ mich die Rückkehr der schönen Jahreszeit nicht erst abwarten, sobald nur die Einrichtung des Hauses fertig war, beeilte ich mich dorthin überzusiedeln, zum größten Hohngelächter des Holbachschen Anhanges, welcher laut voraussagte, ich würde die Einsamkeit nicht drei Monate lang ertragen, sondern binnen kurzem, nachdem ich mich gründlich lächerlich gemacht, nach Paris zurückkehren, um dort zu leben wie sie. Ich jedoch, der ich seit fünfzehn Jahren meinem Elemente entrissen gewesen war und mich nun gerade anschickte, wieder hineinzutauchen, ich achtete ihres Spottes nicht. Seit ich mich wider meinen Willen in die große Welt gemischt, hatte ich nicht aufgehört, mich nach meinen lieben Charmettes und dem stillen Leben zurückzusehnen, das ich dorten geführt. Ich fühlte mich für ein ländlich zurückgezogenes Dasein geschaffen, wo anders glücklich zu leben war mir unmöglich. Sowohl in Venedig im Treiben der öffentlichen Geschäfte, im Glanz und der Würde einer gewissermaßen hervorragenden Stellung und inmitten all der ehrgeizigen Pläne des Emporkommens, wie in Paris im Strudel der großen Gesellschaft, im Sinnentaumel der Festmähler, im Glanz der Schauspiele und im Dunst des Ruhmes, tauchten meine Haine, meine Bäche, meine einsamen Spaziergänge immer wieder vor mir auf, um mich durch ihr Bild zu erheitern und zu betrüben und mir sehnsüchtige Seufzer auszupressen. Alle Arbeiten, denen ich mich unterworfen, alle ehrgeizigen Pläne, welche meinen Eifer angespornt, hatten niemals einen anderen Zweck gehabt, als mir den Weg zur ländlichen Glückseligkeit zu ebnen, vor deren Toren zu *stehen,* ich mir jetzt einbilden durfte. Wenn ich auch

nicht zu jenem anständigen Wohlstande gelangt war, dem allein ich die Macht zugetraut hatte, sie mir zu öffnen, so glaubte ich in Anbetracht meiner besonderen Umstände jetzt doch auf ihn verzichten zu dürfen und mein Ziel auch auf einem völlig entgegengesetzten Wege zu erreichen. Ich besaß keinen Pfennig feste Einkünfte, aber ich hatte einen Namen und Talente, war mäßig und hatte die kostspieligsten Bedürfnisse, nämlich alle jene, die nur auf Einbildung beruhen, von mir abgetan. Außerdem war ich, trotz meiner Trägheit, auch fleißig, sobald ich es nur sein wollte, meine Faulheit glich weniger der eines Nichtstuers, als der eines unabhängigen Mannes, der nur zu arbeiten liebt, wann seine Stunde gekommen. Mein Handwerk eines Notenabschreibers war weder glänzend noch einträglich, aber es war sicher. Man sah es in der Gesellschaft mit Befriedigung, daß ich den Mut gehabt, es zu ergreifen. Ich konnte darauf rechnen, daß es mir an Arbeit nicht fehlen und daß sie auch, wenn ich gut arbeitete, zu meinem Unterhalte ausreichen würde. An den zweitausend Franken, die mir aus den Erträgnissen des „Dorfwahrsagers" und meiner anderen Schriften noch blieben, besaß ich einen Vorschuß, der alle Enge von mir abhielt, und einige Werke, die ich im Kopfe hatte, versprachen mir auch ohne Brandschatzung des Buchhändlers genügende Zuschüsse, um ohne jede Überanstrengung ganz nach meiner Lust arbeiten und sogar die Mußestunden auf den Spaziergängen dazu ausnutzen zu können. Mein kleiner aus drei Seelen bestehender Haushalt, in dem sich alle nützlich zu beschäftigen wußten, erforderte außerdem zu seiner Unterhaltung nicht allzu viel. Kurz, meine Einkünfte, die durchaus meinen Bedürfnissen und meinen Wünschen entsprachen, erlaubten mir vernünftigerweise ein dauerhaftes Glück in einem Dasein zu erhoffen, welches ich aus eigener Neigung erwählt hatte.

Ich hätte mich ebensogut auch ganz auf das Geldverdienen legen und anstatt meine Feder unter das Joch der Abschreiberei zu zwingen, ihren Fleiß völlig eigenen Schriften widmen können, denn nach dem Aufschwung,

den ich genommen und auf dessen Höhe ich mich zu erhalten fähig war, konnte sie mir genug einbringen, um im Reichtum und sogar im Überfluß zu leben, sobald ich mit dem Bestreben gute Bücher zu veröffentlichen nur einige Schriftstellerkunstgriffe zu verbinden willens gewesen wäre. Aber ich fühlte, daß jedes Schreiben um Brot gar bald meinen Schaffensgeist ersticken und mein Talent töten würde, welches weniger in meiner Feder als in meinem Herzen wohnte und seinen Ursprung und seine Dauer einzig einer bestimmten Art groß und stolz zu denken, verdankte. Aus einer völlig feilen Feder kann niemals etwas Kraftvolles, etwas Großes fließen. Not, ja Habgier vielleicht, hätten mich verleitet, eher schnell als gut zu arbeiten. Und wenn mich die Sucht nach Erfolgen vielleicht auch nicht in Kabalen gestürzt hätte, so hätte sie mich wohl doch danach trachten lassen, weniger nützliche und wahre, denn Dinge zu sagen, die der großen Menge gefallen mochten, und anstatt eines hervorragenden Schriftstellers, der ich sein konnte, wäre ich dann nur ein Papierbesudeler geworden. Nein, nein, ich habe es stets empfunden, daß der Stand eines Schriftstellers nur so weit rühmlich und achtenswert sein kann, als er kein Broterwerb ist. Es ist allzu schwer, edel zu denken, wenn man nur darauf bedacht ist, sein Leben zu verdienen. Um Mut und Kraft zum Aussprechen großer Wahrheiten zu haben, darf man nicht vom Erfolg abhängig sein. Ich warf meine Bücher mit dem Bewußtsein in die Welt hinaus, ohne Rücksicht auf alles übrige nur um des öffentlichen Wohles willen gesprochen zu haben. Wurde das Werk abgelehnt, so war es um so schlimmer für die, welche daraus nicht hatten lernen wollen, aber zu meinem Lebensunterhalte bedurfte ich ihrer Zustimmung keineswegs. Mein Handwerk konnte mich ernähren, sobald meine Bücher sich nicht verkauften, und gerade eben aus diesem Grunde verkauften sie sich gut.

Am neunten April des Jahres 1756 verließ ich die Stadt, um sie nie wieder zu bewohnen, denn den kurzen Aufenthalt, den ich seitdem immer nur vorübergehend *und stets wider* Willen in Paris, London und in anderen

Städten habe nehmen müssen, kann ich nicht „wohnen" nennen. Frau von Epinay holte uns drei in ihrem Wagen ab, ihr Pächter lud unser weniges Gepäck auf, und noch am selben Tage hatten wir uns völlig eingerichtet. Ich fand mein kleines Häuschen schlicht, aber sauber und sogar geschmackvoll eingerichtet. Die Hand, welche dieser Einrichtung ihre Sorgfalt hatte angedeihen lassen, verlieh ihr in meinen Augen einen unermeßlichen Wert, und ich fand es entzückend, der Gast meiner Freundin in einem Hause meiner Wahl zu sein, das sie eigens für mich hatte erbauen lassen.

Obgleich es sehr kalt war und sogar noch Schnee lag, fing es doch in der Erde schon zu sprießen an. Man sah Veilchen und Schlüsselblumen, die Knospen an den Bäumen begannen zu schwellen, und die auf meine Ankunft folgende Nacht wurde durch den ersten Gesang der Nachtigall verherrlicht, welche sich fast dicht an meinem Fenster in einem ans Haus stoßenden Gehölze hören ließ. Ich war nach leichtem Schlummer erwacht, hatte beim Erwachen meinen Umzug vergessen, glaubte mich noch in der Grenelle-Straße — und da ließ mich nun plötzlich dieses süße Singen bis in alle Tiefen erzittern, und in meinem Freudenüberschwange rief ich aus: „Endlich sind all meine Wünsche erfüllt!" Zunächst ließ ich es mir angelegen sein, mich all der Ländlichkeit, die mich umgab, von ganzem Herzen hinzugeben. Anstatt daß ich mich in meiner Wohnung einzurichten anfing, richtete ich mich vielmehr gewissermaßen auf meinen Spaziergängen häuslich ein, und schon am nächsten Morgen gab es in der Nähe des Hauses keinen Pfad, keine Lichtung, kein Gehölz und keinen Schlupfwinkel mehr, den ich nicht durchstreift hatte. Je mehr ich diesen bezaubernden Zufluchtsort prüfte, desto geeigneter fand ich ihn für mich. Seine eher einsame, als öde Lage versetzte mich im Geist ans Ende der Welt. Er war reich an jenen rührend ergreifenden Schönheiten, die man in der Nähe großer Städte kaum findet, und wäre man mit einem Schlage hin versetzt worden, so hätte man niemals glauben mögen, nur vier Stunden von Paris entfernt zu sein.

Nachdem ich mich einige Tage lang meiner ländlichen Verzückung hingegeben, war ich darauf bedacht, meine Papiere zu ordnen und meine Beschäftigungen einzuteilen. Ich bestimmte, wie ich es stets getan, den Morgen zum Notenabschreiben und meine Nachmittage für Spaziergänge, die ich mit einem Bleistift und einem kleinen leeren Schreibeheft ausgerüstet antrat; denn da ich niemals nach Wohlgefallen hatte schreiben und denken können, als sub dio, so fühlte ich mich nicht versucht, meine Methode zu ändern, sondern rechnete vielmehr von Herzen darauf, der Wald von Montmorency, der fast vor meiner Türe lag, sollte von nun an zu meinem Arbeitszimmer werden. Ich hatte mehrere Schriften angefangen und ging sie der Reihe nach durch. In Entwürfen war ich stets ziemlich großartig gewesen, aber der Lärm der Stadt hatte ihre Ausführung bis dahin nur allzu sehr gehemmt. Ich nahm mir vor, fleißiger zu sein, sobald ich seltener Zerstreuungen haben würde. Ich glaube diesen Vorsatz treulich genug erfüllt zu haben; für einen Mann, der oft krank war und oft nach der Chevrette, nach Epinay, nach Eaubonne und nach dem Schloß Montmorency gerufen und noch öfter in seinem eigenen Hause von müßigen Neugierigen belagert wurde, außerdem noch stets die eine Hälfte jeden Tages aufs Notenabschreiben verwenden mußte, wird man, wenn man all die Werke zählt und ermißt, die ich in den sechs Jahren meines Aufenthaltes in der Eremitage und in Montmorency verfaßt, sicherlich finden, daß ich in diesen Jahren meine Zeit, wenn überhaupt, so doch wenigstens nicht im Müßiggang verloren habe.

Von den verschiedenen Werken, an denen ich arbeitete, waren meine Staatlichen Einrichtungen dasjenige, über das ich bisher am meisten und mit der größten Lust nachgedacht hatte, an dem ich mein ganzes Leben lang arbeiten wollte und das, wie ich hoffte, meinem Rufe die Krone aufsetzen sollte. Es war schon dreizehn oder vierzehn Jahre her, daß mir die ersten Gedanken dazu eingefallen waren, als ich bei meinem Aufenthalte in Venedig Gelegenheit fand, die Mängel

jener so gerühmten Regierung zu bemerken. Seitdem hatte sich meine Einsicht noch beträchtlich durch das Studium der Geschichte der Moral geweitet. Ich hatte gesehen, daß alles völlig von der Staatskunst abhing und daß jegliches Volk, wie man es auch anstellen wollte, niemals etwas anderes sein würde, als das, wozu die Natur seiner Regierung es machte, und so schien sich mir denn jene große Frage nach der besten Staatsform auf den Satz zu beschränken: wie muß die Regierung beschaffen sein, welche geeignet ist, das tugendhafteste, erleuchtetste, weiseste, kurz das im weitesten Sinne des Wortes beste Volk zu bilden. Ich hatte zu entdecken geglaubt, daß diese Frage ziemlich nahe jener anderen wenn auch völlig von ihr verschiedenen stände: welches ist die Regierungsform, die ihrem Wesen nach dem Gesetze stets am nächsten kommt. Daraus entstand dann die Frage, was denn das Gesetz sei und hieraus wiederum viele andere von gleicher Wichtigkeit. Ich sah, daß mich alles das zu großen, dem Glück der Menschheit, vor allem aber meinem Vaterlande förderlichen Wahrheiten führte, in welchem ich bei meiner eben gemachten Reise die Begriffe von Gesetz und Freiheit meines Erachtens nach weder richtig, noch klar genug gefunden hatte, und ich glaubte, diese mittelbare Weise, sie ihm zu geben, sei die geeignetste, die Eigenliebe der einzelnen Bürger zu schonen und mir Verzeihung für den Umstand zu sichern, daß ich hierin etwas weiter gesehen hatte, als sie selber.

Obgleich ich an diesem Werke schon fünf oder sechs Jahre arbeitete, war es nicht sehr weit vorgeschritten. Bücher solcher Art erfordern Nachdenken, Muße, Ruhe. Außerdem arbeitete ich an dem meinen gewissermaßen heimlich, denn ich hatte meinen Plan niemandem und nicht einmal Diderot mitteilen mögen. Ich befürchtete, er möchte für das Jahrhundert und das Land, in dem ich schrieb, allzu kühn erschienen sein, und der Schrecken meiner Freunde*) mich dann bei der Ausführung behindern. Ich wußte damals noch nicht, ob es noch zeitig

*) Vor allem war es die weise Strenge Duclos', die diese Furcht in mir erregte, denn was Diderot anbetrifft, so weiß ich nicht, wie es kam, daß all meine Besprechungen mit ihm stets darauf hinausliefen, mich satyrischer und

genug fertig werden würde, um bei meinen Lebzeiten erscheinen zu können. Ich wollte die Macht haben, meinem Gegenstande zwanglos alles zu verleihen, was er erforderte; bei meinem Mangel an satyrischen Gelüsten und meiner Absicht, niemals anzüglich werden zu wollen, war ich sicher, bei einigermaßen gerechter Beurteilung vorwurfsfrei dazustehen. Fraglos wollte ich von dem Recht zu denken, das mir durch meine Geburt zustand, vollen Gebrauch machen, stets dabei aber die Regierung, unter der ich zu leben hatte, achten, gegen ihre Gesetze niemals fehlen und stets darauf bedacht, das Völkerrecht nicht zu verletzen, doch aus bloßer Furcht auch nicht auf seine Vorteile verzichten.

Ich gestehe sogar, daß ich als ein in Frankreich lebender Fremder meine Lage zum Aussprechen der Wahrheit äußerst günstig fand, da ich wohl wußte, daß ich niemandem Rechenschaft über meine Grundsätze und ihre Verbreitung an allen übrigen Orten schuldete, wenn ich, wie ich es willens war, fortfuhr, im Staate nichts ohne Erlaubnis drucken zu lassen. In Genf selber wäre ich sehr viel weniger frei gewesen, denn dort besaß die Obrigkeit, gleichgültig an welchem Orte meine Bücher gedruckt werden mochten, das Recht, ihren Inhalt einer Kritik zu unterwerfen. Diese Überlegung hatte sehr dazu beigetragen, mich den inständigen Bitten der Frau von Epinay gefügig zu machen und mich zu bestimmen, meinen Plan einer Übersiedelung nach Genf aufzugeben. Ich fühlte, wie ich es im „Emil" ausgesprochen habe, daß man, je weniger man sich auf Ränke versteht und je mehr man seine Bücher dem wahren Wohle seines Vaterlandes weihen will, sie nicht in seinem Schoße abfassen darf. Meine Überzeugung, die Regierung Frankreichs möchte, ohne mich vielleicht mit allzu freundlichen Augen anzusehen, dennoch ihre Ehre darein setzen, mich, wenn auch nicht gerade zu beschützen, so doch

beißender zu machen, als es von Natur in meinem Wesen lag. Gerade dieser Umstand brachte mich davon ab, ihn bei einem Unternehmen um *Rat anzugehen*, in welchem ich alle [illegible] *der Schlußfolgerung* ohne die geringste Spur von Mißlaunigkeit und Parteilichkeit anwenden wollte. Man kann sich eine Meinung über den Ton, den ich in diesem Werke anschlug, nach dem „Gesellschaftsvertrag" bilden, der daraus entstanden ist.

wenigstens in Ruhe zu lassen, ließ mich meine Lage noch weit glücklicher finden. Mir schien es ein sehr einfacher und dennoch sehr geschickter politischer Schachzug zu sein, sich aus der Duldung dessen, den man nicht mundtot machen konnte, ein Verdienst zu drechseln, denn wenn man mich auch aus Frankreich verjagt hätte (und das war alles, wozu man ein Recht hatte) so wären meine Bücher darum doch nicht weniger geschrieben worden, aber vielleicht mit geringerer Zurückhaltung; wenn man mich dagegen in Ruhe ließ, so behielt man den Verfasser gewissermaßen als Bürgen seiner Bücher und verwischte überdies noch ein im übrigen Europa recht eingewurzeltes Vorurteil, indem man sich in den Ruf setzte, eine besonders weitgehende Achtung für das Völkerrecht zu hegen.

Wer aus den späteren Ereignissen schlösse, meine Zuversicht sei getäuscht worden, der möchte sich wohl gar selber täuschen. In dem Sturm, der über mich hereingebrochen ist, dienten meine Bücher nur als Vorwand, denn es war meine Person selber, auf die man es abgesehen hatte. Um den Verfasser kümmerte man sich herzlich wenig, sondern nur Jean Jacques wollte man verderben, und das größte Übel, das man jemals in meinen Schriften gefunden hat, war die Ehre, die sie mir eintrugen. Doch ich will nicht vorgreifen. Ich weiß nicht, ob dieses Rätsel, welches auch noch heute für mich eines ist, sich einst vor den Augen meiner Leser enthüllen wird; ich weiß nur, daß wenn meine geoffenbarten Grundsätze schuld an der Behandlung waren, die ich erlitten habe, so hätte ich schon viel früher ihr Opfer werden müssen, da ja diejenige all meiner Schriften, in denen diese Grundsätze mit der größten Kühnheit, um nicht zu sagen Waghalsigkeit, ausgesprochen sind, ihre Wirkung lange vor meiner Übersiedelung nach der Eremitage gehabt zu haben scheint, ohne daß jemand daran gedacht hätte, ich sage nicht, mir etwas anhaben zu wollen, sondern auch nur die Veröffentlichung des Werkes in Frankreich zu verbieten, wo es ebenso frei wie in Holland verkauft wurde. Später erschien die „neue

Heloise" gleich unbehindert, und ich wage zu sagen, gleich beifällig aufgenommen und, was fast unglaublich erscheint: das Glaubensbekenntnis dieser sterbenden Heloise lautete doch genau so wie das des Savoyardischen Vicars. Was in dem „Gesellschaftsvertrag" nur irgend gewagt war, hatte schon vorher in der Abhandlung über die Ungleichheit gestanden und ebenso alle Kühnheiten des „Emil" in der „Julie". Nun, all diese vermessenen Worte erregten gegen jene beiden ersten Werke keinen Lärm, folglich waren's auch nicht sie, was gegen die letzten aufbrachte.

Ein anderes Unternehmen ungefähr der gleichen Art, dessen Plan jedoch erst viel später gefaßt worden war, beschäftigte mich um diese Zeit am meisten: es handelte sich um den Auszug aus den Werken des Abbés von Saint Pierre, von dem ich, durch den Faden meiner Erzählung fortgerissen, bis jetzt noch nicht habe sprechen können. Den Gedanken dazu hatte mir seit meiner Rückkehr aus Genf der Abbé von Mably, wenn auch nicht unmittelbar, so doch durch Fürsprache der Frau Dupin eingegeben, welche ein gewisses Interesse daran hatte, mich für ihn gefügig zu machen. Sie war eine der drei oder vier hübschen Pariser Frauen, deren verhätscheltes Schoßkind der greise Abbé von Saint Pierre gewesen, und wenn sie sich auch nicht gerade seinen unbestrittenen Liebling nennen durfte, so hatte sie diesen Platz in seinem Herzen jedoch nur mit Frau von Aiguillon geteilt. Sie bewahrte dem Andenken des guten Mannes eine Achtung und eine Liebe, die beiden zur Ehre gereichte, und so hätte es ihrer Eigenliebe wohl geschmeichelt, die totgeborenen Werke ihres Freundes durch ihren Sekretär auferstehen zu sehen. Diese Werke enthielten durchaus vortreffliche Sachen, aber alles war so schlecht ausgedrückt, daß man es kaum aushalten konnte, sie durchzulesen. Es ist erstaunlich, daß der Abbé von Saint Pierre, der seine Leser gewissermaßen als große Kinder auffaßte, dennoch durch seine Unbekümmertheit um alle Verständlichkeit wie zu Männern *zu ihnen sprach*. Und aus diesem Grunde hatte man mir

die Arbeit vorgeschlagen, als nützlich an sich und äußerst passend für einen im Ausarbeiten wohl fleißigen, im Erfinden jedoch trägen Mann wie mich, der ich die Beschwerde des Denkens äußerst ermüdend fände und lieber in Stoffen, die mir gefielen, die Gedanken eines anderen erhellte und entwickelte, als selber welche schaffte. Da man mich andererseits nicht auf die Tätigkeit eines bloßen Herausgebers beschränken wollte, war es mir nicht benommen, bisweilen selbständig zu denken und dem Werke eine Gestalt zu verleihen, in der gar viele wichtige Wahrheiten unter dem Mantel des Abbés von Saint Pierre weit glücklicher einherschreiten würden als unter dem meinen. Übrigens war das Unternehmen durchaus nicht leicht, es handelte sich darum, dreiundzwanzig ungeordnete, verworrene, weitschweifige Bände voller oft kurzsichtiger und falscher Anschauungen zu lesen, zu überdenken und daraus ein paar große und schöne Gedanken zu fischen, welche dann allerdings für die ganze peinvolle Arbeit reichlich belohnten. Dennoch würde ich sie oft liegen gelassen haben, wenn ich mich schicklich von ihr hätte losmachen können, aber da ich die Manuskripte des Abbés, welche mir sein Neffe, der Graf von Saint Pierre, auf Bitten von Saint Lambert aushändigte, einmal angenommen hatte, so fühlte ich mich gewissermaßen verpflichtet, auch Gebrauch von ihnen zu machen; ich mußte sie entweder zurückgeben oder versuchen, die versprochene Arbeit auszuführen. In dieser Absicht hatte ich sie nach der Eremitage mitgenommen und wollte ihnen dort meine erste freie Zeit widmen.

Und noch über ein drittes Werk sann ich, das mir durch Beobachtungen eingefallen war, die ich an mir selbst gemacht, und ich hatte um so größeren Mut es zu beginnen, als ich hoffen durfte, damit den Menschen ein nützliches Buch zu geben und sogar eines der allernützlichsten, die man überhaupt für sie schreiben konnte, falls es mir gelingen sollte, den Plan in einer seiner würdigen Weise auszuführen. Man hat bemerkt, daß die meisten Menschen im Lauf ihres Lebens sich selber oft

unähnlich sehen und sich in völlig entgegengesetzte Menschen zu verwandeln scheinen. Nicht um eine derartig bekannte Beobachtung mitzuteilen, wollte ich ein Buch schreiben, sondern ich hatte einen neueren und wichtigeren Zweck im Auge, ich wollte nämlich die Ursachen für diese Veränderungen erforschen und dann an denen, die von uns selber abhängen, zeigen, wie sie auch von uns selber geleitet werden könnten, um uns besser und unser selbst sicherer zu machen. Denn es ist ohne Widerspruch für jeden rechtschaffenen Mann schwerer, einem schon völlig gestalteten Verlangen, das er besiegen soll, zu widerstehen, als dieses selbe Verlangen in seiner Quelle zu unterdrücken, abzuleiten oder umzuwandeln, sobald er imstande ist, zu eben dieser Quelle hinaufzugelangen. Ein in Versuchung geführter Mensch widersteht das eine Mal, weil er stark ist, und unterliegt das andere Mal, weil er schwach war, denn wenn er das zweite Mal derselbe wie das erste Mal gewesen wäre, würde er nicht unterlegen sein.

Indem ich mich selber beobachtete und in den anderen zu erforschen suchte, worauf diese verschiedenen Arten zu sein sich zurückführen ließen, fand ich, daß sie zum großen Teil von dem früheren Eindrucke äußerer Gegenstände abhingen und daß wir, unaufhörlich durch unsere Sinne und unsere Organe verändert, diese Veränderungen, ohne dessen gewahr zu werden, in unsere Gedanken, unsere Gefühle und sogar in unsere Handlungen hineintrügen. Den vielen schlagenden Beobachtungen, die ich gemacht, ließ sich nicht widersprechen, und durch ihre physische Grundlage schienen sie mir geeignet, eine äußere Lebensordnung aufzustellen, welche je nach den Umständen verändert, die Seele in einem Zustande erhalten oder hineinversetzen konnte, der für die Tugend am förderlichsten war. Vor wie vielen Irrungen könnte man die Vernunft bewahren und wie viele Laster nicht schon im Keime unterdrücken, wenn es gelänge den tierischen Organismus zur Unterstützung des sittlichen Gesetzes zu zwingen, das er jetzt *so gar oft* verletzt. Die Himmelsstriche, die Jahreszeiten,

die Geräusche, die Farben, die Dunkelheit, das Licht, die Elemente, die Nahrung, Lärm, Stille, Bewegung, Ruhe, alles wirkt auf unseren Körper und folglich auf unsere Seele, und alles bietet uns tausend fast sichere Handhaben, die Gefühle, von denen wir uns beherrschen lassen, schon in ihrem Ursprunge in unsere Gewalt zu bekommen. Das waren die grundlegenden Gedanken, deren ersten Entwurf ich bereits niedergeschrieben hatte und von dem ich für wohlgeratene Menschen, welche in aufrichtiger Liebe zur Tugend ihrer Schwäche mißtrauen, eine um so sicherere Wirkung erwartete, als es mir leicht erschien, daraus ein Buch zu machen, das gleich angenehm zu schreiben wie zu lesen sein konnte. Dennoch habe ich an diesem Werke, das den Titel „Die sensitive Moral oder der Materialismus des Weisen" tragen sollte, nur wenig gearbeitet. Ablenkungen, deren Ursache man bald erfahren wird, verhinderten mich daran, mich mit ihm zu beschäftigen, und man wird auch das Schicksal dieses Entwurfes erfahren, das mit dem meinen enger zusammenhängt, als es scheinen möchte.

Außer allem diesen sann ich seit geraumer Zeit noch über ein Erziehungssystem nach; denn Frau von Chenonceaux, welche das seitens ihres Gatten ihrem Sohne gegenüber in Anwendung gebrachte System in die höchste Angst versetzte, hatte mich gebeten, mich damit zu befassen. Die Macht der Freundschaft bewirkte, daß dieser Gegenstand, der an sich meinem Geschmacke nicht allzu sehr entsprach, mir nun dennoch näher am Herzen lag als alle anderen. So wurde denn auch von allen Entwürfen, von denen ich gesprochen habe, einzig und allein dieser ausgeführt. Das Ziel, das ich mir beim Arbeiten gesteckt hatte, hätte, so will es mir scheinen, gerechterweise dem Verfasser ein anderes Schicksal bereiten müssen. Doch ich will in dieser traurigen Angelegenheit nicht vorgreifen: ich werde von ihr in der Fortsetzung dieses Werkes nur noch allzu oft sprechen müssen.

All diese verschiedenen Pläne gaben mir auf meinen Spaziergängen genug zu denken, denn ich kann, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, nur im Gehen nach-

sinnen, sobald ich stehen bleibe, denke ich nicht mehr, mein Kopf will stets zugleich mit meinen Füßen marschieren. Ich war jedoch auch bedacht gewesen, mich für die Regentage mit einer Zimmerarbeit zu versehen, nämlich mit meinem Musiklexikon, dessen verstreutes, unvollständiges und ungeformtes Tatsachenmaterial eine fast neue Bearbeitung des Werkes notwendig machte. Die Bücher, die ich dazu brauchte, lagen auf meinem Schreibtisch, und ich hatte schon zwei Monate damit verbracht, noch aus vielen anderen Auszüge zu machen, die der Bibliothek des Königs entliehen waren, und einige davon hatte man mir sogar gestattet, mit nach der Eremitage hinauszunehmen. Sobald das Wetter mir nicht auszugehen gestattete und mir das Notenabschreiben zu langweilig wurde, war dies mein Arbeitsvorrat für das Haus. Diese Einteilung schickte sich so gut für mich, daß ich sowohl in der Eremitage, wie in Montmorency und sogar später in Motiers, wo ich diese Arbeit beendete, während ich zugleich noch an anderen arbeitete, den größten Nutzen daraus zog. Ich habe stets gefunden, daß Abwechselung in der Arbeit eine wirkliche Erholung bedeutet.

Einige Zeitlang hielt ich ziemlich streng an der Einteilung fest, die ich mir vorgesetzt, und befand mich sehr wohl dabei; als aber die schöne Jahreszeit Frau von Epinay häufiger nach Epinay oder nach der Chevrette brachte, fand sich, daß allerlei Rücksichtnahmen, die mir anfangs nicht schwer fielen, auf die ich aber nicht gerechnet hatte, all meine anderen Pläne beträchtlich störten. Ich habe bereits gesagt, daß Frau von Epinay außerordentlich liebenswürdige Eigenschaften besaß: sie liebte ihre Freunde aufrichtig und diente ihnen mit allem Eifer, und da sie ihnen gegenüber weder Zeit noch Mühe sparte, verdiente sie es sicherlich nur allzu wohl, daß auch sie ihr jede Aufmerksamkeit erwiesen. Bis dahin hatte ich diese Pflicht erfüllt, ohne es mir beifallen zu lassen, daß es eine sei, endlich begriff ich jedoch, daß ich mir eine Kette aufgeladen hatte, gegen *deren Gewicht* mich einzig und allein die Freundschaft

unempfindlich machte: außerdem aber ward dieses Gewicht durch meinen Widerwillen gegen jede vielköpfige Geselligkeit beträchtlich vergrößert. Frau von Epinay machte sich meine Abneigung durch einen Vorschlag zu nutze, der scheinbar mir, in Wirklichkeit aber ihr zugute kam: sie schlug nämlich vor, mich jedesmal unterrichten zu lassen, wann sie ganz oder fast allein sei. Ich stimmte zu, ohne zu bedenken, wozu ich mich da verpflichtete. Es ergab sich daraus, daß ich sie nun niemals mehr besuchte, wann es mir, sondern immer nur wann es ihr recht war, und fortan niemals mehr sicher sein durfte, auch nur einen einzigen Tag über mich verfügen zu können! Dieser Zwang verdarb mir beträchtlich die Freude, mit der ich sie bis dahin stets besucht hatte. Ich fand, daß jene mir von ihr so warm verheißene Freiheit mir doch nur unter der Bedingung zuteil geworden war, mich ihrer niemals zu bedienen, und als ich es ein- oder zweimal versuchen wollte, ergab sich daraus ein solches Hin und Her, so viele Briefe und eine solche Besorgnis um meine Gesundheit, daß ich wohl begriff, nur völlige Bettlägrigkeit könne mich dem überheben, auf ihr erstes Wort hin zu ihr eilen zu müssen. Es galt also, sich diesem Joche zu unterwerfen, ich tat es und zwar ziemlich willig für einen so großen Feind aller Abhängigkeit; meine aufrichtige Zuneigung zu ihr benahm mir zum großen Teil das Gefühl der Fessel, die für mich daraus entstand. Sie erfüllte auf diese Weise so gut es eben gehen wollte, die Leere, welche die Abwesenheit ihres gewöhnlichen Hofes zwischen ihre Vergnügungen schob. Es war zwar für sie ein recht geringer Ersatz, aber dennoch besser als völlige Einsamkeit, die sie nie zu ertragen vermocht hatte. Seit sie es sich in den Kopf gesetzt, einen Versuch mit der Schriftstellerei zu machen, und so gut es gehen wollte Romane, Briefe, Lustspiele, Erzählungen und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind, zusammenzustoppeln, besaß sie ja etwas, um sich der Langweile leichter zu erwehren, aber ihr Vergnügen bestand eben nicht so sehr darin, sie zu schreiben, als sie vorzulesen, und wenn es ihr gelungen war, hintereinander

zwei oder drei Seiten hinzusudeln, so mußten nach dieser ungeheueren Arbeit sofort mindestens zwei oder drei wohlwollende Zuhörer bei der Hand sein. Ich hatte selten die Ehre unter der Zahl der Auserwählten zu sein, es mußte denn schon durch die Gunst eines anderen geschehen. War ich allein, so wurde ich fast stets in allen Dingen für nichts geachtet, und zwar nicht nur in dem Kreise der Frau von Epinay, sondern auch bei Herrn von Holbach und überall, wo Grimm den Ton angab. Diese meine Nichtsheit war mir nun überall schon ganz recht, nur nicht in einem Beieinandersein zu zweien, wo ich dann nicht wußte, wie ich mich benehmen sollte, denn über Literatur wagte ich nicht zu sprechen, da mir darin ja kein Urteil zustand, und um in Dingen der Liebe etwas zu äußern, war ich zu schüchtern und fürchtete auch die Lächerlichkeit eines alten Galans mehr denn den Tod. Außerdem kam mir dies in Gesellschaft der Frau von Epinay niemals in den Sinn, und würde es vielleicht auch nicht getan haben, selbst wenn ich mein ganzes Leben mit ihr verbracht hätte: nicht etwa, daß ich irgend welche Abneigung gegen sie empfand, im Gegenteil, ich liebte sie vielleicht viel zu sehr als Freund, um für sie wie ein Liebhaber fühlen zu können. Ich fand Vergnügen darin, sie zu sehen und mit ihr zu plaudern. Ihre Unterhaltung war in größerem Kreise wohl angenehm, zu zweien dagegen recht unfruchtbar, und da die meine kaum lebhafter blühte, fand sie wenig Aufmunterung darin. Herrschte ein allzu langes Schweigen zwischen uns, so bemühte ich mich beschämt, die Unterhaltung in Fluß zu bringen, und obgleich mich das oft ermüdete, so langweilte es mich doch niemals. Es behagte mir sehr, ihr kleine Dienste zu erweisen und kleine brüderliche Küsse zu geben, die sie mir nicht sinnlicher zu erwidern schien: und dabei blieb es. Sie war äußerst mager und fahl, und ihre Brust war flach wie meine Hand. Dieser Umstand allein hätte genügt, mich zu einem Eisblock zu machen: weder mein Herz noch meine Sinne haben jemals in einem Wesen, das keine Brüste hat, eine Frau *empfinden können*, und noch andere Umstände, die ich

hier nicht zu erwähnen brauche, haben mich in ihrer Nähe stets ihr Geschlecht vergessen lassen.

Nachdem ich mich solcherweise in eine unentrinnbare Abhängigkeit geschickt hatte, ertrug ich sie widerstandslos und fand sie, im ersten Jahre wenigstens, nicht so lästig, als ich erwartet hatte. Frau von Epinay, welche gewöhnlich fast den ganzen Sommer auf dem Lande verbrachte, kam in dem diesjährigen nur für kürzere Zeit hinaus, sei es, daß ihre eigenen Angelegenheiten sie länger in Paris festhielten, sei es, daß die Abwesenheit Grimms ihr den Aufenthalt in der Chevrette weniger angenehm machte. Ich benütze die Wochen, in denen sie nicht dort oder von vielen Leuten umgeben war, um mich mit meiner guten Therese und deren Mutter meiner Einsamkeit in einer Weise zu erfreuen, die mir ihren Wert noch fühlbarer machte. Obgleich ich in den letzten Jahren häufig genug aufs Land hinausgegangen war, hatte ich es doch kaum recht genossen, ja, diese stets mit anspruchsvollen Leuten unternommenen und durch Zwang verdorbenen Ausflüge hatten meine Sehnsucht nach ländlichen Freuden nur vergrößert, indem mich ihr in der Nähe geschautes Bild ihre Entbehrung um so tiefer empfinden ließ. Ich fühlte mich so angewidert von allen Gesellschaftsräumen, Springbrunnen, gestutzten Hecken, Blumenbeeten und den noch langweiligeren Besitzern aller dieser Dinge, und war der Streitschriften, Klaviere, Kartenpartien, Klatschereien, dummen Witze, öden Schöntuereien, der kleinen Flausenmacher und der großen Abendtafeln so gründlich satt, daß ich nur aus der Ferne einen armen schlichten Dornenstrauch, eine Hecke, eine Scheuer, eine Wiese zu sehen, nur beim Durchschreiten eines Dorfes den Duft eines guten Kerbeleierkuchens einzuziehen und nur von weitem den Refrain des Gesanges der Ziegenhirtinnen zu hören brauchte, um Schminke, Putz und Amber zu allen Teufeln zu wünschen, und in meiner Sehnsucht nach guter Landkost und reinem Landwein hätte ich von Herzen gern dem Herrn Küchenchef und dem Herrn Hausmeister aufs Maul geschlagen, welche mir das Mittags-

brot um die Stunde vorsetzten, in der ich zu abend zu essen pflegte, und Abendbrot, wann ich zu schlafen gewohnt war, vor allem aber hätt' ich den Herren Lakaien gerne eins versetzt, welche meine Bissen mit ihren Blicken verschlangen und mir, wollte ich nicht vor Durst umkommen, den gepantschten Wein ihrer Herren zehnmal teuerer verkauften, als mich weit besserer in der Schenke gekostet haben würde.

Endlich war ich nun also in meinem Heim, an einer lieblichen, einsam gelegenen Stätte und Herr, meine Tage dort in jenem unabhängigen, gleichmäßigen und stillen Leben zu verbringen, für das ich mich geboren fühlte. Ehe ich von den Wirkungen spreche, die dieser für mich so neue Zustand auf mein Herz übte, muß ich die geheimen Neigungen dieses Herzens noch einmal anführen, damit man das Fortschreiten der neuen Wandlungen bis in ihre Ursachen hinein verfolgen könne.

Ich habe den Tag, welcher mich mit meiner Therese vereinte, stets für den gehalten, der mein seelisches Wesen endgültig bestimmte. Ich hatte das Bedürfnis nach einer Herzensgemeinschaft, da ja jene, welche mir für immer hätte genügen müssen, am Ende so grausam zerbrochen worden war. Der Durst nach Glück verlischt im menschlichen Herzen niemals. Mama war alt geworden und gesunken: es war für mich offenbar, daß sie hienieden nicht mehr glücklich werden konnte. Da ich also alle Hoffnung verloren hatte, jemals ein Glück mit ihr teilen zu können, blieb mir nichts anderes übrig, als nach einem eigenen Glücke zu streben. Einige Zeitlang irrte ich von Idee zu Idee und von Plan zu Plan. Meine venezianische Reise hätte mich in die Staatsgeschäfte gestürzt, wäre der Mann, mit dem ich mich einzulassen gezwungen war, mit gesundem Menschenverstand begabt gewesen. Ich bin leicht zu entmutigen, besonders in anstrengenden und langatmigen Unternehmungen. Der üble Ausgang der erwähnten schreckte mich von allen übrigen zurück, und da ich meinem alten Grundsatze gemäß fernliegende Dinge für Narrenköder hielt *und ich* außerdem rings im Leben nichts mehr sah, was

mich zu irgendwelcher Anstrengung hätte verführen können, so beschloß ich fortan ruhig in den Tag hineinzuleben.

Und genau um diese Zeit machte sich unsere Bekanntschaft. Der sanfte Charakter des guten Mädchens schien mir zu dem meinen so trefflich zu passen, daß ich einen Bund mit ihr einging, welcher der Zeit und allen Schicksalsunbilden widerstanden hat und von allem, was ihn hätte zerstören müssen, stets nur gefestigt worden ist. Man wird die Stärke dieser Verbindung erkennen, sobald ich die Wunden und Kränkungen enthüllen werde, die sie inmitten all meines Elends meinem Herzen zugefügt hat, ohne daß mir bis zu dem Augenblick, wo ich dieses niederschreibe, jemals ein Laut der Klage darüber gegen irgend jemanden entschlüpft wäre.

Wenn man erfahren haben wird, daß ich, nachdem ich alles getan und allem getrotzt, um mich nicht von ihr zu trennen, nachdem ich fünfundzwanzig Jahre, des Schicksales und der Menschen ohngeachtet, mit ihr gelebt, sie auf meine alten Tage endlich geheiratet habe, ohne Erwarten oder Verlangen auf ihrer, ohne Verpflichtung oder Versprechen auf meiner Seite, so wird man wähnen, rasende Liebe habe mir vom ersten Tage an den Kopf verdreht und mich schließlich zu dieser letzten Überspanntheit getrieben, und man wird es um so mehr wähnen, wenn man erst die besonderen, schwerwiegenden Gründe kennt, welche mich hätten verhindern müssen, es jemals dahin kommen zu lassen! Was wird der Leser nun also denken, wenn ich ihm in all der Wahrhaftigkeit, die er an mir erkannt haben muß, versichere, daß ich vom ersten Augenblicke, da ich sie sah, bis auf den heutigen Tag niemals auch nur einen Funken von Liebe für sie empfunden habe, daß mich nicht heftiger verlangt hat, sie zu besitzen als Frau von Warens und daß die Bedürfnisse der Sinne, die ich an ihr befriedigte, für mich ausschließlich Bedürfnisse des Geschlechtes waren ohne irgend eine Verbindung mit meiner übrigen Persönlichkeit? Er wird glauben, ich sei anders als andere Männer gebildet und daher unfähig gewesen

Liebe zu empfinden, da sich dieses Gefühl ja niemals der Leidenschaft beigesellte, welche mich an die Frauen gefesselt hat, die mir im Leben am teuersten gewesen sind! Geduld, mein Leser — der unheilvolle Augenblick naht, in dem du nur allzu sehr enttäuscht werden wirst.

Ich wiederhole mich, man weiß es, aber es ist notwendig. Das vornehmste, größte, stärkste und unauslöschlichste all meiner Bedürfnisse entsprang ganz und gar meinem Herzen: das Bedürfnis nach inniger Gemeinschaft, nach so inniger Gemeinschaft, als es nur irgend anging, und deshalb hatte ich eine Frau nötiger denn einen Mann, eine Freundin nötiger denn einen Freund. Dieses seltsame Bedürfnis war so geartet, daß selbst die engste Verbindung der Leiber noch nicht hinreichte; mich verlangte nach zwei Seelen in ein und demselben Körper, sonst empfand ich noch immer eine Leere. Ich hielt nun den Augenblick für gekommen, wo ich sie nicht mehr empfinden würde. Das junge, durch tausend vortreffliche Eigenschaften und damals sogar durch sein Äußeres liebenswerte Frauenzimmer, das völlig bar jeden Hauches von Unnatur und Gefallsucht war, würde mein ganzes Sein in sich haben begrenzen können, wenn ich, wie ich gehofft, vermocht hätte, das seine in mir zu begrenzen. Von seiten der Männer hatte ich nichts zu fürchten; ich bin sicher, der einzige Mann zu sein, den sie wahrhaft geliebt hat, und ihre ruhigen Sinne haben sie nicht nach anderen verlangen lassen, selbst als ich aufgehört hatte, in dieser Hinsicht für sie noch einer zu sein. Ich hatte keine Familie, sie aber hatte eine, und diese ihre Familie, in der alle Charaktere von dem ihren nur allzu sehr verschieden waren, war nicht so geartet, als daß ich sie auch zu der meinen hätte machen können. Das war die erste Ursache meines Unglückes. Was würde ich nicht dafür hingegeben haben, hätte ich mich zu dem Kind ihrer Mutter machen können. Ich tat alles, um dies zu erreichen und konnte es doch nie vollbringen. Ich mochte tun, was ich wollte, um all unsere Interessen zu vereinigen, es war und blieb unmöglich. Stets schuf sie sich *eines, das* von dem meinen verschieden, ja, ihm ent-

gegen war und auch dem ihrer Tochter, welche schon in dem meinen aufging. Sie und ihre anderen Kinder und Enkelkinder wurden für mich ebensoviele Blutsauger, und das geringste Leid, das sie Theresen antaten, bestand darin, sie zu bestehlen. Das arme, selbst ihren Nichten gegenüber an Nachgiebigkeit gewöhnte Mädchen ließ sich wortlos plündern und beherrschen und ich mußte zu meinem Schmerze sehen, daß ich mit aller Aufopferung meiner Börse und meiner Lehren doch nichts tun konnte, was ihr zugute gekommen wäre. Ich suchte sie von ihrer Mutter zu entfernen, aber sie setzte dem stets Widerstand entgegen. Ich achtete diesen Widerstand und um seinetwillen auch sie selbst mehr denn vorher, aber ihr Widerstreben schlug darum doch nicht weniger zu ihrem und meinem Nachteile aus. Ihrer Mutter und den Ihrigen anheimgegeben, gehörte sie ihnen auch mehr als mir, ja mehr als sich selber an. Die Habgier dieser Menschen war weniger nachteilig für sie als ihre Ratschläge verderblich und wenn sie, dank ihrer Liebe zu mir und dank ihrer guten Natur, auch nicht völlig unterjocht wurde, so war die Unterjochung doch groß genug, um die Wirkung der guten Grundsätze, die ich mich ihr beizubringen bemühte, zum großen Teil zu lähmen und zu bewirken, daß wir, ich mochte es anstellen wie ich wollte, niemals aufgehört haben zwei zu sein.

So geschah es, daß bei gegenseitiger aufrichtiger Zuneigung, in welche ich alle Zärtlichkeit meines Herzens getragen hatte, die Leere in diesem selben Herzen doch niemals ganz ausgefüllt wurde. Die Kinder, durch die es geschehen wäre, stellten sich ein — und nun ward es noch schlimmer. Mir grauste davor, sie dieser schlecht erzogenen Familie zu überlassen, auf daß sie von ihr noch schlechter erzogen würden. Die Gefahren in der Erziehung der Findelkinder waren weit geringer. Dieser Beweggrund zu dem von mir gefaßten Entschlusse war weit stärker als alle jene, welche ich in meinem Briefe an Frau von Francueil angeführt hatte, und dennoch war es der einzige, den ich ihr nicht zu nennen wagte.

Ich wollte mich von dem schweren Vorwurf lieber weniger reinwaschen, als die Familie eines Wesens bloßstellen, das ich liebte. Aber man kann sich nach der Aufführung ihres unglücklichen Bruders ein Urteil bilden, ob ich jemals — was man darüber auch sagen möchte —, meine Kinder einer der ihren ähnlichen Erziehung hätte aussetzen dürfen.

Da ich jene innigste Gemeinschaft, nach der mich so tief verlangte, nicht in ihrer ganzen Fülle genießen durfte, so suchte ich nach Ersatzmitteln, welche zwar die Leere nicht erfüllten, sie mir jedoch weniger fühlbar sein ließen. In Ermangelung eines einzigen Freundes, der ganz mein gewesen wäre, bedurfte ich vieler Freunde, deren Drängen und Spornen meine Trägheit zu überwinden vermochte; aus diesem Grunde pflegte und steigerte ich meine Beziehungen zu Diderot und dem Abbé von Condillac und knüpfte neue und noch engere mit Grimm, und endlich sah ich mich durch jene unglückselige Abhandlung, deren Geschichte ich erzählt habe, wider Wunsch und Willen in die Literatur zurückgeworfen, aus der ich für immer geschieden zu sein glaubte.

Meine erste Veröffentlichung führte mich auf einem ungebahnten Wege in eine neue geistige Welt, deren schlichten und stolzen Bau ich nicht ohne Begeisterung betrachten konnte. Da ich mich beständig mit ihr beschäftigte, sah ich bald in den Lehren unserer Denker nur noch Irrtum und Aberwitz, in unserer Gesellschaftsordnung nur noch Unterdrückung und Elend. In dem Wahn meines törichten Stolzes, glaubte ich mich dazu ausersehen, all diese Blendwerke zu vernichten, und da ich meinte, ich müßte, um mir Gehör zu verschaffen, meine Lebensführung mit meinen Grundsätzen in Übereinstimmung bringen, nahm ich jenes seltsame Gebahren an, das man mir beizubehalten nicht gestattet hat, dessen Beispiel mir meine sogenannten Freunde nicht haben verzeihen können, und das mich zunächst lächerlich gemacht hat, mich zuguterletzt aber doch noch achtenswert gemacht haben würde, wäre es mir nur vergönnt *gewesen, darin* zu beharren.

Bis dahin war ich gut gewesen, von nun an ward ich tugendhaft oder doch wenigstens tugendtrunken. Dieser Rausch hatte zwar in meinem Kopfe begonnen, war von dort aber in mein Herz hinabgedrungen. Der edelste Stolz keimte nun dort auf den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit. Ich machte nichts vor, sondern ward in Wahrhaftigkeit zu dem, als der ich erschien, und zum mindesten vier Jahre lang, während welcher Zeit jene Gärung in voller Kraft bestand, gab es im Bereich des menschlichen Herzens nichts Großes und Schönes, zu dem ich, vor mir und Gott allein, nicht fähig gewesen wäre. Hieraus entsprang meine plötzliche Beredsamkeit, aus dieser Quelle strömte jenes wahrhaft himmlische Feuer in meine Bücher über, das mich so tief durchglühte und doch vierzig Jahre lang nicht einen einzigen Funken gesprüht hatte, weil es noch nicht angezündet worden war.

Ich war wirklich umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr jener schüchterne, eher verlegene als bescheidene Mensch, der sich weder zu zeigen noch zu reden wagte, den ein mutwilliges Wort aus der Fassung brachte und dem der Blick einer Frau alles Blut in die Wangen trieb. Kühn, stolz, unerschrocken, zeigte ich überall eine um so festere Sicherheit, als sie schlicht war und mehr in meiner Seele denn in meinem äußeren Gebaren herrschte. Die Verachtung, welche mir meine tiefdringenden Betrachtungen für die Sitten, Grundsätze und Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatten, machte mich unempfindlich gegen die Spöttereien derer, die sie teilten und ich zermalmte mit meinen Aussprüchen ihre geistreichen Wörtlein wie man ein Insekt zwischen seinen Fingern zerdrückt. Welche Wandlung! Ganz Paris wiederholte die bitteren und beißenden Sarkasmen desselben Mannes, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher weder die Sache zu finden wußte, die ihm zu sagen oblag, noch das Wort, das sich für sie geziemte. Wollte man diejenige Wesensverfassung von der Welt erdenken, welche meiner Natur am wenigsten entsprach,

so müßte man die geschilderte aufstellen. Gedenkt man der kurzen Augenblicke meines Lebens, in denen ich ein anderer wurde und gewissermaßen aufhörte, ich zu sein, so wird man ihren gewichtigsten wiederum in die Zeit setzen müssen, von der ich spreche, nur daß er diesmal nicht wie sonst sechs Tage oder sechs Wochen dauerte, sondern nahezu sechs Jahre — und vielleicht würde er ohne die besonderen Umstände, die ihm ein Ende setzten und mich der Natur, über die ich mich hatte erheben wollen, zurückgaben, noch heute andauern.

Diese Wandlung trat ein, sobald ich Paris verlassen hatte und meine Entrüstung über die Laster dieser großen Stadt durch ihren Anblick nicht stets aufs neue genährt wurde. Als ich die Menschen nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu verachten; als ich die Bösen nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu hassen. Mein Herz, das zum Hassen wenig geschaffen ist, beklagte nur noch ihr Elend, ohne ihre Schlechtigkeit davon zu scheiden. Dieser zwar sanftere aber auch weit weniger erhabene Seelenzustand dämpfte gar bald die glühende Begeisterung, welche mich so lange fortgerissen hatte, und ohne daß man es gewahr wurde, ja, ohne daß ich selbst es gewahrte, wurde ich wieder zage, nachgiebig, schüchtern, mit einem Wort, ward wieder der nämliche Jean Jacques, der ich vordem gewesen.

Hätte diese Zurückbildung nur mich mir selber wiedergegeben und wäre dann stehengeblieben, so wollte ich es gutheißen, aber unglücklicherweise wirkte sie weiter und riß mich mit Windeseile ans entgegengesetzte Ufer. Fortan hat meine ins Schwanken geratene Seele stets den Ruhepunkt hüben oder drüben überschritten und die unaufhörlich erneuerten Pendelstöße haben ihr nie wieder vergönnt, ihr Gleichgewicht zu finden. Wir wollen auf die Einzelheiten dieser zweiten Wandlung näher eingehen: sie bedingt den schrecklichsten und verhängnisvollsten Abschnitt eines Schicksales, das nicht seinesgleichen hat unter Sterblichen.

Da wir in unserer Zurückgezogenheit nur unser drei *waren, mußten* Muße und Einsamkeit natürlicherweise

die Innigkeit unseres Verkehrs erhöhen. Zwischen Theresen und mir taten sie es auch. Wir verbrachten im Waldesschatten miteinander entzückende Stunden, deren Reiz ich niemals so tief empfunden hatte. Und auch sie schien ihn tiefer zu fühlen als bisher. Sie öffnete mir rückhaltlos ihr Herz und teilte mir von ihrer Mutter und ihrer Familie Dinge mit, die sie mir zu verschweigen lange Zeit die Kraft besessen hatte. Beide hatten von Frau Dupin unzählige für mich bestimmte Geschenke erhalten, welche sich jedoch die schlaue Alte, um mich nicht zu erzürnen, für sich und ihre anderen Kinder aneignete, ohne Theresen etwas davon zu lassen, wohl aber verbot sie ihr aufs strengste, mir etwas zu sagen, ein Befehl, dem das arme Mädchen stets mit unglaublichem Gehorsam nachgekommen war.

Weit mehr überraschte es mich jedoch zu hören, daß Diderot und Grimm außer ihren wiederholten geheimen Unterredungen mit Theresen und ihrer Mutter, in denen sie versucht hatten, sie mir abwendig zu machen, was an dem Widerstande Theresens gescheitert war, beide seitdem häufig im Geheimen mit der Mutter verhandelten, ohne daß Therese zu erfahren vermochte, was zwischen ihnen abgeredet wurde. Sie wußte nur, daß kleine Geschenke dabei eine Rolle spielten und Botschaften und Gegenbotschaften kamen und gingen, die man ihr zu verheimlichen suchte und deren Veranlassung ihr völlig unbekannt blieb. Als wir Paris verließen, hatte Frau Le Vasseur schon seit langem die Gewohnheit angenommen, Grimm zwei- bis dreimal im Monat zu besuchen und einige Stunden in so geheimen Gesprächen bei ihm zu verbringen, daß selbst der Lakai Grimms stets hinausgeschickt wurde.

Ich vermutete, die Veranlassung hierzu möchte gleichfalls jener Plan sein, in den man auch die Tochter unter dem Versprechen zu ziehen versucht hatte, Frau von Epinay würde ihnen einen Salzverschleiß oder ein Tabaksbureau verschaffen, wähnend, die Aussicht auf Gewinst würde die beiden Frauen verlocken. Man hatte ihnen vorgestellt, ich sei außerstande etwas für sie zu tun, ja,

ich könne ihretwegen nicht einmal dahin gelangen, für mich selber etwas zu erreichen. Da ich in alledem nur eine gute Absicht erblickte, zürnte ich ihnen nicht wirklich ernstlich. Nur die Heimlichkeit darin brachte mich auf, vor allem auf seiten der Alten, welche obendrein noch von Tag zu Tag katzenfreundlicher und unterwürfiger gegen mich wurde, was sie jedoch nicht hinderte, ihrer Tochter unaufhörlich im Geheimen vorzuwerfen, sie liebe mich zu sehr, sage mir alles, sei ein Dummkopf und würde den Schaden schon noch selber zu tragen haben.

Diese Frau besaß im höchsten Maße die Kunst, aus einem Sack zweierlei Korn zu nehmen, dem einen zu verbergen, was sie vom anderen bekam und gar mir alles, was sie annahm. Ihre Habgier hätte ich ihr wohl verzeihen können, ihre Verstellung aber konnte ich ihr nicht verzeihen. Was konnte sie mir zu verheimlichen haben, mir, von dem sie so wohl wußte, daß er sein Glück fast einzig und allein in dem ihrer Tochter und in dem ihren suchte. Was ich für ihre Tochter getan, hatte ich für mich getan, aber was ich für sie tat, verdiente wohl einige Erkenntlichkeit ihrerseits, zum mindesten ihrer Tochter hätte sie dafür Dank wissen und aus Liebe zu ihr, die mich liebte, mich ebenfalls lieben müssen. Ich hatte sie aus dem vollkommensten Elend gezogen, von mir erhielt sie ihren Lebensunterhalt, mir hatte sie alle jene Bekanntschaften zu danken, die sie so wohl zu nutzen wußte. Therese hatte sie lange durch ihre Arbeit ernährt und ernährte sie jetzt mit meinem Brote. Sie erhielt alles von dieser Tochter, für die sie nichts getan, ihre anderen Kinder dagegen, welche sie ausgestattet und sich für sie zugrunde gerichtet hatte, diese anderen Kinder trugen nicht nur nichts zu ihrem Unterhalte bei, sondern zehrten sogar noch den ihrigen und den meinigen auf. Ich meinte, unter solchen Umständen müßte sie in mir ihren einzigsten Freund erblicken, ihren sichersten Beschützer, und anstatt meine eigensten Angelegenheiten vor mir zu verheimlichen, anstatt in meinem *eigenen* Hause gegen mich zu hetzen und zu wiegeln,

hätte sie mir getreulich alles berichten müssen, was mich angehen konnte, sobald sie es früher als ich erfuhr. In welchem Lichte konnte ich also ihr falsches und verstecktes Betragen erblicken, was sollte ich vor allem von den Gesinnungen denken, die sie in ihrer Tochter zu erregen bestrebt war und wie ungeheuerlich mußte nicht ihre eigene Undankbarkeit sein, wenn sie sogar jene zur Undankbarkeit zu verleiten suchte?

All diese Betrachtungen entfremdeten schließlich mein Herz jener Frau so sehr, daß ich sie nicht mehr ohne Verachtung anzublicken vermochte. Trotzdem aber habe ich niemals aufgehört, der Mutter meiner Lebensgefährtin mit Achtung zu begegnen und ihr in allen Dingen fast die Rücksichten und Aufmerksamkeiten eines Sohnes zu erweisen; lange mit ihr zusammen blieb ich allerdings nicht gern, — denn es ist mir wenig gegeben, mir Zwang aufzuerlegen.

Ich stehe hier wieder vor einer jener kurzen Zeitspannen meines Lebens, in denen ich das Glück gar dicht vor mir sah, ohne es doch erreichen zu können und ohne selber daran schuld zu sein, wenn ich es verscherzen mußte. Hätte jene Frau einen guten Charakter besessen, würden wir alle drei bis ans Ende unserer Tage glücklich gelebt haben und nur der von uns, der die anderen überlebte, wäre zu beklagen gewesen. Statt dessen wird man nun sehen, wie die Dinge gegangen sind und danach urteilen, ob ich an ihrer Entwickelung etwas hätte ändern können.

Sobald Frau Le Vasseur gewahrte, daß ich im Herzen ihrer Tochter Boden gewonnen, sie dagegen Boden verloren hatte, bemühte sie sich ihn zurückzuerobern und anstatt sich mir durch ihre Tochter zu nähern, trachtete sie danach, sie mir völlig zu entfremden. Eines der Mittel, das sie anwandte, bestand darin, ihre Familie zu Hilfe zu rufen. Ich hatte Theresen gebeten, kein Mitglied derselben nach der Eremitage hinauskommen zu lassen, und sie hatte es mir versprochen. Man tat es, ohne sie zu fragen, in meiner Abwesenheit und ließ sie dann versprechen, mir nichts davon zu sagen. Nach diesem ersten

Schritt ward alles andere gar leicht: wenn man jemandem, den man liebt, aus irgend einer Sache erst einmal ein Geheimnis gemacht hat, trägt man bald kein Bedenken mehr, ihm aus allem eines zu machen. Sobald ich auf der Chevrette war, füllte sich die Eremitage mit Verwandten, die es sich gar wohl sein ließen. Eine Mutter hat auf eine gutherzige Tochter stets großen Einfluß, wie es indessen die Alte auch anstellen mochte, es gelang ihr niemals, Theresen zu einem Eingehen auf ihre Absichten und zu einem Bündnisse wider mich zu bewegen. Sie für ihre Person war völlig im Reinen mit sich, und da sie auf der einen Seite mich und ihre Tochter sah, bei denen man alles in allem gerade sein tägliches Brot fand, auf der anderen Seite dagegen Diderot, Grimm, Holbach und Frau von Epinay, die viel versprachen und auch allerlei gaben, so meinte sie, man könne mit einer Generalpächterin und einem Baron niemals schlecht fahren. Hätte ich schärfere Augen gehabt, so würde ich damals schon entdeckt haben, daß ich eine Schlange an meinem Busen nährte, aber mein blindes, bis dahin unerschüttertes Vertrauen war so groß, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, man könne jemandem schaden wollen, den man zu lieben verpflichtet war. Und während ich rings um mich tausend Ränke spinnen sah, wußte ich doch nichts Besseres zu tun, als mich über die Herrschsucht derer zu beklagen, die ich meine Freunde nannte, und die, so sah ich's an, mich zwingen wollten, auf ihre und nicht auf meine Weise glücklich zu sein.

Wenngleich Therese sich nun auch weigerte, mit ihrer Mutter gemeinsame Sache gegen mich zu machen, so wahrte sie ihr doch aufs neue das Geheimnis; ihr Beweggrund war lobenswert, und ich will mich nicht darüber äußern, ob sie wohl oder übel daran tat. Zwei Frauen, die Geheimnisse haben, plaudern gern zusammen, das brachte sie einander näher und Therese, die sich nun teilte, ließ es mich bisweilen empfinden, daß ich allein sei, denn unser Zusammensein zu dreien konnte *ich nicht* mehr für eine Gemeinschaft mit ihr erachten.

Damals fühlte ich lebhaft, wie unrecht ich im Beginne unserer Beziehungen daran getan hatte, die Willfährigkeit, welche ihre Liebe ihr eingab, nicht dazu benutzt zu haben, Kenntnisse und Fähigkeiten in ihr zu erwecken, welche uns nun in unserer Zurückgezogenheit einander näher gebracht und ihre und meine Zeit aufs angenehmste erfüllt haben würden, ohne uns die Länge des einsamen Beieinanderseins jemals fühlbar werden zu lassen. Nicht etwa, daß die Unterhaltung zwischen uns stockte oder Therese auf unseren Spaziergängen sich zu langweilen schien, aber wir hatten am Ende doch gar zu wenig gemeinsame Gedanken und Vorstellungen, um viel damit zu umspannen, und wir konnten auch nicht immer von unseren Plänen sprechen, welche sich zudem fortan auf das Genießenwollen beschränkten. Die rings um uns auftauchenden Gegenstände erregten Gedanken in mir, denen sie nicht zu folgen vermochte. Unser zwölf Jahre altes Liebesverhältnis trug auch kein Verlangen mehr, sich in Worten zu äußern, wir kannten einander allzu gut, um uns noch etwas Neues über uns sagen zu können. So sahen wir uns denn auf Klatsch, auf das Durchhecheln anderer und auf Gemeinplätze angewiesen. Vor allem in der Einsamkeit empfindet man den Vorteil, mit jemandem zu leben, der zu denken versteht. Ich bedurfte dieser Kunst nicht, um mich an ihrer Seite wohl zu fühlen, sie aber hätte ihrer wohl bedurft, um es immer an der meinen zu tun. Das Schlimmste war, daß wir zu alledem unser Beisammensein auch noch vom Zufall abhängen lassen mußten, denn da mir ihre Mutter unerträglich geworden war, sah ich mich gezwungen, auf Theresens Alleinsein zu lauern, um zu ihr zu gehen. Im eigenen Hause lebte ich unfrei, damit ist alles gesagt; die Gebärden der Liebe verdarben uns die gute Freundschaft, wir pflogen eines innigen Verkehres, ohne doch irgend in wahrer Innigkeit miteinander zu leben.

Sobald ich zu gewahren glaubte, daß Therese bisweilen *nach Vorwänden* suchte, sich den von mir vorgeschlagenen Spaziergängen zu entziehen, hörte ich auf,

sie aufzufordern, ohne ihr doch zu zürnen, daß sie ihr keine solche Freude bereiteten wie mir. Freude ist keine Sache, die vom Willen abhängt. Ihres Herzens war ich sicher und das genügte mir. Solange meine Freuden auch die ihren waren, genoß ich sie mit ihr, und als das nicht mehr der Fall war, galt mir ihre Zufriedenheit mehr denn die meine.

So kam es, daß ich, in meinen Erwartungen halb getäuscht, ein mir wohlgefälliges Leben an einem von mir erwählten Orte mit einem Wesen führend, das mir teuer war, dennoch dahin gelangte, mich fast vereinsamt zu fühlen. Das, was mir fehlte, benahm mir den Genuß dessen, was ich besaß. In Dingen des Glückes und des Genießens galt mir stets: alles oder nichts. — Gleich wird man erkennen, warum ich alle diese Einzelheiten anzuführen für notwendig erachtet habe. Jetzt nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

In den Manuskripten, welche mir der Graf von Saint Pierre übergeben hatte, glaubte ich Schätze zu besitzen. Als ich sie jedoch näher prüfte, fand ich, daß das Ganze fast ausschließlich aus einer Sammlung der schon gedruckten Werke seines Onkels bestand, mit Verbesserungen und Anmerkungen von dessen Hand, und nur einige wenige kleine Schriften waren noch unveröffentlicht. Seine Moralischen Abhandlungen bestärkten mich in der Meinung, die ich schon aus einigen seiner Briefe gewonnen hatte, welche mir Frau von Créqui gezeigt, nämlich, daß er weit mehr Geist besessen, als ich geglaubt, aber die gründliche Prüfung seiner politischen Werke offenbarte mir nur oberflächliche Anschauungen oder nützliche Pläne, welche jedoch unausführbar gemacht waren durch jene dem Verfasser stets unerschütterlich anhaftende Vorstellung, daß sich die Menschen eher von ihrer Einsicht als von ihren Leidenschaften leiten ließen. Die hohe Meinung, die er von den neuen Entdeckungen der Wissenschaften gefaßt, hatte ihn jenes falsche Gesetz von der sich immer vervollkommnenden Vernunft annehmen lassen; es ward die Grundlage aller *Einrichtungen*, die er vorschlug, und die Quelle all sei-

ner politischen Trugschlüsse. Dieser seltene Mann — eine Zierde seines Jahrhunderts und seines Geschlechts und seit es Menschen gibt vielleicht der erste, der keine andere Leidenschaft besaß als die der Vernunft — gelangte in all seinen Systemen dennoch nur von Irrtum zu Irrtum, weil er die Menschen sich hatte gleich machen wollen, anstatt sie zu nehmen, wie sie sind und zu sein fortfahren werden. Er hat nur für erträumte Wesen gearbeitet, während er doch für seine Zeitgenossen zu arbeiten dachte.

Nachdem ich all dieses erkannt hatte, geriet ich in einige Verlegenheit über die Form, die ich meinem Werke geben sollte. Die Träume des Verfassers unbeanstandet lassen, hieß nichts Nützliches zu wege bringen, sie dagegen in aller Schroffheit widerlegen, hieß unhöflich handeln, da mir ja die angenommene und sogar erbetene Überlassung seiner Manuskripte die Verpflichtung auferlegte, ihrem Verfasser achtungsvoll zu begegnen. Schließlich faßte ich den Entschluß, der, wie mir deuchte der geziemendste, gerechteste und ersprießlichste war: ich wollte die Gedanken des Verfassers und die meinen getrennt geben und zu diesem Behufe auf seine Anschauungen eingehen, sie erhellen, sie entwickeln und nichts außer acht lassen, was sie in ihrem wahren Werte kennzeichnen könnte.

Mein Werk sollte also aus zwei voneinander völlig gesonderten Teilen bestehen: der eine hatte das Ziel, auf die eben von mir geschilderte Weise die verschiedenen Projekte des Verfassers zu entwickeln, und in dem anderen, der erst erscheinen sollte, wenn der erste seine Wirkung getan, wollte ich mein Urteil über eben dieselben Projekte fällen, was, ich gestehe es, sie bisweilen dem Schicksale des Sonetts im Misanthropen hätte aussetzen können. An der Spitze des ganzen Werkes sollte eine Lebensbeschreibung des Verfassers stehn, zu der ich bereits vortreffliches Material beisammen hatte, und ich schmeichelte mir, es bei der Bearbeitung nicht gerade zu verderben. Ich hatte den Abbé von Saint Pierre in seinem Alter bisweilen gesehen, und die Verehrung, die ich für sein Andenken empfand, bürgte mir dafür, daß alles im

allem der Graf mit der Art, in der ich seinen Verwandten behandelt hätte, nicht unzufrieden sein würde.

Zuerst bearbeitete ich den „Versuch über den ewigen Frieden", das bedeutendste und ausgeführteste aller Werke, aus denen jene Sammlung bestand, und ehe ich mich meinen eigenen Betrachtungen überließ, hatte ich den Mut, schlechterdings alles zu lesen, was der Abbé über diesen schönen Gegenstand geschrieben, ohne mich jemals durch seine Längen und Wiederholungen abschrecken zu lassen. Meine Bearbeitung liegt dem Publikum vor und so habe ich nichts darüber zu sagen. Das Urteil jedoch, das ich dann über das Werk fällte, ist niemals gedruckt worden, ich weiß auch nicht, ob jemals so geschehen wird, geschrieben wurde es jedoch zur selben Zeit wie jene Bearbeitung. Dann nahm ich die „Polysynodie oder die Mehrheit der Ratsversammlungen" vor, ein unter dem Regenten zur Befürwortung der von ihm eingesetzten Verwaltung geschriebenes Werk, das wegen einiger Angriffe auf die vorhergehende Verwaltung, welche die Herzogin von Maine und den Kardinal von Polignac aufgebracht, die Ausstoßung des Abbés von Saint Pierre aus der französischen Akademie zur Folge gehabt hatte. Ich vollendete die Durchsicht, den Auszug und die Abfassung des Urteils ebenso wie bei dem vorigen Werke, damit ließ ich es aber genug sein; ich wollte ein Unternehmen, das ich keineswegs hätte beginnen sollen, nicht länger fortführen.

Das Bedenken, das mich es aufgeben ließ, liegt auf der Hand; es war zu verwundern, daß es mir nicht schon früher gekommen. Die meisten Schriften des Abbés von Saint Pierre waren oder enthielten kritische Betrachtungen über verschiedene Seiten der französischen Regierung, und es fanden sich darunter so freimütige, daß er sich wohl glückwünschen durfte, sie ungestraft verfaßt zu haben. Man hatte nämlich den Abbé von Saint Pierre in den Ministerien zu allen Zeiten weit eher für eine Art Sittenprediger als für einen richtigen Politiker angesehen und ihn nach Herzenslust reden lassen, weil es *offenbar* war, daß niemand auf ihn hörte. Wäre es mir

jedoch gelungen, ihm Gehör zu verschaffen, so hätte die Sache sofort ein ander Gesicht bekommen. Er war Franzose gewesen, ich war es nicht, und sobald ich mich anließ, seine Ausstellungen, wenn auch unter seinem Namen, zu wiederholen, so setzte ich mich dem aus, wohl etwas rauh, aber mit einigem Recht gefragt zu werden, worein ich mich denn eigentlich mische! Glücklicherweise erkannte ich, ehe es zu spät war, die Handhaben, die ich wider mich schuf, und zog mich schleunigst zurück. Da ich abgesondert unter Menschen lebte, und zwar unter Menschen, die alle mächtiger waren als ich, würde ich, wie ich es auch immer anstellen wollte, mich niemals vor dem Bösen zu schützen vermögen, das sie mir zuzufügen geneigt werden könnten, dies begriff ich wohl. Nur eines hing dabei von mir ab, es so einzurichten, daß sie es wenigstens nur ungerechterweise tun konnten, wenn anders sie es durchaus wollten. Dieser Grundsatz, der mich den Abbé Saint Pierre beiseite legen ließ, hat mich oft zum Verzicht auf weit geliebtere Pläne getrieben. Jene Menschen, welche hinter allen Unbilden des Schicksales stets eigenes Verschulden wittern, würden sehr erstaunt sein, kennten sie all die Sorgfalt, die ich mein Leben lang dafür aufgewendet habe, daß man in meinen Leiden niemals mit Recht zu mir sprechen könne: Du hast sie wohl verdient.

Dies aufgegebene Werk ließ mich einige Zeit unschlüssig schwanken, an welches ich mich denn nun machen sollte, und diese kurze Spanne der Untätigkeit ward mein Verderben, da sich in ihr meine Gedanken in Ermangelung eines fremden, mich in Anspruch nehmenden Gegenstandes auf mich selber richteten. Für die Zukunft hatte ich keine Pläne mehr, welche meine Einbildungskraft hätten beschäftigen können, ja, es war mir sogar benommen, solche zu schmieden, da meine augenblickliche Lage ja völlig allen Wünschen entsprach, die ich je genährt hatte: mir waren keine mehr zu formen geblieben, und dennoch war mein Herz leer. Dieser Zustand war um so grausamer, als ich nichts sah, was ich ihm hätte vorziehen können. Ich hatte meine zärtlich-

sten Gefühle in einem meinem Herzen wohlgefälligen Wesen vereinigt, und es erwiderte sie. Ich lebte ohne Zwang und gewissermaßen in aller Freiheit mit Theresen und dennoch wich weder fern von ihr noch an ihrer Seite ein steter geheimer Druck von meinem Herzen. Während ich sie besaß, empfand ich, daß ich ihrer noch entbehrte, und der bloße Gedanke, ich sei ihr nicht alles, wirkte, daß sie mir fast nichts mehr war.

Ich besaß Freunde beiderlei Geschlechts, mit denen mich lauterste Freundschaft und vollkommenste Achtung aufs engste verband, ich wähnte diese Gefühle in größter Wahrhaftigkeit von ihnen erwidert, und es war mir nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, auch nur ein einziges Mal an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln: dennoch brachte mir diese Freundschaft mehr Qual denn Lust durch den Eigensinn meiner Freunde, durch ihre Sucht, all meinen Neigungen, meinen Liebhabereien, meiner ganzen Lebensweise zu widerstreben, ich brauchte nur den Eindruck zu erwecken, als wünschte ich mir etwas, das nur mich allein betraf und von ihnen gar nicht abhing, so konnte ich sie sofort verbündet gegen mich aufstehen sehen, um mich zum Verzicht zu zwingen. Diese eigensinnige Sucht, mich in all meinen Liebhabereien zu bevormunden — ein um so ungerechtfertigterer Hang, als ich ihnen gegenüber nichts dergleichen tat, sondern nicht einmal danach fragte — wurde mir so schrecklich lästig, daß ich schließlich keinen Brief mehr von ihnen empfangen konnte, ohne beim Öffnen eine gewisse Angst zu verspüren, die dann durch seinen Inhalt nur allzusehr begründet wurde. Mir däuchte, dies Benehmen an Leuten, die alle jünger waren als ich und selber der weisen Lehren, mit denen sie mich überschütteten, gar wohl bedurft hätten, hieße denn doch, mich etwas zu sehr als Kind behandeln. Liebt mich, wie ich euch liebe, sagte ich ihnen, mischt euch im übrigen aber nicht mehr in meine Angelegenheiten, als ich mich in die euren mische, das ist alles, was ich von euch will! Wenn sie mir von diesen meinen Bitten eine erfüllt haben, so *ist es die letzte* sicherlich nicht gewesen.

Ich besaß eine abgelegene Wohnstätte in einer reizenden Einsamkeit: als Herr in meinem Hause konnte ich darin leben, wie es mir behagte, ohne daß es jemandem zustand, mich zu beaufsichtigen. Aber diese Wohnstätte erlegte mir Pflichten auf, deren Erfüllung zwar angenehm, aber auch unerläßlich war. Meine ganze Freiheit war recht fragwürdig: mehr denn auf Befehl mußte ich mich freiwillig fesseln, mir gehörte nicht ein einziger Tag, an dem ich morgens beim Erwachen hätte sprechen können: ich werde diesen Tag nach meinem Gefallen verbringen. Und außer meiner Abhängigkeit von den Veranstaltungen der Frau von Epinay quälte mich eine noch weit lästigere: die Abhängigkeit vom Publikum und von unerwarteten Besuchern. Die Entfernung zwischen Paris und mir hinderte nicht, daß mich täglich Scharen von Müßiggängern überliefen, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten und sie daher ohne alles Bedenken darauf verwandten, mir die meine zu stehlen. Gerade wenn ich am wenigsten daran dachte, wurde ich aufs unbarmherzigste überfallen, und selten habe ich für einen Tag etwas Schönes planen können, das nicht von irgend einem Ankömmling vereitelt worden wäre.

Kurz, da ich zwischen all den Gütern, die ich am meisten begehrt hatte, dennoch keinen reinen Genuß fand, träumte ich mich immer wieder voller Sehnsucht zu den heiteren Tagen meiner Jugend zurück, und oft rief ich seufzend aus: Ach, dies hier sind noch immer nicht die Charmettes!

Die Erinnerungen an die verschiedenen Zeiten meines Lebens trieben mich stets aufs neue dazu, über den Punkt nachzudenken, an dem ich nun angelangt war: ich sah mich bereits vom herannahenden Alter gepackt als eine Beute schmerzvoller Leiden und glaubte mich dem Ende meiner Lebensbahn zu nähern, ohne kaum eine einzige der Freuden, nach denen mein Herz glühte, in ihrer ganzen Fülle gekostet, ohne den heißen Gefühlen, von denen ich es noch immer erfüllt wußte, jemals ein Tor geschaffen und ohne auch nur ein einziges Mal jene berauschende Wollust genossen oder auch nur flüchtig,

empfunden zu haben, welche machtvoll in meiner Seele wogte und in Ermanglung eines Gegenstandes stets darin eingeschlossen blieb, ohne anders ausströmen zu können als in meinen Seufzern.

Wie konnte es geschehen sein, daß ich mit einer von Natur überquellenden Seele, für welche leben lieben hieß, bis dahin dennoch keinen Freund gefunden hatte, der ganz mein gewesen wäre, einen wahren Freund für mich, der ich mich so durchaus geschaffen fühlte, einer zu sein? Wie konnte es geschehen sein, daß ich mit so leicht entzündlichen Sinnen, mit einem so von Liebe durchglühten Herzen nicht wenigstens einmal für einen bestimmten Gegenstand in lichten Flammen gestanden hatte? Verzehrt von der niemals gestillten Sehnsucht zu lieben, sah ich mich vor den Toren des Alters stehn und sterben, ohne gelebt zu haben.

Diese traurigen, aber auch rührenden Gedanken trieben mich mit einer Wehmut, die nicht ganz ohne Süße war, zur Einkehr in mich selbst. Es war mir, als schulde mir das Schicksal noch etwas, das es mir bis dahin vorenthalten hatte. Warum war ich mit besonderen Fähigkeiten geboren worden, wenn sie bis ans Ende unbenutzt bleiben sollten? Das Bewußtsein meines inneren Wertes rief das Gefühl für das mir angetane Unrecht hervor, aber es entschädigte mich gewissermaßen auch dafür und ließ mich Tränen vergießen, deren Strömen mir wohltat.

All diese Betrachtungen stellte ich beim Schlag der Nachtigall, beim Rieseln der Bäche in einem kühlen Gehölz in der schönsten Zeit des Jahres an, im Monat Juni. Alles wirkte zusammen, um mich wieder in jene nur allzu verführerische Schlaffheit zurücksinken zu lassen, für die ich zwar geboren war, von der mich aber die herbe und strenge Stimmung, in welche mich noch eben eine lange Gärung versetzt, für immer hätte befreien müssen. Unglücklicherweise kam mir die Erinnerung an jenes Mittagsessen auf dem Schlosse zu Toune und meine Begegnung mit den beiden entzückenden Mädchen, die um dieselbe Jahreszeit und in einer Gegend stattgefunden *hatte, welche* der mich gerade umgebenden ungefähr ähn-

lich war. Diese durch ihre Unschuld für mich noch süßer gemachte Erinnerung rief andere ähnliche in mir wach. Bald sah ich rings um mich alle Wesen versammelt, die in meiner Jugend meine Gefühle beschäftigt hatten: Fräulein Galley, Fräulein von Graffenried, Fräulein von Breil, Frau Bazile, Frau von Larnage, meine hübschen Schülerinnen und sogar die reizende Zulietta, die mein Herz niemals wird vergessen können. Ich sah mich von einem Serail von Huris umgeben, von all meinen alten Freundinnen, nach denen aufs heißeste zu verlangen keine neue Empfindung für mich war. Mein Blut geriet ins Glühen und Wallen, mein Kopf schwindelte mir trotz meiner schon ergrauenden Haare, und der ernste Genfer Bürger, der strenge Jean Jacques ward nach beinahe fünfundvierzig Jahren unversehens noch einmal zum schwärmenden Schäfer. Die mich überkommende Trunkenheit war trotz ihrer Plötzlichkeit und ihrer Narrheit dennoch so dauernd und so stark, daß nur das unerwartete und schreckliche Unglück, in das sie mich stürzte, mir hat Heilung bringen können.

So hoch diese Trunkenheit aber auch stieg, sie vermochte dennoch nicht, mich mein Alter und meine Lage so weit vergessen zu machen, daß ich mir geschmeichelt hätte, noch Liebe entzünden, das verzehrende, aber unfruchtbare Feuer noch ausströmen zu können, von dem ich mein Herz seit meiner Kindheit nutzlos durchflammt fühlte. Ich hoffte es nicht, ja, ich wünschte es nicht einmal. Ich wußte wohl, daß die Zeiten der Liebe vorüber seien, ich fühlte die Lächerlichkeit bejahrter Liebhaber allzu sehr, um ihr verfallen zu können, und war nicht der Mann dazu, in meinem Alter plötzlich unternehmend und selbstsicher zu werden, nachdem ich es in meinen besten Jahren so wenig gewesen. Da ich überdies ein Freund jeden Friedens war, hätte ich die häuslichen Stürme allzu sehr gefürchtet, auch liebte ich meine Therese zu aufrichtig, um sie dem Kummer auszusetzen, mich für andere Frauen heißere Gefühle hegen zu sehen, als sie selber mir einzugeben vermocht hatte.

Was tat ich nun unter solchen Umständen? Mein Leser wird es, sofern er mir nur irgend bis hierher gefolgt ist, schon erraten haben. Die Unmöglichkeit, mich an wirkliche Wesen zu wenden, trieb mich in das Land der Träume hinaus, und da ich nichts Seiendes entdeckte, das meiner Trunkenheit würdig gewesen wäre, nährte ich sie in einer idealen Welt, welche meine schöpferische Phantasie gar bald mit Wesen nach meinem Herzen bevölkert hatte. Niemals ist mir dieses Auskunftsmittel mehr zu statten gekommen und niemals war es fruchtbarer gewesen. In meinem dauernden Überschwange berauschte ich mich in vollen Zügen an so herrlichen Gefühlen, wie sie niemals ein sterbliches Herz erfüllt haben. Das menschliche Geschlecht völlig vergessend, schuf ich mir eine Schar vollkommener Wesen, an Tugend und Schönheit gleich himmlisch, treue, verläßliche, zärtliche Freunde, wie ich sie hienieden niemals gefunden hatte. Es bereitete mir einen so tiefen Genuß derart inmitten der reizvollen Gegenstände, mit denen ich mich umgeben hatte, durch alle Himmel zu schweben, daß ich dabei Stunden und ganze Tage verbrachte, ohne auf die Zeit zu achten; ich verlor die Erinnerung an alles andere so völlig, daß ich, sobald ich hastig einen Bissen hinuntergeschlungen hatte, vor Ungeduld verging, davonzulaufen und meine Haine wiederzufinden. Wenn ich, im Begriff nach meiner verzauberten Welt aufzubrechen, unglückselige Sterbliche herankommen sah, deren Erscheinen mich auf die Erde bannte, so konnte ich meinen Verdruß weder mäßigen noch verbergen; nicht mehr Herr meiner selbst, bereitete ich ihnen einen so schroffen Empfang, daß er fast grob genannt zu werden verdiente. Das vergrößerte nur meinen Ruf als Menschenfeind, während es mir doch, hätte man tiefer in mein Herz geblickt, einen recht entgegengesetzten hätte eintragen müssen.

Mitten in meinem höchsten Überschwange wurde ich plötzlich wie ein Papierdrache an seinem Strick aus meinen Himmeln heruntergezogen und von der Natur auf meinen Platz verwiesen, und zwar durch einen ziemlich *tigen Anfall* meines alten Übels. Ich wandte das ein-

zige Mittel an, das mir Erleichterung verschaffen konnte, die Harnröhren, und das setzte meinen himmlischen Liebschaften ein Ende, denn, abgesehen davon, daß man kaum verliebt ist, wenn man leidet, erschlafft und versiegt meine stets nur im Freien unter Bäumen arbeitende Phantasie, sobald ich unter den Balken einer Decke in eine Stube gesperrt bin. Oft habe ich bedauert, daß es keine Dryaden gibt, unter ihnen würden meine Gefühle unfehlbar für immer gefesselt worden sein.

Andere häusliche Unannehmlichkeiten kamen noch dazu, um meine Plagen zu verschlimmern. Während Frau Le Vasseur mir die schönsten Artigkeiten von der Welt sagte, entfernte sie ihre Tochter dennoch von mir, so sehr sie nur irgend konnte. Aus meiner alten Nachbarschaft erhielt ich Briefe, die mich davon in Kenntnis setzten, daß die wackere Alte hinter meinem Rücken im Namen Theresens, welche davon wußte und es mir verschwieg, verschiedentlich Schulden aufgenommen hatte. Die Pflicht sie abzuzahlen verdroß mich weit weniger als der Umstand, daß man es mir verheimlicht hatte. Oh, wie konnte die, vor der ich niemals ein Geheimnis gehabt hatte, eines vor mir haben? Kann man Menschen, die man liebt, etwas verhehlen!? — Die Holbachische Sippe, die mich keinen Abstecher nach Paris machen sah, begann allen Ernstes zu fürchten, es möchte mir auf dem Lande wohlgefallen und ich daher Narr genug sein, dort zu bleiben. Nun begannen all die Scherereien, durch die man mich auf Umwegen in die Stadt zurückzulocken versuchte. Diderot, der nicht sogleich in eigener Person auf dem Plan erscheinen wollte, eröffnete das Treffen dadurch, daß er mir Deleyre auf den Hals schickte, mit dem ich ihn bekannt gemacht hatte und der nun ahnungslos in Diderots Sinne auf mich einzuwirken suchte, ohne doch den wahren Zweck erkannt zu haben.

Alles schien sich zu verbinden, um mich meinen süßen törichten Träumereien zu entreißen. Ich war von meinem Anfall noch nicht wieder hergestellt, als ich ein Exemplar des Gedichts auf die Zerstörung Lissabons erhielt, welches mir, wie ich vermutete, von seinem Ve-

fasser übersandt worden war. Dieser Umstand legte mir die Verpflichtung auf, ihm zu schreiben und etwas über sein Werk zu sagen. Ich tat es in einem Briefe, der später gedruckt worden ist, und zwar ohne meine Einwilligung, wie ich gleich ausführen werde.

Betroffen, den armen, sozusagen von Ruhm und Reichtum niedergedrückten Mann dennoch bitterlich wider das Elend dieses Lebens eifern und stets singen zu hören, daß im Diesseits alles grundschlecht sei, faßte ich den unsinnigen Plan, ihn zur Einkehr in sich selbst zu zwingen und ihm zu beweisen: Alles sei gut. Obgleich es den Anschein hat, als habe Voltaire stets an Gott geglaubt, hat er es in Wahrheit doch immer nur an den Teufel getan, da sein vermeintlicher Gott ja ein bösartiges Wesen ist, das ihm zufolge nur am Schaden Freude empfindet. Die in die Augen springende Absurdität dieser Auffassung ist vor allem an einem von allen Glücksgütern überhäuften Manne abstoßend, der, im Schoße des Glücks schwelgend, seine Mitmenschen durch die grausame und schauerliche Schilderung aller der Nöte, von denen er verschont blieb, zur Verzweiflung zu bringen trachtet. Mehr denn er berechtigt, die Übel des menschlichen Lebens zu zählen und zu wägen, unterzog ich sie einer billigen Prüfung und bewies ihm, daß von allen diesen Übeln nicht ein einziges der Vorsehung zur Last falle, sondern daß aller Quelle mehr in dem Mißbrauche zu finden sei, die der Mensch mit seinen Gaben getrieben, als in der Natur selber. Ich benahm mich gegen ihn in diesem Briefe mit aller nur denkbaren Rücksicht, Achtung, Schonung und ich darf auch sagen, mit aller Ehrfurcht. Da mir jedoch seine leicht verletzliche Eigenliebe bekannt war, sandte ich diesen Brief nicht unmittelbar an ihn, sondern an den Doktor Tronchin, seinen Arzt und Freund, mit der Weisung und Vollmacht, ihn zu übergeben oder zu verschweigen, wie es ihm irgend angemessen erscheinen würde. Tronchin übergab den Brief. Voltaire antwortete mir mit wenigen Zeilen, er müsse, da er selber krank und dazu noch Krankenwärter sei, die Erwiderung auf eine andere Zeit verschieben, und

äußerte sich über den Gegenstand selber überhaupt nicht. Tronchin übersandte mir diesen Brief und sprach sich in seinem Begleitschreiben recht wenig achtungsvoll über den Mann aus, der ihn ihm übergeben hatte.

Ich habe diese beiden Briefe niemals veröffentlicht, ja nicht einmal gezeigt, da ich es nicht liebe, mit derartigen kleinen Triumphen zu prahlen; die Originale befinden sich jedoch in meiner Briefsammlung (Bündel A, Nr. 20 und 21). Später hat Voltaire die mir versprochene, aber niemals zugestellte Antwort veröffentlicht. Sie besteht in nichts Geringerem, als in dem Roman „Candide", von dem ich nicht sprechen kann, da ich ihn nicht gelesen habe.

All diese Ablenkungen hätten mich gründlich von meinen phantastischen Liebeleien heilen müssen, vielleicht bot sie mir der Himmel als Mittel dar, ihren verhängnisvollen Folgen vorzubeugen, mein böser Stern war jedoch stärker, und kaum fing ich wieder an, das Haus zu verlassen, so schlugen mein Herz, mein Kopf und meine Füße auch wieder dieselben Wege ein. Ich sage dieselben — und doch waren sie es nicht ganz, denn meine etwas weniger überschwenglichen Gedanken blieben diesmal auf der Erde, trafen jedoch unter allem, was an Dingen darauf nur irgend Lieblichkeit besaß, eine so erlesene Wahl, daß diese höchsten Vollendungen kaum weniger trügerisch waren als die erträumte Welt, von der ich mich abgewandt hatte.

Ich stellte mir Liebe und Freundschaft, diese beiden Gottheiten meines Herzens, unter den einnehmendsten Bildern vor und gefiel mich darin, sie mit allen Reizen desjenigen Geschlechtes auszustatten, das ich stets angebetet hatte. Ich stellte mir eher zwei Freundinnen als zwei Freunde vor, weil die Seltenheit eines Beispieles auch seine Schönheit erhöht. Ich verlieh ihnen zwei gleichwertige, aber verschiedene Charaktere und zwei zwar nicht vollkommene, aber meinem Geschmack entsprechende, von Wohlwollen und Empfindung beseelte Gesichter. Die eine machte ich braun, die andere blond, die eine lebhaft, die andere sanft, die eine sittig und die an-

dere schwach, aber von so rührender Schwäche, daß die Tugend dabei noch zu gewinnen schien. Einer von den beiden gab ich einen zärtlichen Liebhaber, dem die andere eine Freundin und sogar noch ein weniges mehr war, aber ich ließ weder Nebenbuhlerschaft, noch Zank, noch Eifersucht zu, weil ich mir peinvolle Empfindungen nur mit Anstrengung auszudenken vermag, und weil ich dieses lachende Bild durch nichts trüben wollte, was die Natur herabsetzt. Von meinen beiden berückenden Traumbildern bezaubert, ward ich mit ihrem Liebhaber und Freunde so völlig eins, wie es mir nur irgend möglich war, aber ich gestaltete ihn liebenswert und jung und verlieh ihm obendrein noch alle Tugenden und Fehler, die ich an mir kannte.

Um meine Gestalten in eine schickliche Örtlichkeit zu stellen, überdachte ich nacheinander alle schönen Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte. Aber kein Hain war mir kühl und lauschig, keine Landschaft in meinem Sinne rührend genug. Hätte ich auch die thessalischen Wälder gekannt, ich würde mich dennoch nicht bei ihnen beruhigt haben: aber meine vom Erfinden ermüdete Phantasie verlangte nach einer wirklichen Örtlichkeit, auf die sie sich stützen konnte, um sich über die Wirklichkeit der Bewohner, die sie hinein zu verpflanzen gedachte, einer lieblichen Täuschung hingeben zu können. Lange dachte ich an die borromäischen Inseln, deren entzückender Anblick mich berauscht hatte, aber ich fand dort für meine Gestalten allzu viel Schmuck und Kunst. Ein See mußte es aber doch sein, und so erwählte ich denn endlich jenen, um den meine Seele niemals zu schweifen aufgehört hat. Ich entschloß mich für den Teil seiner Ufer, an dem meine Wünsche seit langem zur Verwirklichung jener erträumten Glückseligkeit, auf die mich das Schicksal beschränkt hat, meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Auch der Geburtsort meiner armen Mama übte einen besonderen Zauber auf mich. Die Gegensetzlichkeit der Bodenbildungen, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Landschaft, die Pracht und Majestät *der ganzen* Gegend, welche die Sinne entzückt, das Herz er-

greift und die Seele erhebt, bestimmten mich vollends, und so ließ ich meine jungen Schützlinge denn in Vevey auf die Erde nieder. — So war es um den ersten Schwung und Anlauf meiner Phantasie bestellt — alles übrige ist erst später hinzugekommen.

Lange fand ich volle Genüge in diesem verschwimmenden Entwurfe, weil er hinreichte, meine Phantasie mit angenehmen Gegenständen und mein Herz mit Gefühlen zu erfüllen, wie es sie gerne nährte. Da diese schwankenden Gebilde jedoch immer und immer wieder in mir auftauchten, verdichteten sie sich schließlich und nahmen in meinem Hirn eine feste, bestimmte Gestalt an. Nun kam mir die Laune, einige der innerlich geschauten Bilder auf das Papier zu bannen und durch die Erinnerung an alles, was ich in meiner Jugend empfunden, dem Verlangen zu lieben, das ich niemals hatte stillen können und das mich noch immer verzehrte, gewissermaßen einen Ausfluß zu verschaffen.

Ich warf zunächst ein paar einzelne unzusammenhängende und unverknüpfte Briefe auf das Papier, und als ich mich anlassen wollte, ein Ganzes aus ihnen zu machen, geriet ich gar oft in große Verlegenheit. Fast unglaublich und dennoch wahr ist es, daß die beiden ersten Teile fast völlig in dieser Weise entstanden sind, ohne daß ich einen bestimmten Plan gefaßt oder auch nur vorausgesehen hätte, ich könnte mich eines Tages versucht fühlen, daraus ein regelrechtes Werk zu schaffen. So sind denn auch diese beiden ersten Teile, welche später aus Stücken zusammengestellt wurden, die für ihren jetzigen Platz nicht geschaffen waren, durchsetzt mit wortreichem Füll- und Bindewerk, auf das man in den späteren Teilen nicht stoßen wird.

Mitten in meinen Träumereien erhielt ich einen Besuch von Frau von Houdetot, den ersten, welchen sie mir in meinem Leben gemacht hat, der aber, wie man gleich sehen wird, unglücklicherweise nicht auch der letzte geblieben ist. Die Gräfin Houdetot war eine Tochter des verstorbenen Generalpächters von Bellegarde und eine Schwester des Herrn von Epinay und der Herren von

Lalive und von La Briche, welche später beide Gesandteneinführer bei Hofe geworden sind. Ich habe von meiner Begegnung mit ihr gesprochen, als sie noch unverheiratet war. Seit ihrer Heirat hatte ich sie nur bei Festen auf der Chevrette bei Frau von Epinay, ihrer Schwägerin, gesehen. Ich war oft, sowohl auf der Chevrette wie in Epinay, mehrere Tage mit ihr zusammengewesen und hatte sie nicht nur stets äußerst liebenswürdig gefunden, sondern auch an ihr ein besonderes Wohlwollen für mich zu entdecken geglaubt. Sie ging vor allem gern mit mir spazieren; wir waren beide gute Fußgänger und die Unterhaltung stockte niemals zwischen uns. In Paris besuchte ich sie indessen niemals, obgleich sie mich dazu aufgefordert und sogar wiederholt ausdrücklich darum gebeten hatte. Ihre Beziehungen zu Herrn Saint Lambert, zu dem auch ich welche zu haben begann, machten sie mir noch interessanter, und um mir Nachrichten von diesem Freunde zu bringen, der damals wie ich glaube in Mahon war, besuchte sie mich in der Eremitage.

Dieser Besuch hatte etwas vom Anfang eines Romans. Sie verirrte sich auf dem Wege zu mir. Ihr Kutscher hatte den sich schlängelnden Weg verlassen und von der Mühle von Clairvaux in gerader Richtung nach der Eremitage herüberfahren wollen, dabei war ihr Wagen im Talgrunde stecken geblieben und sie war ausgestiegen, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Ihr dünnes Schuhwerk war bald durchnäßt, sie versank im Schlamm, ihre Leute hatten alle erdenkliche Mühe von der Welt gehabt, ihr wieder herauszuhelfen, und endlich langte sie in hohen Stiefeln und mit hellem Lachen, in das ich beim Anblick ihres Aufzuges einstimmen mußte, auf der Eremitage an. Sie mußte sich vollständig umkleiden, Therese versah sie mit allem, und ich forderte sie auf, alle Würde fahren zu lassen und einen ländlichen Imbiß einzunehmen, bei dem sie es sich dann auch sehr wohl sein ließ. Es war schon spät und sie blieb nur kurz, aber unser Zusammensein war so fröhlich, daß sie Gefallen daran zu finden und geneigt zu sein schien, wiederzukommen. Sie führte diesen Vorsatz jedoch erst im

nächsten Jahre aus, aber ach! auch diese Verzögerung sollte mich nicht schützen.

Den Herbst verbrachte ich mit einer Beschäftigung, die man schwerlich erraten würde: ich bewachte das Obst des Herren von Epinay. Die Eremitage war der Wasserspeicher für den Park der Chevrette, es befand sich dort ein mit Mauern umfriedigter Garten, dessen Obstbäume und hohen Spaliere Herrn von Epinay mehr Obst trugen als sein Garten auf der Chevrette, obgleich man drei Viertel davon stahl. Um nicht ein völlig unnützer Gast zu sein, übernahm ich die Leitung des Gartens und die Beaufsichtigung des Gärtners. Bis zur Obstzeit ging alles gut, in dem Maße aber, in dem das Obst reifte, sah ich es auch verschwinden, ohne doch herausbringen zu können, wohin es kam. Der Gärtner versicherte mir, die Murmeltiere fräßen alles. Ich machte ihnen also den Krieg und tötete auch gar viele, aber das Obst verschwand darum nicht weniger. Ich legte mich nun so eifrig auf die Lauer, daß ich schließlich den Gärtner selber als das große Murmeltier entdeckte. Er wohnte in Montmorency, von wo aus er nachts mit seinem Weib und seinen Kindern herüberkam, um die Obstvorräte abzuholen, die er tagsüber zusammengelesen hatte, und die er so öffentlich, als hätte er einen eigenen Garten besessen in der Markthalle zu Paris verkaufen ließ. Dieser Elende, den ich mit Wohltaten überhäufte, dessen Kinder von Theresen gekleidet, und dessen bettelnder Vater fast völlig von mir ernährt wurde, bestahl uns ebenso gemächlich wie frech, da keiner von uns dreien wachsam genug war, um es zu hindern; so gelang es ihm auch, in einer einzigen Nacht in meinem Keller so gründlich aufzuräumen, daß ich ihn am anderen Morgen leer fand. Solange er sich nur an mich zu halten schien, ertrug ich es, als ich aber Rechenschaft über das Obst ablegen wollte, war ich gezwungen, auch den Obstdieb anzugeben. Frau von Epinay bat mich, ihn abzulohnen, zu entlassen und einen anderen zu suchen, was ich auch tat. Da der arge Spitzbube nun Nacht für Nacht, bewaffnet mit einem dicken, eisenbeschlagenen Stock, der schon eher eine Keule zu nennen war, und in

Gesellschaft anderer Taugenichtse seines Gelichters um die Eremitage strich, ließ ich zur Beruhigung der „Haushälterinnen", welche diesen Menschen schrecklich fürchteten, seinen Nachfolger auf der Eremitage schlafen, und da sie dieses noch nicht beschwichtigte, ließ ich von Frau von Epinay eine Flinte erbitten, welche ich in das Zimmer des Gärtners mit der Weisung stellte, sich ihrer nur im Notfalle zu bedienen, falls man etwa versuchen sollte, die Tür mit Gewalt einzuschlagen oder über die Gartenmauer zu klettern, und auch dann nur blind zu schießen, lediglich um die Diebe zu erschrecken. Dies waren sicherlich die geringsten Vorsichtsmaßregeln, welche ein bedrohter Mann, der allein mit zwei furchtsamen Frauen den Winter mitten im Walde zu verbringen hatte, für die gemeinschaftliche Sicherheit treffen konnte. Schließlich erwarb ich noch einen kleinen Hund, der als Wächter dienen sollte. — Da mich Deleyre gerade um diese Zeit besuchte, erzählte ich ihm von diesen Vorfällen und lachte mit ihm über meine soldatische Ausrüstung. Nach Paris zurückgekehrt, wollte er seinerseits Diderot damit ergötzen, und auf diese Weise erfuhr denn die Holbachische Sippe, daß ich allen Ernstes gesonnen war, den Winter auf der Eremitage zu verbringen. Diese Ausdauer, die sie sich nicht vorzustellen vermocht hatten, raubte ihnen völlig die Fassung, und ehe sie sich eine neue Plackerei ausgesonnen, um mir meinen Aufenthalt mißliebig*) zu machen, hetzten sie erst einmal mit Hilfe Diderots denselben Deleyre gegen mich auf, der anfangs meine Vorsichtsmaßregeln ganz selbstverständlich gefunden hatte, sie nun aber plötzlich meinen Grundsätzen völlig zuwiderlaufend und mehr als lächerlich fand, und das in Briefen, in denen er mich mit Spott überhäufte, der bitter und beißend genug war, um mich zu beleidigen, hätte dies nur irgend in meiner damaligen

*) Ich bewundere jetzt meine Dummheit, beim Schreiben dieser Zeilen nicht erkannt zu haben, daß der Verdruß der Holbachianer über meinen Landaufenthalt hauptsächlich dem Umstande entsprang, daß sie nun Mutter Le Vasseur nicht mehr bei der Hand hatten, um sich in ihrem Verleumdungssystem von ihr durch Angabe bestimmter Punkte, was Zeit und Ort anbetraf, unterstützen zu lassen. Dieser Gedanke, der mir erst so spät gekommen ist, erklärt vollkommen die Absonderlichkeit ihres Betragens, welches unter jeder anderen Voraussetzung unerklärlich bleibt.

Gemütsverfassung gelegen. Da ich jedoch um jene Zeit ganz von liebevollen und zärtlichen Empfindungen erfüllt und für alle anderen völlig unempfänglich war, fand ich in seinen bitteren Spöttereien nur Stoff zum Lachen und ihn selber nur mutwillig, während jeder andere ihn doch unverschämt gefunden hätte.

Durch Wachsamkeit und Sorgfalt gelang es mir, den Garten so gut zu verwalten, daß der Obstertrag trotz des fast völlig ertraglosen schlechten Obstjahres die Ernte der früheren Jahre ums Dreifache überstieg; ich hatte bei der Bewachung des Obstes allerdings auch mein Möglichstes getan, ja, sogar die Sendungen, die ich nach Epinay und der Chevrette abgehen ließ, selber begleitet und oft sogar selbst Hand an die Körbe gelegt; so entsinne ich mich, zusammen mit der Tante einmal einen so schweren fortgeschleppt zu haben, daß wir, der Last kaum gewachsen, gezwungen waren, uns alle zehn Schritte auszuruhen und schließlich doch schweißtriefend ankamen.

(1757). Als die schlechte Jahreszeit mich ins Haus zu bannen begann, wollte ich meine Stubenbeschäftigungen wieder aufnehmen, aber es war mir unmöglich. Überall erblickte ich nur jene beiden reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebung, das Land, das sie bewohnten, und lauter von meiner Phantasie für sie erschaffene oder verschönte Gegenstände. Keinen Augenblick lang gehörte ich mehr mir selbst, und der Taumel verließ mich nicht mehr. Nach vielen vergeblichen Versuchen, alle diese Traumgebilde aus meiner Nähe zu verjagen, wurde ich schließlich völlig von ihnen besiegt und befaßte mich nur noch damit, Ordnung und Zusammenhang in sie zu bringen, um eine Art Roman daraus zu machen.

In große Bedrängnis versetzte mich das Gefühl der Scham, mich selber auf diese Weise so laut und unverhohlen Lügen zu strafen. Nach den strengen Grundsätzen, die ich mit solchem Getöse aufgestellt, nach den starren Vorschriften, die ich so eindringlich gepredigt, nach all dem beißenden Hohn auf die weibischen Bücher, die Liebe und Weichlichkeit atmeten — konnte man sich nach alle-

dem etwas Unerwarteteres, etwas Ärgerlicheres vorstellen, als mich plötzlich meinen Namen in die Liste der Verfasser solcher Bücher, die ich so herb getadelt hatte, mit eigener Hand eintragen zu sehen? Ich empfand diese Folgewidrigkeit in ihrer ganzen Schwere, ich warf sie mir vor, ich errötete über sie, sie verdroß mich aufs tiefste, aber alles das war nicht imstande, mich wieder zur Vernunft zu bringen. Völlig unterjocht, mußte ich mich auf alles gefaßt machen und bereithalten, dem Gerede zu trotzen, wobei es mir ja noch immer anheimgestellt blieb, später zu überlegen, ob ich mich entschließen sollte, mein Werk zu zeigen oder nicht: denn damals vermutete ich noch nicht, daß ich es jemals veröffentlichen würde.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, sprang ich mit vollem Geschirr in meine Träumereien und durch unaufhörliches Drehen und Wenden entstand schließlich jener Plan, dessen Ausführung man kennt. Sicherlich war dies das Beste, was ich mit meinen Tollheiten anfangen konnte: die Liebe zum Guten, die niemals aus meinem Herzen gewichen ist, ergriff sie und wandte sie auf nützliche Gegenstände, die der Moral zum Vorteil gereichen konnten. Meine wollüstigen Schilderungen würden all ihre Anmut eingebüßt haben, hätte ihnen der liebliche Hauch der Unschuld gefehlt. Ein schwaches Mädchen ist ein Gegenstand des Mitleids, den Liebe anziehend machen kann, und der oft auch nicht unliebenswürdig ist: wer aber vermag ohne Unwillen die Darstellung der heutigen Sitten zu ertragen, was kann es Abstoßenderes geben als den Dünkel einer treulosen Frau, welche, all ihre Pflichten offenkundig mit Füßen tretend, dennoch fordert, ihr Mann solle überfließen von Dankbarkeit für die Gnade, die sie ihm durch ihren guten Willen erweist, sich gütigst wenigstens nicht auf frischer Tat ertappen zu lassen. Vollkommene Wesen sind nicht in der Natur und wir ihren guten Lehren allzu ferne. Wenn aber ein junges Frauenzimmer, dem die Natur ein ebenso keusches wie zärtliches Herz verliehen hat, sich als Mädchen von der Liebe besiegen läßt, und als Frau Kraft findet, sie nun *ihrerseits* zu besiegen und wieder tugendhaft zu werden,

— wer euch sagen wollte, daß diese Schilderung in ihrer Gesamtheit ein Ärgernis und nutzlos sei, der ist ein Lügner und Heuchler, hört ihn nicht an!

Außer diesem Thema von ehelicher Sitte und Keuschheit, die durchaus von jeder sozialen Ordnung unzertrennlich ist, behandelte ich noch ein zweites, weniger offenkundiges: Eintracht und öffentlichen Frieden: ein größerer, an sich vielleicht wichtigerer Gegenstand, wenigstens für die Zeit, in der man sich damals befand. Der durch die Enzyklopädie entfesselte Sturm hatte sich nicht nur nicht gelegt, sondern damals gerade seinen Höhepunkt erreicht. Die beiden in äußerster Wut einander befehdenden Parteien glichen eher blutgierigen, wütigen Wölfen, die einander zu zerfleischen trachteten, als Christen und Philosophen, die danach strebten, einander zu erleuchten, zu überzeugen und auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Vielleicht gebrach es beiden Parteien nur an rührigen einflußreichen Anführern, um den Streit zu einem Bürgerkrieg ausarten zu lassen, und Gott weiß, wohin ein religiöser Bürgerkrieg bei der auf beiden Seiten im Grunde gleich grausamen Unduldsamkeit geführt haben würde! Als geborener Feind jeden Parteigeistes, hatte ich sowohl den einen wie den anderen freimütig harte Wahrheiten gesagt, doch umsonst, sie hörten sie nicht. Ich verfiel nun auf ein anderes Mittel, das mir in meiner Einfalt wunderbar erschien: ich wollte ihren gegenseitigen Haß dämpfen, indem ich ihre Vorurteile zerstörte und einer jeden Partei zeigte, wie doch Verdienst und Tugend der anderen der öffentlichen Achtung und der Verehrung aller Sterblichen wert sei. Dieser wenig gescheite Vorsatz, welcher Aufrichtigkeit in den Menschen voraussetzte und mich in den Fehler verfallen ließ, den ich dem Abbé von Saint-Pierre vorwarf, hatte den Erfolg, den er haben mußte: er brachte die beiden Parteien einander nicht näher, sondern vereinigte sie nur, um gemeinsam über mich herzufallen. Bis mich die Erfahrung zur Erkenntnis meiner Torheit brachte, überließ ich mich ihr jedoch mit einem Eifer, der des Gegenstandes, der ihn mir eingab, wahrlich würdig war und zeichnete die

beiden Charaktere des Wolmar und der Julie mit einem Entzücken, das mich hoffen ließ, es möchte mir gelungen sein, sie alle beide liebenswürdig zu machen, und zwar, was mehr ist, den einen durch den anderen.

Zufrieden, meinen Plan mit groben Strichen skizziert zu haben, beschäftigte ich mich wieder mit den einzelnen bereits aufgezeichneten Umständen, und aus ihrer Zusammenstellung entstanden die beiden ersten Teile der „Julie", welche ich während des Winters mit unbeschreiblicher Freude ausarbeitete und ins Reine schrieb, wozu ich das schönste, goldgerandete Papier, silber- und azurfarbenen Streusand und blaue Heftbänder verwandte, weil ich eben für die entzückenden Mädchen, für die ich wie ein zweiter Pygmalion schwärmte, nichts artig, nichts zierlich genug fand. Abend für Abend las ich am Kamin den „Haushälterinnen" diese beiden Teile immer wieder aufs neue vor. Die Tochter schluchzte wortlos vor Ergriffenheit mit mir, die Mutter, die keine Artigkeiten an ihre Adresse darin fand und überhaupt nichts von allem begriff, verhielt sich ruhig und begnügte sich damit, mir in allen Pausen stets aufs neue zu wiederholen: „Das ist sehr schön, mein Herr".

Frau von Epinay, die es beunruhigte, mich im Winter mitten im Walde in einem abgelegenen Häuschen allein zu wissen, schickte sehr oft heraus, um Nachrichten über mich einholen zu lassen. Niemals empfing ich so aufrichtige Beweise ihrer Freundschaft für mich und niemals auch hat die meinige sie wärmer erwidert. Ich täte unrecht, unter ihren Freundschaftsbeweisen nicht in Sonderheit die Übersendung ihres Bildnisses aufzuführen, und die Anfrage, auf welchem Wege sie das meine, von Latour gemalte, das im Salon ausgestellt gewesen war, erlangen könne. Auch eine andere ihrer Aufmerksamkeiten darf ich nicht unterdrücken, wenn es auch lächerlich erscheinen wird, denn sie erhellt durch den Eindruck, den sie auf mich machte, das Bild meines Charakters wesentlich. An einem sehr kalten Frosttage fand ich beim Öffnen eines Paketes unter allerlei Gegenständen, deren *Besorgung* sie für mich übernommen hatte, auch einen

kleinen Unterrock aus englischem Flanell, den sie, wie sie mir schrieb, selber getragen hatte und aus dem ich mir nun — dies wünschte sie — eine Weste machen lassen sollte. Der Ton ihres Briefes war reizend, voll Zärtlichkeit und kindlicher Anmut. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als habe sie sich entblößt, um mich zu bekleiden, und in meiner Ergriffenheit küßte ich weinend Brief und Unterrock wohl an die zwanzig Male. Therese dachte, ich sei toll geworden. Es ist seltsam, daß keiner von allen Freundschaftsbeweisen, mit denen Frau von Epinay mich überhäufte, mich jemals so gerührt hat wie dieser, und daß ich selbst nach unserem Bruche niemals ohne Ergriffenheit an ihn habe zurückdenken können. Lange habe ich ihr Briefchen aufbewahrt und würde es noch besitzen, hätte es nicht das Schicksal meiner anderen Briefe aus derselben Zeit geteilt.*)

Obgleich meine Harnverhaltung damals in den Wintermonaten fast beständig anhielt, und ich mich in diesem Jahre sogar zeitweise wieder zur Anwendung von Sonden gezwungen sah, war dies seit meiner Niederlassung in Frankreich alles in allem genommen doch die Zeit, die ich am ruhigsten und angenehmsten verlebt habe. Vier oder fünf Monate lang, in welchen mich die schlechte Witterung fast völlig vor unliebsamen Besuchern schützte, genoß ich tiefer denn jemals vorher oder nachher das unabhängige, gleichmäßige und einfache Leben, das mir von Tag zu Tag wertvoller und lieber wurde; meine ganze Gesellschaft bestand aus dem wirklichen Verkehr mit den beiden „Haushälterinnen" und dem erträumten mit den beiden Basen. Vor allem damals beglückwünschte ich mich täglich heißer zu dem Entschluß, den ich, trotz des Geschreies meiner Freunde, die es verdroß, daß ich

*) In den Denkwürdigkeiten der Frau von Epinay ist der Wortlaut jenes Briefes folgendermaßen angegeben: „Ich sende, lieber Einsiedler, den Damen Le Vasseur einige Vorräte, und da ich sie einem neuen Boten anvertraut habe, führe ich sie auf: ein kleines Fäßchen Salz, ein Vorhang für Frau Le Vasseurs Stube und ein neuer, zum mindesten ungetragener, mir gehöriger Unterrock aus Seidenflanell, aus dem sich sehr gut einer für sie machen ließe oder auch eine warme Weste für Sie selber. Leben Sie wohl, König der Bären, lassen Sie etwas von sich hören." Dieser Brief ist charakteristisch dafür, wie die Gemütsstimmung Rousseaus gelegentlich die Wirklichkeit färbte und besiegte. A. d. Ü.

ihrer Bevormundung entrann, zu fassen vernünftig genug gewesen war, und als ich von der Tat jenes Wahnsinnigen*) erfuhr, als Deleyre und Frau von Epinay mir in ihren Briefen von der Aufregung und dem Trubel sprachen, die in Paris herrschten, da dankte ich dem Himmel aus noch tieferem Herzen für meine Entfernung von all den Schauspielen des Gräuels und der Verbrechen, welche die gallige Gemütsverfassung, in die mich schon der Anblick der öffentlichen Unordnung geworfen hatte, nur noch genährt und verschlimmert hätten, während der Anblick der lachenden und wohltuenden Dinge, die ich rings um meine jetzige Wohnstätte erblickte, mein Herz auch nur freundlichen Empfindungen zugänglich sein ließ. Mit tiefem Behagen zeichne ich hier die letzten friedlichen Augenblicke auf, die mir beschieden waren. Der Frühling, der auf diesen stillen Winter folgte, sah bereits die Saat des Unglücks aufgehen, dessen Schilderung alles ist, was mir noch niederzuschreiben übrig bleibt, denn in seinem Dickicht wird man auf keinen einzigen Augenblick mehr stoßen, in dem mir Muße zum befreiten Aufatmen vergönnt gewesen wäre.

Dennoch glaube ich mich zu entsinnen, daß ich auch während dieser letzten friedlichen Spanne meines Lebens selbst in der Tiefe meiner Einsamkeit von den Holbachianern nicht völlig in Ruhe gelassen wurde. Diderot schuf mir allerlei Verdrießlichkeiten, und ich müßte mich sehr irren, wenn der „Natürliche Sohn", von dem ich bald werde zu reden haben, nicht in diesem Winter erschien. Abgesehen davon, daß mir aus später anzuführenden Gründen wenig sichere Belege über diese Zeit geblieben sind, ist dazu noch die Zuverlässigkeit derer, die man mir gelassen hat, was die Daten anbetrifft, wenig vertrauenswürdig. Diderot datierte seine Briefe niemals, Frau von Epinay und Frau von Houdetot verzeichneten in den ihren bestenfalls den Wochentag, und Deleyre machte es meistens wie sie. Als ich diese Briefe ordnen wollte, sah ich mich gezwungen, die Daten nach bloßen, nicht allzu verläßlichen Mutmaßungen zu ergänzen. Da ich also den

*) Der Mordversuch Damiens auf Ludwig XV. am 4. Januar 1757.

Beginn dieser Zerwürfnisse nicht mit Gewißheit anzusetzen vermag, will ich lieber all meine Erinnerungen daran später in einem besonderen Abschnitte zusammenstellen.

Die Wiederkehr des Frühlings hatte meine zärtlichen Schwärmereien verdoppelt, und ich in meinen erotischen Überschwängen für die letzten Teile der „Julie" ein paar Briefe verfaßt, welche das Entzücken verraten, mit dem sie niedergeschrieben wurden. Ich vermag unter anderen die Entstehung der Briefe über das Elysium und die Gondelfahrt auf dem See mit Bestimmtheit in diese Zeit zu setzen; sie stehen jetzt, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Teiles. Wer beim Lesen dieser beiden Briefe sein Herz nicht weich werden und zerschmelzen fühlt in jener großen Ergriffenheit, welche sie mir einst diktierte, der soll das Buch schließen: er ist nicht berufen, in Dingen des Gefühls ein Urteil zu fällen.

Ungefähr um die gleiche Zeit erhielt ich von Frau von Houdetot einen zweiten unvorhergesehenen Besuch. Während der Abwesenheit ihres Gatten, der Gendarmeriekapitän war, und ihres Geliebten, der gleichfalls diente, hatte sie sich in Eaubonne ein mitten im Tale von Montmorency gelegenes, recht hübsches Häuschen gemietet. Von dort aus hatte sie diesen neuen Ausflug nach der Eremitage gemacht. Sie kam in Männerkleidern zu Pferd. Obgleich ich für diese Art Maskeraden wenig übrig habe, beeindruckte mich doch der romantische Anstrich der ihrigen so tief, daß ich diesmal in Liebe entbrannte. Da es in meinem Leben zum ersten und einzigsten Mal geschah und die daraus entspringenden Folgen meinem Gedächtnisse diese Liebe stets gleich unvergeßlich und schrecklich machen werden, sei es mir erlaubt, auf alle Einzelheiten näher einzugehen.

Die Gräfin Houdetot näherte sich den Dreißigern und war keineswegs schön, ihr Gesicht war voller Blatternarben, ihre Haut ermangelte der Reinheit, außerdem war sie kurzsichtig und ihre Augen traten etwas zu sehr hervor, aber trotzdem hatte sie etwas Jugendliches, und ihr zugleich lebhaftes und sanftes Antlitz war ungemein

anziehend, sie besaß einen dichten Wald aus schwarzen, natürlich gelockten Haaren, die bis auf ihre Kniekehlen herabreichten, ihr Wuchs war zierlich, und in all ihren Bewegungen lag etwas Linkisches und Anmutiges zugleich. Sie besaß einen natürlichen, anziehenden Geist, in dem sich Frohsinn, Schelmerei und Kindlichkeit aufs glücklichste paarten: sie sprudelte von reizenden, völlig ungesuchten, ihr oft wider Willen entschlüpfenden Einfällen über. Sie besaß mehrere artige Talente, spielte Klavier, tanzte gut und machte ziemlich hübsche Verse. Ihr Charakter hingegen war engelgleich, Sanftmut herrschte darin vor, und außer der Klugheit und der Stärke vereinigte er alle Tugenden in sich. Vor allem war sie im Verkehr von solcher Verläßlichkeit und Treue gegen ihren Umgang, daß selbst ihre Feinde sich vor ihr nicht zu hüten brauchten. Unter ihren Feinden verstehe ich die Männer oder vielmehr die Frauen, die sie haßten, denn sie selber besaß kein Herz, das hassen konnte, ich glaube, diese Wesensverwandtschaft hat viel zu meiner Leidenschaft für sie beigetragen. Sogar in den traulichen Geständnissen innigster Freundschaft habe ich sie niemals von Abwesenden Böses sagen hören, selbst über ihre Schwägerin nicht. Sie vermochte weder ihre Gedanken zu verhehlen, noch irgend eines ihrer Gefühle zu verstecken, und ich bin überzeugt, daß sie ihrem Manne ebensogut von ihrem Geliebten sprach wie ihren Bekannten und unterschiedslos aller Welt. Die Reinheit und Aufrichtigkeit ihres vortrefflichen Gemüts wird schließlich am unwiderleglichsten durch den Umstand bewiesen, daß sie bei ihrer ganz ungewöhnlichen Zerstreutheit und lächerlichsten Unbesonnenheit zwar oft Dinge äußerte, die höchst unvorsichtig waren, was sie selber anging, niemals jedoch solche, die irgend einen anderen hätten kränken können.

Man hatte sie sehr jung und wider Willen an den Grafen von Houdetot verheiratet, einen Mann von hohem Rang, der ein guter Soldat, leider aber auch ein Spieler und Zänker und alles in allem sehr wenig liebenswürdig war, und so hat sie ihn denn auch niemals geliebt. In *Herrn von* Saint Lambert fand sie alle Vorzüge ihres

Gatten, vereint mit anziehenderen Eigenschaften wie Geist, Tugend und Talent. Wenn man den Sitten des Jahrhunderts etwas nachsehen soll, so ist es wahrlich die Möglichkeit einer solchen, durch ihre Dauer geläuterten, durch ihre guten Einflüsse heilsamen und einzig durch gegenseitige Achtung gefestigten Beziehung.

Sie besuchte mich, wie ich glauben durfte, wohl ein wenig aus eigenem Antriebe, hauptsächlich aber Saint Lambert zu Gefallen. Er hatte sie dazu aufgefordert und hatte recht mit der Annahme, die zwischen uns aufkeimende Freundschaft würde unseren Verkehr für uns alle drei angenehmer machen. Sie wußte, daß mir ihr Liebesverhältnis mit ihm bekannt war, und da sie deshalb zwanglos mit mir über ihn sprechen konnte, war es nur allzu natürlich, daß sie sich in meiner Gesellschaft wohlfühlte. Sie kam, ich sah sie, war liebestrunken ohne Gegenstand, die Trunkenheit bezauberte meine Augen — und machte nun sie zu dem Gegenstande. Zunächst erblickte ich meine Julie in Frau von Houdetot, jedoch bekleidet mit allen Vollkommenheiten, mit denen ich noch eben den Abgott meines träumenden Herzens geschmückt hatte. Um es mir vollends anzutun, sprach sie mir auch noch von Saint Lambert im Ton einer leidenschaftlich Liebenden. Oh, ansteckende Macht der Liebe, während ich ihr lauschte und ihre Nähe fühlte, durchschauerte mich ein so wonnevolles Frösteln, wie ich es niemals an der Seite eines anderen Wesens verspürt habe. Sie sprach und ich fühlte mich gerührt, ich glaubte mich nur für ihre Empfindungen zu interessieren, während mich doch ganz gleiche ergriffen, und in langen Zügen leerte ich die giftige Schale — von der ich vorerst nur die Süßigkeit empfand. Kurz, ohne daß ich oder sie es gewahr geworden wären, erregte sie in mir für sich, was sie für ihren Geliebten empfand. Ach, es war eine gar späte, gar grausame Flamme, dies Erglühen in einer so heftigen wie unglücklichen Leidenschaft für eine Frau, deren Herz von einer anderen Liebe erfüllt war.

Trotz der außerordentlichen Gemütsbewegung, die ich an ihrer Seite gefühlt, erkannte ich zunächst doch

nicht, was mit mir vorgegangen war: erst als ich nach ihrem Fortgange an Julie denken wollte, merkte ich ganz bestürzt, wie ich nur noch an Frau von Houdetot denken konnte. Nun gingen mir die Augen auf, ich begriff mein Unglück, seufzte darüber — aber seine Folgen sah ich nicht voraus.

Lange war ich uneins mit mir über das Betragen, das ich ihr gegenüber annehmen sollte, als ob wahre Liebe einem genug Vernunft beließe, irgend welchen Vorsätzen folgen zu können! Ich war noch zu keinem Entschlusse gekommen, als sie mich eines Tages wieder ganz unversehens besuchte, aber ich wußte nun doch, wie es um mich stand. Die Scham, die Gefährtin des Bösen, machte mich stumm und ließ mich erbeben vor ihr, ich wagte weder den Mund zu öffnen noch die Augen zu erheben, und meine Erregung war so übermäßig, daß sie ihr unmöglich entgehen konnte. Ich entschloß mich daher, sie ihr einzugestehen, sie die Veranlassung aber erraten zu lassen, und das hieß doch, sie ihr deutlich genug angeben.

Wenn ich jung und liebenswürdig gewesen und Frau von Houdetot in der Folge schwach geworden wäre, so würde ich ihr Betragen hier tadeln, da aber nichts von alledem zutraf, kann ich es nur gutheißen und bewundern. Der Weg, den sie einschlug, war ebenso edelmütig wie klug. Sie konnte unmöglich plötzlich jeden Verkehr mit mir abbrechen, ohne Saint Lambert, der sie ja selber zu mir geschickt hatte, die Veranlassung dazu anzugeben und das hieß zwei Freunde einem Bruch und vielleicht einem Aufsehen erregenden Streite aussetzen, was sie vermeiden wollte. Sie empfand Achtung und Wohlwollen für mich. Sie hatte Mitleid mit meiner Torheit, ohne ihr zu schmeicheln, beklagte sie und versuchte mich von ihr zu heilen. Es lag ihr daran, sich und ihrem Geliebten einen Freund zu erhalten, dem sie einigen Wert beimaß, und so sprach sie mir denn von nichts mit größerem Vergnügen, als von dem innigen und wohltuenden Verkehr, den wir drei untereinander pflegen wollten, wenn ich nur *erst wie*der vernünftig geworden wäre; sie beschränkte *auch* nicht immer auf diese freundschaftlichen Er-

mahnungen, sondern machte mir, wenn es nottat, all die herben Vorwürfe, die ich so wohl verdiente.

Und ich selber verschonte mich damit noch weniger; sobald ich allein war, kam ich wieder zu mir und war, nachdem ich nun gesprochen hatte, weit ruhiger: gestandene Liebe wird stets erträglicher. Die Härte, mit der ich mir die meinige vorwarf, hätte mich von ihr heilen müssen, wenn anders es möglich gewesen wäre. Welche mächtigen Gründe rief ich mir nicht zur Hilfe, um sie zu ersticken: Meine sittlichen Anschauungen, meine Empfindungen, meine Grundsätze, Scham, Untreue, Verbrechen, Schändung eines von der Freundschaft anvertrauten Schatzes, und schließlich das Lächerliche in meinem Alter in der unsinnigsten Leidenschaft für ein Wesen zu erglühen, dessen bereits verschenktes Herz weder meine Gefühle erwidern, noch mir irgend welche Hoffnung lassen konnte, — in einer Leidenschaft also, welche durch Beständigkeit nichts zu gewinnen hatte, sondern im Gegenteil von Tag zu Tag unerträglicher werden mußte!

Wer sollte meinen, daß gerade diese letzte Betrachtung, die doch alle übrigen gewichtiger machen mußte, sie im Gegenteil gänzlich aufhob? Welche Gewissensbisse, dachte ich, habe ich mir denn über eine Tollheit zu machen, die einzig und allein mir selber schadet? Bin ich denn ein junger Kavalier, der Frau von Houdetot irgend gefährlich werden könnte? Müßte man aus meinen anmaßenden Gewissensbissen nicht entnehmen, ich hielte meine Liebeskunst, mein Äußeres, mein Betragen für fähig, sie zu verführen? Ach, armer Jean Jacques, liebe du in aller Gewissensruhe nach Herzenslust und bilde dir nicht ein, deine Seufzer könnten Saint Lambert Abbruch tun.

Man weiß, daß ich niemals, nicht einmal in meiner Jugend, eingebildet gewesen bin. Jene Denkweise lag also in meinem Wesen begründet und kam jetzt meiner Leidenschaft zugute, denn sie veranlaßte mich, mich ihr rückhaltlos hinzugeben und sogar über meine anmaßenden Bedenklichkeiten zu lachen, die ich mehr aus Eitelkeit denn aus Vernunft genährt zu haben wähnte. Welch

große Lehre für alle ehrlichen Seelen, die das Laster niemals mit offenem Visier angreift, sondern vielmehr unversehens in der Maske irgend einer Sophisme und oft sogar einer Tugend heimtückisch überfällt.

Ohne Reue schuldig, ward ich es auch bald ohne alles Maß, und ich bitte zu beachten, wie meine Leidenschaft sich auf meinen Charakter einstellte, um mich schließlich in den Abgrund hinabzuschleudern. Zunächst nahm sie eine demütige Miene an, um mich zu beruhigen, und dann steigerte sie diese Demut bis zum Mangel an Selbstvertrauen, um mich unternehmend zu machen! Ohne jemals aufzuhören, mich an Pflicht und Vernunft zu erinnern, ohne je meiner Tollheit auch nur einen Augenblick zu schmeicheln, behandelte mich Frau von Houdetot sonst mit der größten Weichheit und schlug den Ton zärtlichster Freundschaft gegen mich an. Diese Freundschaft würde mir, ich beteure es, Genüge gewährt haben, hätte ich sie für aufrichtig gehalten; da sie mir jedoch allzu lebhaft deuchte, um aufrichtig sein zu können, gab ich mich dem Wahn hin, meine sich für meine Jahre und mein Äußeres so wenig geziemende Liebe habe mich in Frau von Houdetots Augen erniedrigt, sie wolle sich in jugendlichem Mutwillen nur über mich und meine verjährten Liebessprünge lustig machen, habe sie Saint Lambert verraten, und dieser ihr Geliebter sei aus Zorn über meine Treulosigkeit auf ihre Laune eingegangen, und beide steckten nun unter einer Decke, um mir vollends den Kopf zu verdrehen und mich zu verhöhnen! Diese Albernheit, die mich mit sechsundzwanzig Jahren an der Seite der mir völlig unbekannten Frau von Larnage alle möglichen Überspanntheiten hatte begehen lassen, wäre in meinem fünfundvierzigsten Jahre der Frau von Houdetot gegenüber verzeihlich gewesen, hätte ich nur nicht wissen müssen, daß sowohl sie wie ihr Geliebter viel zu gesittete Menschen waren, um an einer solchen Roheit Vergnügen finden zu können.

Frau von Houdetot fuhr fort, mir Besuche zu machen, und ich zögerte nicht, sie ihr zu erwidern. Ebenso wie *ich ging* sie gerne zu Fuß, und so machten wir denn

lange Spaziergänge miteinander durch die bezaubernde Gegend. Glücklich darüber, zu lieben und es aussprechen zu dürfen, wäre ich jetzt in der süßesten Lage gewesen, hätte meine Überspanntheit nicht ihren ganzen Zauber zerstört. Frau von Houdetot begriff zunächst nichts von der törichten Verstimmtheit, mit der ich alle ihre Freundlichkeiten aufnahm, mein Herz jedoch, das stets unfähig gewesen ist, zu verbergen, was in ihm vorging, ließ sie nicht lange über meinen Argwohn im Unklaren; sie wollte mich auslachen, aber dieses Mittel verfing nicht, sondern hätte nur Zornausbrüche auf meiner Seite zur Folge gehabt, so wechselte sie also den Ton. Ihre mitfühlende Sanftmütigkeit war unüberwindlich, sie machte mir Vorwürfe, die mir nah gingen, und bezeigte über meine ungerechtfertigten Befürchtungen eine Bekümmertheit, die ich mißbrauchte. Ich forderte Beweise, daß sie meiner nicht spotte. Sie sah ein, daß kein anderes Mittel mich beruhigen würde. Ich wurde immer dringender; der geforderte Beweis war heikler Natur. Es ist erstaunlich, ja vielleicht einzig, daß eine Frau, die schon so weit gekommen war, um das Maß ihrer Gunst zu feilschen, dennoch so billig davon gekommen ist. Sie verwehrte mir nichts von dem, was zärtliche Freundschaft zugestehen kann, und gewährte nichts, was sie hätte untreu machen können, und so ward mir denn die Demütigung, zu sehen, wie der Brand, den ihre leichten Gunstbezeugungen in meine Sinne trugen, nicht imstande war, in dem ihren auch nur den geringsten Funken zu entfachen.

Ich habe es irgendwo ausgesprochen, daß man den Sinnen nichts gewähren dürfe, solange man ihnen etwas zu verweigern beabsichtigt. Um erkennen zu können, wie falsch dieser Grundsatz Frau von Houdetot gegenüber war, und wie recht sie daran tat, sich auf sich selbst zu verlassen, müßte man alle Einzelheiten unseres langen und häufigen Beieinanderseins kennen und es in seiner ganzen Lebhaftigkeit während der drei oder vier Monate verfolgen können, die wir in einer zwischen Freunden zweierlei Geschlechts fast beispiellosen Vertraulichkeit verbrachten, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten,

die wir uns selber gezogen. Ach, wenn ich so lange gesäumt hatte, wahre Liebe zu fühlen — jetzt machten mein Herz und meine Sinne diese Verspätung wieder gut — aber wie muß es erst um die Wonnen bestellt sein, die uns in Gegenwart eines geliebten, wiederliebenden Wesens beglücken, wenn schon einseitige Liebe so große gewähren kann!

Aber ich tue unrecht, von einseitiger Liebe zu sprechen, denn die meine war es in gewisser Hinsicht nicht: sie war auf beiden Seiten gleich groß — nur nicht gegenseitig. Wir waren beide trunken vor Liebe, sie für ihren Geliebten, ich für sie, unsere Seufzer und Wonnetränen verschmolzen miteinander. Da wir uns gegenseitig zärtliche Vertraute waren, hatten unsere Gefühle so viele Beziehungen, daß sie unmöglich überall getrennt bleiben konnten, und dennoch hat sie sich inmitten dieser gefahrvollen Trunkenheit niemals auch nur einen Augenblick vergessen, und ich, ich beteure, ich schwöre: wenn ich auch manchmal, von meinen Sinnen betäubt, versuchte, sie zu verführen, so habe ich es doch niemals ernstlich gewünscht! Das Übermaß meiner Leidenschaft setzte ihr von selbst Schranken. Die Pflicht der Enthaltsamkeit hatte meine Seele überreizt. Der Glanz aller Tugenden schmückte in meinen Augen den Abgott meines Herzens: die Befleckung seines heiligen Bildes würde für mich seine Vernichtung bedeutet haben. Ich hätte das Verbrechen begehen können, ja, es ist in meinem Herzen zu tausend Malen begangen worden: aber meine Sophie selber herabwürdigen! oh, hätte das jemals geschehen können!? Nein, nein, ich habe es ihr selber zu hundert Malen gesagt, wäre ich auch Herr gewesen, mir Genüge zu tun, hätte sie sich freiwillig in meine Gewalt gegeben, außer in wenigen kurzen Augenblicken des Rausches, hätte ich es zurückgewiesen, um diesen Preis glücklich zu werden. Ich liebte sie zu sehr, um sie besitzen zu wollen.

Die Eremitage ist von Eaubonne fast um eine Meile entfernt, bei meinen häufigen Besuchen ist es mir oft *begegnet,* dort übernachten zu müssen. Als wir eines

Abends allein zusammen gespeist hatten, gingen wir bei schönstem Mondschein in den Garten hinab. Am Ende des Gartens befand sich ein ziemlich ausgedehntes Gehölz, das wir durchschritten, um in einen kleinen Hain zu gelangen, den eine von mir angeregte und dann von ihr ausgeführte Kaskade schmückte. Ewiges Denkmal der Unschuld und Seligkeit! In diesem Hain war es, wo ich, unter einer über und über mit Blüten beladenen Akazie neben ihr auf einer Rasenbank sitzend, die Sprache fand, die edel genug war, den Regungen meines Herzens Ausdruck zu verleihen. Es war das erste und einzigste Mal in meinem Leben, aber ich war erhaben, wenn man das Liebenswürdige und Verführerische, das aus zärtlichster glühendster Liebe in ein Männerherz fließen kann, so nennen darf. Mit welch berauschenden Tränen benetzte ich nicht ihre Knie, wie entquollen wider Willen nicht auch ihren Augen die Tropfen! Schließlich rief sie in unfreiwilligem Überschwange aus: „Nein, noch niemals war ein Mann so liebenswert wie Sie, noch nie liebte ein Liebender so wie Sie! Aber Ihr Freund Saint Lambert hört uns, und mein Herz vermag nicht zweimal zu lieben!" Ich schwieg seufzend, ich umarmte sie . . . welch eine Umarmung! Aber das war alles. Seit sechs Monaten lebte sie bereits allein, das heißt fern von ihrem Geliebten und von ihrem Gatten, seit dreien sah ich sie fast täglich und stets trat die Liebe als ein Drittes zu uns. Wir hatten allein zusammen zu Nacht gespeist und befanden uns allein im Mondschein in einem Wäldchen und nach zwei Stunden des lebhaftesten und zärtlichsten Zwiegesprächs trat sie mitten in der Nacht aus diesem Hain und den Armen ihres Freundes ebenso unversehrt, ebenso rein an Leib und Seele wieder hervor, wie sie hineingewandelt war. Leser, wäge alle diese Umstände ab, ich mag nichts weiter hinzufügen.

Und man wähne nur nicht, daß mich hier meine Sinne ruhig ließen, wie an der Seite Theresens und Mamas. Ich habe es bereits gesagt, diesmal war es Liebe, Liebe in all ihrer Gewalt und all ihrer Raserei. Ich will weder die Wallungen, noch das Beben, noch die Be-

klemmungen, noch die krampfhaften Zuckungen, noch das Schwindeln und Vergehen des Herzens schildern, das ich dauernd empfand: man wird darüber nach der Wirkung urteilen können, die der bloße Gedanke an sie auf mich übte. Ich habe bereits gesagt, daß es von der Eremitage nach Eaubonne weit war: ich ging stets über die reizenden Hügel von Andilly hin. Im Wandern träumte ich von der, die ich besuchen wollte, von dem freundlichen Empfang, den sie mir bereiten würde, von dem Kuß, der bei der Ankunft meiner harrte. Dieser einzige Kuß, dieser verhängnisvolle Kuß entflammte mir, noch ehe ich ihn empfangen hatte, in solchem Maße das Blut, daß mir der Kopf schwindelte, vor meinen Augen alles verschwamm und meine zitternden Knie den Dienst versagten, ich war gezwungen stehen zu bleiben und mich hinzusetzen, mein ganzer Körper war von einem unbegreiflichen Aufruhr befallen, ich fühlte mich der Ohnmacht nahe. Die Gefahr kennend, trachtete ich beim Aufbruch danach, mich abzulenken und an andere Dinge zu denken. Aber kaum hatte ich zehn Schritte getan, so überfielen mich dennoch die gleichen Erinnerungen und alle durch sie bewirkten Nebenumstände, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, mich von ihnen zu befreien, und wie ich es auch immer hätte anstellen mögen, ich glaube nicht, daß es mir je gelungen wäre, diesen Weg allein ungestraft zurückzulegen. Ich langte schwach, erschöpft, abgemattet in Eaubonne an und vermochte mich kaum aufrecht zu erhalten. Sobald ich sie jedoch erblickte, war alles wieder erquickt und belebt, ich empfand neben ihr nur noch die Belästigung durch eine unerschöpfliche und stets nutzlose männliche Kraft. Auf meinem Wege lag, schon im Gesichtskreise Eaubonnes, ein lieblicher Hang, der Berg Olymp genannt, bis zu dem sie mir bisweilen entgegenkam. Ich langte meist zuerst an, ich war dazu da, auf sie zu warten, aber wie teuer kam es mir nicht zu stehen! Um mich abzulenken, versuchte ich mit meinem Bleistift kleine Zettel an sie zu schreiben, ich hätte es mit meinem heißesten Herzblut tun können, aber nie*mals habe* ich einen lesbaren zustande gebracht. Wenn

sie ihrer einen an dem verabredeten Verstecke fand, konnte sie daraus immer nur den wahrhaft bejammernswerten Zustand entnehmen, in dem ich mich beim Schreiben befunden hatte. Dieser Zustand und vor allem seine Dauer durch drei Monate voll ununterbrochener Erregung und Enthaltung hindurch warf mich in eine Erschöpfung, von der ich mich jahrelang nicht habe erholen können, und führte schließlich eine Entkräftung herbei, die ich oder die vielmehr mich mit ins Grab nehmen wird. So ist der einzige Liebesgenuß des Mannes beschaffen gewesen, der das leicht erregbarste, zugleich aber auch das zaghafteste Temperament besaß, das die Natur vielleicht jemals hervorgebracht hat. Dies waren die letzten schönen Tage, die mir auf dieser Erde beschieden gewesen sind, von hier an beginnt das lange Geflecht der Leiden meines Lebens, in dem man wenig Unterbrechungen finden wird.

Man hat im ganzen Verlauf meines Daseins gesehen, daß mein wie ein Kristall durchsichtiges Herz sich niemals darauf verstanden hat, ein nur etwas lebhafter in ihm wesendes Gefühl auch nur für die Dauer einer Minute zu verbergen. Man sage sich also selbst, ob es mir möglich gewesen sei, meine Liebe zu Frau von Houdetot lange zu verheimlichen. Unser vertrauter Umgang mußte allen auffallen, und wir machten auch kein Hehl und kein Geheimnis daraus. Er bedurfte seiner Natur nach dessen auch nicht, und da Frau von Houdetot für mich eine zärtlichste Freundschaft empfand, aus der sie sich keinen Vorwurf machte, und ich für sie eine Verehrung, deren volle Berechtigung niemand besser zu erkennen vermochte als ich, so gaben wir uns — sie, freimütig, zerstreut, unbesonnen, ich, wahrhaft, ungeschickt, stolz, ungeduldig, leidenschaftlich, — in unserer trügerischen Sicherheit weit mehr Blößen, als wir getan haben würden, wären wir wirklich schuldig gewesen. Jeder von uns ging auf die Chevrette, wir waren oft zusammen dort, bisweilen sogar auf Verabredung. Wir lebten dort miteinander, wie es unser Brauch war, gingen täglich allein zusammen spazieren, sprachen dabei ein jeder über seine

Liebe, über seine Pflichten, über unseren gemeinsamen Freund, über unsre unschuldigen Pläne — und das im Park, den Zimmern der Frau von Epinay gegenüber, ja unter ihren Fenstern, aus denen sie uns denn auch unausgesetzt beobachtete, und da sie wähnte, wir täten alles ihr zum Trotz, erfüllte unser Anblick ihr Herz mehr und mehr mit Zorn und Wut.

Alle Frauen besitzen die Kunst, ihre Wut zu verhehlen, vor allem, wenn sie groß ist; Frau von Epinay, die heftig aber besonnen war, besaß nun diese Kunst in ganz ungewöhnlichem Maße. Sie stellte sich so, als sähe, als argwöhne sie nichts, und in derselben Zeit, in der sie ihre Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten gegen mich verdoppelte, ja, bis fast zu unverhohlenem Entgegenkommen zu steigern schien, kehrte sie gegen ihre Schwägerin geflissentlich ein beleidigendes Benehmen heraus und behandelte sie mit einer Verachtung, die sie auch mir für sie eingeben zu wollen schien. Dies gelang ihr, wie man begreifen wird, nun zwar nicht, aber ich war wie auf der Folter. Widerstreitende Empfindungen zerrissen mich: in der gleichen Zeit, in der mich ihre Freundlichkeiten rührten, mußte ich meinen Zorn gegen sie gewaltsam unterdrücken, wenn ich sah, wie sie sich gegen Frau von Houdetot verletzend benahm. Die engelhafte Sanftmut derselben ließ sie alles ohne Klage ertragen, ja, sie zürnte Frau von Epinay nicht einmal. Außerdem war sie oft so zerstreut und überhaupt so wenig empfindlich gegen derlei Dinge, daß sie die Hälfte der Zeit über garnichts davon merkte.

Und ich war so mit meiner Leidenschaft beschäftigt, daß ich nur meine Sophie sah (so lautete einer der Vornamen der Frau von Houdetot); ich bemerkte nicht einmal, daß ich das Gespött des ganzen Hauses und seiner Besucher geworden war. Der Baron von Holbach, der meines Wissens nach sonst niemals auf die Chevrette hinausgekommen, zählte plötzlich zu ihnen. Wäre ich damals schon so mißtrauisch gewesen, wie ich es später geworden bin, so hätte ich Frau von Epinay stark im *Verdachte* gehabt, diese seine Reise veranlaßt zu haben,

um ihm mit dem Anblick des verliebten „Bürgers" ein ergötzliches Geschenk zu machen. Damals war ich jedoch so dumm, daß ich nicht einmal gewahrte, was aller Welt in die Augen stach. All meine Dummheit hinderte mich aber dennoch nicht, den Baron zufriedener und entgegenkommender zu finden als gewöhnlich. Anstatt mich finster anzublicken, wie es sonst sein Brauch war, überschüttete er mich mit tausend spassigen, neckischen Wendungen, von denen ich nichts verstand. Ich riß, ohne etwas zu erwidern, die Augen groß auf, und Frau von Epinay hielt sich die Seiten vor Lachen, ich begriff nicht, was in sie gefahren war. Da vorläufig noch nichts über die Grenzen des Scherzens hinausging, hätte ich wohl kaum etwas Gescheiteres tun können, als ruhig mitzulachen. Allerdings sah man durch die spöttische Heiterkeit des Barons eine so boshafte Freude leuchten, daß ich vielleicht unruhig geworden wäre, hätte ich sie damals so genau bemerkt, als ich mich später ihrer zu erinnern vermochte.

Als ich Frau von Houdetot eines Tages in Eaubonne, wohin sie eben nach einem kurzen Aufenthalt in Paris zurückgekehrt war, besuchte, fand ich sie niedergeschlagen, und sah, daß sie geweint hatte. Ich mußte mich beherrschen, weil Frau von Blainville, eine Schwester ihres Mannes, zugegen war, sobald ich jedoch eines günstigen Augenblickes habhaft werden konnte, gab ich ihr meine Unruhe zu erkennen. „Ach", sagte sie seufzend, „ich fürchte, Ihre Torheit wird mir die Ruhe meines Lebens kosten. Saint Lambert ist unterrichtet und übel unterrichtet. Er läßt mir zwar Gerechtigkeit widerfahren, ist aber verstimmt und, was am schlimmsten ist, er verbirgt es mir zum Teil. Glücklicherweise hatte ich ihm von unseren Beziehungen, die auf seinen Wunsch angeknüpft wurden, nichts verschwiegen. Meine Briefe waren ebenso voll von Ihnen wie mein Herz, nur Ihre unsinnige Liebe habe ich ihm verhehlt, weil ich Sie davon zu heilen hoffte und weil er mir daraus, ohne etwas zu sagen — wie ich jetzt sehe, ein Verbrechen macht. Man hat uns verleumdet und mir Unrecht getan, sei es. Lassen Sie uns entweder völlig brechen,

oder betragen Sie sich so, wie es Ihnen zukommt. Ich will meinem Geliebten nichts mehr zu verbergen haben."

Dies war der erste Augenblick, in dem mich Scham überkam, mich durch das Bewußtsein meiner Schuld in den Augen einer jungen Frau, deren gerechte Vorwürfe ich nun vernahm und deren Mentor ich hätte sein sollen, gedemütigt zu fühlen. Mein heftiger Unwille gegen mich selber würde jetzt vielleicht genügt haben, meine Schwäche zu überwinden, hätte mir das zärtliche Mitgefühl für ihr Opfer nicht das Herz erweicht. Ach, war dies denn auch der richtige Augenblick, es zu verhärten, wo es doch von allen Seiten von Tränen erweicht wurde? Meine Ergriffenheit verwandelte sich gar bald in Zorn gegen die niedrigen Angeber, welche nur das Böse eines zwar sträflichen, aber unfreiwilligen Gefühls gesehen hatten, ohne an die wahrhaftige Ehrbarkeit des Herzens, durch die es wett gemacht wurde, zu glauben oder auch nur zu denken. Wir blieben nicht lange im Zweifel über die Hand, die den Schlag geführt hatte.

Wir wußten beide, daß Frau von Epinay mit Saint Lambert in Briefwechsel stand. Dies wäre nicht der erste Sturm gewesen, den sie bei ihm gegen Frau von Houdetot erregt hatte. Sie hatte schon zu tausend Malen versucht, die beiden zu trennen, und da das einige Male nicht ganz ohne Erfolg gewesen war, zitterte Frau von Houdetot vor jedem neuen Versuch. Andererseits war Grimm, der, wenn ich mich recht erinnere, Herrn von Castries zur Armee begleitet hatte, ebenso wie Saint Lambert in Westfalen, und sie sahen sich dort zuweilen. Grimm hatte Frau von Houdetot gegenüber einige kühne Versuche gemacht, die nicht von Glück begleitet gewesen waren, verletzt darüber, hörte er auf, sie zu besuchen. Man stelle sich nun das kalte Blut vor, mit dem er, bescheiden wie er bekanntlich war, ihr zutrauen mußte, ihm einen älteren Mann vorgezogen zu haben, von dem er seit seinem vertrauten Umgange mit den Großen nur als wie von seinem Schützlinge sprach.

Mein Verdacht gegen Frau von Epinay verkehrte sich in Gewißheit, als ich erfuhr, was bei mir zu Hause

vorgegangen war. Wenn ich auf der Chevrette weilte, kam Therese oft hin, sei es, um mir meine Post zu bringen, sei es, um mir den Beistand zu leisten, den meine schlechte Gesundheit erforderlich machte. Frau von Epinay hatte sie gefragt, ob ich und Frau von Houdetot einander denn nicht schrieben? Als Therese es bejahte, drang Frau von Epinay in sie, ihr Frau von Houdetots Briefe zu übergeben, und versicherte ihr, sie würde sie so gut wieder versiegeln, daß man es nicht merken sollte. Ohne zu zeigen, wie tief sie diese Zumutung empörte, ja, ohne mir etwas davon zu sagen, begnügte sich Therese damit, die Briefe, die sie mir brachte, noch ängstlicher zu verstecken als vorher, eine glückliche Vorsicht, denn Frau von Epinay ließ ihr bei ihrem Eintreffen auflauern, ging ihr dann entgegen und trieb ein paarmal die Dreistigkeit so weit, sogar ihr Busentuch zu durchsuchen. Ja, sie trieb es noch weiter: als sie sich eines Tages und zwar zum ersten Male, seit ich die Eremitage bewohnte, mit Herrn von Margency bei mir zum Essen angesagt hatte, benutzte sie die Zeit, in der ich mit Margency spazieren ging, mit Mutter und Tochter in mein Schreibzimmer zu gehen und sie zu drängen, ihr Frau von Houdetots Briefe zu zeigen. Hätte die Mutter gewußt, wo sie waren, so hätte sie sie bekommen, glücklicherweise wußte es jedoch nur die Tochter, und leugnete, daß ich jemals einen der Briefe aufhöbe: sicherlich eine ehrenhafte, treue, großmütige Lüge, während die Wahrheit in diesem Falle nur eine Schändlichkeit gewesen wäre. Da Frau von Epinay sah, daß sie Theresen nicht zu verleiten vermochte, suchte sie sie durch Eifersucht aufzureizen, indem sie ihr ihre Schwäche und Blindheit vorwarf. „Wie können Sie," sagte sie zu ihr, „nicht einsehen wollen, daß die beiden miteinander in sträflichem Verkehr stehen? Wenn Sie, trotz allem was vor Ihren Augen geschieht, noch anderer Beweise bedürfen, so lassen Sie sich doch herbei, das zu tun, was zu ihrer Beschaffung notwendig ist. Sie sagen, er zerreiße alle Briefe der Frau von Houdetot, sobald er sie gelesen hat, wohlan so sammeln Sie doch sorgfältig die Schnitzel und geben Sie sie mir, das

Zusammensetzen will ich schon besorgen." Das waren die Lehren, die meine Freundin meiner Lebensgefährtin gab.

Therese hatte die zarte Rücksicht, mir alle diese Versuche ziemlich lange zu verschweigen, als sie jedoch meine Bestürzung gewahrte, hielt sie sich für verpflichtet, mir alles zu sagen, damit ich wüßte, mit wem ich es zu tun hätte, und meine Maßnahmen gegen die geplanten Verrätereien treffen könne. Meine Entrüstung, meine Wut lassen sich nicht beschreiben. Anstatt mich Frau von Epinay gegenüber nach ihrem Beispiel zu verstellen und List gegen List zu setzen, überließ ich mich maßlos dem Ungestüm meines Charakters und brach mit meiner gewöhnlichen Unbesonnenheit hervor. Man kann meine Unklugheit nach den angeführten Briefen beurteilen, welche zur Genüge die Art des Vorgehens in dieser Angelegenheit auf beiden Seiten erhellen.

Brief der Frau von Epinay, Bündel A, No. 44.

„Warum lassen Sie sich denn gar nicht sehen, mein lieber Freund? Ich beunruhige mich Ihretwegen! Sie hatten mir doch so fest versprochen, von der Eremitage sofort wieder hierher zurückzukehren! Nur auf dieses Versprechen hin habe ich Sie überhaupt fortgelassen — und nun sind schon acht Tage darüber vergangen. Sagte man mir nicht, Sie seien wohlauf, so würde ich Sie für krank halten. Ich erwartete Sie zum mindesten vorgestern oder gestern — und Sie kommen auch heute nicht! Mein Gott, was ist's mit Ihnen? Sie haben keine geschäftlichen Abhaltungen und noch weniger Verdrießlichkeiten, denn ich schmeichle mir, daß Sie in dem Falle sofort hergekommen wären, um sie mir anzuvertrauen. Sind Sie etwa wirklich krank? Befreien Sie mich aufs schnellste aus meiner Unruhe, ich bitte Sie darum. Leben Sie wohl, mein lieber Freund, möge mir dies Lebewohl ein Guten Tag von Ihnen eintragen.

Antwort.

Mittwoch Morgen.

Noch kann ich Ihnen nichts sagen. Ich will warten, *bis ich* mehr erfahren habe — es wird früher oder

später geschehen. Inzwischen aber mögen Sie sich versichert halten, daß die angeklagte Unschuld einen Verteidiger finden wird, dessen glühender Eifer den Verleumdern, wer sie auch immer sein mögen, genügenden Grund zur Reue schaffen soll.

Zweiter Brief der Frau von Epinay, Bündel A, No. 45.

Wissen Sie, daß Ihr Brief mich ernstlich erschreckt? Was will er denn nur besagen? Ich habe ihn nun schon mehr als fünfundzwanzigmal gelesen, aber wahrhaftig, ich verstehe kein Wort davon. Ich ersehe nur daraus, daß Sie aufgeregt und bedrängt sind und erst, wenn Sie es nicht mehr sein werden, zu mir darüber sprechen wollen. Mein lieber Freund, entspricht das etwa unseren Abmachungen? Wo ist denn Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen hingekommen? und wie habe ich es verloren? Sind Sie gegen mich aufgebracht oder um meinetwillen? Wie dem auch sein mag, kommen Sie zu mir. Noch heute abend, ich beschwöre Sie! Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor noch nicht acht Tagen versprochen haben, nichts auf dem Herzen zu behalten, sondern mit mir über alles sofort zu sprechen? Mein lieber Freund, ich lebe in diesem Vertrauen . . . Da, ich habe Ihren Brief noch einmal gelesen, ich begreife nicht mehr davon — aber er macht mich zittern. Sie müssen furchtbar erregt sein! Wie gern würd' ich Sie beruhigen, da ich aber den Grund Ihrer Aufregung nicht kenne, weiß ich nicht, was ich Ihnen sagen soll, es sei denn, daß ich nun ebenso unglücklich sein werde wie Sie, bis ich Sie gesehen habe. Wenn Sie heute abend bis sechs Uhr nicht hier sind, breche ich morgen nach der Eremitage auf, gleichgültig wie das Wetter und mein Zustand sein werden, denn ich kann diese Ungewißheit nicht länger ertragen. Leben Sie wohl, mein lieber guter Freund. Ohne zu wissen, ob Sie es nötig haben oder nicht, möchte ich Ihnen für jeden Fall doch anraten, auf der Hut zu sein und sich dem Anwachsen, dem jede Unruhe in der Einsamkeit ausgesetzt ist, entgegenzustemmen. — Eine Mücke

wird da zum Elefanten, ich habe das selbst oft erfahren.

Antwort.

Mittwoch Abend.

Ich kann Sie weder besuchen, noch Ihren Besuch annehmen, solange die Unruhe dauert, in der ich mich befinde. Das Vertrauen, von dem Sie sprechen, besteht nicht mehr, und es möchte Ihnen auch nicht leicht gemacht sein, es wieder zu erwecken. Vorerst erblicke ich in Ihrem Drängen nur den Wunsch, aus den Geständnissen eines Anderen Vorteil für Ihre Pläne zu schlagen: mein Herz, das sich so gern vor einem anderen aufrichtigen Herzen öffnet, schließt sich jedoch vor List und Verschlagenheit. An der Schwierigkeit, die Ihnen das Verstehen meines Briefes bereitet, erkenne ich Ihre gewöhnliche Gewandtheit. Halten Sie mich wirklich für einfältig genug, Ihnen zu glauben, daß Sie ihn nicht verstanden hätten? Nein, aber ich werde Ihre Verschlagenheit durch Freimütigkeit zu besiegen wissen. Ich will mich noch deutlicher ausdrücken, damit Sie mich noch weniger verstehen.

Zwei festvereinte und einander würdige Liebende sind mir teuer: ich nehme selbstverständlich an, daß Sie nicht wissen, welche ich meine, solange ich sie Ihnen nicht namhaft mache. Ich mutmaße, daß man sie zu veruneinigen versucht und sich meiner bedient hat, um in einem der beiden Eifersucht zu erregen. Die Wahl ist nicht sehr geschickt, aber sie ist der Bosheit bequem erschienen, und wegen dieser Bosheit habe ich Sie in Verdacht. Ich hoffe, daß dieses sich noch erhellen wird.

So besäße also die Frau, die ich am meisten schätze, mit meiner Kenntnis die Schändlichkeit, ihr Herz und ihre Person zwischen zwei Liebhabern zu teilen, und ich die weit größere, einer dieser Elenden zu sein? Wüßte ich, daß Sie auch nur einen Augenblick lang im Leben so von ihr und von mir hätten denken können, so würde ich Sie bis in den Tod hassen. Aber ich beschuldige Sie nur es gesagt, und nicht es geglaubt

zu haben. Ich begreife in solchem Falle nicht, wem von den dreien Sie haben schaden wollen; wenn Ihnen Ihre Ruhe jedoch lieb ist, so fürchten Sie das Gelingen Ihres Anschlags wie ein Unglück. Ich habe weder Ihnen noch ihr verhehlt, wie schlecht ich von gewissen Verbindungen denke, aber ich will, daß sie auf eine Weise endigen, die ebenso achtenswert ist wie deren Veranlassung, will, daß ungesetzliche Liebe in ewiger Freundschaft aufgehe. Soll ich, der ich niemals jemandem Böses tat, unschuldigerweise dazu dienen, meinen Freunden Böses zuzufügen? Nein, ich würde es Ihnen niemals verzeihen, ich würde Ihr unversöhnlicher Feind werden. Einzig Ihre Geheimnisse würde ich schonen, denn niemals werde ich ein Mensch ohne Treu und Glauben sein.

Ich glaube nicht, daß die Ungewißheit, in der ich mich befinde, noch lange dauern kann. Bald werde ich wissen, ob ich mich getäuscht habe. Dann werde ich vielleicht großes Unrecht wieder gut zu machen haben, und ich will es freudiger tun, als ich je in meinem Leben etwas getan! Aber wissen Sie, auf welche Weise ich in der kurzen Zeit, die ich noch in Ihrer Nähe weilen werde, meine Fehler wett machen will? Indem ich das tue, was außer mir niemand täte, indem ich Ihnen offen sage, wie man von Ihnen in der Welt denkt, und Ihnen die Schäden aufweise, die Sie an Ihrem Rufe auszubessern haben. Trotz all der vermeintlichen Freunde, von denen Sie umgeben sind, können Sie an dem Tage, an dem Sie mich scheiden sehen, auch der Wahrheit Lebewohl sagen, denn Sie werden niemand mehr finden, der sie Ihnen sagt."

Dritter Brief der Frau von Epinay, Bündel A, No. 46.

Ich verstand Ihren Brief von heute morgen nicht und sagte es Ihnen, weil dem so war. Den von heute abend verstehe ich, fürchten Sie nicht, ich könnte jemals darauf antworten, ich sehne mich nur allzu sehr danach, ihn vergessen zu können, und obgleich ich Mitleid mit Ihnen empfinde, habe ich mich doch

nicht gegen die Bitterkeit verschließen können, mit der er meine Seele erfüllt. Ich Ihnen gegenüber List und Verschlagenheit anwenden! Ich der schwärzesten Niedertracht beschuldigt! Leben Sie wohl. Es schmerzt mich, daß Sie die . . . Leben Sie wohl. . . . Ich weiß nicht, was ich sage . . . Leben Sie wohl. Ich will alles tun, um Ihnen zu verzeihen. Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie sollen besser aufgenommen werden, als Ihr Argwohn es verdient. Nur stehen Sie davon ab, sich um meinen Ruf kümmern zu wollen: es ist mir recht gleichgültig, was für einen ich habe. Mein Betragen ist gut, damit bescheide ich mich. Übrigens wußte ich nicht das Geringste von dem, was den beiden Personen zugestoßen ist, die mir ebenso teuer sind wie Ihnen."

Dieser letzte Brief zog mich aus einer schrecklichen Verlegenheit und brachte mich in eine andere, die kaum geringer war. Obgleich alle diese Briefe und Antworten mit äußerster Schnelligkeit an ein und demselben Tage hin und her gegangen waren, hatten die Ruhepausen doch vermocht, meinem Wutschnauben Einhalt zu tun und mich zum Nachdenken über die Ungeheuerlichkeit meiner Unklugheit zu bringen. Frau von Houdetot hatte mir nichts so sehr anempfohlen, als mich ruhig zu verhalten und es ihr allein zu überlassen, sich aus dieser Sache zu ziehen, und vor allem vor der Hand jeden Bruch und jedes Aufsehen zu vermeiden; — und ich — ich war im Begriff durch die unverhohlensten und schwersten Beleidigungen das Herz einer Frau, die schon an sich nur allzu sehr dazu neigte, vollends mit Wut zu erfüllen. Ich hatte naturgemäß von ihr nur eine so hochmütige, höhnische und verächtliche Antwort erwarten dürfen, daß ich ohne die niedrigste Erbärmlichkeit nicht umhin gekonnt hätte, sofort ihr Haus zu verlassen. Glücklicherweise war sie noch klüger als ich aufgebracht und vermied durch den Ton ihrer Antwort, mich zu diesem Äußersten zu treiben. Aber ich mußte entweder ausziehen oder sie auf der Stelle besuchen, ein Drittes gab es nicht. Ich entschied mich für den Besuch, äußerst

verlegen über die Haltung, die ich in der vorauszusehenden Auseinandersetzung wahren sollte. — Wie sollte ich es anfangen, um weder Frau von Houdetot noch Theresen bloßzustellen? Wehe der, die ich genannt hätte. Da war nichts, was mich die Rache einer unversöhnlichen und ränkesüchtigen Frau für den davon Betroffenen nicht fürchten ließ. Um diesem Unheil vorzubeugen, hatte ich in meinen Briefen nur von Verdacht gesprochen: anders wäre ich gehalten gewesen, meine Beweise anzuführen. Allerdings ward meine Heftigkeit dadurch noch unentschuldbarer, denn bloßer Verdacht gab mir nicht das Recht, eine Frau und gar eine Freundin so zu behandeln, wie ich Frau von Epinay behandelt hatte. Aber hier beginnt die große und edle Aufgabe, die ich würdig erfüllt habe, meine verborgenen Fehler und Schwächen dadurch zu sühnen, daß ich schwerere Fehler, deren ich unfähig war und die ich auch niemals begangen hatte, ruhig auf mich nahm.

Ich hatte den gefürchteten Sturm nicht auszustehen, sondern kam mit dem bloßen Schrecken davon. Sobald ich ins Zimmer trat, fiel mir Frau von Epinay unter Tränenströmen um den Hals. Dieser unerwartete Empfang, dazu noch seitens einer alten Freundin, rührte mich aufs äußerste, auch ich weinte heftig. Ich sagte ihr ein paar Worte, die nicht viel Sinn hatten, sie erwiderte mit einigen, bei denen dies noch weniger der Fall war — und damit war alles zu Ende. Man hatte angerichtet, wir gingen zu Tisch, wo ich in Erwartung der Auseinandersetzung, die ich bis nach dem Essen aufgeschoben wähnte, eine traurige Rolle spielte, denn jede mich quälende Unruhe unterjocht mich dermaßen, daß ich sie auch dem Kurzsichtigsten nicht zu verbergen vermöchte. Meine bedrängte Miene mußte ihr Mut machen, aber dennoch wagte sie das Treffen nicht: nach dem Abendessen fand ebensowenig eine Auseinandersetzung statt wie vorher. Auch am nächsten Morgen nicht, unser schweigsames Beieinandersein wurde nur von gleichgültigen Gesprächen belebt oder von meinen ehrlich gemeinten Reden, in denen ich, unter der Versicherung

mich über die Grundlagen meines Verdachtes noch nicht äußern zu können, in aller Wahrhaftigkeit beteuerte, mein ganzes Leben solle, falls er sich als schlecht gegründet erwiese, nur das eine Ziel kennen, das ihr angetane Unrecht wieder gut zu machen. Sie bezeigte nicht die geringste Neugier, genau zu erfahren, worin denn dieser Verdacht bestände, noch wodurch er in mir aufgestiegen sei, und so blieb denn unsere Versöhnung, sowohl von ihrer wie von meiner Seite, auf die Umarmung beschränkt, die im Augenblick unseres ersten Begegnens stattgefunden hatte. Da ja nur sie allein beleidigt war, wenigstens der Form nach, schien es nicht meine Sache zu sein, eine Klärung anzustreben, um die es ihr selber nicht zu tun war, und so ging ich denn fort, wie ich gekommen. — Da ich im übrigen in alter Weise mit ihr zu verkehren fortfuhr, vergaß ich dieses ganze Zerwürfnis gar bald und war dumm genug zu glauben, auch sie habe es vergessen, da sie sich seiner nicht mehr zu erinnern schien.

Dies war, wie man bald sehen wird, nicht die einzige Verdrießlichkeit, die mir meine Schwäche zuzog, aber um dieselbe Zeit bedrängten mich noch andere, nicht weniger empfindliche, die ich nicht verschuldet hatte, sondern deren einzige Ursache dem Wunsch entsprang, mir meine Einsamkeit dadurch zu verleiden, daß man mich in ihr quälte*). Sie kamen mir von der Seite Diderots und der Holbachianer. Seit meiner Übersiedelung nach der Eremitage hatte Diderot nicht aufgehört, mich zu quälen, sei es persönlich, sei es durch Deleyre; aus den Witzeleien dieses letzteren über meine Waldspaziergänge ersah ich gar bald, mit welchem Vergnügen sie den Einsiedler in einen tändelnden Schäfer verkleidet hatten. Aber nicht hierum handelte es sich in meinen Reibereien mit Diderot, sie hatten weit ernstere Gründe. Nach der Veröffentlichung des „Natürlichen Sohnes" hatte er mir ein Exemplar dieses Buches zugeschickt,

*) Das heißt, man wollte nicht mich, sondern die Alte, deren man zur Ausführung der Verschwörung bedurfte, *nach Paris* zurückhaben. Es ist erstaunlich, daß mich mein einfältiges Vertrauen während der ganzen Dauer des langen Sturmes dies zu begreifen verhindert hat.

das ich mit allem, dem Werke eines Freundes geschuldeten Interesse und gleicher Aufmerksamkeit gelesen hatte. Als ich nun die Art dialogisierter Poetik las, die er als Anhang gegeben hat, war ich überrascht, ja sogar ein wenig betrübt, darin zwischen einigen anderen unfreundlichen, aber doch erträglichen Stellen gegen die Freunde der Einsamkeit auf jenen schroffen und harten, durch nichts eingeschränkten Satz zu stoßen: Nur der Böse ist allein. Dieser Spruch ist mehrdeutig und bietet, wie mir scheinen will, einen zwiefachen Sinn: einen äußerst wahren und einen äußerst falschen, denn es ist ja völlig unmöglich, daß ein Mensch, der allein ist und allein sein will, jemandem schaden könne und schaden wolle, und folglich kann er auch unmöglich ein Böser sein. Der Spruch an sich erforderte also eine Erklärung, aber er erforderte sie um so mehr, als sein Verfasser, da er ihn drucken ließ, einen in der Einsamkeit lebenden Freund hatte. Es schien mir verletzend und unredlich, daß er bei der Veröffentlichung dieses Spruches des einsam lebenden Freundes vergessen oder, wenn er seiner gedacht, nicht wenigstens in einer allgemeinen Wendung die ehrenvolle und gerechte Einschränkung der Regel gemacht hatte, die er nicht nur diesem Freunde, sondern so vielen geachteten Weisen schuldig war, welche zu allen Zeiten Ruhe und Frieden in der Zurückgezogenheit gesucht hatten und nun hier, zum ersten Male seit die Welt besteht, durch die Vermessenheit eines Schriftstellers mit einem einzigen Federzuge unterschiedslos zu ebensovielen Schurken gestempelt wurden.

Ich liebte Diderot zärtlich, verehrte ihn aufrichtig und rechnete mit uneingeschränktem Vertrauen auf die gleichen Empfindungen von seiner Seite. Aber aufs äußerste gequält durch seine unermüdliche Versessenheit, meinem Geschmack, meinen Neigungen, meiner Lebensweise und allem ewig entgegenzuwirken, was nur mich selber etwas anging, aufgebracht, einen jüngeren Mann mich mit aller Gewalt wie ein Kind behandeln wollen zu sehen, zurückgestoßen durch seine leichte Bereitschaft

im Versprechen und äußerste Nachlässigkeit im Halten, überdrüssig der vielen von ihm anberaumten und von ihm verfehlten Stelldicheins und seiner Unart, immer neue zu verabreden und nicht einzuhalten, und endlich müde, ihn drei oder viermal im Monat an Tagen, die er selber bestimmt, unnütz zu erwarten und abends allein zu essen, nachdem ich ihm bis Saint Denis entgegengegangen und dort den ganzen Tag auf ihn geharrt hatte, war mein Herz bereits übervoll des mir von ihm zugefügten, mannigfachen Unrechts. Doch dies letzte dünkte mich ernster und schmerzte mich tiefer. Ich beklagte mich brieflich bei ihm, aber mit einer Milde und einer Ergriffenheit, die mich mein Papier mit meinen Tränen über und über benetzen ließ, und mein Brief war so rührend, daß er auch ihm welche hätte entlocken müssen. Man würde seine Erwiderung in dieser Sache niemals erraten können, hier ist sie, Wort für Wort.

Bündel A, Nr. 33.

„Ich freue mich, daß mein Werk Ihnen gefallen, daß es Sie beeindruckt hat. Über die Einsiedler sind Sie nicht meiner Meinung; sagen Sie ihnen ruhig so viel Gutes nach, wie Sie mögen, Sie werden doch der einzige Einsiedler der Welt bleiben, von dem ich dieses Gute auch glaube: und selbst darüber ließe sich noch allerlei sagen, wenn man mit Ihnen eben sprechen könnte, ohne Sie böse zu machen. Eine achtzigjährige Frau! usw. Man hat mir neulich einen Satz aus einem Brief des Sohns der Frau von Epinay mitgeteilt, der Sie tief hat schmerzen müssen, oder ich kenne den Grund Ihrer Seele schlecht."

Die beiden letzten Sätze dieses Briefes bedürfen einer Erklärung.

Im Beginn meines Aufenthaltes auf der Eremitage schien es Frau Le Vasseur dort nicht zu gefallen, sie fand die Wohnung zu einsam. Ihre Äußerungen darüber waren mir zu Ohren gekommen, und ich hatte ihr angeboten, *sie nach* Paris zurückzubringen, wenn es ihr dort besser *gefiele*, auch ihre Wohnung dort zu bezahlen und über-

haupt ebenso für sie zu sorgen, als ob sie noch bei mir lebe. Sie schlug mein Anerbieten aus und beteuerte mir, daß es ihr auf der Eremitage ausnehmend gefiele und ihr die Landluft besonders gut täte; daß dieses wahr war, konnte man sehen, denn sie verjüngte sich sozusagen und fühlte sich viel wohler als in Paris. Ihre Tochter versicherte mir sogar, es würde der Mutter im Innersten äußerst leid gewesen sein, wenn wir die Eremitage verlassen hätten, denn sie fände den Aufenthalt dort reizend, besonders der kleine Raubgewinst am Garten und Obst, die ihrer Verwaltung unterstellt waren, sei ihr ans Herz gewachsen, sie hätte eben nur gesagt, was man ihr zu sagen eingegeben, um mich zur Rückkehr nach Paris zu bewegen.

Da dieser Versuch mißglückt war, suchten sie meinem Gewissen abzuringen, was sie über meine Weichherzigkeit nicht vermocht hatten, und machten mir ein Verbrechen daraus, die alte Frau hier draußen fern der Hilfe zu halten; deren sie in ihrem Alter wohl einmal bedürfen könnte, ohne es sich beifallen zu lassen, daß sowohl sie wie viele andere alte Leute, denen die herrliche Landluft das Leben verlängerte, diese Hilfe aus Montmorency herbeirufen konnten, das dicht vor meiner Tür lag; — kurz, sie taten, als ob es nur in Paris Greise gäbe und als ob sie auch nur dort am Leben zu bleiben vermöchten. Frau Le Vasseur, welche viel und äußerst gierig aß, litt an Gallergießungen und heftigen Durchfällen, welche jedesmal einige Tage lang anhielten und ihrer Gesundheit sehr förderlich waren. Sie hatte in Paris niemals etwas dagegen getan, sondern der Natur ihren Lauf gelassen; auf der Eremitage hielt sie es nun ebenso, da sie wohl wußte, daß sie am besten dabei fuhr. Aber das war gleichgültig; da es auf dem Land keine Ärzte und Apotheker gab, bedeutete ihr Aufenthalt dort, obwohl er ihr vortrefflich bekam, so viel als ihren Tod wollen. Diderot hätte bestimmen müssen, von welchem Alter an es einer Mordschuld gleichkäme, alte Leute außerhalb von Paris leben zu lassen.

Das war eine der beiden fürchterlichen Anklagen, um deretwillen er mich bei dem Spruche, nur der Böse

sei allein, nicht ausgenommen hatte, und darauf bezog sich auch sein pathetischer Ausruf: Eine achtzigjährige Frau! und das usw., das er so mildherzig hinzufügte.

Ich glaubte auf diesen Vorwurf nicht besser antworten zu können, als indem ich mich auf Frau Le Vasseur selber berief. Ich bat sie daher sich in dieser Sache Frau von Epinay gegenüber offen auszulassen. Und damit sie es völlig unbefangen tun könne, wollte ich ihren Brief nicht lesen, sondern zeigte ihr nur den nachstehenden, den ich an Frau von Epinay mit Bezugnahme auf eine Erwiderung schrieb, die ich einem anderen noch schrofferen Brief Diderots hatte zuteil werden lassen und deren Absendung durch sie verhindert worden war.

Am Freitag.

Frau Le Vasseur soll an Sie schreiben, liebe Freundin, und zwar habe ich sie gebeten, sich Ihnen gegenüber ganz offen auszusprechen. Um ihr jede Befangenheit zu benehmen, habe ich versprochen, ihren Brief nicht lesen zu wollen, und so bitte ich Sie auch, mir keine Mitteilungen über seinen Inhalt zu machen.

Meinen Brief an Diderot werde ich nicht absenden, da Sie es nicht wollen; da ich mich aber schwer gekränkt fühle, wäre das Geständnis, ich sei im Unrecht, eine Niedrigkeit und Falschheit, zu der ich mich niemals verstehen werde. Das Evangelium befiehlt wohl dem, der einen Backenstreich bekommen hat, die andere Wange hinzuhalten, nicht aber um Verzeihung zu bitten. Entsinnen Sie sich jener Lustspielgestalt, welche Stockhiebe austeilt und dabei ausruft: Das ist die Rolle des Philosophen?

Wähnen Sie nicht, ihn durch das herrschende schlechte Wetter am Kommen verhindern zu können. Der Zorn wird ihm die Zeit und die Kräfte geben, die ihm die Freundschaft nicht zu verleihen vermochte, und zum ersten Male in seinem Leben wird er am versprochenen Tage eintreffen. Er wird sein Äußerstes *tun*, um hierher zu gelangen, und mir mündlich die

Beleidigungen zu wiederholen, die er in seinen Briefen gegen mich vorbringt — und ich werde sie nichts weniger als geduldig hinnehmen. Dann wird er krank davon nach Paris zurückkehren, und ich werde wieder wie üblich der unausstehliche Mensch gewesen sein. Was läßt sich dagegen tun? Es muß ertragen werden!

Bewundern Sie indessen nicht die Weisheit dieses Mannes, der mich im Wagen von Saint Denis abholen wollte, um mich, nachdem wir dort zusammen gespeist, im Wagen hierher zurückzubringen, und dem dann acht Tage später (Bündel A, Nr. 34) seine Vermögensumstände nur noch erlauben wollen, zu Fuß nach der Eremitage zu kommen? Es ist nicht völlig unmöglich, um in seiner Sprache zu reden, daß also der Ton der Aufrichtigkeit klingt, dann müssen in den acht Tagen aber seltsame Veränderungen in seinen Vermögensumständen vorgegangen sein.

Ich nehme Anteil an dem Kummer, den Ihnen die Krankheit Ihrer Frau Mutter bereitet, aber Sie sehen wohl, daß Ihr Schmerz an den meinen nicht heranreicht. Es ist weniger schmerzlich, die Menschen, die man liebt, krank zu sehen, als ungerecht und rücksichtslos.

Leben Sie wohl, meine gute Freundin, dies ist das letzte Mal, daß ich Ihnen von dieser leidigen Angelegenheit gesprochen haben will. Sie erwähnen Ihre Absicht nach Paris zu gehen mit einer Kaltblütigkeit, die mich zu jeder anderen Zeit äußerst erfreuen würde.

Auf den Vorschlag der Frau von Epinay teilte ich Diderot mit, was ich in betreff der Frau Le Vasseur getan, und da Frau Le Vasseur, wie leicht zu erwarten war, sich für die Eremitage entschieden hatte, wo es ihr gesundheitlich sehr gut ging, wo sie stets Gesellschaft fand und überhaupt in jeder Beziehung sehr angenehm lebte, wußte Diderot nicht mehr, was er mir als Verbrechen auslegen sollte, und so stempelte er denn diese meine Vorsicht dazu und hörte im übrigen auch nicht auf, mir die Fortdauer des Aufenthaltes der Frau Le Vasseur auf der Eremitage als solches anzurechnen, obgleich sie

ihrer Wahl entsprang und es nur von ihr abgehangen hätte und noch immer abhing, mit denselben Unterstützungen, die sie bislang von mir genossen, nach Paris zurückzukehren.

Das war die Erklärung des ersten Vorwurfes in Diderots Brief (Nr. 33). Die Erklärung des zweiten findet sich im Brief Nr. 34.

„Der Gelehrte (diesen Spitznamen hatte Grimm dem Sohn der Frau von Epinay beigelegt), der Gelehrte hat Ihnen wohl geschrieben, daß er zwanzig hungernden und frierenden Bettlern auf dem Wall begegnet ist, die vergeblich des Hellers harrten, den Sie einem jeden von ihnen zu geben pflegten! — Dies ein Pröbchen unseres nichtsnutzigen Geplauders. — — Könnten Sie auch das übrige vernehmen, würd' es Sie ganz ebenso ergötzen wie dieser Bruchteil."

Meine Antwort auf dieses schreckliche, Diderot scheinbar so stolz machende Argument lautete folgendermaßen:

„Ich glaube dem Gelehrten, das heißt dem Sohn eines Generalpächters, geantwortet zu haben, daß ich die Armen, die er meines Scherfleins harrend auf dem Walle angetroffen, keineswegs bedauere, da er sie ja sicherlich aufs reichlichste entschädigt haben würde, und daß ich ihn auch für die Zukunft zu meinem Stellvertreter ernennte, und wähnte, die Pariser Bettler würden diesen Wechsel nicht zu beklagen haben, während es mir nicht so leicht gelingen möchte, einen ebensoguten Stellvertreter für die Armen zu Montmorency zu finden, obgleich sie seiner weit mehr bedürften. Es gibt hier einen wackeren, ehrwürdigen Greis, der sein ganzes Leben gearbeitet hat, und nun, da er es nicht mehr imstande ist, auf seine alten Tage hungert. Mein Gewissen freut sich der zwei Sous, die ich ihm an allen Montagen gebe, weit mehr als der hundert Heller, die ich an die Hallunken auf dem Walle verteilt haben würde. Ihr seid ergötzlich, Ihr *Herren* Philosophen, wenn Ihr die Städtebewohner für

die einzigen Menschen haltet, gegen die Ihr Pflichten habt. Gerade auf dem Lande lernt man zu lieben und der Menschheit zu dienen — in den Städten dagegen lernt man sie verachten."

Dies waren die seltsamen Gewissensfragen, um deretwillen ein kluger Mann die Torheit besaß, mir allen Ernstes meine Entfernung aus Paris als ein Verbrechen zur Last zu legen und vorzugeben, er habe mir durch mein eigenes Beispiel bewiesen, daß man nicht außerhalb der Hauptstadt leben könne, ohne ein schlechter Mensch zu sein. Heute begreife ich nicht mehr, wie ich habe die Dummheit besitzen können, ihm zu antworten und mich zu kränken, anstatt ihm statt jeder Antwort ins Gesicht zu lachen. Die Aussprüche der Frau von Epinay und das Geschrei der Holbachischen Sippe hatte indessen die Gemüter so sehr zu seinen Gunsten eingenommen, daß man ganz allgemein dafür hielt, ich sei in dieser Sache im Unrecht, und daß sogar Frau von Houdetot, eine große Bewunderin Diderots, wünschte, ich möchte ihn in Paris besuchen und alle Schritte zu einer Versöhnung tun, die, obgleich sie von meiner Seite ganz aufrichtig und rückhaltslos gemeint war, sich dennoch als wenig dauerhaft erwiesen hat. Sie wußte mein Herz durch den Spruch zu besiegen, daß Diderot augenblicklich unglücklich sei. Außer dem gegen die Enzyclopädie entfesselten Sturme war damals noch ein zweiter ungemein heftiger wegen seines Stückes gegen ihn losgebrochen, das man ihn, trotz der kleinen Erinnerung, die er ihm vorausgeschickt, völlig aus Goldoni entlehnt zu haben beschuldigte. Diderot, der gegen Kritik noch empfindlicher war als Voltaire, fühlte sich damals völlig niedergeschmettert. Frau von Graffigny hatte sogar die Bosheit besessen, das Gerücht zu verbreiten, ich habe dieserhalb mit ihm gebrochen. Ich fand es gerecht und edelmütig, öffentlich das Gegenteil darzutun, und so schickte ich mich denn an, zwei Tage nicht nur mit ihm, sondern als sein Gast in seinem Hause zu verbringen. Dies war seit meiner Niederlassung auf der Eremitage meine zweite Reise nach Paris. Die erste hatte

ich gemacht, um zu dem armen Gauffecourt zu eilen, der einen Schlaganfall gehabt hatte, von dem er sich nie wieder ganz erholte; solange jedoch die geringste Gefahr für sein Leben bestand, wich ich nicht von seinem Bett.

Diderot nahm mich gut auf. Wieviel Kränkungen kann die Umarmung eines Freundes nicht vergessen machen und welcher Groll darf danach noch im Herzen bleiben!? Wir machten einander wenig Erklärungen: nach gegenseitigen Verletzungen bedarf es ihrer nicht. Nur eines tut not: man muß sie zu vergessen wissen! Heimliche Ränke waren, wenigstens meines Wissens nach, nicht vorgekommen, es stand hier nicht so wie um Frau von Epinay. Er zeigte mir den Plan des „Familienvaters". „Das ist," sagte ich ihm, „die beste Verteidigung des ‚Natürlichen Sohnes', die es geben kann. Bewahren Sie Stillschweigen, arbeiten Sie dieses Stück sorgfältig und schleudern Sie es dann plötzlich statt jeder Antwort Ihren Feinden ins Gesicht." Er tat es und fuhr gut dabei. Vor mehr als sechs Monaten hatte ich ihm die beiden ersten Teile der Julie geschickt, damit er mir seine Meinung darüber sagen möchte. Er hatte sie noch nicht gelesen. Wir lasen einen Abschnitt zusammen. Er fand alles, wie er sich ausdrückte, zu „blätterig", das heißt, zu sehr mit Worten und Schwulst überladen. Ich hatte das selber schon empfunden, aber es war wie ein Reden im Fieber, ich habe es niemals verbessern können. Den letzten Teilen haftet nichts davon an, besonders der vierte und der sechste sind Meisterwerke, was den Vortrag anbetrifft.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, wollte er mich unter allen Umständen zu Herrn von Holbach zum Abendessen mitnehmen. Wir waren hierüber sehr entgegengesetzter Meinung, denn ich trug mich sogar mit dem Gedanken, das Übereinkommen wegen des Chemie-Manuskriptes zu brechen, weil es mich aufbrachte, jenem Manne dafür verpflichtet sein zu sollen. Diderot drang in allen Stücken durch. Er schwor mir, Herr von Holbach liebe mich von ganzem Herzen, seinen Ton, den er *gegen jedermann* anschlüge und unter dem seine Freunde

mehr zu leiden hätten als irgend jemand sonst, müsse man ihm eben verzeihen. Er hielt mir vor, die Zurückweisung der Erträgnisse aus diesem Manuskript sei, da ich sie zwei Jahre vorher angenommen, gleichbedeutend mit einer Ehrenkränkung des Schenkers, die dieser wahrlich nicht verdient habe, ja, diese Weigerung könne mir sogar falsch gedeutet werden, nämlich als ein versteckter Vorwurf, daß mit dem Abschluß des Ankaufes so lange gezögert worden sei. „Ich sehe Holbach täglich," setzte er hinzu, „und kenne seine seelische Stimmung besser als Sie. Wenn Sie nicht Veranlassung hätten, damit zufrieden zu sein, hielten Sie mich dann als Ihren Freund für fähig, Ihnen eine Erniedrigung anzuraten?" Kurz, in meiner üblichen Schwäche ließ ich mich knechten, und wir gingen zum Abendessen zu dem Baron, der mich in seiner gewöhnlichen Weise aufnahm. Seine Frau jedoch empfing mich kalt, ja, sogar fast unfreundlich. Ich erkannte jene liebenswürdige Karoline, die mir als Mädchen so deutliches Wohlwollen entgegengebracht hatte, kaum wieder. Ich hatte schon viel früher zu empfinden geglaubt, daß man mich im Hause zu Aine, seit Grimm darin verkehrte, nicht mehr mit freundlichen Augen ansah.

Während ich in Paris war, traf Saint Lambert, vom Heere kommend, dort ein. Ich wußte nichts davon und sah ihn erst nach meiner Rückkehr aufs Land, zuerst auf der Chevrette und dann auf der Eremitage, wohin er mit Frau von Houdetot kam, um mich zum Mittagessen einzuladen. Man kann sich denken, ob ich sie mit Freuden empfing, aber weit größere wirkte mir noch das Gewahren ihres guten Einvernehmens. Zufrieden, ihr Glück nicht gestört zu haben, ward auch ich glücklich darin, und ich kann schwören, daß ich während meiner ganzen unsinnigen Leidenschaft, vor allem aber in diesem Augenblick, Frau von Houdetot ihm nicht hätte rauben mögen, wenn ich es auch vermocht hätte, ja, daß ich nicht einmal die Versuchung dazu empfand. Ich fand sie in ihrer Liebe zu Saint Lambert so liebenswürdig, daß ich mir kaum vorzustellen vermochte, sie hätte es in einer Liebe zu

mir in gleichem Maße sein können. Ohne ihre Vereinigung stören zu wollen, habe ich in meiner Raserei in Wahrheit von ihr doch nicht mehr gewollt, als nur sie möchte sich lieben lassen. Kurz, in wie heftiger Leidenschaft ich auch für sie immer gebrannt haben mag, ich fand es ebenso süß, der Vertraute wie der Gegenstand ihrer Liebe zu sein, und habe keinen Augenblick lang ihren Geliebten als meinen Nebenbuhler, sondern stets als meinen Freund empfunden. Man wird sagen, so sei auch dieses nicht Liebe gewesen — gut, dann war es jedoch mehr.

Und Saint Lambert benahm sich wie ein ehrenwerter und gerechter Mann: da ich allein schuldig war, ward auch ich allein bestraft, und sogar mit aller Nachsicht. Er behandelte mich rauh, aber freundschaftlich und ich gewahrte, daß ich zwar etwas von seiner Achtung, nichts aber von seiner Freundschaft eingebüßt hatte. Ich tröstete mich darüber, wohl wissend, daß es mir viel leichter werden würde, jene zurückzuerobern denn diese, außerdem war er zu klug, um eine unfreiwillige vorübergehende Schwäche mit einem Charakterfehler zu verwechseln. Wenig von dem, was vorgegangen, war wirklich eine Schuld und ein Vergehen meinerseits. Hatte ich mich um seine Geliebte bemüht? Oder war es nicht viel mehr er gewesen, der sie zu mir geschickt? Und hatte nicht sie mich aufgesucht? Hätte ich es umgehen können, sie zu empfangen? Was hätte ich tun sollen? Sie beide allein hatten das Böse getan, ich hatte es nur erlitten. An meiner Stelle würde er wie ich und vielleicht noch schlimmer gehandelt haben, denn wie treu, wie achtbar Frau von Houdetot auch sein mochte, sie blieb doch immer ein Weib, — und er war abwesend, die Gelegenheiten waren häufig, die Versuchungen lebhaft und es würde ihr wohl schwer geworden sein, sich gegen einen unternehmenderen Mann stets mit dem gleichen Erfolge zu verteidigen. Es war wirklich viel von ihrer und meiner Seite, uns in einer derartigen Lage selber Grenzen gesteckt und sie niemals überschritten zu haben.

Obgleich ich mir also in der Tiefe meines Herzens ein *recht ehrenvolles* Zeugnis ausstellen konnte, war der An-

schein doch so sehr wider mich, daß die unbesiegliche, mich stets beherrschende Scham mir vor ihm die Miene eines Schuldigen aufdrückte, was er gar oft mißbrauchte, um mich zu demütigen. Ein einziger Zug wird dieses gegenseitige Verhalten kennzeichnen. Nach dem Essen las ich ihm den Brief vor, den ich im vorhergehenden Jahre an Voltaire geschrieben und von dem Saint Lambert sprechen gehört hatte. Während ich vorlas, schlief er ein — und ich, einst so stolz und jetzt so demütig — ich wagte nicht einmal im Lesen einzuhalten, sondern las und las — und las so lange fort, als es ihm zu schnarchen beliebte. So erniedrigte ich mich und so rächte er sich, aber sein Edelmut ließ ihn seine Rache wenigstens nur üben, wenn wir zu dreien allein waren.

Als er wieder abgereist war, fand ich Frau von Houdetot sehr verändert gegen mich. Es überraschte mich, als ob ich darauf nicht hätte gefaßt sein müssen, und erschütterte mich mehr als recht war, und daraus erwuchs mir viel Leid. Es war als ob alles, wovon ich Heilung erwartete, den Pfeil nur noch tiefer in mein Herz stieß, den ich dann endlich eher abgebrochen als herausgerissen habe.

Ich war völlig entschlossen mich zu überwinden und nichts zu unterlassen, um meine unsinnige Leidenschaft in eine reine und dauernde Freundschaft zu verwandeln. Ich hatte dazu die schönsten Pläne von der Welt gemacht, aber zu ihrer Ausführung bedurfte ich der Mitwirkung der Frau von Houdetot. Als ich zu ihr darüber sprechen wollte, fand ich sie zerstreut und verlegen, ich empfand, daß sie aufgehört hatte, gern mit mir zusammen zu sein, und sah deutlich, daß irgend etwas vorgefallen war, das sie mir nicht sagen wollte, und das ich auch niemals erfahren habe*). Diese Änderung, für die ich keine Erklärung zu erlangen vermochte, kränkte mich tief. Sie forderte ihre Briefe zurück, und ich händigte sie ihr alle mit größter Treue aus, dennoch tat sie mir

*) Grimm hatte die Freundlichkeit gehabt, an Saint Lambert einen anonymen Brief zu schreiben, in dem er dessen Eifersucht durch Aufführung aller Gefälligkeiten, welche Frau von Houdetot Rousseau etwa erwiesen haben konnte, und durch die Versicherung wachzurufen suchte, sie sei geneigt, Rousseau ihre Gunst völlig zu schenken. A. d. Ü.

den Schimpf an, sie für einen Augenblick in Zweifel zu ziehen. Dieser Zweifel war eine neue unerwartete Marter für mein Herz, das sie doch so gut kennen mußte. Sie ließ mir dann Gerechtigkeit widerfahren, aber nicht auf der Stelle, ich merkte, daß die Prüfung des ihr ausgehändigten Briefbündels sie ihr Unrecht hatte einsehen lassen, und sah sogar, daß sie sich um seinetwillen gram war, was mich wieder etwas an Boden gewinnen ließ. Sie konnte ihre Briefe nicht zurücknehmen, ohne mir auch die meinigen wiederzugeben. Sie sagte mir, sie hätte sie verbrannt, ich wagte meinerseits daran zu zweifeln und gestehe, daß ich es auch noch heute tue. Nein, derartige Briefe wirft man nicht ins Feuer! Man hat die Briefe in der „Julie" glühend gefunden, Gott! wie würde man dann diese genannt haben? Nein, nein, niemals möchte die, welche eine solche Leidenschaft zu erregen vermochte, den Mut gefunden haben, deren Beweise zu verbrennen*). Aber ich fürchte ebensowenig, sie könnte damit Mißbrauch getrieben haben: ich halte sie dessen für unfähig, überdies hatte ich dagegen eine Brustwehr errichtet. Die dumme, aber lebhafte Furcht verlacht zu werden, hatte mich diesen Briefwechsel in einem Tone beginnen lassen, der meine Briefe vor jeder Verbreitung schützen mußte. Ich trieb die Vertraulichkeit, die meine Trunkenheit mir eingab, bis zum Duzen: welch ein Duzen aber! sie konnte darüber wahrlich nicht beleidigt sein. Trotzdem beklagte sie sich mehrmals, jedoch ohne Erfolg: ihre Verwahrungen vergrößerten nur meine Furcht, und außerdem konnte ich mich auch nicht zum Aufgeben des einmal Eroberten entschließen. Wenn diese Briefe noch vorhanden sind und eines Tages bekannt werden sollten, wird man wissen, wie ich geliebt habe.

Der Schmerz, den mir die Erkaltung der Frau von Houdetot zufügte, und die Gewißheit, sie nicht verdient zu haben, ließen mich den seltsamen Entschluß fassen, mich darüber bei Saint Lambert selber zu beklagen. Während ich der Wirkung harrte, die der in dieser Angelegenheit an ihn geschriebene Brief haben würde, über-

*) *Frau von Houdetot* hatte die Briefe dennoch verbrannt. A. d. Ü.

ließ ich mich den Zerstreuungen, die ich schon viel früher hätte aufsuchen sollen. Auf der Chevrette fanden Feste statt, zu denen ich Musik verfaßte. Die Freude, in Frau von Houdetots Gegenwart Ehre mit einem Talente einzulegen, das sie liebte, befeuerte meinen Schwung und noch etwas anderes tat das, nämlich der Wunsch zu zeigen, daß der Verfasser des Dorfwahrsagers Musik zu schaffen verstand, denn ich hatte schon seit langem wahrgenommen, daß irgend jemand im geheimen daran arbeitete, dies zweifelhaft zu machen, wenigstens was das Komponieren anbetraf. Mein erstes Auftreten in Paris, die Prüfungen, denen ich zu so wiederholten Malen sowohl bei Herrn Dupin wie bei Herrn de La Popelinière unterworfen worden war, die zahlreiche Musik, welche ich dort vierzehn Jahre lang in der Mitte und unter den Augen der berühmtesten Künstler geschrieben hatte, endlich die Oper Die galanten Musen, und der Dorfwahrsager selber, eine Motette, die ich für Fräulein Fel gemacht und die sie im „Geistlichen Konzert" gesungen hatte, all die Unterredungen, die ich über diese schöne Kunst mit den größten Meistern gehabt, alles dieses hätte doch einem derartigen Zweifel vorbeugen oder ihn zerstreuen müssen. Nichtsdestoweniger bestand er, sogar auf der Chevrette, und ich merkte, daß auch Herr von Epinay davon nicht frei war. Mit dem Anschein, es nicht gewahr geworden zu sein, erbot ich mich, ihm eine Motette zur Einweihung der Kapelle auf der Chevrette zu komponieren, und bat ihn, den Text selber zu wählen. Er beauftragte von Linant, den Hofmeister seines Sohnes, ihn zu dichten. Von Linant brachte etwas dem Zweck Entsprechendes herbei und acht Tage, nachdem er es mir ausgehändigt hatte, war die Motette vollendet. Diesmal ward der Ärger mir zum Apoll, niemals ist gediegnere Musik aus meinen Händen gekommen. Der Text begann mit den Worten: Ecce sedes hic Tonantis*). Das Prunken der einleitenden Musik entsprach diesen Worten, und die ganze übrige Motette

*) Inzwischen habe ich festgestellt, daß diese Worte von Santeul stammen, Herr von Linant sie sich also in aller Stille angeeignet hatte.

war von einer Melodienschönheit, die aller Welt auffiel. Ich hatte sie für großes Orchester geschrieben. Von Epinay berief vorzügliche Musiker. Frau Bruna, eine italienische Sängerin, sang die Motette und wurde gut begleitet. Die Motette hatte einen so großen Erfolg, daß man sie später im „Geistlichen Konzert" wiederholt hat, wo sie trotz der heimlichen Treibereien und der unwürdigsten Ausführung zweimal den gleichen großen Erfolg hatte. Zum Geburtstag des Herrn von Epinay steuerte ich den Plan zu einer Art Theaterstück bei, halb Drama, halb Pantomime, das Frau von Epinay ausarbeitete und zu dem ich gleichfalls die Musik schrieb. Als Grimm ankam, hörte er von meinen musikalischen Erfolgen sprechen. Eine Stunde nach seiner Ankunft sprach niemand mehr davon: aber soviel ich weiß, zog man wenigstens nicht mehr in Zweifel, daß ich mich aufs Komponieren verstände.

Kaum war Grimm auf der Chevrette, wo es mir schon an sich nicht allzu sehr behagte, so vollbrachte er es, mir durch ein Benehmen, wie ich es noch niemals an jemandem erlebt oder auch nur für möglich gehalten hätte, den Aufenthalt dort völlig unerträglich zu machen. Am Abend vor seiner Ankunft warf man mich aus meinem gewohnten, neben Frau von Epinays Gemach liegenden Gastzimmer, bereitete es für Herrn Grimm vor und brachte mich in einem anderen entlegeneren unter. „So verdrängen," sagte ich lachend zu Frau von Epinay, „die aufgehenden Sterne stets die alten." Sie erschien mir verlegen. Den Grund dazu begriff ich vom selben Abend an noch besser, als ich hörte, daß ihr Zimmer mit dem von mir verlassenen durch eine geheime Tür in Verbindung stehe, die sie mir niemals zu zeigen für nötig gehalten hatte. Ihr Umgang mit Grimm war weder in ihrem Hause noch draußen und nicht einmal ihrem Gatten ein Geheimnis, aber sie hatte es mir, dem zuverlässigen Vertrauten von Geheimnissen, die ihr weit wichtiger sein mußten, niemals zugeben wollen, sondern sich stets aufs heftigste dagegen verwahrt. Ich begriff nun, *daß diese* Zurückhaltung ihre Quelle in Grimm hatte,

der als Mitwisser all meiner Geheimnisse dennoch nicht wünschte, daß ich auch nur eines der seinen teilte.

Welch große Voreingenommenheit mir meine alten, noch nicht erloschenen Gefühle und die wirkliche Begabung dieses Mannes für ihn auch einflößten, sie vermochten gegen seine Bemühungen, sie zu zerstören, nicht standzuhalten. Sein erstes Auftreten glich dem Benehmen des Grafen von Tuffière. Kaum geruhte er, mich zu begrüßen; das Wort richtete er kein einziges Mal an mich und benahm auch mir bald, es zu tun, indem er mir überhaupt nicht antwortete. Er maßte sich überall den Vortritt an, stellte sich allenthalben an den ersten Platz, ohne mir jemals auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Das wäre noch hingegangen, hätte er es nicht mit einer verletzenden Absichtlichkeit getan: man soll darüber nach einem Beispiel von tausenden selber urteilen. Frau von Epinay war eines Abends nicht ganz wohl, hatte sich ihr Essen auf ihr Zimmer bestellt und begab sich hinauf, um an ihrem Kamin gemächlich zu speisen. Sie lud mich ein mit ihr zu kommen, und ich tat es. Grimm kam später nach. Der kleine Tisch war bereits gedeckt, und zwar nur mit zwei Bestecken. Man fing an aufzutragen, und Frau von Epinay setzte sich an eine Seite des Kamins. Grimm ergreift einen Sessel, läßt sich auf der anderen Seite ihr gegenüber nieder, zieht den kleinen Tisch zwischen sich und sie, entfaltet seine Serviette und fängt zu essen an, ohne mir ein einziges Wort zu sagen. Frau von Epinay errötete und bot mir, um ihn zur Beilegung seiner Grobheit zu zwingen, ihren eigenen Platz an. Er richtet kein Wort an mich und sieht mich auch nicht an. Da ich ans Feuer nicht gelangen konnte, entschloß ich mich, im Zimmer auf und ab zu gehen, bis man ein drittes Gedeck für mich gebracht haben würde. Er ließ mich dann am Ende des Tisches fern vom Feuer essen, ohne die geringste Entschuldigung gegen mich vorzubringen, gegen mich, den Kränklichen, den Bejahrteren, den älteren Freund des Hauses, der ihn erst eingeführt hatte, und dem gegenüber er als Erwählter der Dame des Hauses sogar den höflichen Wirt hätte

machen müssen. Sein ganzes Betragen gegen mich entsprach in allen Punkten dieser Probe. Er behandelte mich nicht völlig wie seinen Untergebenen, sondern vielmehr wie eine Null. Ich hatte Mühe, den steifen Pedanten an ihm wiederzuerkennen, der sich im Gefolge des Prinzen von Sachsen-Gotha durch meine Blicke geehrt gefühlt hatte. Noch schwerer ward es mir, dieses tiefe Stillschweigen gegen mich und den beleidigenden Dünkel mit der zärtlichen Freundschaft in Einklang zu bringen, die er für mich zu empfinden sich bei allen rühmte, die er mir wirklich Freund wußte. Allerdings äußerte sich diese seine Freundschaft nur in Klagen über meine bedrängte Lage, über die ich selber niemals klagte, in Mitleid mit meinem traurigen Los, mit dem ich äußerst zufrieden war, und in bitteren Beschwerden über meine Halsstarrigkeit, all seine wohltätige Fürsorge zurückzuweisen, die er mir angedeihen lassen zu wollen vorgab. Durch solche Kniffe wußte er seiner zärtlichen Großmut Bewunderung und meiner undankbaren Menschenfeindlichkeit Tadel zu erregen und alle Welt unmerklich an die Auffassung zu gewöhnen, zwischen einem Beschützer gleich ihm und einem Unglücklichen gleich mir könne kein anderes Verhältnis als das der Wohltaten auf der einen, das der Dankbarkeit auf der anderen Seite bestehen, ohne darin, auch nur als eine Möglichkeit, eine freundschaftliche Beziehung von Gleich zu Gleich gelten zu lassen. Was mich anbetrifft, so habe ich vergeblich danach gesucht, wofür ich diesem neugebackenen Gönner hätte zu Dank verpflichtet sein können. Ich hatte ihm Geld geliehen, er mir niemals, ich hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, war ich krank, sah er kaum einmal nach mir; ich hatte alle meine Freunde zu den seinen gemacht, keiner der seinigen ist mir's, dank seiner, jemals geworden; ich habe sein Lob mit allen meinen Kräften gesungen, und er — wenn er mich gepriesen hat, so muß es weniger öffentlich und auf eine ganz besondere Weise geschehen sein. — Niemals hat er mir irgend einen Dienst irgendwelcher Art erwiesen oder auch nur angeboten. *Auf welche* Weise war er also mein Mäcen? wie ich sein

Schützling? Das ging über meinen Verstand und übersteigt ihn auch noch heute.

Mehr oder weniger anmaßend benahm er sich zwar gegen alle Welt, gegen niemanden jedoch so roh wie gegen mich. Ich entsinne mich, daß ihm Saint Lambert einmal beinahe seinen Teller an den Kopf geworfen hätte wegen eines bei Tisch grob mit den Worten: „Das ist nicht wahr!" vorgebrachten Widerspruchs. Mit seinem von Natur schroffen Tone verband er die dünkelhafte Selbstgefälligkeit eines Emporkömmlings und war durch seine ewige Unverschämtheit sogar beinah lächerlich. Der Umgang mit den Großen hatte ihn so verwirrt, daß er sich selber ein Ansehen gab, wie man es an dem Unverständigsten unter ihnen nicht hätte gewahr werden können. Seinen Lakaien rief er niemals anders an wie „He!" als ob Ihro Gnaden bei der Unzahl ihrer Bedienten nicht wissen konnten, welcher derselben am heutigen Tage den Dienst hatte. Wenn er ihn zu einem Einkauf ausschickte, warf er das Geld auf den Boden, anstatt es ihm in die Hand zu geben. Kurz, er vergaß so völlig einen Menschen vor sich zu haben, behandelte ihn mit so kränkender Verachtung und so gefühlloser Geringschätzung in allen Dingen, daß der arme Bursche, ein äußerst braver Junge, den ihm Frau von Epinay empfohlen hatte, seinen Dienst aus keinem anderen Grunde aufgab, denn aus der Unmöglichkeit, eine derartige Behandlung ertragen zu können; er war der La Fleur dieses neugebackenen Hochmutsteufels.

Da er ebenso eingebildet wie eitel war, machte er mit seinen dicken glasigen Augen und seiner schlotterigen Gestalt Anspruch auf Glück bei Frauen, und seit seiner Posse mit Fräulein Fel galt er auch bei vielen von ihnen für einen Mann von großen Gefühlen. Das hatte ihn in Mode gebracht und seinen Sinn auf frauenhafte Gepflegtheit des Äußeren gewandt, er fing also an, den schönen Mann zu spielen, seine Toilette wu
einer Haupt- und Staatsaktion, alle Welt wu
er Weiß auflegte, und ich, der ich es
wollte, ward doch dazu bekehrt, u

durch die Verschönerung seiner Haut, und weil ich Schminkdosen auf seinem Toilettentisch gesehen hatte, sondern weil ich ihn eines Morgens beim Betreten seines Zimmers damit beschäftigt fand, seine Nägel mit einer kleinen eigens hierzu verfertigten Bürste zu bürsten, ein Geschäft, daß er stolz in meiner Gegenwart fortsetzte. Ich meinte, ein Mann, der alle Morgen zwei Stunden damit verbrachte, seine Nägel zu bürsten, konnte sehr wohl auch einige Augenblicke darauf verwenden, die Runzeln seiner Haut mit weißer Schminke zu verputzen. Der wackere Gauffecourt, der kein Blatt vor den Mund nahm, hatte ihn witzig genug auf den Namen „Tyrann der Weiße" getauft.

Doch alles das waren nur Lächerlichkeiten, wenn auch meinem Charakter sehr widrige. Sie machten mir schließlich den seinen vollends verdächtig. Es ward mir schwer, zu glauben, daß ein Mann, dem der Kopf derartig verdreht werden konnte, sein Herz auf dem rechten Fleck haben möchte. Er setzte in nichts so sehr seinen Stolz wie in Seelenzartheit und Gefühlsstärke. Wie vertrug sich das mit Fehlern, die sonst nur kleinlichen Seelen anhaften. Wie können die starken dauernden Regungen, von denen ein gefühlvolles Herz von sich abgezogen wird, ihm verstatten, sich mit so vielen kleinlichen Sorgen für die eigene kleine Person zu befassen? Mein Gott, wer sein Herz wirklich von diesem himmlischen Feuer durchdrungen fühlt, sucht es auszustrahlen und sein Inneres zu zeigen. Er möchte am liebsten sein Herz in sein Gesicht legen, eine andere Schminke gibt es für ihn nicht.

Ich erinnerte mich des Grundgedankens seiner Moral, von dem mir Frau von Epinay gesprochen, und den sie sich zu eigen gemacht hatte. Dieser Grundgedanke bestand in einem einzigen Gebot des Inhaltes, daß die einzige Pflicht des Menschen darin bestände, in allem seinem Herzen zu folgen. Als ich dieses Moralgesetz hörte, gab es mir schrecklich zu denken, wenn ich es damals auch nur für eine Gedankenspielerei hielt. Aber *bald* gewahrte ich, daß er sein Leben wirklich danach

regelte und mußte den Beweis später nur allzu hart am eigenen Leibe erfahren. Es war jene innere Doktrin, von der mir Diderot so viel gesprochen hatte, ohne sie mir jemals zu erklären.

Ich entsann mich der häufigen Warnungen, die mir vor Jahren zuteil geworden waren, nämlich, daß dieser Mann falsch sei, Gefühl nur erheuchle und vor allem, daß er mich nicht liebe. Ich erinnerte mich mehrerer kleiner Geschichten, die mir hierüber erzählt worden, und zwar von Herrn von Francueil und Frau von Chenonceaux, die ihn beide nicht schätzten und ihn doch kennen mußten, da Frau von Chenonceaux eine Tochter der Frau von Rochechouart war, der nächsten Freundin des verstorbenen Grafen von Friesen, und da Herr von Francueil damals als naher Freund des Vicomte von Polignac viel im Palais Royal verkehrte, und zwar gerade zu der Zeit als Grimm sich dort einzuführen begann. Ganz Paris erfuhr von seiner Verzweiflung über den Tod des Grafen von Friesen. Es galt da, den Ruf aufrecht zu erhalten, den er sich nach der Sprödigkeit des Fräulein Fel erworben hatte; wäre ich weniger verblendet gewesen, hätte ich damals schon seiner Windbeutelei besser denn irgend jemand auf den Grund schauen müssen. Man mußte ihn nach dem Hotel Castries bringen, wo er, dem tödlichsten Kummer hingegeben, seine Rolle würdig spielte. Jeden Morgen begab er sich dort in den Garten, um nach Herzenslust weinen zu können, und schon von ferne, sobald er nur in Sehweite des Schlosses gelangt war, preßte er sich sein tränenfeuchtes Taschentuch auf die Augen, an der Biegung eines bestimmten Weges jedoch sahen ihn Leute, auf die er nicht bedacht war, jedesmal flugs sein Taschentuch wieder in die Tasche stecken und ein Buch hervorziehen. Diese oft wiederholte Beobachtung sprach sich bald in ganz Paris herum und ward fast ebenso schnell wieder vergessen. Auch mir war es so ergangen, bis ein mich selbst betreffender Umstand sie mir wieder ins Gedächtnis brachte. Ich lag in der Grenellestraße auf den Tod darnieder. Grimm war auf dem Lande. Eines Morgens nun trat er atemlos bei

mir ein und sagte, er sei eben erst angekommen und stehenden Fußes zu mir geeilt; einen Augenblick darauf erfuhr ich, daß er schon am Tage vorher eingetroffen und abends im Theater gesehen worden war.

Tausend derartige Dinge fielen mir wieder ein, eine Beobachtung jedoch, die ich zu meiner Überraschung erst so spät machte, beeindruckte mich mehr als alles übrige. Ich hatte Grimm ausnahmslos zu allen meinen Freunden gebracht, und alle waren auch ihm Freund geworden. Ich vermochte mich so wenig von ihm zu scheiden, daß ich kaum wünschte, mir die Tür eines Hauses offen zu halten, das nicht auch ihm offen stand. Einzig Frau von Créqui hatte sich geweigert, ihn zu empfangen und so hörte denn auch ich von da an auf, sie zu besuchen. Grimm seinerseits erwarb sich sowohl auf eigene Faust wie durch Vermittelung des Grafen von Friesen andere Freunde. Aber niemals ist ein einziger von ihnen auch der meine geworden, niemals hat er mich auch nur mit einem Worte aufgefordert, wenigstens ihre Bekanntschaft zu machen, und kein einziger von allen, denen ich bisweilen von ungefähr in seinem Hause begegnet bin, hat mir jemals das geringste Wohlwollen bezeigt, nicht einmal der Graf von Friesen, bei dem er wohnte und mit dem es mir folglich sehr angenehm sein mußte in eine wenn auch lose Beziehung zu treten, und ebensowenig der Graf von Schomberg, sein Verwandter, mit dem Grimm noch enger befreundet war.

Noch mehr: meine eigenen Freunde, die ich dann auch zu den seinen machte und die mir vor dieser Bekanntschaft aufs treueste angehangen hatten, veränderten sich mir gegenüber deutlich, sobald sich ihre Beziehungen zu ihm enger knüpften. Niemals hat er mir einen der Seinen zum Freunde gegeben, ich dagegen ihm alle die Meinen — und schließlich hat er sie mir alle völlig entfremdet. Wenn derart die Wirkungen der Freundschaft bestellt sind, welches Gesicht haben dann die Wirkungen des Hasses?

Sogar Diderot machte mich zu Anfang mehrmals *darauf* aufmerksam, daß Grimm, in den ich so großes

Vertrauen setzte, nicht mein Freund sei. Später sprach er dann anders — nämlich als er selber aufgehört hatte, der meine zu sein.

Die Bestimmung, die ich über meine Kinder getroffen, war so geartet gewesen, daß sie niemandes Beistand bedurft hatte. Dennoch setzte ich meine Freunde davon in Kenntnis, und zwar nur, damit sie es wüßten und ich in ihren Augen nicht besser erscheinen möchte, als ich wirklich war. Diese Freunde waren ihrer drei: Diderot, Grimm, Frau von Epinay. Duclos, der meiner vertraulichen Mitteilung am würdigsten gewesen wäre, war der einzige, dem ich sie nicht machte. Dennoch kannte er sie. Durch wen? Ich weiß es nicht. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Frau von Epinay diesen Vertrauensbruch begangen haben sollte, denn es war ihr wohl bewußt, daß ich mich durch ein Gleiches grausam hätte rächen können, wäre ich dessen überhaupt fähig gewesen. Bleiben Grimm und Diderot, welche damals in so vielerlei Dingen, vor allem wo sie sich gegen mich kehrten, so eng miteinander verbunden waren, daß alles dafür spricht, sie möchten dieses Verbrechen gemeinsam begangen haben. Ich wollte wetten, daß Duclos, dem ich mein Geheimnis nicht anvertraut hatte und der infolgedessen völlig Herr darüber war, dennoch der einzige gewesen ist, der es gewahrt hat.

Grimm und Diderot hatten ihn zu ihrem Plan, die „Haushälterinnen" von mir zu trennen, mit aller Gewalt zu bereden gesucht, er sich jedoch stets mit Entrüstung widersetzt. Erst später erfuhr ich von ihm alles, was um dieser Sache willen zwischen ihnen vorgegangen war, aber von Theresen hörte ich schon damals genug, um einzusehen, daß sich in alledem eine geheime Absicht verbarg, und man, wenn nicht gegen meinen Willen, so doch wenigstens hinter meinem Rücken über mich bestimmen oder sich auch dieser beiden Personen als Werkzeuge in irgend einem heimlichen Plane bedienen wollte. Alles das war sicherlich nicht Redlichkeit und Gradheit. Der Widerstand Duclos' beweist es wider jeden Einwurf. Glaube wer will, daß es Freundschaft war.

Diese vorgebliche Freundschaft ward für mich innerhalb wie außerhalb des Hauses gleich verhängnisvoll. Die langen und häufigen Unterredungen mit Frau Le Vasseur, die schon seit mehreren Jahren stattfanden, hatten diese Frau mir gegenüber sichtlich beeinflußt, und zwar gewißlich nicht zu meinen Gunsten. Worüber verhandelten sie denn eigentlich in diesen absonderlichen Zusammenkünften? Warum dieses tiefe Geheimnis? War denn das Gespräch dieser alten Frau wirklich reizvoll genug, um es wie ein Glück zu suchen, und wichtig genug, um daraus ein so großes Geheimnis zu machen? Während der drei oder vier Jahre, in denen diese Zwiegespräche stattfanden, waren sie mir lächerlich erschienen, als ich jetzt jedoch daran zurückdachte, fing ich an, mich ihrer zu verwundern. Dieses Erstaunen würde bis zur höchsten Unruhe angewachsen sein, hätte ich damals schon gewußt, was dieses Weib gegen mich im Schilde führte.

Trotz des erheuchelten freundschaftlichen Eifers für mich, mit dem sich Grimm vor aller Welt brüstete und der sich mit dem gegen mich selber angeschlagenen Ton so schwer vereinigen ließ, kam mir von seiner Seite nichts, was mir irgend zum Vorteil gereicht hätte, und das Mitleid, das er für mich zu empfinden vorgab, strebte weniger danach mir zu helfen als mich zu erniedrigen. Er raubte mir sogar, soweit dieses nur irgend an ihm war, die Einnahmequelle, die ich mir in dem selbst erwählten Handwerke geschaffen hatte, indem er mich als schlechten Abschreiber verschrie. Wenn ich auch zugeben muß, daß er darin die Wahrheit sprach, so lag es ihm doch nicht ob, es zu tun. Dadurch, daß er sich selber eines anderen Abschreibers bediente und mir keinen einzigen der Kunden beließ, die er mir nur irgend abwendig machen konnte, bewies er, daß er nicht im Scherze so sprach. Man möchte meinen, es sei sein Plan gewesen, mich in meinem Lebensunterhalt von ihm und seinem Einfluß abhängig zu machen und deshalb die Quellen desselben so lange zu verstopfen, bis es wirklich dahin gekommen war.

All dieses zusammen brachte endlich meine Vernunft *dahin*, meine noch immer für ihn sprechende Voreinge-

nommenheit zum Schweigen zu bringen. Ich hielt seinen Charakter zum mindesten für sehr verdächtig und seine Freundschaft erkannte ich endlich als falsch. Ich war entschlossen, ihn nicht mehr zu sehen, setzte Frau von Epinay davon in Kenntnis und stützte meinen Entschluß auf einige unwiderlegliche Tatsachen, die ich inzwischen jedoch vergessen habe.

Sie bekämpfte diesen Entschluß aufs heftigste, ohne gegen die Tatsachen, auf die er gegründet war, Erhebliches vorbringen zu können. Sie hatte sich mit ihm noch nicht besprochen, am anderen Morgen jedoch überreichte sie mir, anstatt sich mündlich mit mir auseinanderzusetzen, einen sehr geschickten, gemeinsam mit Grimm entworfenen Brief, in dem sie ihn, ohne auf Einzelheiten einzugehen, durch seinen verschlossenen Charakter rechtfertigte, es mir als ein Verbrechen anrechnete, seine Treue gegen einen Freund beargwöhnt zu haben, und mich zur Versöhnung mit ihm drängte. Dieser Brief machte mich schwankend. In einer Unterredung, die wir darauf hatten und in der ich sie besser vorbereitet fand, als das erste Mal, ließ ich mich dann vollends besiegen: ich glaubte schließlich, ich könnte ihn falsch beurteilt haben und hatte in diesem Falle dann wirklich schweres Unrecht gegen einen Freund begangen, das ich wieder gut zu machen mich beeilen mußte. Kurz, wie ich es schon zu wiederholten Malen mit Diderot und mit dem Baron von Holbach gemacht hatte, tat ich halb mit Willen, halb aus Schwäche, all die ersten Schritte, die ich hätte erwarten dürfen; ich begab mich wie ein zweiter Georges Dandin zu Grimm, um mich bei ihm für die Kränkungen zu entschuldigen, die er mir zugefügt hatte, und zwar wieder in jener falschen Überzeugung, die mich in meinem Leben tausend demütigende Handlungen vor meinen vermeintlichen Freunden hat begehen lassen, nämlich die Meinung, jeder Haß ließe sich durch Sanftheit und freundliches Entgegenkommen entwaffnen, während doch im Gegenteil der Haß der Bösen durch die Unmöglichkeit ihn mit einigem Recht auf etwas zu gründen, nur angefacht und das Gefühl ihrer eigenen Ungerechtigkeit

so zu einem neuen Verbrechen dessen gemacht wird, den sie hassen. Ich besitze in meinem eigenen Leben einen trefflichen Beweis dieses Grundsatzes an Grimm und Tronchin, welche aus bloßer Neigung und Laune wie zum Vergnügen meine beiden unversöhnlichsten Feinde geworden sind, ohne auch nur ein geringstes ihnen von mir jemals zugefügtes Unrecht irgend welcher Art anführen zu können, und deren tigerhafte Wut gegen mich doch von Tag zu Tage, einzig durch die Leichtigkeit, sie zu befriedigen, im Anwachsen begriffen ist.

Ich erwartete, Grimm würde mich, durch meine Nachgiebigkeit und mein Entgegenkommen beschämt, in zärtlichster Freundschaft mit weit geöffneten Armen empfangen. Er empfing mich wie ein römischer Kaiser in einer Haltung, wie ich sie noch niemals an jemandem wahrgenommen habe. Auf einen solchen Empfang war ich in keiner Weise vorbereitet. Nachdem ich, in höchster Verwirrung über eine für mich so wenig geschaffene Rolle, schüchtern und kurz den Zweck meines Besuches angeführt hatte, hielt er mir, ehe er mich wieder in Gnaden aufnahm, mit großer Majestät eine lange vorbereitete Rede, die in der endlosen Aufzählung seiner seltenen Tugenden bestand, vor allem so weit sie die Freundschaft angingen. Er verweilte lange bei einem Umstande, der mich zunächst äußerst beeindruckte, nämlich daß man ihn sich immer dieselben Freunde bewahren sehen könne. Während er sprach, sagte ich mir innerlich, wie hart es für mich sein müßte, zur einzigen Ausnahme dieser Regel zu werden. Er kam so oft und so absichtlich darauf zurück, daß ich schließlich nicht umhin konnte, zu denken, er müsse doch, falls er wirklich nur den Gefühlen seines Herzens folgte, diesen Umstand weniger erstaunlich finden — ich meinte daher, er möchte sich seiner Anhänglichkeit vielleicht nur als einer nützlichen Kunst emporzukommen befleißigen. Ich war bis dahin in der gleichen Lage gewesen, stets hatte ich mir meine Freunde bewahrt, seit meiner frühesten Kindheit hatte ich nicht einen von ihnen verloren, es sei denn durch den Tod, und *dennoch* hatte ich über diesen Umstand noch niemals

Betrachtungen angestellt, und niemals hätte ich ihn mir als Lebensregel aufstellen mögen. Da es ja damals aber ein uns beiden gemeinsames Glück war, warum sprach er dann so vornehmlich darüber, wenn nicht, weil er es mir bereits zu rauben plante? Dann unternahm er es, mich durch die Beweise einer deutlichen Vorliebe zu demütigen, welche unsere gemeinsamen Freunde für ihn an den Tag legten. Ich kannte diese Vorliebe so gut wie er, es handelte sich nur darum, auf welche Weise er sie sich verschafft hatte: war es durch eigenes Verdienst geschehen oder nicht vielmehr durch Geschicklichkeit, Selbstüberhebung und die Kunst, mich herabzusetzen? Nachdem er auf diese Weise wohlgefällig den ganzen Abstand zwischen sich und mir aufgedeckt hatte, um die Gnade, die er mir zu erweisen gedachte, ins rechte Licht zu setzen, geruhte er mir in einer leichten Umarmung, ähnlich jener, die der König den jungen Rittern nach dem Ritterschlag zuteil werden läßt, den Friedenskuß zu geben. Ich fiel aus allen Wolken, erstarrte vor Staunen, wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, und brachte nicht ein einziges Wort heraus. Dieser ganze Auftritt nahm sich aus wie die Rüge, die ein Lehrer seinem Schüler erteilt, wenn er ihm die Rute schenken will. Ich kann niemals daran zurückdenken, ohne zu fühlen, wie trügerisch doch alle auf den Schein gegründeten Urteile sind, denen der gewöhnliche Mann so großes Gewicht beimißt: wie oft sind nicht Kühnheit und Stolz auf Seiten des Schuldigen, Scham und Verlegenheit auf Seiten des Unschuldigen.

Wir waren also versöhnt, was mein Herz immerhin erleichterte, denn jedes Zerwürfnis wirft es in die tödlichste Bedrängnis. Man wird jedoch begreifen, daß eine derartige Versöhnung sein Benehmen nicht beeinflußte, sondern nur mir das Recht nahm, mich darüber zu beklagen, und so entschloß ich mich denn auch, alles zu ertragen und nichts mehr zu sagen.

So vieler Verdruß auf einmal drückte mich derart nieder, daß ich kaum die Kraft behielt, die Herrschaft über mich selber zurückzugewinnen. Von Saint Lambert ohne Antwort, von Frau von Houdetot vernachlässigt,

und bar allen Mutes, mich noch jemandem anzuvertrauen, fing ich an zu fürchten, ich möchte durch das Erheben der Freundschaft zum Gotte meines Herzens mein Leben einem Truggebilde geopfert haben. Nach vollzogener Prüfung blieben von all meinen freundschaftlichen Beziehungen nur zwei Männer übrig, denen ich meine ganze Achtung bewahrt hatte und denen mein Herz noch vertrauen durfte: Duclos, den ich seit meiner Übersiedelung nach der Eremitage aus den Augen verloren hatte, und Saint Lambert. Gegen diesen letzten glaubte ich mein Unrecht nicht besser wieder gut machen zu können, als indem ich ihm rückhaltlos mein Herz ausschüttete, ich beschloß daher, ihm ein völliges Geständnis in allem abzulegen, was seine Geliebte nicht bloßstellte. Ich bin mir nicht gewiß, ob dieser Entschluß nicht noch einmal eine Falle war, die mir meine Leidenschaft stellte, um mich Frau von Houdetot nahe zu bringen, ich bin jedoch sicher, daß ich mich rückhaltlos in die Arme ihres Geliebten geworfen, mich seinen Beschlüssen völlig anheimgegeben und die Offenheit so weit getrieben haben würde, als dieses nur irgend angängig war. Ich stand gerade im Begriff, diesen zweiten Brief an ihn zu schreiben, auf den er, des war ich sicher, geantwortet haben würde, als ich die traurige Veranlassung zu seinem Schweigen auf den ersten erfuhr. Er hatte die Anstrengungen des diesjährigen Feldzuges nicht bis ans Ende auszuhalten vermocht. Frau von Epinay teilte mir mit, daß er von einer Lähmung befallen worden sei, und Frau von Houdetot, welche ihr Kummer selber krank gemacht und die sich daher außerstande gesehen, mir sofort zu schreiben, ließ mich zwei oder drei Tage später aus Paris, wo sie sich damals aufhielt, wissen, daß er sich nach Aachen bringen ließe, um dort Bäder zu nehmen. Ich sage nicht, diese traurige Nachricht habe mich ebenso wie sie betrübt, aber ich bin gewiß, daß meine Herzensbekümmernis darüber nicht weniger schmerzvoll war, als ihre Schmerzen und ihre Tränen. Der Kummer, ihn in einem solchen Zustande zu wissen, ward durch die Besorgnis, die Aufregung möchte an seinem *Eintreten* mit schuld gewesen sein, vergrößert und

erschütterte mich mehr denn alles, was mir bisher widerfahren war, und ich empfand aufs bitterste, wie es meiner Selbstachtung an der notwendigen Kraft gebrach, so vielerlei Trübsal zu ertragen. Glücklicherweise ließ mich dieser großdenkende Freund nicht lange in meiner Bedrängnis, trotz seines Anfalles vergaß er mich nicht, sondern ich erfuhr gar bald von ihm selber, daß ich sowohl über seine Gefühle wie über seinen Zustand allzu besorgt gewesen war. Aber es wird Zeit, mich der großen Wende meines Schicksales zuzukehren, der Katastrophe, welche mein Leben in zwei so verschiedene Hälften geteilt und aus einer gar geringfügigen Ursache so schreckliche Folgen gezeitigt hat.

Als ich eines schönen Tages an nichts weniger dachte, ließ mich Frau von Epinay zu sich bitten. Ich bemerkte beim Eintreten in ihren Augen und ihrer ganzen Haltung eine Verlegenheit, die mir um so mehr auffiel, als dergleichen etwas sehr Ungewöhnliches an ihr war, da niemand auf der Welt sein Gesicht und seine Gefühle besser zu beherrschen verstand als sie. „Mein Freund", sagte sie zu mir, „ich reise nach Genf. Meine Brust ist in schlechter Verfassung, mit meiner ganzen Gesundheit geht es derart bergab, daß ich alles andere hintenansetzen und zuerst einmal Tronchin aufsuchen und um Rat fragen muß." Dieser so plötzlich und gar zu Beginn der schlechten Jahreszeit gefaßte Entschluß erstaunte mich um so mehr, als ich sie sechsunddreißig Stunden vorher verlassen hatte, ohne daß davon im geringsten die Rede gewesen wäre. Ich fragte sie, wen sie mitnehmen würde. Sie erwiderte, daß ihr Sohn nebst Herrn von Linant sie begleiten sollten und dann fügte sie nachlässig hinzu: „Und Sie, lieber Bär? Werden Sie nicht auch mitkommen?" Da ich nicht glaubte, sie spräche im Ernst, weil sie ja wissen mußte, daß ich in der Jahreszeit, der wir entgegengingen, kaum imstande war, das Zimmer zu verlassen, so scherzte ich über den Nutzen, den die Begleitung eines Kranken einem Kranken bringen könnte; sie schien den Vorschlag auch wirklich nicht im Ernste gemacht zu haben und so war weiter nicht die Rede davon. Wir sprachen nur noch von

ihren Reisevorbereitungen, welche sie aufs lebhafteste beschäftigten, da sie unweigerlich schon in vierzehn Tagen abreisen wollte.

Es bedurfte meinerseits keines großen Scharfsinnes, um zu begreifen, daß diese Reise einen heimlichen Grund hatte, den man mir verschwieg. Dieses Geheimnis, das im ganzen Hause eben nur für mich eines war, wurde mir schon am nächsten Morgen von Theresen entdeckt, welche es von Teissier, dem Hausmeister wußte, dem es die Kammerfrau mitgeteilt hatte. Obgleich ich Frau von Epinay über dieses Geheimnis kein Stillschweigen schulde, da sie es mir nicht anvertraut hat, so ist es jedoch mit denen, die sie mir sagte, allzu eng verbunden, als daß ich es davon ausnehmen möchte: ich werde also darüber Schweigen beobachten. Aber dies Geheimnis, das weder jemals über meine Lippen noch aus meiner Feder gekommen ist, noch je so tun wird, war allzu vielen Menschen bekannt, um der nächsten Umgebung der Frau von Epinay verborgen geblieben zu sein.*)

Von der wahren Ursache dieser Reise in Kenntnis gesetzt, würde ich in dem Versuch, mich während ihrer Dauer zu Frau von Epinays Ehrenwächter zu machen, das versteckte Wirken einer feindlichen Hand erkannt haben, aber sie hatte so wenig darauf bestanden, daß ich fortfuhr, diesen Versuch nicht ernst zu nehmen, sondern nur über die schöne Rolle lachte, die ich dabei gespielt haben würde, wäre ich dumm genug gewesen, sie auf mich zu nehmen. Schließlich brachte ihr meine Weigerung einen großen Vorteil, denn es gelang ihr, ihren Gatten selber zu der Begleitung zu bewegen.

Einige Tage später erhielt ich den weiter unten wiedergegebenen Brief von Diderot. Er war nur einmal in der Mitte gefaltet, so daß sein Inhalt mühelos zu lesen war und wurde für mich an Frau von Epinay geschickt, die Herrn von Linant, welcher Hofmeister des Sohnes und Vertrauter der Mutter in einer Person war, mit der Übermittelung an mich beauftragte.

*) Der geheime Beweggrund zu dieser Reise war Frau von Epinays Schwangerschaft, eine Folge ihres Verhältnisses mit Grimm. A. d. Ü.

Brief Diderots, Bündel A. Nr. 52.

Es ist mein Schicksal, Sie lieb zu haben und Ihnen doch Verdruß zu bereiten. Ich erfahre, daß Frau von Epinay nach Genf reist, höre dabei aber nicht sagen, daß Sie sie begleiten werden. Lieber Freund, stehn Sie in gutem Einvernehmen mit Frau von Epinay, so müssen Sie mit ihr reisen, tun Sie es nicht, so müssen Sie sie erst recht begleiten. Drückt Sie die Last des Dankes, den Sie ihr schuldig sind — hier eine Gelegenheit, ihn zum Teil abzutragen und Ihr Gewissen zu erleichtern! Nie wieder werden Sie in Ihrem Leben eine gleiche Gelegenheit finden, ihr Ihre Erkenntlichkeit zu beweisen! Sie begibt sich in ein Land, wo sie sich gewissermaßen wie vom Himmel heruntergeschneit fühlen wird. Sie ist krank, Zerstreuung und Aufheiterung werden ihr nottun. Der Winter! Ei ja, lieber Freund! Der Einwand, den Sie mit Ihrer eigenen Gesundheit erheben können, mag stärker sein, als ich glaube, aber geht es Ihnen heute denn schlechter als vor einem Monat, oder wie es Ihnen zu Beginn des Frühlings gehen wird? Werden Sie die Reise in drei Monaten bequemer zurücklegen als heute? Wenn es sich um mich handelte, ich würde, ich gestehe es Ihnen offen, einen Stock in die Hand nehmen und ihr zu Fuß folgen, wenn ich das Fahren nicht vertragen könnte, und fürchten Sie denn nicht auch, daß man Ihr Benehmen falsch deuten könnte? Man wird Sie der Undankbarkeit oder eines anderen geheimen Antriebes beschuldigen! Ich weiß recht gut, daß Sie bei Ihren Handlungen stets das Zeugnis Ihres Gewissens für sich haben werden, aber reicht dieses Zeugnis allein auch aus und ist es erlaubt, die Meinung aller anderen Menschen so völlig hintenanzusetzen? Im übrigen, lieber Freund, schrieb ich Ihnen diesen Brief, weil ich das sowohl Ihnen wie mir schuldig zu sein glaubte. Wenn er Ihnen mißfällt, werfen Sie ihn ins Feuer und es soll sein, als wäre er nie geschrieben worden. Ich grüße, liebe und umarme Sie.

Das zornige Erbeben und Starren, das mich beim Lesen dieses Briefes überkam und mich kaum bis zu Ende gelangen ließ, verhinderte mich dennoch nicht, die Schlauheit zu bemerken, mit der Diderot darin einen sanfteren, liebevolleren und schicklicheren Ton anschlug als in all seinen anderen Briefen, in denen er mich höchstens: mein Lieber nannte, niemals jedoch: Freund. Ich konnte leicht erkennen, woher dieser Brief im Grunde stammte; Aufschrift, Aussehen und Beförderung verrieten sogar nur allzu sehr den Umweg, den er genommen, denn wir schrieben uns gewöhnlich durch die Post oder durch den Botengänger aus Montmorency, dieses war das erste und einzigste Mal, daß er sich dieses Weges bediente.

Als sich das erste Aufwallen meiner Entrüstung so weit gelegt hatte, daß ich schreiben konnte, warf ich hastig die nachfolgende Antwort aufs Papier und trug sie stehenden Fußes von der Eremitage nach der Chevrette, um sie Frau von Epinay zu zeigen, der ich sie in meinem blinden Zorn zusammen mit dem Briefe Diderots vorzulesen gedachte.

„Mein lieber Freund! Sie vermögen weder die Schwere der Verpflichtungen zu ermessen, die ich gegen Frau von Epinay haben könnte, noch in wie fern sie mich binden, noch ob Frau von Epinay meiner auf ihrer Reise wirklich bedarf, noch ob sie wünscht, daß ich sie begleite, noch ob es mir möglich ist, es zu tun, noch welche Gründe ich haben könnte, es nicht zu tun. Ich lehne es nicht ab, alle diese Punkte mit Ihnen zu besprechen, aber bis dies geschehen, heißt mir so bestimmt raten, was ich zu tun hätte, ohne sich in den Stand gesetzt zu haben, es beurteilen zu können, wie ein rechter Leichtfuß handeln! Mein lieber Philosoph, räumen Sie es ein! Noch schlimmer daran dünkt mich, daß Ihr Rat gar nicht von Ihnen kommt. Ohngeachtet daß ich wenig Lust verspüre, mich unter Ihrem Namen von Dritten und Vierten leiten zu lassen, meine ich, diesen Winkelzügen haftet etwas an, das Ihrer Offenheit übel ansteht und dessen Sie in Zukunft, sowohl *um Ihret-* wie um meinetwillen, besser entraten sollten.

Sie befürchten, man könnte mein Benehmen schlecht deuten; aber ich traue einem Herzen wie dem Ihrigen nicht zu, es könne sich erdreisten, von dem meinen schlecht zu denken. Andere würden vielleicht besser von mir sprechen, wenn ich ihnen mehr gliche. Möge Gott mich davor bewahren, von ihnen gelobt zu werden, mögen die Schlechten mich ruhig belauern und bekritteln: Rousseau steht es nicht an, sie zu fürchten, Diderot nicht, sie zu hören.

Sie wollen, ich solle Ihren Brief ins Feuer werfen, wenn er mir mißfallen hat, und dann solle nie wieder davon die Rede sein! Denken Sie, man vergäße auf solche Weise, was von Ihnen kommt? Mein Lieber, in dem Kummer, den Sie mir bereiten, schlagen Sie meine Tränen ebenso gering an, wie mein Leben und meine Gesundheit in der Obacht, die Sie mich darauf zu geben drängen. Wenn Sie das zu unterlassen vermöchten, würde mir Ihre Freundschaft wohltuender und ich selber weniger beklagenswert sein."

Als ich Frau von Epinays Zimmer betrat, fand ich Grimm bei ihr und war entzückt darüber. Ich las ihnen mit lauter klarer Stimme die beiden Briefe so unerschrocken vor, wie ich es mir niemals zugetraut haben würde, und fügte dann zum Schlusse noch einige Worte hinzu, die in gleichem Tone gehalten waren. Bei dieser unerwarteten Kühnheit eines sonst so zaghaften Menschen sah ich sie beide niedergeschlagen, bestürzt und jeder Erwiderung unfähig, vor allem sah ich den anmaßenden Mann die Augen zu Boden schlagen und nicht wagen, das Funkeln meiner Blicke auszuhalten: aber in demselben Augenblick schwur er in der Tiefe seines Herzens auch meinen Untergang, und ich bin überzeugt, daß sie ihn zusammen beschlossen, noch ehe sie sich trennten.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt ich endlich durch Frau von Houdetot Saint Lamberts Antwort (Bündel A, Nr. 57), welche er wenige Tage nach seinem Unfall noch in Wolfenbüttel auf meinen Brief verfaßt hatte, der unterwegs lange aufgehalten worden war. Diese Antwort bereitete mir durch ihre Achtungs- und Freundschaftsver-

sicherungen einen Trost, dessen ich damals gar sehr bedurfte, und gab mir Mut und Kraft, beides zu verdienen. Von nun an tat ich voll meine Pflicht, hätte sich Saint Lambert aber weniger verständig, weniger edelmütig und weniger ehrenhaft gezeigt, so wäre ich ohne jeden Zweifel rettungslos verloren gewesen.

Das Wetter wurde allmählich immer schlechter, und man begann den Landaufenthalt abzubrechen. Frau von Houdetot teilte mir den Tag mit, an dem sie von ihrem Tale Abschied nehmen wollte, und verabredete eine Zusammenkunft mit mir in Eaubonne. Zufälligerweise war es der gleiche Tag, an dem Frau von Epinay die Chevrette verließ, um in Paris die Vorbereitungen zu ihrer Reise zu vollenden. Zum Glücke reiste sie morgens ab, so daß, nachdem ich sie verlassen, mir noch die Zeit blieb bei ihrer Schwägerin zu Mittag zu speisen. Ich trug Saint Lamberts Brief in meiner Tasche und las ihn unterwegs wieder und wieder. Dieser Brief diente mir zum Schutz gegen meine Schwäche. Ich faßte und hielt den Entschluß, in Frau von Houdetot fortan nicht mehr als meine Freundin und die Geliebte meines Freundes zu erblicken, und verbrachte vier oder fünf Stunden allein mit ihr in einer beglückenden Seelenruhe, welche, selbst was den Sinnengenuß anbetraf, unendlich schöner war, denn jene glühenden Fieberzustände, die ich bis dahin stets an ihrer Seite durchgemacht hatte. Da sie nur allzu wohl wußte, daß sich in meinem Herzen nichts geändert, würdigte sie die Gewalt, die ich mir angetan, um mich zu bezwingen, achtete mich deshalb nur noch mehr, und mir ward die Freude, zu erkennen, daß ihre Freundschaft für mich nicht erloschen war. Sie setzte mich von der baldigen Rückkehr Saint Lamberts in Kenntnis, welcher, obgleich er seinen Anfall gut überwunden hatte, doch nicht mehr imstande war, die Beschwerden des Krieges zu ertragen und daher den Dienst aufgab, um fortan still an ihrer Seite zu leben. Wir schmiedeten den beglückenden Plan engster Gemeinschaft zwischen uns dreien und durften auch der Festigkeit eines solchen Bündnisses vertrauen, da es ja auf Empfindungen beruhte, welche ge-

fühlvolle und gerade Herzen wohl vereinen konnten, und da wir drei ferner genug Gaben und Kenntnisse mitbrachten, um einander Genüge zu tun und fremder Ergänzung entraten zu können. Ach, während ich mich der Hoffnung auf ein so süßes Leben überließ, ahnte ich nichts von jenem, das meiner harrte.

Dann sprachen wir über meine gegenwärtige Lage Frau von Epinay gegenüber. Ich zeigte ihr Diderots Brief und meine Antwort, führte ihr einzeln an, was in dieser Angelegenheit bisher vorgefallen war und setzte sie von meinem Entschluß in Kenntnis, die Eremitage zu verlassen. Sie widersetzte sich dem aufs lebhafteste und zwar mit Gründen, die alles über mein Herz vermochten. Sie gab mir zu verstehen, wie sehr sie gewünscht hätte, ich möchte an dieser Genfer Reise teilnehmen, da sie voraussah, wie man nicht verfehlen würde, sie in meine Weigerung zu verstricken, was ja Diderots Brief auch wirklich bereits anzukündigen schien. Da sie indessen meine Gründe ebensogut kannte wie ich selber, beharrte sie nicht weiter darauf, sondern beschwor mich nur, jeden offenen Bruch und jedes Aufsehen, um welchen Preis auch immer, zu vermeiden und meine Weigerung auf so einleuchtende Gründe zu stützen, daß der ungerechte Argwohn, sie möchte Teil daran haben, nicht Platz greifen könne. Ich sagte ihr, sie erlege mir da keine leichte Aufgabe auf, ich sei aber entschlossen, mein Unrecht zu sühnen, sei es auch auf Kosten meines Rufes, und so wolle ich denn — soweit sich dies nur irgend mit meiner Ehre vertragen würde, in allem zuerst auf den ihren bedacht sein. Man wird bald sehen, ob ich dieses Versprechen zu erfüllen gewußt habe.

Ich kann beschwören, daß meine unglückliche Leidenschaft noch nichts von ihrer Stärke eingebüßt hatte, und daß ich meine Sophie niemals ungestümer und heißer geliebt habe als an jenem Tage. Der Eindruck, den Saint Lamberts Brief auf mich gemacht, das Gefühl der Pflicht und der Abscheu vor Treulosigkeit hatten jedoch solche Macht über mich, daß mich meine Sinne während dieses ganzen Zusammenseins völlig in

Ruhe ließen und ich mich nicht einmal versucht fühlte, ihr die Hand zu küssen. Als ich aufbrach, umarmte sie mich in Gegenwart ihrer Leute. Dieser Kuß, welcher jenen, die ich ihr bisweilen im Walde geraubt, gar wenig glich, bürgte mir dafür, daß ich meine Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte: und fast bin ich es gewiß, hätte mein Herz Zeit gehabt, in der Stille Kräfte zu sammeln, so würde ich in weniger als drei Monaten von Grund auf geheilt gewesen sein.

Hier enden meine persönlichen Beziehungen zu Frau von Houdetot . . . Beziehungen, über deren Wesen sich ein jeder je nach seinem eigenen Herzen hat ein Urteil bilden können, in welchen aber die Leidenschaft, die mir diese liebenswürdige Frau einflößte, die heftigste vielleicht, die je ein Mensch empfunden, sich stets vor unserem eigenen und des Himmels Angesicht einen Ruhm wird machen dürfen aus den seltenen und qualvollen Opfern, die wir beide der Pflicht, der Ehre, der Liebe und der Freundschaft gebracht haben. Wir standen gegenseitig in unseren Augen zu hoch, um uns leicht erniedern zu können. Man hätte jeglicher Achtung unwert sein müssen, um sich zur Einbuße einer so wertvollen entschließen zu können, und gerade die Kraft unserer Gefühle, welche uns hätte schuldig werden lassen können, war die Macht, die uns vor jeder Schuld bewahrt hat.

Auf diese Weise geschah es, daß ich nach einer so langen Freundschaft für die eine der beiden Frauen und einer so heftigen Liebe zu der anderen, beiden an ein und demselben Tage einzeln Lebewohl sagte, der einen, um sie in meinem Leben niemals, der anderen, um sie nur noch zweimal unter Umständen wiederzusehen, von denen ich sogleich berichten werde.

Nach ihrer Abreise befand ich mich in großer Bedrängnis, wie ich so viele dringende und einander widersprechende Pflichten, lauter Folgen meiner Unbesonnenheiten, erfüllen sollte. Wäre ich in meinem natürlichen Zustande gewesen, so hätte ich mich, nachdem diese Genfer Reise vorgeschlagen und abgelehnt worden war, nur still *zu verhalten* brauchen, und damit wäre alles gesagt ge-

wesen. Törichterweise hatte ich nun aber eine Angelegenheit daraus gemacht, die nicht auf dem Punkte stehen bleiben durfte, auf den sie gelangt war, jeder weiteren Erklärung hingegen konnte ich mich nur dadurch entziehen, daß ich die Eremitage verließ, was ich, wenigstens für den Augenblick nicht zu tun, Frau von Houdetot eben versprochen hatte. Überdies hatte sie verlangt, ich solle meine Weigerung, an dieser Reise teilzunehmen, meinen sogenannten Freunden gegenüber mit triftigen Gründen entschuldigen, damit man sie ihr nicht zur Last lege. Den wahren Grund konnte ich indessen nicht geltend machen, ohne Frau von Epinay zu kränken, der ich nach allem, was sie für mich getan, sicherlich Dank schuldig war. Alles wohl erwogen, sah ich mich vor die harte aber unvermeidliche Wahl gestellt, gegen Frau von Epinay, Frau von Houdetot oder gegen mich selber zu fehlen, und ich entschloß mich zu dem letzten. Ich tat es offenkundig, rücksichtslos und ohne Ausflüchte mit einer Großmut, die wahrlich würdig gewesen wäre, die Schuld zu tilgen, welche mich in diese äußerste Bedrängnis gebracht hatte. Dieses Opfer, das meine Feinde zu nutzen verstanden haben, ja, auf das sie vielleicht gerechnet hatten, hat meinen Ruf zugrunde gerichtet und mich mit Hilfe ihres heißen Bemühens um die öffentliche Achtung gebracht, aber es hat mir die meine wiedergegeben und mir in meinem Unglück zum Troste gereicht. Dies war, wie man sehen wird, weder das letzte Mal, daß ich derartige Opfer gebracht, noch das einzige Mal, daß man sich ihrer bedient hat, um mich zu Boden zu schleudern.

Grimm war der einzige, der an dieser ganzen Angelegenheit kein Teil genommen zu haben schien, und so entschloß ich mich denn, mich an ihn zu wenden. Ich schrieb ihm einen langen Brief, in dem ich ihm auseinandersetzte wie lächerlich es wäre, mir aus dieser Reise eine Pflicht machen zu wollen, wie unnütz, ja beschwerlich ich dabei Frau von Epinay sein würde und schließlich, welche Unzuträglichkeiten daraus für mich selber erwachsen mußten. Ich widerstand in diesem Briefe der Versuchung nicht, ihn merken zu lassen, wie ich davon unterrichtet

sei und wie seltsam es mich anmute, daß man die Meinung hege, es wäre an mir, diese Reise mitzumachen, während er selber doch davon abstände und seiner auch nicht Erwähnung getan würde. Da ich meine Gründe nicht offen darlegen durfte, sondern oft Ausflüchte zu machen gezwungen war, würde mir dieser Brief in den Augen des Publikums sehr zum Nachteil gereichen, für die Menschen jedoch, welche wie Grimm die Umstände kannten, die ich verschwieg und die mein Benehmen völlig rechtfertigten, war er ein Muster an Zurückhaltung und Takt. Ich scheute mich sogar nicht, ein neues Vorurteil gegen mich zu erwecken, indem ich Diderots Meinung auch für die all meiner anderen Freunde ausgab, und so den Eindruck hervorrief, als habe auch Frau von Houdetot gleich ihnen gedacht, wie es ja auch der Wahrheit entsprach, — daß sie, durch meine Gründe überzeugt, von ihrer Meinung abgekommen war, verschwieg ich. Ich konnte sie von dem Verdachte des Einverständnisses mit mir gar nicht besser reinigen, als indem ich den Anschein erweckte, ich sei auch mit ihr in diesem Punkte keineswegs zufrieden.

Diesen Brief schloß ich mit einem Vertrauensbeweis, der jeden anderen Menschen wie Grimm gerührt haben würde: denn nachdem ich ihn aufgefordert, meine Gründe zu wägen und mir dann seine Meinung zu sagen, versicherte ich ihm, daß ich nach dieser seiner Meinung handeln würde, wie sie auch lauten mochte, und dahin ging auch meine Absicht, selbst wenn er für meine Reise gestimmt haben würde, denn da sich Herr von Epinay zum Begleiter seiner Frau aufgeworfen hatte, fiel nun auf meine Begleiterschaft ein völlig anderes Licht, während man vordem zuerst mir und erst nach meiner Weigerung ihm dieses Amt hatte zumuten wollen.

Grimms Antwort ließ auf sich warten; sie lautete seltsam. Ich will sie hier wiedergeben:

Bündel A, Nr. 50.

„Frau von Epinays Abreise ist verschoben; ihr *Sohn ist* erkrankt, es soll erst seine Wiederherstellung

abgewartet werden. Über Ihren Brief will ich nachdenken. Bleiben Sie ruhig auf Ihrer Einsiedelei. Ich werde Sie meine Meinung zur Zeit wissen lassen. Da sie in den nächsten Tagen bestimmt noch nicht abreist, hat es keine Eile. Inzwischen können Sie, wenn Sie es für angebracht halten, ihr ja Ihr Anerbieten mitteilen, obgleich mir dieses ziemlich unwesentlich erscheint. Denn da sie Ihre Lage ebensogut kennt wie Sie selber, wird sie ohne jeden Zweifel Ihr Anerbieten so beantworten, wie sie es beantworten muß; meines Erachtens ist dabei nichts zu gewinnen, als daß Sie denen, die Sie drängen, sagen können, wenn Sie nicht erwählt worden seien, so habe das jedenfals nicht daran gelegen, daß Sie sich nicht angeboten hätten. Übrigens begreife ich nicht, weshalb Sie den „Philosophen" durchaus zu einem Allerweltssprachrohr machen wollen und weil Sie seiner Meinung nach mitreisen müßten, sich einbilden, alle Ihre Freunde teilten diese Ansicht. Wenn Sie an Frau von Epinay schreiben, können Sie ihre Antwort gegenüber allen Freunden derselben als Erwiderung benutzen, da Ihnen nun doch einmal sogar viel am Erwidern gelegen ist. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Frau Le Vasseur und den Kriminal"*).

Dieser Brief erstaunte mich über die Maßen, und ich suchte voller Unruhe vergeblich zu ergründen, was er bedeuten mochte. Wie, anstatt mir auf den meinen schlicht zu antworten, will er sich Zeit lassen, darüber nachzudenken, als ob die schon verflossene nicht ausgereicht hätte? Er macht mich sogar auf die Spannung, in der er mich erhalten will, aufmerksam, als ob es sich um die Lösung eines tiefen Problemes handele oder als ob es für seine Absichten wichtig sei, daß mir jedes Mittel genommen würde, seine Meinung früher zu durchdringen als bis er selber sie mir kundtun wollte. Was hatte diese Vorsicht, dieses Zögern, dieses Geheimnisvolle nur zu bedeuten? Entspricht man auf solche Weise entgegenge-

*) Vater Le Vasseur, der von seiner Frau ein wenig streng gehalten wurde, nannte sie den Kriminalleutnant, Grimm legte aus Scherz diesen Namen auch der Tochter bei und ließ später der Kürze halber das zweite Wort weg.

brachtem Vertrauen? Hatte sein Benehmen etwas mit Treue und Redlichkeit gemein? Vergebens suchte ich nach einer günstigen Erklärung seines Betragens — ich fand keine. Was auch immer seine Absicht sein mochte, wenn sie mir feindlich war, erleichterte ihm seine Stellung ihre Verwirklichung, ohne daß die meine es mir möglich machte, es zu verhindern oder aufzuhalten. Als Günstling eines großen Fürstenhauses, mit aller Welt bekannt und tonangebend in unserem gemeinschaftlichen Gesellschaftskreise, dessen Orakel er war, konnte er mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit all seine Maßnahmen treffen, während mir, der ich von allem fern, völlig unberaten und ohne alle Verbindungen allein auf meiner Eremitage saß, nichts weiter übrig blieb, als ruhig abzuwarten: ich schrieb nur an Frau von Epinay einen äußerst liebenswürdigen Brief über die Erkrankung ihres Sohnes, hütete mich aber wohl, in die mir gelegte Falle zu gehen und ihr meine Begleitung anzutragen.

Nach Jahrhunderten des Wartens in all der grausamen Ungewißheit, in die mich jener rohe Mensch versetzt hatte, erfuhr ich nach Verlauf von acht oder zehn Tagen, daß Frau von Epinay abgereist sei und empfing einen zweiten Brief von ihm. Er enthielt höchstens sieben oder acht Zeilen, welche ich nicht zu Ende las . . . es war ein Bruch, aber in Worten, wie sie nur der glühendste Haß eingeben konnte, in Worten, die aus der Sucht, beleidigend zu sein, albern geworden waren. Er verbot mir sein Haus wie ein König seine Staaten. Man hätte seinen Brief nur mit ein wenig kaltem Blute zu lesen brauchen, um herzlich darüber zu lachen. Ohne ihn abzuschreiben, ja, ohne ihn zu Ende zu lesen, schickte ich ihn ihm auf der Stelle zurück und zwar mit diesen Worten:

„Ich habe mich eines gerechten Mißtrauens gegen Sie stets erwehrt — zu spät lerne ich Sie vollends kennen.

Hier der Brief, den Sie sich zu ersinnen gemüssigt *gefühlt* haben, ich sende ihn Ihnen zurück, er ist nicht *für mich*. Den meinen können Sie der ganzen Erde zei-

gen und mich offen hassen, das wird von Ihrer Seite eine der Falschheiten weniger sein."

Meine Worte, er könne meinen vorletzten Brief der ganzen Erde zeigen, bezogen sich auf eine Wendung in dem seinen, aus der man die ungewöhnliche Geschicklichkeit erkennen kann, mit der er in dieser ganzen Angelegenheit vorging.

Ich habe bereits gesagt, daß mein Brief Leuten, die nicht auf dem Laufenden waren, gar viele Handhaben gegen mich bieten mußte. Das hatte er mit Freuden erkannt — wie sollte er es sich aber zu nutze machen, ohne sich dadurch selber eine Blöße zu geben? Zeigte er meinen Brief, so setzte er sich der Beschuldigung aus, Mißbrauch mit dem Vertrauen eines Freundes zu treiben.

Um dieser Verlegenheit zu entgehen, verfiel er auf den Gedanken, mit mir auf die denkbar verletzendste Art zu brechen und in seinem Briefe als eine besondere Gnade zu betonen, daß er den meinen niemandem zeigen wolle. Er war völlig sicher, daß ich in meinem erbitterten Zorn diese seine verlogene Verschwiegenheit zurückweisen und ihm erlauben würde, meinen Brief aller Welt zu zeigen — gerade darauf hatte er es abgesehen, und alles geschah genau, wie er es berechnet. Er zeigte meinen Brief in ganz Paris mit Deutungen herum, die seiner würdig waren — dennoch hatte dieses Vorgehen nicht ganz den Erfolg, den er sich versprochen. Man fand nicht, daß die Erlaubnis, meinen Brief zu zeigen, die er mir abzuringen gewußt hatte, ihn von dem Tadel freisprach, mich allzu leicht beim Worte genommen zu haben, um mir zu schaden. Man fragte stets, welches Unrecht ich denn gegen ihn persönlich begangen hätte, um einen so glühenden Haß zu rechtfertigen. Schließlich meinte man, wenn ich auch Dinge begangen, die ihn zum Bruche genötigt hätten, so erlege selbst eine erloschene Freundschaft doch immer noch Pflichten auf, die er hätte achten müssen. Unglücklicherweise ist Paris jedoch leichtfertig, derartig augenblickliche Eindrücke verwischen sich, der vom Schicksal betrogene Abwesende büßt all seine Rechte ein, der vom Glück Begünstigte dagegen erwirbt durch seine

bloße Gegenwart stets neue, das Spiel der Ränke und Bosheiten dauert an, verstärkt sich, und bald verwischt sein wieder und wieder wirksamer Kreislauf alles, was ihm vorangegangen war.

Auf solche Weise legte dieser Mann, nachdem er mich so lange getäuscht hatte, endlich seine Maske vor mir in der Überzeugung ab, daß er bei dem von ihm herbeigeführten Stand der Dinge ihrer nicht mehr bedürfe. Befreit von der Besorgnis, diesem Elenden unrecht zu tun, überließ ich ihn seinem eigenen Herzen und schlug ihn mir völlig aus dem Sinn. Acht Tage, nachdem ich seinen Brief empfangen, erhielt ich von Frau von Epinay eine aus Genf datierte Antwort auf meinen erwähnten Brief an sie (Bündel B, Nr. 10). Nach dem Ton, den sie darin zum ersten Male in ihrem Leben anschlug, begriff ich, daß sowohl Grimm wie sie im Vertrauen auf das Gelingen ihrer Anschläge auf Verabredung vorgingen und sich, da sie mich für einen rettungslos verlorenen Mann hielten, fortan ohne jede Scheu dem Vergnügen überlassen würden, mich vollends zu vernichten.

Meine Lage war in der Tat bejammernswert. Ich sah alle meine Freunde sich von mir scheiden, ohne daß es mir möglich gewesen wäre zu erfahren, wie und warum Diderot nicht kam, der sich rühmte, mir einzig treu zu bleiben und mir seit drei Monaten einen Besuch versprochen hatte. Der Winter begann sich bemerkbar zu machen und mit ihm meine gewohnten Unpäßlichkeiten. Mein Körper hatte trotz seiner kräftigen Anlage dem Kampf und Widerstreit so vieler sich befehdender Leidenschaften nicht zu widerstehen vermocht. Meine Erschöpfung war so tief, daß ich weder Mut noch Kraft in mir fühlte, sondern nichts wie eine große Widerstandslosigkeit. Hätten meine Versprechungen und die unaufhörlichen Vorstellungen Diderots und Frau von Houdetots es mir in diesem Augenblicke auch erlaubt, die Eremitage zu verlassen, ich würde nicht gewußt haben, wohin ich gehen noch wie ich mich fortschleppen sollte! Ich saß stumpf und reglos da und vermochte weder zu handeln *noch zu denken*. Der bloße Gedanke an einen Brief, der

geschrieben, einen Schritt, der getan, ein Wort, das gesprochen werden mußte, ließ mich erzittern. Ich konnte Frau von Epinays Brief jedoch nicht unbeantwortet lassen, ohne mich dadurch nicht gewissermaßen der Behandlung würdig zu erkennen, durch die sie und ihr Freund mich schändeten. Ich faßte den Entschluß, ihr meine Empfindungen und Entschließungen mitzuteilen und zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie aus Menschlichkeit, Edelmut, Anstand und aus der guten Gesinnung, die ich trotz der schlechten in ihr wahrzunehmen geglaubt hatte, sich nicht beeilen würde, alles gutzuheißen. Hier mein Brief:

Auf der Eremitage, den 23. November 1757.

Wenn man vor Kummer sterben könnte, würde ich nicht mehr leben. Endlich bin ich zu einem Entschluß gekommen. Die Freundschaft ist gestorben zwischen uns, gnädige Frau, aber auch tote Freundschaft hat noch Rechte, die ich zu achten wissen werde. Ich habe Ihre Güte gegen mich nicht vergessen, und Sie können auf meiner Seite all der Erkenntlichkeit sicher sein, die man auch für den noch empfinden kann, den man nicht mehr lieben darf. Jede andere Erklärung würde unnütz sein . . . mein Gewissen ist für mich, Sie überlasse ich dem Ihren.

Ich habe die Eremitage verlassen wollen und sollte es tun. Aber man hält dafür, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben müsse — da meine Freunde so wollen, werde ich also bis zum Frühjahr dort bleiben, wenn Sie damit einverstanden sind."

Nachdem dieser Brief geschrieben und abgegangen, war ich nur noch darauf bedacht, mich auf der Eremitage still zu verhalten, meine Gesundheit zu pflegen, wieder zu Kräften zu kommen und Maßnahmen zu treffen, um sie im Frühjahr in aller Stille und ohne jeden offenen Bruch zu verlassen. Aber dabei fanden, wie man sofort sehen wird, weder Herr Grimm noch Frau von Epinay ihre Rechnung.

Einige Tage später hatte ich endlich das Vergnügen, den so oft verheißenen und so oft unterlassenen Besuch

Diderots zu empfangen. Er konnte mir nicht gelegener kommen, Diderot war mein ältester Freund und fast der einzige, den ich noch so nennen durfte: man kann sich denken, mit welcher Freude ich ihn unter den vorliegenden Umständen sah. Mein Herz war übervoll und ergoß sich in das seine. Ich vergewisserte ihn über viele Tatsachen, die man ihm verschwiegen, verdreht oder vorgetäuscht hatte. Ich unterrichtete ihn von allem, was vorgegangen, so weit es mir selber zu sagen erlaubt war. Ich suchte ihm auch nicht zu verheimlichen, was er nur allzu gut wußte, daß nämlich eine ebenso unglückliche wie unsinnige Liebe das Werkzeug zu meinem Verderben gewesen sei, niemals aber gestand ich ein, daß Frau von Houdetot von dieser Liebe etwas wüßte, oder wenigstens nicht, daß ich selber sie ihr erklärt hätte. Ich erzählte ihm von Frau von Epinays unwürdigen Machenschaften zum Abfangen der unschuldigen Briefe, welche ihre Schwägerin an mich geschrieben. Ich wollte, er sollte die Einzelheiten aus dem eigenen Munde der Personen hören, die sie zu verleiten gesucht hatte. Therese gab sie ihm getreulich an, aber wie ward mir, als die Reihe an die Mutter kam und ich sie erklären und eigensinnig behaupten hörte, ihr sei von alledem nichts bekannt! So lauteten ihre eigenen Worte, und es war unmöglich, sie davon abzubringen. Vor noch nicht vier Tagen hatte sie mir die Vorgänge noch einmal geschildert, und jetzt strafte sie mich angesichts meines Freundes Lügen. Dieser Vorfall dünkte mich entscheidend zu sein und ich empfand nun lebhaft meine Unklugheit, ein derartiges Weib so lange in meiner Nähe geduldet zu haben. Ich brach nicht in Schmähungen gegen sie aus, kaum ließ ich mich herab, ihr einige verächtliche Worte zu sagen. Ich wußte, was ich der Tochter schuldig war, deren unerschütterliche Redlichkeit der nichtswürdigen Gemeinheit der Mutter schroff gegenüberstand. Aber in jenem Augenblicke faßte ich, was die Alte anbetraf, einen festen Entschluß und wartete nur auf den richtigen Zeitpunkt, um ihn auszuführen.

Dieser Zeitpunkt trat früher ein, als ich selber es *erwartet hatte*. Am zehnten Dezember erhielt ich von Frau

von Epinay Antwort auf meinen vorigen Brief. Hier ihr Wortlaut:

Bündel B, Nr. 1.

Genf, den 1. Dezember 1757.

„Nachdem ich Ihnen so viele Jahre lang alle nur denkbaren Zeichen der Freundschaft und Teilnahme gegeben habe, bleibt mir jetzt nichts weiter mehr übrig, als Sie zu bedauern. Sie sind recht unglücklich. Ich wünsche Ihnen, Ihr Gewissen möchte ebenso ruhig sein wie das meine. Das dürfte zu dem Seelenfrieden Ihres Daseins nottun.

Da Sie die Eremitage verlassen wollten, und es auch müßten, so erstaunt es mich, daß Ihre Freunde Sie daran verhindert haben. Was mich anbetrifft, ich pflege meine Freunde über meine Pflichten niemals zu befragen und habe Ihnen auch über die Ihrigen nichts mehr zu sagen."

Eine so unerwartete aber so klar ausgesprochene Verabschiedung ließ mich nicht einen Augenblick lang schwanken. Ich mußte auf der Stelle ausziehen, wie das Wetter und mein körperlicher Zustand auch sein mochten, hätte ich auch im Wald und auf dem damals beschneiten Boden schlafen müssen, ich mußte ausziehen, was auch Frau von Houdetot sagen und tun würde, denn ich wollte ihr wohl gern in allem zu Gefallen sein, nicht aber bis zur Selbstschändung.

Ich befand mich in der schrecklichsten Bedrängnis, in der ich mein Lebtage gewesen bin, aber mein Entschluß stand fest: ich schwor, innerhalb acht Tagen nicht mehr auf der Eremitage zu nächtigen, was auch geschehen möchte. Ich fing an meine Habseligkeiten auszuräumen, fest entschlossen, sie lieber auf freiem Felde stehen zu lassen, als die Schlüssel am achten Tage nicht abzuliefern, denn mir lag vornehmlich daran, daß alles beendet sei, ehe man nach Genf schreiben und Antwort erhalten konnte. Mich erfüllte ein Mut, wie ich ihn noch niemals gefühlt hatte, und alle meine Kräfte kehrten mir zurück. Ehre und Empörung gaben sie mir wieder — und

darauf hatte Frau von Epinay nicht gerechnet. Das Glück begünstigte meine Tapferkeit. Herr Mathas, der fiskalische Bevollmächtigte des Prinzen von Condé hörte von meiner Verlegenheit sprechen und ließ mir ein kleines Haus anbieten, das er in dem Garten seiner Besitzung Mont Louis zu Montmorency besaß. Ich griff hastig und dankbar zu, über den Mietspreis wurden wir bald einig, und ich ließ in aller Eile noch ein paar Möbel kaufen, so daß wir, Therese und ich, mit denen, die wir schon besaßen, einigermaßen auskommen konnten. Meine sieben Sachen wurden mit großer Mühe und großen Kosten auf Karren geladen, und mein Umzug war trotz Eis und Schnee in zwei Tagen beendet, am fünfzehnten Dezember händigte ich die Schlüssel der Eremitage aus, nachdem ich noch das Gehalt des Gärtners bezahlt hatte, da ich Miete ja nicht bezahlen konnte.

Der Frau Le Vasseur erklärte ich, daß wir uns trennen müßten: ihre Tochter suchte mich umzustimmen, aber ich blieb fest. Ich ließ sie mit allen Habseligkeiten und Möbeln, die sie mit ihrer Tochter gemeinsam besessen hatte, in der Postkutsche nach Paris bringen, gab ihr etwas Geld mit, verpflichtete mich, ihre Miete bei ihren Kindern oder sonstwo zu bezahlen, für ihren Lebensunterhalt, so weit es mir möglich sein werde, aufzukommen und sie niemals ohne Brot zu lassen, so lange ich selber welches haben würde.

Endlich, am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Mont Louis, schrieb ich an Frau von Epinay den folgenden Brief:

Montmorency, den 17. Dezember 1757.

„Nichts ist einfacher und notwendiger, gnädige Frau, als aus Ihrem Hause zu ziehen, wenn Sie mein längeres Verweilen darin nicht billigen. Auf Ihre Weigerung hin, mir noch das Verbringen des Winters auf der Ermitage zu gestatten, habe ich sie also am fünfzehnten Dezember geräumt. Es ist mein Schicksal gewesen, sie wieder meinen Willen zu beziehen und gleicherweise zu verlassen. Ich danke Ihnen für den Aufenthalt, den Sie mich dort zu nehmen bestimmt hat-

ten und würde Ihnen noch mehr dafür danken, wenn ich ihn weniger teuer hätte bezahlen müssen. Im übrigen tun Sie recht daran, mich für unglücklich zu halten, niemand weiß besser denn Sie, wie sehr ich es sein muß. Wenn es ein Unglück ist, sich in der Wahl seiner Freunde zu täuschen, so ist es ein zweites, nicht weniger bitteres, von einem so süßen Irrtume zurückzukommen."

Dieses ist der treue Bericht über meinen Aufenthalt auf der Eremitage und über die Gründe, die mich sie zu verlassen gezwungen haben. Ich habe nirgends kürzen können, und es war auch wichtig, mit der allergrößten Genauigkeit zu erzählen, da diese Spanne meines Lebens auf alles Folgende einen Einfluß gehabt hat, der sich bis auf meinen letzten Tag erstrecken wird.

Zehntes Buch
1758

Die außerordentliche Kraft, welche mir ein vorübergehender Aufruhr meines Inneren zum Verlassen der Eremitage verliehen hatte, wich wieder von mir, sobald die Tat getan war. Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung zur Not eingerichtet, so gesellte sich zu heftigen und häufigen Anfällen meiner Harnverhaltung eine neue Beschwerde durch einen Bruch, der mich schon seit einiger Zeit quälte, ohne daß ich ihn als solchen zu erkennen vermocht hatte. Ich unterlag bald den grausamsten Anfällen. Der Arzt Thierry, mein alter Freund, kam nach mir sehen und klärte mich über meinen Zustand auf. Die Sonden, Harnröhren, Bruchbänder, all die rings um mich versammelten Kampfmittel gegen die Altersgebrechen ließen mich aufs bitterste empfinden, daß man nicht ungestraft ein junges Herz haben kann, wenn der Körper alt geworden ist. Der Frühling gab mir meine Kräfte nicht wieder, ich verbrachte das ganze Jahr 1758 in einem Siechtum, das mich wähnen ließ, ich ginge dem Ende meiner Tage entgegen. Ich sah es gewissermaßen mit Ungeduld herannahen. Von dem Truggebild der Freundschaft zurückgekommen, von allem losgelöst, was mir das Leben lieb gemacht hatte, vermochte ich in ihm nichts mehr zu entdecken, was es mir hätte angenehm machen können; ich sah nur noch Elend und Leiden, welche mich meiner nicht mehr froh werden lassen wollten. Ich sehnte mich nach dem Augenblick der Befreiung und der Erlösung von meinen Feinden. — Doch ich will den Faden der Ereignisse wieder aufnehmen.

Es scheint, daß meine Flucht nach Montmorency Frau von Epinay wider den Strich ging: vermutlich war sie darauf doch nicht gefaßt gewesen. Mein trauriger Zustand, die Ungunst der Jahreszeit, die völlige Verlassen-

heit, in der ich mich befand, alles hatte sie und Grimm annehmen lassen, sie würden mich, falls sie es bis zum Äußersten trieben, dazu zwingen, um Gnade zu betteln und mich zu den größten Erbärmlichkeiten zu erniedrigen, um nur in dem Winkel belassen zu werden, den zu fliehen meine Ehre gebot. Ich zog so schnell aus, daß ihnen keine Zeit blieb, dem Streich zuvorzukommen, sie sahen sich nun vor die Wahl gestellt, alles aufs Spiel zu setzen und mich völlig zugrunde zu richten oder zu versuchen, mich wiederzugewinnen. Grimm entschied sich für das erste, Frau von Epinay jedoch würde, glaube ich, das zweite vorgezogen haben, ich gewann diese Meinung aus ihrer Antwort auf mein letztes Schreiben, in welcher sie den in ihren vorhergehenden Briefen angeschlagenen Ton bedeutend herabstimmt und einer Versöhnung die Tür zu öffnen scheint. Die lange Verzögerung dieser Antwort, die einen vollen Monat auf sich warten ließ, verriet zur Genüge, welche Verlegenheit es ihr bereitete, eine schickliche Wendung zu finden, und wie vorsichtig und lange sie sich dazu bedachte. Sie konnte nicht gut weiter gehen, ohne sich bloßzustellen, aber nach ihren vorigen Briefen und meinem schroffen Verlassen ihres Hauses ist das geflissentliche Vermeiden jeglichen unfreundlichen Wortes auffällig genug. Ich will den Brief ganz wiedergeben, damit man sich ein Urteil bilden könne.

Bündel B, Nr. 23.

Genf, den 17. Januar 1758.

„Ihren Brief vom 17. Dezember habe ich, sehr geehrter Herr, erst gestern erhalten. Man hat ihn mir zusammen mit anderen Dingen in einer Kiste geschickt, welche die ganze Zeit über unterwegs gewesen ist. Ich will nur auf die Nachschrift antworten; was den Brief selber anbetrifft, so verstehe ich ihn nicht ganz, wären wir in der Lage, uns darüber aussprechen zu können, so würde ich alles Vorgefallene gern einem Mißverständnisse zur Last legen. Ich komme auf die Nachschrift zurück. Sie werden sich erinnern, sehr geehrter Herr, daß wir übereingekommen waren, das Gehalt

des Gärtners der Eremitage solle durch Ihre Hände gehen, um es ihm fühlbarer zu machen, daß er von Ihnen abhänge, und um Ihnen so lächerliche und unziemliche Auftritte zu ersparen, wie sie sein Vorgänger herbeigeführt hatte. Beweis hierfür ist der Umstand, daß Ihnen die ersten Quartale seines Gehaltes zugestellt worden sind und ich noch wenige Tage vor meiner Abreise mit Ihnen dahin übereingekommen war, Ihnen die später gemachten Vorschüsse zurückzuerstatten. Ich weiß, daß Sie sich anfangs dagegen sträubten: aber Sie hatten diese Vorschüsse ja auf meine Bitte gemacht, es lag mir selbstverständlich ob, sie Ihnen wiederzugeben und Sie sahen dies schließlich auch ein. Cahouet teilt mir nun mit, Sie hätten sich geweigert, dieses Geld anzunehmen. Sicherlich hat irgend eine Verwechselung dabei stattgefunden. Auf mein Geheiß wird man Ihnen das Geld jetzt noch einmal bringen, denn ich sehe nicht ein, warum Sie trotz unserer Vereinbarung meinen Gärtner bezahlen wollen und sogar noch über die Zeit hinaus, in der Sie die Eremitage bewohnt haben. Ich rechne also darauf, sehr geehrter Herr, daß Sie in Erwägung alles dessen, was ich Ihnen vorzustellen die Ehre hatte, nicht ablehnen werden, die Wiedererstattung der Vorschüsse anzunehmen, die Sie für mich zu machen gütig genug gewesen sind."

Da ich, nach allem, was vorgefallen, kein Vertrauen mehr zu Frau von Epinay fassen konnte, wollte ich nicht wieder mit ihr anknüpfen, ich ließ daher ihren Brief unbeantwortet und damit hatte unser Briefweschel sein Ende erreicht. Da sie sah, daß ich an meiner Absicht festhielt, kam auch sie zu einem Entschluß, machte sich die Pläne Grimms und der Holbachischen Sippe zu eigen und trachtete gemeinsam mit ihnen danach, mich zugrunde zu richten. Während jene in Paris am Werke waren, arbeitete sie in Genf, und Grimm, der bald darauf zu ihr reiste, vollendete dort, was sie begonnen. Tronchin, den sie mühelos gewannen, unterstützte sie kraftvoll und ward der wütendste all meiner Verfolger, obgleich ich *ihm ebenso*wenig wie Grimm jemals den geringsten An-

laß zu einer Klage über mich gegeben hatte. In aller Stille streuten diese drei wider mich Verbündeten in Genf jenen Samen aus, den man dann vier Jahre später aufgehen sah.

In Paris, wo ich bekannter war und wo die weniger haßbereiten Gemüter sich nicht so leicht wider mich schüren ließen, hatten sie nicht so leichtes Spiel. Um ihre Schläge geschickter gegen mich führen zu können, begannen sie damit, zu behaupten, ich hätte sie aufgegeben, nicht sie mich. (Man lese Deleyres Brief, Bündel B, Nr. 30.) Hierauf gestützt, taten sie so, als seien sie noch immer meine Freunde und streuten ihre boshaften Beschuldigungen geschickt wie Klagen über die Ungerechtigkeit eines Freundes aus. Das bewirkte, daß man weniger auf seiner Hut und eher geneigt war, ihnen Glauben zu schenken und mich zu tadeln. Die heimlichen Beschuldigungen der Falschheit und Undankbarkeit wurden vorsichtiger und daher wirksamer verbreitet. Ich wußte, daß sie mir die ungeheuerlichsten Schändlichkeiten nachsagten, ohne doch jemals feststellen zu können, worauf sie sich beriefen. Nach allem, was ich aus dem öffentlichen Gerede entnehmen konnte, beschränkten sie sich auf die folgenden vier Hauptverbrechen: 1. Meine Flucht aufs Land. 2. Meine Liebe zu Frau von Houdetot. 3. Meine Weigerung, Frau von Epinay nach Genf zu begleiten. 4. Mein Verlassen der Eremitage. Wenn sie noch anderes gegen mich vorbrachten, so trafen sie ihre Maßnahmen stets so gut, daß es mir völlig unmöglich gewesen ist, jemals den Gegenstand ihrer Anschuldigungen in Erfahrung zu bringen.

Ich glaube in diese Zeit also die Eröffnung eines Verfahrens setzen zu müssen, welches sich die, so über mich verfügen, seither derartig schnell und wirksam angeeignet haben, daß etwas Wunderbares daran sein muß für den, der nicht weiß, mit welcher Leichtigkeit sich alles Eingang verschafft, was die Bosheit der Menschen begünstigt. Ich will mit wenig Worten auseinanderzusetzen suchen, wie weit ich selber dieses dunkle und tiefe System habe durchschauen können.

Mit einem schon in ganz Europa gekannten und berühmten Namen hatte ich mir die Einfachheit meines ursprünglichen Wesens bewahrt. Meine tödliche Abneigung gegen alles Parteiwesen hatte mich frei und unabhängig erhalten, ich trug nur die Ketten, die mein eigenes Herz mir schmiedete. Einsam, fremd, abgesondert, ohne Stützen, ohne Familie, nur auf meine Grundsätze und meine Pflichten bedacht, schritt ich unerschrocken gerade Pfade und schmeichelte niemandem und schonte auch keinen auf Kosten der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Da ich überdies seit zwei Jahren in die Einsamkeit zurückgezogen lebte, ohne brieflichen Verkehr, ohne irgend welche Beziehung zu den Welthändeln, ohne etwas zu erfahren noch auch auf irgend etwas neugierig zu sein, war ich, vier Meilen vor Paris, durch meine Gleichgültigkeit ebenso getrennt von dieser Stadt, wie ein Bewohner der Insel Tinian durch die Meere.

Grimm, Diderot, von Holbach lebten im Gegenteil mitten im Strudel, hatten Umgang mit allem, was große Welt hieß, und teilten sie gewissermaßen zwischen sich auf. Fürsten, Schöngeister, Schriftsteller, Juristen, Frauen, bei allen konnten sie sich auf Verabredung Gehör verschaffen. Schon hieraus kann man erkennen, welchen Vorteil dieser Umstand drei gegen einen vierten eng verbündeten Männern bringen mußte, wenn der vierte in meinen Umständen lebte. Zwar waren (so wenigstens glaube ich) weder Diderot noch Holbach zum Schmieden schwarzer Anschläge fähig, dem einen gebrach es dazu an Bosheit*), dem anderen an Geschicklichkeit, aber gerade das festigte die Partei. Grimm allein entwarf in seinem Kopf den notwendigen Plan und entdeckte den beiden anderen nur so viel davon, als sie wissen mußten, um bei der Ausführung behilflich zu sein. Der Einfluß, den er auf sie gewonnen hatte, führte ihre Mitwirkung leicht herbei, und das Ergebnis des Ganzen entsprach der Überlegenheit seines Talentes.

Und eben mit diesem überlegenen Talente entwarf er im Bewußtsein des Vorteils, den ihm seine Stellung ge-

*) *Ich gestehe, daß alles, was ich seit der Niederschrift dieses Buches von den mich umgebenden Geheimnissen durchdringe, mich fürchten läßt, Diderot nicht gekannt zu haben.*

genüber der meinen brachte, den Plan, meinen Ruf von Grund auf zu zerstören und mir einen genau entgegengesetzten zu verschaffen, ohne sich selber bloßzustellen, und zwar dadurch, daß er rings um mich einen Wall von Finsternis errichtete, den ich nicht zu durchdringen vermochte, um seine Schliche aufzudecken und ihn selber zu entlarven.

Dies Unternehmen war insofern schwierig, als er die Schändlichkeit desselben vor den Augen derer verbergen mußte, die dabei mitwirken sollten. Er mußte alle ehrlichen Menschen täuschen, jedermann mit mir entzweien und durfte mir keinen einzigen Freund lassen, weder einen einflußlosen noch einen hochgestellten. Was sage ich, er durfte nicht ein einziges Wort der Wahrheit zu mir dringen lassen! Wenn ein einziger edeldenkender Mann zu mir gekommen wäre und mir gesagt hätte: Sie spielen den Tugendhaften, aber nichtsdestoweniger behandelt man Sie so und so, nichtsdestoweniger spricht man so und so über Sie, was sagen Sie dazu? Wäre dies geschehen, so hätte die Wahrheit triumphiert und Grimm wäre verloren gewesen. Er wußte es wohl, aber er hatte sein eigenes Herz geprüft und die Menschen schätzte er nicht höher ein als sie es verdienten. Um der Ehre der Menschheit willen kränkt es mich, daß er sie so richtig beurteilt hat.

Seine Schritte konnten auf solchen unterirdischen Schleichwegen nur sicher sein, wenn sie langsam waren. Seit zwölf Jahren folgt er nun schon seinem Plane und dennoch bleibt ihm das Schwerste noch zu tun: die Irreleitung des gesamten Publikums. Noch gibt es Augen, die ihn aus größerer Nähe beobachtet haben, als er selber es weiß, aber er vermutet und fürchtet es, und wagt noch nicht, sein Truggewebe dem Licht auszusetzen.*) Er hat jedoch das wenig schwierige Mittel gefunden, die Machthaber für sich zu gewinnen, und diese verfügen über mich. Durch ihren Beistand bringt ihn sein Vorgehen weniger in Gefahr. Da es gewöhnlich den Traban-

*) Seit dieses niedergeschrieben wurde, hat er nun den Schritt mit dem größten und unbegreiflichsten Erfolge gewagt. Ich glaube, es ist Tronchin, der ihm den Mut und die Mittel dazu gegeben hat.

ten aller Macht nicht gerade um Redlichkeit und noch weniger um Offenheit zu tun ist, so hat er kaum noch die Unverschwiegenheit irgend eines Biedermannes zu fürchten, denn vor allem tut es ihm not, daß ich von undurchdringlicher Finsternis umgeben sei und seine Verschwörung mir immer verborgen bleibe, weil er wohl weiß, daß sein Gewebe, so künstlich er es auch immer geknüpft haben möchte, nicht standhalten würde vor meinen Blicken. Seine große Geschicklichkeit besteht darin, mich scheinbar zu schonen, während er mich verschreit, und seiner Niedertracht noch die Maske der Großmut vorzuhängen.

Ich verspürte die ersten Wirkungen dieses Systems in den versteckten Anschuldigungen der Holbachianer, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, festzustellen oder auch nur zu vermuten, worin sie beständen. Deleyre teilte mir in seinen Briefen mit, daß man mir Schändlichkeiten nachsage, Diderot sagte mir noch geheimnisvoller dasselbe, und als ich mich sowohl mit dem einen wie mit dem anderen auseinanderzusetzen begann, lief alles auf jene früher verzeichneten Hauptanklagen hinaus. Ich fühlte eine wachsende Erkältung in den Briefen der Frau von Houdetot. Saint Lambert konnte ich diesen Einfluß nicht zuschreiben, denn er fuhr fort, mir in der gleichen Freundschaft zu schreiben und besuchte mich sogar nach seiner Rückkehr. Noch weniger konnte ich mir selber die Schuld beimessen, da wir uns im besten Einvernehmen voneinander getrennt hatten und von meiner Seite aus seitdem nichts unternommen worden war als das Verlassen der Eremitage, dessen Notwendigkeit sie selber eingesehen hatte. Da ich also nicht wußte, welchem Umstande ich diese Erkältung zuschreiben sollte, die sie zwar nicht wahrhaben wollte, die mein Herz jedoch nur allzu wohl empfand, beunruhigte mich alles. Ich wußte, daß sie Grimm und ihre Schwägerin aufs äußerste wegen Saint Lamberts Beziehungen zu ihnen schonte und fürchtete deren Einfluß. Diese Aufregung brachte meine Wunden wieder zum Bluten und machte meine Briefe so stürmisch, daß sie ihr völlig verleidet wurden. Ich ahnte tausenderlei Peinvolles, ohne irgend etwas deutlich er-

kennen zu können. Für einen Menschen mit einer leicht erregbaren Phantasie befand ich mich in der unerträglichsten Lage. Wäre ich vollkommen abgesondert gewesen, hätte ich überhaupt nichts erfahren, so würde ich ruhiger geworden sein, aber mein Herz hing noch an einzelnen Beziehungen, durch die meine Feinde tausend Wege zu mir fanden, und die schwachen Strahlen, die so bis zu mir in meinen Schlupfwinkel drangen, ließen mich die Dunkelheit der Geheimnisse, die man vor mir hegte, nur um so deutlicher gewahren.

Ich würde, des bin ich gewiß, dieser allzu grausamen, ja völlig unerträglichen Qual unterlegen sein, denn meine offene und freimütige Wesensart läßt mich durch die Unmöglichkeit, meine Gesinnung zu verbergen, alles von der fürchten, die man mir verbirgt, aber zu meinem größten Glücke traten mir Dinge in den Weg, an denen mein Herz genügenden Anteil nahm, um mich aufs heilsamste von dem abzulenken, was mich wider Willen beschäftigte. Diderot hatte mir bei seinem letzten Besuche auf der Eremitage von d'Alemberts für die Enzyklopädie bestimmten Aufsatz „Genf" gesprochen: er hatte mir gesagt, daß dieser mit hochgestellten Genfern verabredete Aufsatz die Einführung des Schauspieles in Genf bezwecke und daß folglich schon alle Vorkehrungen zur baldigen Verwirklichung des Planes getroffen seien. Da Diderot alles das sehr zu billigen schien, am Erfolge auch nicht zweifelte und ich mit ihm allzu viel andere Dinge zu bereden hatte, um mich des Längeren bei diesem Aufsatze aufzuhalten, hatte ich ihm nichts darüber gesagt, aber da mich all diese Verführungsversuche in meinem Vaterland höchlichst aufbrachten, erwartete ich mit Ungeduld den Band der Enzyklopädie, der diesen Aufsatz enthalten sollte, um mich zu vergewissern, ob sich denn kein Mittel finden ließe, darauf zu antworten und den unglücklichen Plan zu vereiteln. Ich erhielt den Band sehr bald nach meiner Übersiedelung nach Mont Louis und fand den Aufsatz mit großer Kunst und Gewandtheit abgefaßt und völlig der Feder würdig, aus der er geflossen war. Das brachte mich aber dennoch nicht davon

ab, auf ihn entgegnen zu wollen und trotz meiner Gedrücktheit, trotz meiner Kümmernisse und Leiden, trotz der Ungunst der Jahreszeit und der Unbequemlichkeit meiner neuen Wohnung, in der ich mich einzurichten noch nicht die Zeit gehabt hatte, machte ich mich mit einem Eifer ans Werk, der alles überwand.

Während eines ziemlich rauhen Winters brachte ich im Monat Februar in dem eben von mir beschriebenen Seelen- und Körperzustande täglich zwei Stunden morgens und ebenso viele des Nachmittags in einem nach allen Seiten offenen Turme am Ende des Gartens zu, in dem meine Wohnung lag. Dieser Turm, der einen terrassenförmig aufsteigenden Weg abschloß, lag über dem Tal und dem See von Montmorency und bot mir als letzten Aussichtspunkt das schlichte, aber ehrwürdige Schloß von Saint Gratien, wohin sich der tugendhafte Catinat zurückgezogen hatte. In diesem damals eiskalten Turme schrieb ich ohne Schutz vor Wind und Schnee und nur von dem Feuer erwärmt, daß in meinem eigenen Herzen loderte, innerhalb dreier Wochen meinen an d'Alembert gerichteten Brief über das Schauspiel. Dies ist (denn die „Julie" war noch nicht zur Hälfte fertig) die erste meiner Schriften, an der ich mit Lust und Liebe gearbeitet habe. Bis dahin war empörte Tugend mein Apollo gewesen, diesmal wurden es Sanftmut und seelischer Schmerz. Die Ungerechtigkeiten, bei denen ich nur Zuschauer gewesen war, hatten mich aufgebracht, die mir selber widerfahrenen dagegen stimmten mich traurig, und diese von aller Bitterkeit freie Wehmut floß nur aus einem allzu liebenden, allzu zärtlichen Herzen, das, getäuscht von denen, die es sich gleich gewähnt hatte, in sich selber zurückgescheucht worden war. Voll von alledem, was mir widerfahren und noch aufgerührt von so vielen heftigen Erschütterungen ließ das meine das Gefühl seiner Leiden in die Gedanken überfließen, die mein Gegenstand in mir wachgerufen hatte, und diese Vermischung ward in meiner Arbeit wirksam. Ohne dessen *selber* gewahr zu werden, beschrieb ich meine gegenwärtige Lage, schilderte Grimm, Frau von Epinay, Frau von

Houdetot, Saint Lambert und mich selber. Welch köstliche Tränen vergoß ich nicht im Schreiben. Ach, man fühlt nur allzu sehr die Liebe in meiner Schrift. Jene unglückselige Liebe, von der ich zu gesunden trachtete, hatte mein Herz noch nicht verlassen. Mit alledem vermischte sich eine gewisse Wehmut über mich selber, der ich mich sterben fühlte und dem Publikum mein letztes Lebewohl zu sagen wähnte. Weit davon entfernt, den Tod zu fürchten, sah ich ihn im Gegenteil mit Freuden nahen, aber es schuf mir ein großes Bedauern, meine Mitmenschen zu verlassen, ehe sie meinen Wert empfunden und eingesehen hatten, wie sehr ich ihre Liebe verdient hätte, wenn sie mich besser gekannt. Dies sind die geheimen Ursachen des seltsamen Tones, der in diesem Werke herrscht und so wunderbar von dem Ton des vorhergehenden absticht.*)

Ich feilte an meinem Briefe, schrieb ihn ins Reine und wollte ihn gerade drucken lassen, als ich nach langem Stillschweigen einen von Frau von Houdetot erhielt, der neuen Kummer über mich brachte, und zwar den schwersten, den ich bis dahin empfunden. Sie teilte mir in diesem Briefe mit (Bündel B, Nr. 34), daß meine Leidenschaft für sie in ganz Paris bekannt sei, daß ich zu Leuten darüber gesprochen, die es verbreitet, und daß diese ihrem Geliebten zu Ohren gekommenen Gerüchte ihr beinahe das Leben gekostet hätten; er habe ihr schließlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich mit ihr ausgesöhnt, aber sie sei es sowohl ihm wie sich selber und ihrem Rufe schuldig, jeden Verkehr mit mir abzubrechen, im übrigen versicherte sie mich, sowohl Saint Lambert wie sie würden niemals aufhören, Teil an mir zu nehmen, würden mich in der Gesellschaft verteidigen und sie selber wolle sich auch von Zeit zu Zeit nach mir erkundigen lassen.

Also auch du, Diderot, rief ich aus. Unwürdiger Freund . . . Ich konnte mich indessen nicht entschließen, ihn jetzt schon zu verurteilen. Meine Schwäche war auch anderen Leuten bekannt, die ihn zum Reden gebracht

*) Die Abhandlung über *die Ungleichheit* der Stände.

haben konnten. Ich wollte noch zweifeln . . . aber bald konnte ich es nicht mehr. Saint Lambert beging bald darauf eine seiner edelen Gesinnung würdige Tat. Da er meine Seele einigermaßen kannte, dachte er sich, in welchem Zustand ich mich befinden müßte, nachdem der eine Teil meiner Freunde mich verraten und der andere mich verlassen hatte. Er besuchte mich. Das erste Mal hatte er nur wenig Zeit, aber er kam wieder. Da ich ihn nicht erwartete, war ich unglücklicherweise nicht zu Hause. Therese jedoch war da und hatte eine mehr als zwei Stunden währende Unterredung mit ihm, in welcher sie sich gegenseitig viele Dinge mitteilten, deren Kenntnis sowohl ihm wie mir äußerst wichtig sein mußte. Die Überraschung, mit der ich durch ihn erfuhr, daß niemand in der Gesellschaft daran zweifelte, ich hätte zu Frau von Epinay in der gleichen Beziehung gestanden, in der jetzt Grimm zu ihr stand, konnte nur durch die Überraschung überboten werden, mit der er vernahm, wie falsch dieses Gerücht sei. Saint Lambert befand sich zum großen Mißvergnügen der Dame in derselben Lage wie ich, und alle Aufklärungen, die sich aus dieser Unterredung ergaben, löschten in mir vollends jedes Bedauern, unwiderruflich mit ihr gebrochen zu haben. In Bezug auf Frau von Houdetot teilte er Theresen ausführlich mehrere Umstände mit, die weder ihr noch Frau von Houdetot selber bekannt waren, sondern die nur ich allein wußte und die ich einzig Diderot unter dem Siegel der Freundschaft erzählt hatte; und gerade Saint Lambert hatte er sich ausgesucht, um sie ihm anzuvertrauen! Dieser letzte Umstand bestimmte mich; entschlossen mit Diderot für immer zu brechen, sann ich nur noch über die Form nach, denn ich hatte bemerkt, daß jeder geheime Bruch stets dadurch zu meinem Nachteil ausschlug, daß er meinen erbittertsten Feinden die Maske der Freundschaft vor dem Gesicht beließ.

Die in der Welt in diesen Dingen anerkannten Anstandsregeln scheinen vom Geist der Lüge und des Verrats eingegeben zu sein. Noch als der Freund eines Menschen zu gelten, dessen Freund man nicht mehr ist, heißt

sich Mittel und Wege offen lassen, um ihm unter Täuschung aller redlichen Leute zu schaden. Ich erinnerte mich, daß sich der berühmte Montesquieu nach seinem Bruche mit dem Pater von Tournemine beeilte, es laut zu verkünden, indem er zu jedermann sagte: „Hören Sie weder den Pater von Tournemine noch mich an, wenn wir von einander sprechen, denn wir haben aufgehört, Freunde zu sein." Dieses Betragen fand großen Beifall, alle Welt pries seine Offenheit und seinen Edelmut. Ich beschloß Diderot gegenüber ein Gleiches zu tun; wie sollte ich aber in meiner Zurückgezogenheit unseren Bruch unzweideutig und noch dazu ohne Lärm bekannt machen? Ich ließ es mir beifallen in Gestalt einer Anmerkung in mein Werk eine Stelle aus dem Buche Jesus Sirach einzuschalten, welche für jeden Eingeweihten diesen Bruch und sogar seine Veranlassung deutlich genug kundtat, während sie für alle anderen nichts besagte, überdies bestrebte ich mich auch noch, den Freund, von dem ich mich lossagte, überall sonst in meinem Werke nur mit der Achtung zu erwähnen, welche man selbst einer erloschenen Freundschaft immerdar zollen soll. Man kann alles dies in dem Werke selber sehen.

Glück und Unglück regieren die Welt, und im Mißgeschick scheint jede mutige Tat ein Verbrechen zu sein. Dieselbe Handlungsweise, die man an Montesquieu bewundert hatte, trug mir nur Tadel und Vorwürfe ein. Sobald mein Werk gedruckt war und ich einige Exemplare erhalten hatte, schickte ich Saint Lambert eines, der mir noch am Abend vorher in seinem und Frau von Houdetots Namen ein paar Zeilen voll der zärtlichsten Freundschaft geschrieben hatte (Bündel B, Nr. 37). Hier der Brief, mit dem er mir mein Buch zurückschickte:

Bündel B, Nr. 38.

Eaubonne, 10. Oktober 1758.

„Fürwahr, sehr geehrter Herr, ich kann das Geschenk, das Sie mir gemacht haben, nicht annehmen. Bei der Stelle Ihrer Vorrede, wo Sie im Hinblick auf Diderot eine Stelle aus dem Prediger Salomo anführen

(er irrt sich, sie ist aus Jesus Sirach), ist mir das Buch aus den Händen gefallen. Nach den Unterredungen dieses Sommers hatte ich an Ihnen die Überzeugung wahrzunehmen geglaubt, daß Diderot an dem angeblichen Vertrauensbruche, dessen Sie ihn anfangs ziehen, unschuldig sei. Er mag Ihnen gegenüber im Unrechte sein, ich weiß es nicht, wohl aber weiß ich, daß Ihnen dies kein Recht gibt, ihn öffentlich zu beschimpfen. Ihnen sind die Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, nicht unbekannt, und Sie lassen sich herbei, die Stimme eines alten Freundes in das Geschrei der Neider einfallen zu lassen! Ich kann Ihnen nicht verhehlen, sehr geehrter Herr, wie sehr diese Schändlichkeit mich empört. Ich habe keine persönlichen Beziehungen zu Diderot, aber ich ehre ihn und fühle aufs lebhafteste den Kummer, den Sie einem Manne bereiten müssen, dem Sie, wenigstens mir gegenüber, niemals etwas anderes als leichte Schwäche zum Vorwurf gemacht haben. Unsere Grundsätze, geehrter Herr, gehen allzusehr auseinander, als daß wir uns jemals verstehen könnten. Vergessen Sie mein Dasein, das kann nicht schwer sein. Ich habe den Menschen niemals weder Gutes noch Böses von jener Art getan, deren man sich lange erinnern muß. Meinerseits, geehrter Herr, verspreche ich Ihnen, Ihre Person zu vergessen und mich nur noch Ihrer Talente zu erinnern."

Dieser Brief zerriß und empörte mein Herz in gleichem Grade, das Übermaß meines Elends jedoch gab mir endlich meinen Stolz wieder, und ich sandte ihm folgende Zeilen als Erwiderung:

Montmorency, den 11. Oktober 1758.

„Sehr geehrter Herr, beim Durchlesen Ihres Briefes habe ich Ihnen die Ehre angetan, über ihn zu erstaunen und habe ferner die Dummheit besessen, mich über ihn zu erregen, einer Antwort jedoch habe ich ihn unwürdig befunden.

Die Abschriften für Frau von Houdetot möchte ich *nicht* fortsetzen. Wenn es ihr nicht recht ist, das be-

reits Gelieferte zu behalten, so mag sie es mir zurückschicken und ich werde ihr ihr Geld wiedergeben. Behält sie es aber, so muß sie trotzdem den Rest ihres Papieres und ihres Geldes von mir abholen lassen. Ich ersuche sie, mir gleichzeitig den Prospekt zurückzustellen, den sie in Verwahrung hat. Leben Sie wohl, sehr geehrter Herr."

Mut im Unglück reizt niedrige Herzen auf, edlen jedoch gefällt er. Mein Brief scheint Saint Lambert zur Selbsteinkehr und zum Bedauern seiner Handlungsweise gebracht zu haben. Da er nun jedoch seinerseits zu stolz sein mochte, es offen einzugestehen, ergriff oder schuf er vielleicht die Gelegenheit, den Schlag abzuschwächen, den er nach mir geführt hatte. Vierzehn Tage später erhielt ich von Herrn von Epinay den folgenden Brief:

(Bündel B, Nr. 10.)

Donnerstag, 26.

„Ich habe, sehr geehrter Herr, das Buch, das Sie mir zu senden die Güte hatten, erhalten und lese es mit der größten Freude. Dieses Gefühl habe ich stets bei allen Werken gehabt, die aus Ihrer Feder geflossen sind. Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank. Ich würde ihn Ihnen persönlich abgestattet haben, wenn mir meine Geschäfte erlaubt hätten, einige Zeit in Ihrer Nachbarschaft zu weilen, aber ich bin in diesem Jahre nur sehr selten auf der Chevrette gewesen. Herr und Frau Dupin haben sich nun auf den nächsten Sonntag dort bei mir zum Essen angesagt. Ich hoffe auch die Herren Saint Lambert, von Francueil und Frau von Houdetot bei mir zu sehen. Sie würden mir, sehr geehrter Herr, eine aufrichtige Freude bereiten, wenn auch Sie einer der Unsrigen sein wollten. Alle Personen, die bei mir sein werden, tragen Verlangen nach Ihnen und würden gleich mir überaus erfreut sein, einen Teil des Tages mit Ihnen verbringen zu dürfen. Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein usw."

Über diesen Brief bekam ich furchtbares Herzklopfen. Nachdem ich ein Jahr lang Gesprächsstoff in Paris gewesen war, erbebte ich bei dem Gedanken, mit Frau von Houdetot zusammen gesehen zu werden und vermochte kaum den ausreichenden Mut in mir aufzubringen, diese Probe zu bestehen. Da jedoch sowohl sie wie Saint Lambert es wollten, da von Epinay im Namen aller Geladenen sprach und keinen erwähnte, den ich nicht gern gesehen hätte, so glaubte ich mir nach allem durch die Annahme einer Einladung nichts zu vergeben, welche gewissermaßen von allen Anwesenden ausgegangen war. Ich sagte also zu. Am Sonntag war das Wetter schlecht. Herr von Epinay schickte mir seinen Wagen und ich fuhr hin.

Meine Ankunft machte großen Eindruck. Mir ist niemals eine liebevollere Aufnahme zu Teil geworden. Man hätte sagen mögen, die ganze Gesellschaft empfand, wie sehr es nottat, mir neue Zuversicht einzuflößen. Diese Arten des Zartgefühls kennen nur französische Herzen. Ich fand indessen mehr Menschen vor, als ich erwartet hatte, so unter anderen den Grafen von Houdetot, den ich überhaupt nicht kannte, und seine Schwester, die Frau von Blainville, die ich gerne vermißt hätte. Sie war im verflossenen Jahre mehrmals nach Eaubonne gekommen, und ihre Schwägerin hatte sie während unserer einsamen Spaziergänge oft sich selber überlassen. Seitdem nährte sie einen Groll gegen mich, dem sie während dieses Mahles nach Herzenslust Genüge tat, denn man wird begreifen, daß die Gegenwart Saint Lamberts und des Grafen von Houdetot die Lacher nicht auf meine Seite brachte, und daß ein Mann, der schon in der gewöhnlichsten Unterredung verlegen war, sich unter solchen Umständen nicht gerade hervortun konnte. Niemals habe ich so viel gelitten, niemals schlechter standgehalten und niemals unerwartetere Angriffe auszustehen gehabt. Als man endlich von Tische aufstand, floh ich diese Megäre und hatte die Freude zu erleben, daß Saint Lambert und Frau von Houdetot an mich herantraten. Wir plauderten einen Teil des Nachmittags zusammen, zwar über

gleichgültige Dinge, aber mit derselben Vertraulichkeit, welche vor meiner Verirrung zwischen uns geherrscht hatte. Dieses Benehmen ging an meinem Herzen nicht spurlos vorüber, und hätte Saint Lambert darin lesen können, würde er zweifelsohne mit mir zufrieden gewesen sein. Obgleich mir bei meiner Ankunft Frau von Houdetots Anblick ein Herzklopfen verursacht hatte, das mir fast die Sinne benahm, so kann ich doch schwören, daß ich auf dem Nachhausewege kaum noch an sie dachte: ich war nur mit Saint Lambert beschäftigt.

Trotz Frau von Blainvilles boshaften Spöttereien tat mir dieses Gastmahl ungemein wohl, und ich beglückwünschte mich von Herzen, es nicht ausgeschlagen zu haben. Ich wurde dadurch nicht allein gewahr, daß die Ränke Grimms und der Holbachianer mir meine alten Bekannten*) keineswegs abwendig gemacht hatten, sondern auch (was mir noch wohler tat), daß Frau von Houdetots und Saint Lamberts Gefühle gegen mich weniger verändert waren, als ich geglaubt, und ich begriff endlich, daß er sie mehr aus Eifersucht denn aus Nichtachtung von mir entfernt hielt. Das tröstete und beruhigte mich. Die Sicherheit, von denen, die ich achtete, nicht gering geschätzt zu werden, ließ mich mutiger und erfolgreicher an meinem Herzen arbeiten. Wenn es mir auch nicht vollends gelang, meine strafbare und unglückliche Leidenschaft darin zu ersticken, so brachte ich ihre Reste doch so in meine Gewalt, daß sie mich seitdem nie wieder einen Fehler haben begehen lassen. Die Abschriften für Frau von Houdetot, die sie mich wieder aufzunehmen gebeten hatte, und meine eigenen Werke, die ich ihr jedesmal nach ihrem Erscheinen zuzusenden fortfuhr, ließen mich hin und wieder von ihr noch gleichgültige, aber freundliche Botschaften und Zuschriften erhalten. Wie man im Folgenden sehen wird, tat sie sogar noch mehr, und unser aller drei gegenseitiges Betragen nach dem Abbruche unseres Verkehrs kann als Muster für die Art und Weise gelten, in der wohlgesinnte Menschen sich

*) In der Einfalt meines Herzens glaubte ich das noch, als ich meine Bekenntnisse schrieb.

voneinander trennen, wenn es ihnen nicht mehr genehm ist, sich zu sehen.

Ein anderer Vorteil dieses Gastmahles bestand für mich darin, daß man darüber in Paris sprach und es für eine unzweideutige Widerlegung des von meinen Feinden überall verbreiteten Gerüchtes nahm, ich sei mit allen, die daran teilgenommen hatten, und vor allem mit Herrn von Epinay, tödlich überworfen. Beim Verlassen der Eremitage hatte ich ihm einen äußerst höflichen Dankesbrief geschrieben, auf den er nicht weniger höflich geantwortet hatte, und sowohl zwischen uns wie zwischen mir und seinem Bruder haben gegenseitige Aufmerksamkeiten niemals aufgehört. Herr von Lalive besuchte mich sogar in Montmorency und schickte mir seine Kupferstiche. Die beiden Schwägerinnen der Frau von Houdetot ausgenommen, habe ich niemals mit einem Gliede seiner Familie schlecht gestanden.

Mein Brief an d'Alembert hatte einen großen Erfolg. Alle meine Werke hatten ihn gehabt, aber diesmal war er günstiger für mich. Er flößte dem Publikum Mißtrauen gegen die Unterschiebungen der Holbachischen Sippe ein. Als ich auf die Eremitage hinauszog, hatte sie prophezeiht, ich würde es nicht drei Monate dort aushalten. Als sie sah, daß ich es zwanzig Monate lang getan hatte, und dann, nach dem erzwungenen Verlassen dieser Wohnstätte, mein Zelt wieder auf dem Lande aufschlug, sprengte sie aus, es geschähe alles aus bloßem Eigensinn, ich langweile mich in meiner Zurückgezogenheit zu Tode, wolle aber, von Eigendünkel besessen, lieber dort meiner Halsstarrigkeit zum Opfer fallen, als es eingestehen und nach Paris zurückkehren. Den Brief an d'Alembert durchwehte eine Seelenmilde, deren Echtheit man wohl empfand. Hätte mich Verstimmung in meiner Einsamkeit verzehrt, würde sich das in meinem Tone verraten haben. In allen meinen in Paris verfaßten Schriften ließ sie sich leicht erkennen, in der ersten, die ich auf dem Lande abgefaßt hatte, war nichts mehr von ihr zu verspüren. Für alle, welche sich aufs Beobachten verstanden, war dieser Umstand entscheidend. Man *erkannte*, daß ich in mein Element zurückgekehrt war.

Nichtsdestoweniger schuf mir dieses nämliche Werk trotz all meiner Sanftheit durch meine gewöhnliche Tölpelhaftigkeit und mein gewöhnliches Mißgeschick einen neuen Feind unter den Schriftstellern. Ich hatte bei Herrn de la Poplinière die Bekanntschaft Marmontels gemacht, und diese Bekanntschaft war im Hause des Barons weitergepflegt worden. Marmontel gab damals den Mercure de France heraus. Da ich meinen Stolz darein setzte, meine Werke den Herausgebern von Zeitschriften nicht zuzustellen, ihm jedoch das vorliegende dennoch gerne schicken wollte, aber so, daß er nicht wähnen konnte, es sei ihm in seiner Eigenschaft als Herausgeber und etwa gar zur Besprechung übersandt, schrieb ich in das Exemplar hinein, es sei nicht für den Herausgeber des Merkurs, sondern für Herrn Marmontel bestimmt. Ich glaubte ihm damit eine sehr schöne Artigkeit zu sagen, er dagegen nahm es für eine unerhörte Beleidigung und ward mir ein unversöhnlicher Feind. Er schrieb gegen diesen selben Brief, zwar höflich, aber mit unverkennbarer Gereiztheit und hat seitdem keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mir in der Gesellschaft zu schaden und mich in seinen Werken mittelbar zu geißeln: so gar schwer ist es, die überaus reizbare Eigenliebe der Schriftsteller zu schonen und so sehr muß man sich vorsehen, in den Artigkeiten, die man ihnen sagen will, auch nicht die entfernteste Möglichkeit eines Doppelsinnes herrschen zu lassen.

(1759.) Nach allen Seiten hin ruhig geworden, benutzte ich meine augenblickliche Muße und Unabhängigkeit dazu, meine Arbeiten emsiger wieder aufzunehmen. Ich vollendete in diesem Winter die „Julie" und schickte sie an Rey, der sie im darauffolgenden Jahre drucken ließ. Diese Arbeit wurde jedoch durch eine kleine und sogar ziemlich unangenehme Störung noch einmal unterbrochen. Ich erfuhr, daß man in der Oper eine neue Aufführung des „Dorfwahrsagers" vorbereite. Ergrimmt, diese Leute mit solcher Anmaßung über mein Eigentum verfügen zu sehen, nahm ich die Denkschrift wieder vor, die ich seinerzeit, ohne jemals Antwort zu erhalten, Herrn d'Ar-

genson hatte zustellen lassen; ich überarbeitete sie und ließ sie durch Herrn Sellon, den Genfer Residenten, zusammen mit einem Brief, den er abzugeben versprach, dem Grafen von Saint Florentin überreichen, welcher der Nachfolger des Herrn d'Argenson in der Leitung der Oper geworden war. Herr von Saint Florentin verhieß eine Antwort und erteilte sie nie. Duclos, den ich von meinem Schritt in Kenntnis gesetzt hatte, sprach mit den „kleinen Geigern", und diese erboten sich mir zwar nicht meine Oper, aber den freien Eintritt wieder zu verschaffen, den ich jetzt nicht mehr benutzen konnte. Als ich gewahr wurde, daß ich von keiner Seite auf Gerechtigkeit hoffen durfte, ließ ich die ganze Angelegenheit auf sich beruhen, und die Leitung der Oper fuhr fort, ohne meine Vorstellungen anzuhören oder darauf zu erwidern, über den „Dorfwahrsager" wie über ihr Eigentum zu verfügen und daran zu gewinnen, während er doch unstreitig nur ganz allein mir gehörte.

Seit ich das Joch meiner Tyrannen abgeschüttelt hatte, führte ich ein ziemlich gleichmäßiges und friedliches Leben: des Reizes allzu inniger Beziehungen beraubt, war ich auch ihrer Fesseln ledig geworden. Der gönnerhaften Freunde überdrüssig, die durchaus mein Geschick bestimmen und mich wider Willen unter das Joch ihrer angeblichen Wohltaten zwingen wollten, war ich entschlossen, mich künftig nur auf Beziehungen einzulassen, die auf bloßem Wohlwollen beruhten, das Leben angenehm machten ohne die Freiheit zu beschneiden, und auf völlige Gleichgestelltheit sich gründeten. Derartige Beziehungen besaß ich so viele, als ich zum Genuß der Geselligkeit ohne jeden Zwang nur irgend bedurfte, und sobald ich diese Lebensweise erst versucht hatte, fühlte ich, daß sie allem entsprach, mir, meinem Alter und dem Wunsche, meine Tage in der Stille zu beschließen, fern von all den Stürmen, Zerwürfnissen und Plackereien, die noch eben wie eine Woge über mich dahingegangen waren.

Während meines Aufenthaltes auf der Eremitage und seit meiner Niederlassung in Montmorency hatte ich *rings in* der Nachbarschaft Bekanntschaften gemacht,

die mir angenehm waren und mir keinerlei Zwang auferlegten. An ihrer Spitze nenne ich den jungen Loyseau de Mauléon, der damals im Beginn seiner Advokatenlaufbahn stand, ohne zu ahnen, daß dieser Beruf seiner inneren Bestimmung entsprach. Ich zweifelte nicht wie er daran. Ich verhieß ihm gar bald die glänzende Stellung, die man ihn heute einnehmen sieht. Ich sagte ihm voraus, daß sein Genie, falls er streng in der Wahl seiner Prozesse sein und sich immer nur zum Verteidiger der Gerechtigkeit und der Tugend hergeben wolle, durch diese erhabene Gesinnung emporgehoben, die größten Redner in Schatten stellen würde. Er hat meinen Rat befolgt und seine Wirkung erprobt. Seine Verteidigung des Herrn von Portes war eines Desmothenes würdig. Er verbrachte alljährlich seine Ferien in dem eine Viertelstunde von der Eremitage entfernt in der Lehnsherrschaft von Mauléon gelegenen Dorfe Saint Brice, das seiner Mutter gehörte und das einst der große Bossuet bewohnt hatte. Wahrlich ein Lehn, bei dem die Aufeinanderfolge solcher Herren es dem Adel wohl schwer machen dürfte, sich ihnen gegenüber zu behaupten.

Ebenfalls in Saint Brice kannte ich den Buchhändler Guérin, einen geistvollen, gebildeten, liebenswürdigen Menschen, der seinen Stand weit überragte. Er vermittelte auch die Bekanntschaft zwischen mir und Jean Néaulme, dem Amsterdamer Buchhändler, mit dem er einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und der dann später den Emil druckte.

Noch näher wohnte Herr Maltor, der Pfarrer von Grosley, welcher eher dazu gemacht war, Staatsmann und Minister als Dorfgeistlicher zu sein, und dem man, wenn die Ämter nach Begabung verteilt würden, zum mindesten die Verwaltung einer Diözese hätte übertragen müssen. Er war Sekretär des Grafen du Luc gewesen und hatte Jean Baptiste Rousseau sehr genau gekannt. Er verehrte das Andenken dieses berühmten Verbannten ebensosehr wie er den Schurken Saurin verabscheute, der jenen zugrunde gerichtet hatte, und wußte von beiden äußerst merkwürdige Dinge, welche Séguy in

die noch ungedruckte Lebensbeschreibung des ersten nicht aufgenommen hatte. Er versicherte mir auch, daß der Graf du Luc nicht nur niemals einen Grund zur Klage gegen Rousseau gehabt, sondern ihm im Gegenteil bis ans Ende seines Lebens die wärmste Freundschaft bewahrt hätte. Herr Maltor, welchen Herr von Vintimille nach dem Tode seines Patrons in diese ziemlich ertragreiche Pfarre eingesetzt hatte, war einstmals in vielen Geschäften verwandt worden, deren er sich trotz seines Alters noch deutlich erinnerte und über die er trefflich zu sprechen wußte. Sein ebenso belehrendes wie unterhaltendes Gespräch hatte wenig von einem Dorfpfarrer an sich: er verband den Ton eines Weltmannes mit den Kenntnissen eines Stubengelehrten. Von allen meinen beständigen Nachbarn war er derjenige, mit dem ich am liebsten verkehrte und den ich am ungernsten verlassen habe.

In Montmorency kannte ich die Oratorianer und unter anderen den Physikprofessor Pater Berthier, dem ich trotz seines leichten schulmeisterlichen Anstriches wegen einer gewissen ihm anhaftenden Gutmütigkeit zugetan wurde. Es ward mir jedoch schwer, seine große Schlichtheit mit seinem Hange und seiner Gewandtheit, sich überall bei Großen, Frauen, Frommen und Philosophen lieb Kind zu machen, in Übereinstimmung zu bringen. Er wußte sich allen unentbehrlich zu machen. Ich war ungemein gern mit ihm zusammen, erzählte es aller Welt, und das mußte scheinbar zu seinen Ohren gekommen sein, denn eines Tages bedankte er sich mit einem eigentümlichen Lächeln bei mir dafür, daß ich einen ehrlichen Mann in ihm erkannt hätte. Ich empfand in seinem Lächeln irgend etwas so Sardonisches, daß mir sein ganzes Gesicht dadurch verändert wurde und ich noch oft daran habe zurückdenken müssen. Ich kann dieses Lächeln mit nichts anderem besser vergleichen als mit dem Lächeln Panurge's beim Ankauf der Hammel des Dindenaut. Wir waren bald nach meiner Ankunft auf der Eremitage miteinander bekannt geworden und er besuchte *mich dann* sehr häufig dort. Als ich bereits eine Weile

in Montmorency wohnte, zog er von dort fort, um nach Paris zurückzusiedeln. Dort sah er Frau Le Vasseur des öfteren. Als ich eines Tages an nichts weniger dachte, schrieb er mir im Auftrage dieser Frau, um mir mitzuteilen, daß Herr Grimm sich erboten hätte, für ihren Unterhalt zu sorgen, und um von mir die Erlaubnis zur Annahme dieses Anerbietens einzuholen. Ich vernahm, daß es in einer jährlichen Rente von dreihundert Pfund bestand und daß Frau Le Vasseur nach Deuil, einer Ortschaft zwischen der Chevrette und Montmorency, übersiedeln sollte. Ich will nicht sagen, welchen Eindruck diese Nachricht auf mich machte, — sie wäre weniger überraschend gewesen, hätte Grimm ein Einkommen von zehntausend Pfund oder eine leichter verständliche Beziehung zu dieser Frau gehabt und hätte man mir nicht ein solch schweres Verbrechen daraus gemacht, sie aufs Land hinaus gebracht zu haben, wohin es ihm nun beliebte, sie zurückzuschicken, so, als ob sie inzwischen jünger geworden sei. Ich begriff, daß die gute Alte meine Erlaubnis, über die sie sich ja gern hinwegsetzen konnte, falls ich sie verweigerte, nur einholte, um nicht Gefahr zu laufen, das einzubüßen, was ich ihr meinerseits gab. Obgleich mich nun diese Wohltätigkeit recht seltsam anmutete, fiel sie mir damals doch noch nicht so sehr auf, wie sie es später getan hat. Hätte ich damals aber auch schon alles gewußt, was ich heute weiß, so würde ich doch meine Einwilligung darum nicht weniger gegeben haben, denn ich war dazu gezwungen, wollte ich das Anerbieten des Herrn Grimm nicht übertrumpfen. Seitdem heilte mich der Pater Berthier ein wenig von meinem Glauben an seine Gutmütigkeit, die ich ihm so unbesonnen untergeschoben hatte und die ihm gar so spaßhaft vorgekommen war.

Dieser selbe Pater Berthier war mit zwei Männern bekannt, die auch mit mir bekannt zu werden wünschten, warum, weiß ich nicht, denn sicherlich konnte es zwischen ihren und meinen Neigungen wenig Gemeinsames geben. Gott allein mochte wissen, woher sie stammten, man kannte weder ihr Heimatsland, noch ihre Familie, und

wahrscheinlich nicht einmal ihren richtigen Namen. Sie waren Jansenisten und galten für verkappte Priester, vielleicht wegen ihrer lächerlichen Sitte, Raufdegen zu tragen, von denen sie sich niemals trennten. Die seltsame Geheimnistuerei, mit der sie ihr ganzes Gebahren umgaben, verlieh ihnen das Ansehen von Parteihäuptern, und ich meinerseits habe niemals daran gezweifelt, daß sie die Herausgeber der Kirchenzeitung waren. Der eine war lang, gutmütig, kriecherisch und nannte sich Ferraud, der andere klein, untersetzt, spöttisch, streitsüchtig und hieß Minard. Sie gaben sich für Vettern aus. In Paris wohnten sie mit d'Alembert zusammen bei dessen Amme, einer Frau Rousseau, und in Montmorency hatten sie sich eine kleine Wohnung gemietet, um alljährlich den Sommer dort zu verbringen. Ihren Haushalt besorgten sie selbst, ohne Dienstboten und Laufburschen. Jeder von ihnen hatte abwechselnd seine Woche, in der er einkaufen, kochen und das Haus kehren mußte. Übrigens betrugen sie sich sehr ordentlich; wir besuchten einander bisweilen zum Essen. Ich weiß nicht, weshalb sie sich um mich kümmerten, ich meinerseits gab mich nur mit ihnen ab, weil sie Schach spielten; um einer armseligen kleinen Partie willen hielt ich vier Stunden Langeweile aus. Da sie sich überall eindrängten und in alles ihre Nase stecken wollten, nannte Therese sie die „Gevatterinnen", und dieser Name ist ihnen in Montmorency geblieben.

Dies waren nebst meinem Wirte, Herren Mathas, einem guten Menschen, meine hauptsächlichsten Bekannten auf dem Lande. Auch in Paris hatte ich deren genug, um dort, falls ich es wollte, angenehm leben zu können, und zwar außerhalb des Schriftstellerkreises, in dem ich nur den einen Duclos als Freund ansehen durfte: denn Deleyre war noch zu jung, und obgleich er sich von der philosophischen Sippe völlig geschieden hatte, nachdem er ihr Treiben gegen mich aus der Nähe gesehen, oder wenigstens obgleich ich es glaubte, konnte ich ihm die Leichtigkeit noch nicht vergessen, mit der er sich mir gegenüber zum Sprachrohr all dieser Leute hergegeben hatte.

Zunächst hatte ich meinen alten wackeren Freund Roguin. Er war noch ein Freund aus der guten Zeit, den ich nicht meinen Schriften, sondern mir selber zu verdanken hatte, und den ich mir deshalb auch stets bewahrt habe. Ich hatte den guten Lenieps, meinen Landsmann, und seine damals noch lebende Tochter, Frau Lambert. Ich hatte ferner einen jungen Genfer namens Coindet, der, wie es mir schien, ein guter, gefälliger, diensteifriger Bursche, zugleich aber auch unwissend, leichtgläubig, gefräßig und eingebildet war; er hatte mich gleich zu Beginn meines Aufenthaltes auf der Eremitage ohne jede Empfehlung auf eigne Faust besucht und es sich bald — sehr wider meinen Willen — heimisch bei mir gemacht. Er hatte einiges Verständnis für Malerei, ging mit vielen Künstlern um und ward mir für die Stiche in der „Julie" nützlich. Er übernahm die Besorgung der Zeichnungen und Platten und entledigte sich dieses Auftrages recht gut.

Dann hatte ich das Haus Dupin, welches, trotzdem es weniger glänzend geworden war als in den schönen Tagen der Frau Dupin, dennoch durch den Wert der Wirte und die Erlesenheit des sich um sie versammelnden Kreises noch immer für eines der angesehensten Häuser von Paris galt. Da ich ihnen niemanden vorgezogen, sondern sie nur verlassen hatte, um frei zu sein, hatten sie nicht aufgehört, in mir einen lieben Freund zu sehen, und ich durfte sicher sein, von Frau Dupin zu jeder Zeit freundlich aufgenommen zu werden. Ich durfte sie sogar für eine meiner ländlichen Nachbarinnen ansehen, seit sie sich in Clichy einen Wohnsitz geschaffen hatten; dann und wann verbrachte ich dort ein oder zwei Tage mit ihnen, und ich würde sie noch weit öfter besucht haben, wenn Frau Dupin und Frau von Chenonceaux in besserem Einvernehmen miteinander gelebt hätten. Die Schwierigkeit sich in ein und demselben Hause zwischen zwei Frauen zu teilen, die einander nicht mögen, machte mir den Aufenthalt in Clichy zu unbequem. Frau von Chenonceaux, mit der ich enger und vertraulicher befreundet war, konnte ich zu meiner großen Freude weit gemächlicher

fast vor meiner Tür, nämlich in Deuil, wo sie sich ein kleines Häuschen gemietet hatte, oder auch in meiner eigenen Wohnung sehen, wo sie mich gar oft besuchte.

Ich hatte noch Frau von Créqui, die sich inzwischen auf Frömmigkeit verlegt und daher aufgehört hatte, mit d'Alembert, Marmontel und den meisten Schriftstellern zu verkehren, den Abbé Trublet ausgenommen, glaube ich, der zu einer damals wuchernden Gattung von Scheinheiligen gehörte und ihr selber äußerst lästig war. Ich meinerseits, um den sie selber sich bemüht hatte, ich verlor weder ihr Wohlwollen, noch hörte der schriftliche Verkehr zwischen uns auf. Zu Neujahr schickte sie mir Mans-Hühner und außerdem war sie fest entschlossen, mich im folgenden Jahre zu besuchen, welche Reise durch einen Besuch der Frau von Luxembourg durchkreuzt wurde. Ihr gebührt in diesem meinen Buche ein besonderer Platz, wie sie in meinen Erinnerungen stets einen hervorragenden behalten wird.

Außer Roguin hatte ich noch einen Mann, den ich eigentlich an erster Stelle hätte aufführen sollen: meinen alten Amtsbruder und Freund Carrio, einstmaliger Titularsekretär der spanischen Gesandschaft zu Venedig, dann in Schweden, wo ihn sein Hof mit der Leitung der Geschäfte betraut hatte, und jetzt endlich wirklicher Gesandtschaftssekretär in Paris. Er überraschte mich in Montmorency, als ich gerade auf nichts weniger gefaßt war. Er hatte einen schönen, ganz aus Edelsteinen bestehenden spanischen Orden bekommen, dessen Namen ich vergessen habe. Bei der Ahnenprobe war er genötigt worden, seinem Namen noch einen Buchstaben hinzuzufügen und hieß nun Ritter von Carrion. Ich fand ihn völlig unverändert, er hatte noch immer das gleiche vortreffliche Herz und einen sich von Tag zu Tag liebenswürdiger entwickelnden Geist. Unsere Beziehungen würden sich wie früher sehr innig gestaltet haben, hätte sich Coindet nicht zwischen uns gedrängt und wie es sein Brauch war, meine Abwesenheit dazu benutzt, sich an meine Stelle zu *schieben*, unter meinem Namen seinen Verkehr zu suchen *und mich* aus lauter Diensteifer völlig auszustechen.

Die Erinnerung an Carrion bringt mir einen meiner Landnachbarn ins Gedächtnis, den zu verschweigen von mir ein um so unentschuldbareres Unrecht wäre, als ich ein nur allzu entschuldbares gegen ihn zu beichten habe. Es handelt sich um den wackeren Herren Le Blond, der mir in Venedig gefällig gewesen war und sich während eines Aufenthaltes mit seiner Familie in Frankreich ein Landhaus nicht weit von Montmorency in La Briche gemietet hatte.*) Sobald ich erfuhr, daß er mein Nachbar geworden sei, war ich außer mir vor Freude und machte mir mehr ein Fest, denn eine Pflicht daraus, ihn zu besuchen. Schon am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg. Ich begegnete Leuten, die mich ihrerseits besuchen wollten und mit denen ich umkehren mußte. Zwei Tage darauf ging ich wieder hin: er war mit seiner ganzen Familie zum Essen nach Paris gefahren. Als ich zum dritten Male hinkam, war er zu Hause, aber ich hörte Frauenstimmen, und vor seiner Tür hielt ein Wagen, der mir Angst einjagte. Ich wollte ihn das erste Mal wenigstens ohne jeden Zwang sehen und mit ihm von unseren alten Bekannten plaudern können. Kurz und gut, ich verschob meinen Besuch so trefflich von einem Tag auf den anderen, daß mich schließlich die Scham, eine derartige Pflicht so spät zu erfüllen, dazu trieb, sie überhaupt unerfüllt zu lassen. Nachdem ich so lange zu verziehen gewagt hatte, wagte ich nicht mehr mich zu zeigen. Diese Nachlässigkeit, über die Herr Le Blond mit Recht erzürnt sein mußte, verlieh meiner Trägheit in seinen Augen den Anschein der Undankbarkeit, und dennoch fühlte ich mein Herz so frei von jeder Schuld, daß ich sicher bin, Herr Le Blond würde mich nicht träge gefunden haben, hätte ich ihm, selbst hinter seinem Rücken, irgend eine wirkliche Gefälligkeit erweisen können. Aber Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit und das Aufschieben aller kleinen Pflichten, die dennoch erfüllt sein wollen, haben mich mehr ins Unrecht gesetzt als die größten Laster. Meine schlimmsten Vergehen sind stets Unterlassungssünden

*) Als ich dies in meinem alten blinden Vertrauen niederschrieb, war ich weit davon entfernt, den wahren Grund und Zweck dieser Reise nach Paris zu ahnen.

gewesen: nur selten habe ich getan, was ich nicht hätte tun dürfen, unglücklicherweise aber noch viel seltener, was hätte getan werden müssen.

Da ich hier auf meine in Venedig gemachten Bekanntschaften zurückgekommen bin, darf ich eine dorthin gehörige nicht vergessen, die ich erst vor viel kürzerer Zeit als alle anderen abgebrochen hatte, nämlich die mit Herrn von Jonville, der mir seit seiner Rückkehr aus Genua unausgesetzt gar große Freundlichkeit entgegenbrachte. Er liebte es ungemein, mich zu besuchen und mit mir über die italienischen Angelegenheiten und die Tollheiten des Herrn von Montaigu zu sprechen, von dem er seinerseits durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Beamten des Ministeriums des Äußeren gar viele Einzelheiten zu erzählen wußte. Ich hatte auch die Freude, bei ihm meinen alten Kameraden Dupont wiederzusehen, der sich in seiner Provinz ein Amt gekauft hatte und von seinen Pflichten oft nach Paris geführt wurde. Herr von Jonville strebte nach und nach mit solchem Eifer nach meiner Gesellschaft, daß er mir fast lästig fiel, und obgleich wir damals in sehr entfernten Stadtvierteln wohnten, nahm er es mir übel, wenn ich eine volle Woche verstreichen ließ, ohne ihn zum Mittagessen zu besuchen. Wenn er nach Jonville hinausfuhr, wollte er mich stets mitnehmen, als ich jedoch einmal acht ganze Tage dort mit ihm verbracht hatte, Tage, die mir nur allzu lang vorgekommen waren, verspürte ich keine Lust mehr, ihn noch einmal zu begleiten. Herr von Jonville war zweifelsohne ein ehrenwerter, artiger, in mancher Hinsicht sogar liebenswürdiger Mann, aber er hatte nicht viel Verstand; sonst war er schön, ein wahrer Narziß, und gründlich langweilig. Er besaß eine seltsame und vielleicht einzig in der Welt dastehende Sammlung, mit der er sich und auch seinen Gästen viel zu schaffen machte, wenn sie das auch weniger ergötzlich finden mochten als er. Es war eine sehr vollständige Sammlung sämtlicher seit mehr denn fünfzig Jahren bei Hofe und in Paris aufgeführten Lustspiele, in denen man auf gar viele *Anekdoten* stieß, nach denen man wo anders vergeblich

gesucht hätte: Denkwürdigkeiten zur Geschichte Frankreichs, auf die man bei einem anderen Volke kaum jemals verfallen möchte.

Mitten in unserem besten Einvernehmen bereitete er mir eines schönen Tages einen so kühlen, so eisigen, von seiner gewöhnlichen Art so abweichenden Empfang, daß ich ihn, nachdem ich ihm Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen, ja ihn sogar darum gebeten hatte, mit dem festen und auch eingehaltenen Entschluß verließ, meinen Fuß nie wieder in sein Haus zu setzen: wo ich einmal unfreundlich aufgenommen worden bin, sieht man mich nicht leicht wieder, und hier gab es keinen Diderot, der für Herrn von Jonville ein Wort hätte einlegen können. Vergebens durchsuchte ich meinen Kopf, welches Unrecht ich ihm zugefügt haben konnte, ich vermochte nichts zu entdecken. Ich war sicher, weder von ihm noch von den Seinen jemals anders als achtungsvoll gesprochen zu haben, denn ich war ihm aufrichtig zugetan, und abgesehen davon, daß ich von ihm wirklich nur Gutes zu sagen hatte, war es stets mein unumstößlichster Grundsatz, von Häusern, in denen ich verkehrte, nur höflich zu sprechen.

Nach reiflicher Überlegung verfiel ich endlich auf folgende Vermutung. Unser letztes Zusammensein war dadurch veranlaßt worden, daß er mich mit zwei oder drei äußerst liebenswürdigen jungen Leuten aus dem Auswärtigen Amt, die weder das Aussehen noch das Benehmen von Wüstlingen hatten, bei Mädchen seiner Bekanntschaft zum Abendessen eingeladen hatte. Ich kann schwören, daß ich meinerseits diesen Abend ausschließlich mit ziemlich traurigen Gedanken über das unglückliche Los dieser Geschöpfe verbrachte. Meine Zeche bezahlte ich nicht, da wir ja die Gäste des Herrn von Jonville waren, und den Dirnen gab ich nichts, da ich sie die Summe, die ich ihnen anbieten konnte, nicht wie einst die Padoana nachträglich noch verdienen lassen wollte. Wir schieden alle ziemlich fröhlich und im besten Einvernehmen. Ohne die Mädchen wieder aufgesucht zu haben, speiste ich drei oder vier Tage darauf bei Herrn von Jonville, den ich inzwischen nicht wiedergesehen hatte

und der mir nun den oben geschilderten Empfang zuteil werden ließ. Da ich nichts anderes als ein auf jenes Nachtmahl bezügliches Mißverständnis anzunehmen vermochte, und er sich nicht näher auslassen wollte, faßte ich meinen Entschluß und hörte auf, ihn zu besuchen, aber meine Werke schickte ich ihm weiterhin zu, er seinerseits ließ mir wiederholt Grüße ausrichten, und als ich ihm eines Tages in der Wärmehalle des Schauspielhauses begegnete, machte er mir über die Einstellung meiner Besuche die liebenswürdigsten Vorwürfe, welche jedoch nichts über mich vermochten. Derart gewann die ganze Angelegenheit mehr das Aussehen des Schmollens als eines Bruches. Da ich ihn jedoch seitdem weder wiedergesehen noch von ihm sprechen gehört hatte, wäre es nach einer mehrjährigen Trennung nun zu spät gewesen, wieder mit ihm anzuknüpfen. Dies ist der Grund, warum Herr von Jonville in meiner Liste nicht aufgezählt wurde, obgleich ich ziemlich lange Zeit hindurch ein Gast seines Hauses gewesen war.

Ebensowenig will ich jene Liste mit vielen anderen Bekannten anfüllen, mit denen ich niemals allzu vertraut gewesen war oder durch meine Abwesenheit aufgehört hatte es zu sein, obgleich ich zuweilen auch hier auf dem Lande mit ihnen entweder bei mir oder in der Nachbarschaft zusammentraf, als da zum Beispiel sind die Abbés von Condillac und von Mably und die Herren von Mairan, von Lalive, von Boisgelou, Watelet, Ancelet und noch andere, deren Aufzählung zu weit führen würde. Ebenso schnell will ich auch über den königlichen Kammerherrn von Margency hinweggehen, welcher einst zu der Holbachischen Sippe gehört, sich ebenso wie ich von ihr geschieden, ebenso wie ich ein alter Freund der Frau von Epinay gewesen und sich gleich mir mit ihr überworfen hatte. Auch seinen Freund Desmahis, den einst berühmten aber schnell vergessenen Verfasser des Lustspieles „Der Unverschämte" erwähne ich nur im Vorübergehen. Herr von Margency war mein Nachbar, sein Gut Margency lag dicht bei Montmorency. Wir waren *zwar alte* Bekannte, aber die Nachbarschaft und eine

gewisse Übereinstimmung unserer Erfahrungen brachte uns noch näher. Herr Desmahis starb bald darauf. Er hatte Talent und Geist, war aber ein wenig das Vorbild zu seinem Lustspiel und Frauen gegenüber etwas geckenhaft, aus welchem Grunde er nicht allzu sehr von ihnen betrauert wurde.

Eine neu geknüpfte briefliche Beziehung aus dieser Zeit darf ich jedoch nicht unterdrücken; sie hat mein übriges Leben allzu sehr beeinflußt, als daß ich hier ihre Anfänge übergehen dürfte. Es handelt sich um Herrn Lamoignon von Malesherbes, den ersten Präsidenten des Obersteuergerichts, dem damals das gesamte Buch- und Pressewesen unterstellt war, welchem Geschäfte er zur größten Genugtuung aller Schriftsteller mit gleicher Einsicht und Milde oblag. Ich hatte ihn in Paris nicht ein einziges Mal aufgesucht, nichtsdestoweniger hatte ich, was die Zensur anbelangt, stets die verbindlichsten Erleichterungen von seiner Seite erfahren, und es war mir bekannt, daß er mehr als einmal äußerst unsanft mit denen umgesprungen war, die wider mich schrieben. Neue Beweise seiner Güte wurden mir beim Druck der „Julie" zuteil, denn da die Zustellung der Druckbogen eines so umfangreichen Werkes von Amsterdam durch die Post sehr kostspielig gewesen wäre, gestattete er, daß sie an ihn, dem Portofreiheit zustand, adressiert würden, und dann sandte er sie mir unter dem Siegel seines Herren Vaters, des Kanzlers, ebenfalls portofrei zu. Als das Werk gedruckt war, erlaubte er zunächst im Königreiche nur den Verkauf einer Ausgabe, die er wider meinen Willen eigens zu meinen Gewinsten verfertigen ließ. Da dieser Gewinst von meiner Seite ein an Rey begangener Diebstahl gewesen wäre, an den ich das Manuskript verkauft hatte, so wollte ich ohne seine Einwilligung, die er jedoch großmütig gab, den sich ergebenden Ertrag nicht nur nicht annehmen, sondern ich bestand darauf, die hundert Pistolen mit ihm zu teilen, was er nicht annahm. Die hundert Pistolen trugen mir die Unannehmlichkeit ein, auf die Herr von Malesherbes mich nicht aufmerksam gemacht hatte, mein Werk aus

scheußlichste verstümmelt und den Verkauf der guten Ausgabe unterbunden zu sehen, bis die schlechte vergriffen war.

Ich habe Herrn von Malesherbes stets für einen Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit gehalten. Alles was mir widerfahren ist, hat mich keinen Augenblick lang an seiner Redlichkeit zweifeln lassen, aber da er ebenso schwach wie bieder ist, schadet er den Menschen, an denen er teil nimmt, bisweilen durch seinen Eifer, sie schirmen zu wollen. In der Pariser Ausgabe ließ er nicht allein hundert Seiten unterdrücken, sondern in dem Exemplar der guten Ausgabe, welches er Frau von Pompadour zustellte, nahm er eine Kürzung vor, welche fast eine Unterschlagung genannt werden könnte. Irgendwo in dem Werke heißt es: Die Frau eines Köhlers sei achtenswürdiger als die Geliebte eines Fürsten. Dieser Satz war mir in der Hitze des Schaffens in die Feder geflossen, ohne jede beabsichtigte Anspielung, das beschwöre ich. Als ich das Werk wieder durchlas, ward ich mir bewußt, daß man jene Worte für eine Anspielung nehmen würde. Dennoch wollte ich sie nicht streichen, denn ich huldigte dem sehr unklugen Grundsatze, aus Rücksicht auf Anspielungen, die man etwa entdecken könnte, nichts fortzulassen, sobald ich mir in meinem Gewissen das Zeugnis ausstellen konnte, sie beim Niederschreiben nicht im Auge gehabt zu haben, und so begnügte ich mich denn das Wort „König", das ich zunächst gewählt hatte, durch das Wort „Fürst" zu ersetzen. Diese Milderung erschien Herrn von Malesherbes nicht ausreichend: er ließ die betreffende Seite ohne diesen Satz drucken und sie so sauber wie möglich an Stelle der alten in das Exemplar der Frau von Pompadour kleben. Diese Auswechselung blieb ihr nicht unbekannt. Es fanden sich gute Seelen, die sie davon in Kenntnis setzten. Ich selber erfuhr es erst sehr viel später, als ich bereits die Folgen zu spüren begann.

Wurzelte hier nicht vielleicht auch der versteckte, aber unversöhnliche Haß einer anderen Dame, die sich in gleicher Lage befand*), ohne daß ich etwas davon ge-

*) *Die Gräfin* von Boufflers, die Geliebte des Prinzen von Conti.

wußt oder sie auch nur gekannt hätte, während ich jenen Satz niederschrieb? Als das Buch veröffentlicht wurde, hatte sich die Bekanntschaft inzwischen jedoch gemacht, und ich war höchlichst beunruhigt. Ich gestand es dem Ritter von Lorenzy, der mich jedoch auslachte und mir versicherte, jene Dame fühle sich dadurch so wenig beleidigt, daß sie es nicht einmal bemerkt habe. Ich glaubte ihm, etwas zu leichtsinnig vielleicht, und beruhigte mich sehr zur Unzeit.

Zu Anfang des Winters erhielt ich ein neues Zeichen der Güte des Herrn von Malesherbes, für das ich ihm großen Dank wußte, wenn ich es auch nicht für angezeigt hielt, es zu nützen. An dem „Journal des Savants" war eine Stellung frei geworden. Margency schrieb an mich, um sie mir anzutragen, und zwar so, als ginge es von ihm aus. Die Fassung seines Briefes (Bündel C, Nr. 33) ließ mich jedoch leicht erkennen, daß er im Auftrag handelte, und später hat er mir selber zugegeben (Bündel C, Nr.47) daß dem so gewesen sei. Die Arbeit, die diese Stellung mit sich brachte, war äußerst gering. Es handelte sich nur um zwei Buchanzeigen monatlich, die Bücher dazu sollten mir herausgebracht werden und ich zu keiner einzigen Reise nach Paris verpflichtet sein, nicht einmal um der Behörde einen Dankesbesuch abzustatten. Durch Annahme der Stellung wäre ich ferner in einen Kreis hervorragender Schriftsteller eingetreten, ich nenne die Herren von Mairan, Clairaut, von Guignes und den Abbé Barthélemy; mit den beiden ersten stand ich bereits in persönlicher Verbindung und auch die Bekanntschaft mit den beiden anderen hätte ich freudig begrüßen müssen. Und endlich war für die wenig mühevolle, so bequem zu erledigende Arbeit ein mit dieser Stellung verknüpftes Gehalt von achthundert Franken ausgesetzt. Ich zögerte einige Stunden lang, ehe ich mich entschied, aber ich kann schwören, daß mich dazu nur die Furcht trieb, Margency zu kränken und Herrn von Malesherbes zu mißfallen. Schließlich gaben aber doch die Scheu vor dem unerträglichen Zwange, nicht arbeiten zu können, wenn es mir recht war, sondern an eine Zeit gebunden zu sein

und vor allem die Gewißheit, die Pflichten, die ich auf mich nehmen mußte, schlecht zu erfüllen, den Ausschlag, und bestimmten mich, eine Stellung zurückzuweisen, für die ich nicht geeignet war. Ich wußte, daß mein ganzes Talent nur auf einer gewissen seelischen Ereiferung für die zu behandelnden Stoffe beruhte, und nur Liebe zum Großen, Wahren und Schönen meinen Schaffensgeist zu befeuern vermochte. Und was wären mir die Stoffe der meisten Bücher, die ich anzuzeigen gehabt hätte, und gar die Bücher selber gewesen? Meine Gleichgültigkeit für den Gegenstand hätte meine Feder stumpf und meinen Geist kühl gemacht. Man wähnte, ich verstände mich aufs Schreiben als auf ein Handwerk wie alle anderen Schriftsteller, während ich doch immer nur aus Leidenschaft habe schreiben können. Und gerade das tat sicherlich dem „Journal des Savants" am wenigsten not. Ich setzte also einen in aller nur denkbaren Höflichkeit gehaltenen Dankesbrief an Margency auf, in welchem ich ihm meine einzelnen Gründe so ausführlich unterbreitete, daß weder er noch Herr von Malesherbes wähnen konnten, Verstimmung oder Stolz hätten mich zum Ausschlagen der Stellung veranlaßt. Sie billigten auch alle beide meine Gründe, ohne durch meine Ablehnung in ihren freundlichen Gesinnungen gegen mich im geringsten beeinflußt zu werden, und die ganze Angelegenheit wurde so treulich geheim gehalten, daß nichts davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Das Anerbieten war übrigens auch zu einer Zeit gekommen, in der ich zu seiner Annahme an sich wenig günstig gestimmt war, denn damals keimte gerade der Entschluß in mir, die Literatur und vor allem die Schriftstellerei ganz an den Nagel zu hängen. Alles was mir widerfahren war, hatte mir die Schriftsteller von Grund auf verleidet, und ich sah ein, daß es unmöglich sein würde, die gleiche Laufbahn zu verfolgen, ohne nicht doch in einigen Verkehr mit ihnen treten zu müssen. Auch der Weltmenschen und ganz im allgemeinen des uneinheitlichen Lebens, das ich geführt, war ich überdrüssig geworden; halb hatte es mir gehört und halb ge-

sellschaftlichen Kreisen, für die ich nicht geschaffen war. Mehr als je empfand ich, und zwar durch unausgesetzte Erfahrung, daß jede ungleiche Vereinigung dem schwächeren Teile zum Schaden gereicht. Da ich mit wohlhabenden Leuten verkehrte, die einem anderen als dem von mir erwählten Stande angehörten, war ich, obgleich ich nicht wie sie ein Haus ausmachte, dennoch gezwungen, es ihnen in vielen Dingen nachzutun, und gar viele kleine Ausgaben, die für sie nichts bedeuteten, wurden für mich in gleichem Maße unvermeidlich und verderblich. Ist ein anderer auf einem Landhause zu Besuch, so wird er sowohl bei Tisch wie in seinem Zimmer von seinem eigenen Lakaien bedient und läßt sich von ihm alles Nötige besorgen; da er mit den Dienstboten seiner Wirte unmittelbar nichts zu tun hat und sie sogar kaum sieht, so gibt er ihnen auch nur Trinkgelder wann und wie es ihm gefällt; ich dagegen, der ich allein war und keinen Diener hatte, ich war jedesmal auf die Dienstboten meiner Wirte angewiesen und mußte sie mir, wollte ich nicht allzu viel ausstehen, natürlicherweise geneigt machen, und da ich von ihren Herren als ein Gleichgestellter behandelt wurde, mußte ich auch ihnen gegenüber so auftreten und sogar noch ein übriges tun, da ich sie ja in der Tat mehr als jeder andere in Anspruch nahm. Sind in einem Haushalte wenig Dienstboten, so geht es noch an, in den Häusern jedoch, in denen ich verkehrte, gab es ihrer viele, die alle sehr hochnasig, verschlagen und was ihren Vorteil anging, äußerst flink waren, und so verstanden diese Schlingel denn es so einzurichten, daß ich nacheinander ihrer aller Dienste bedurfte. Die Pariser Frauen, welche sonst so gescheit sind, haben von diesen Umständen keine richtige Vorstellung: aus der Absicht, meine Börse zu schonen, richteten sie mich einfach zugrunde. Wenn ich in Paris fern von meiner Behausung zu Tisch geladen war, so litt die Dame es nicht, daß ich nach einer Droschke schickte, sondern ließ anspannen und mich in ihrem Wagen nach Hause fahren; dabei freute sie sich dann sehr, daß ich nun die achtzig Sous Droschkenfahrgeld ersparte, an den Taler jedoch, den

ich dem Kutscher und dem Lakaien gab, dachte sie nicht. Schrieb mir eine Dame von Paris aus nach der Eremitage oder nach Montmorency, so machte sie sich ein Gewissen aus den vier Sous, die mir ihr Brief Porto gekostet hätte, und schickte ihn mir daher durch einen ihrer Leute; der arme Kerl langte dann zu Fuß schweißtriefend bei mir an, und ich gab ihm zu essen und einen Taler, den er sicher auch reichlich verdient hatte. Lud sie mich für ein oder zwei Wochen auf ihr Landhaus ein, so sagte sie sich: „Für den armen Burschen wird das immerhin eine Ersparnis sein, denn während der ganzen Zeit braucht er für seinen Unterhalt nichts auszugeben". Daß ich während dieser ganzen Zeit aber auch nicht arbeitete, meinen eigenen Haushalt, meine Miete, meine Wäsche, meine Kleidung dagegen weiter bezahlen, den Barbier hier und dort lohnen und in ihrem Hause mehr Ausgaben machen mußte als in meinem eigenen, das bedachte sie nicht. Obgleich ich meine offene Hand auf die wenigen Häuser beschränkte, in denen ich dauernd verkehrte, so erschöpfte sie darum meinen Beutel doch nicht weniger. Ich kann versichern, bei Frau von Houdetot in Eaubonne, wo ich nur vier- oder fünfmal übernachtete, reichlich fünfundzwanzig Taler und in den fünf oder sechs Jahren meines häufigen Verkehrs in Epinay und auf der Chevrette mehr als hundert Pistolen an Trinkgeldern verausgabt zu haben. Derartige Ausgaben sind völlig unvermeidlich für einen Mann meiner Wesensart, der sich weder einzurichten noch zu behelfen weiß und den Anblick eines murrenden, mit saurem Gesicht bedienenden Lakaien nicht zu ertragen vermag. Sogar bei Frau Dupin, wo ich doch zum Hause gehörte und den Dienstboten tausend Gefälligkeiten erwies, habe ich die ihren stets mit Geld aufgewogen. Später habe ich in Anbetracht meiner Verhältnisse auf diese Art Freigebigkeit im Kleinen völlig verzichten müssen und gerade da den Übelstand des Verkehrs mit Leuten eines anderen Standes am härtesten zu spüren bekommen.

Immerhin, hätte mir dies Leben behagt, so würde *ich mich* schließlich über diese drückenden für mein

Wohlergehen gemachten Aufwendungen getröstet haben, aber sich zu ruinieren, um sich dafür zu langweilen, das war doch völlig unerträglich. Ich hatte die Bürde dieser Lebensweise so tief empfunden, daß mich der Genuß der Freiheit, der mir damals gerade beschert war, völlig bestimmte, sie mir auch in Zukunft zu erhalten, dem Leben in der großen Welt, der Schriftstellerei und allem literarischen Verkehr ganz zu entsagen und mich für den Rest meiner Tage in den engen, aber friedlichen Kreis zurückzuziehen, für den ich mich geboren fühlte.

Der Ertrag des „Briefes an d'Alembert" und der „Neuen Heloise" hatte meine auf der Eremitage stark heruntergekommenen Finanzen wieder etwas aufgebessert. Ich besaß ungefähr noch tausend Taler. Der „Emil", an den ich mich nach Vollendung der Heloise mit allem Eifer gemacht hatte, war sehr fortgeschritten, und der Ertrag daraus mußte jene Summe verdoppeln. Ich faßte den Plan, dieses kleine Vermögen auf Lebensrente anzulegen, so daß ich zusammen mit dem Verdienst aus dem Notenabschreiben davon würde leben können, ohne jemals wieder schreiben zu müssen. Noch hatte ich zwei Werke in Arbeit. Zunächst meine „Politischen Einrichtungen". Ich prüfte den Zustand des Buches und fand, daß es noch eine mehrjährige Arbeit erforderte. Ich hatte nicht den Mut, sie auf mich zu nehmen und erst die Vollendung dieses Buches abzuwarten, ehe ich meinen Entschluß ausführte. Ich gab das Werk als Ganzes also auf und beschloß nur, alles was einzeln bestehen konnte, abzutrennen und das übrige zu verbrennen, und da ich diese Sichtung, ohne meine Arbeit am Emil auszusetzen, eifrig betrieb, gelang mir die Vollendung des „Gesellschaftsvertrags" in weniger als zwei Jahren.

Ferner blieb noch mein „Musiklexikon", es erforderte nur handwerksmäßige Arbeit, die sich zu jeder Zeit machen ließ, und hatte auch nur pekuniäres Interesse für mich. Ich behielt mir vor, es aufzugeben oder gemächlich zu vollenden, je nachdem meine anderen Einnahmen *das notwendig* oder überflüssig machen würden. *Was die „Sensitive* Moral" anging, die ich nur

in flüchtigen Zügen entworfen hatte, so gab ich sie völlig auf.

Sollte es mir je gelingen, ohne das Notenabschreiben auskommen zu können, so war es ferner meine feste Absicht, mich ganz aus der Nähe von Paris zu entfernen, wo der Zustrom von Besuchern meinen Lebensunterhalt verteuerte, mir zugleich aber die Zeit raubte, für ihn zu sorgen. Um dann in meiner völligen Abgeschiedenheit ein Mittel gegen die Langweile zu haben, der ja jeder Schriftsteller rettungslos verfallen soll, sobald er die Feder beiseite legt, plante ich ein Werk, das wohl die leeren Stunden meiner Einsamkeit auszufüllen vermochte, ohne mich in Versuchung zu bringen, bei Lebzeiten noch etwas drucken zu lassen. Ich weiß nicht, wie Rey auf den Gedanken verfallen war, mich seit geraumer Zeit zur Abfassung der Denkwürdigkeiten meines Lebens zu drängen. Obgleich sie, was die Tatsachen anbetraf, bis dahin nicht allzu interessant waren, so empfand ich doch, daß sie es durch die Offenheit werden konnten, mit der ich sie zu erzählen gewillt war. Ich beschloß daraus ein durch seine beispielslose Wahrhaftigkeit einziges Werk zu machen, damit man wenigstens einmal einen Menschen zu sehen bekäme, wie er innerlich wirklich war. Oft hatte ich über die falsche Aufrichtigkeit Montaignes lachen müssen, der scheinbar seine Fehler eingesteht, dabei aber doch Sorge trägt, sich nur recht liebenswürdige beizulegen, während ich, der ich mich alles in allem stets für den besten aller Menschen gehalten habe und noch halte, wohl wußte, daß es kein menschliches Innere gäbe, so rein es auch immer sein mochte, welches nicht irgend ein verabscheuungswürdiges Laster in sich schlösse. Ich wußte, daß man mich dem Publikum mit Zügen schilderte, die den meinen so unähnlich und bisweilen so mißgestaltet waren, daß ich, trotz all des Bösen, welches ich nicht zu verschweigen gedachte, dennoch nur dabei gewinnen konnte, wenn ich mich so zeigte, wie ich wirklich war. Da sich das jedoch nur ausführen ließ, wenn auch andere Menschen geschildert wurden, wie sie wirklich waren, und das Werk folglich erst nach meinem und dem Tode

vieler anderer erscheinen konnte, so gab mir das noch mehr Mut zu meinen Bekenntnissen, über die ich ja den Umständen gemäß niemals würde zu erröten brauchen. Ich beschloß also meine Mußestunden der sorgfältigen Ausführung dieses Unternehmens zu weihen und machte mich daran, die Briefe und Papiere zu ordnen, die mein Gedächtnis leiten oder auffrischen konnten, und bedauerte aufrichtig, daß deren bereits so viele zerrissen, verbrannt und verloren gegangen waren.

Dieser Plan völliger Zurückgezogenheit, einer der vernünftigsten, die ich jemals gefaßt, erfüllte mein Inneres ganz und schon arbeitete ich an seiner Verwirklichung, als der Himmel, der mir ein anderes Los bestimmt hatte, mich in einen neuen Strudel warf.

Montmorency, dieses alte schöne Erbgut des erlauchten Hauses gleichen Namens, ist seit der Konfiskation nicht mehr in seinem Besitz. Es ist durch die Schwester des Herzogs Heinrich an das Haus Condé gefallen, welches den Namen Montmorency in Enghien umgewandelt hat, und dieses Herzogtum besitzt kein anderes Schloß wie einen alten Turm, wo das Archiv des Hauses aufbewahrt und die Huldigung der Vasallen entgegengenommen wird. Man sieht jedoch in Montmorency oder Enghien ein Privathaus, erbaut von Croisat, mit dem Beinamen „Der Arme", welches, da es an Pracht den herrlichsten Schlössern gleichkommt, diesen Namen verdient und auch trägt. Der hinreißende Anblick dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf der es errichtet ist, die Aussicht von dort, welche vielleicht einzig auf der Welt ist, sein mächtiger, von der Hand eines hervorragenden Künstlers ausgemalter Saal, sein durch den berühmten Le Nostre angelegter Garten, alles das bildet ein Ganzes, dessen gewaltige Majestät dennoch irgend etwas Schlichtes an sich hat, was die Bewunderung nährt und steigert. Der Herr Marschall Herzog von Luxembourg, dem dieses Haus damals gehörte, kam alle Jahre in dieses Land, dessen Herren einst seine Vorfahren gewesen waren, um dort zu zweien Malen fünf bis sechs Wochen als einfacher Sommergast zu verbringen, freilich mit einem Glanze, der

gegen die alte Herrlichkeit seines Hauses nicht zurücktrat. Als er das erste Mal nach meiner Übersiedelung nach Montmorency kam, schickte der Herr Marschall einen Lakaien zu mir, um mich auch im Namen seiner Gemahlin zu grüßen und mich aufzufordern, so oft bei ihnen zu speisen, als mir dies nur irgend Vergnügen bereiten würde. Bei jedem neuen Aufenthalt verfehlte er nicht, den selben Gruß und die selbe Einladung wiederholen zu lassen. Das gemahnte mich daran, wie Frau von Beuzenval mich einst an den Tisch ihrer Dienerschaft geladen hatte. Diese Zeiten hatten sich zwar geändert, ich aber war derselbe geblieben. Ich trug durchaus kein Verlangen danach, an den Tisch der Dienerschaft verwiesen zu werden und an der Tafel der Großen war mir wenig gelegen. Mir wäre es lieber gewesen, sie hätten mich der sein lassen, der ich war, ohne mich zu feiern und dabei zu demütigen. Ich antwortete schicklichst und ehrfurchtvollst auf die Artigkeiten des Herrn und der Frau von Luxembourg, aber ich nahm ihr Anerbieten nicht an; meine Unpäßlichkeit, meine zaghafte Art und meine Schüchternheit im Sprechen ließen mich bei dem bloßen Gedanken, mich in einem Kreise von Hofleuten zeigen zu müssen, so erzittern, daß ich nicht einmal meinen Dankesbesuch auf dem Schlosse abstattete, obgleich ich nur allzu gut begriff, daß man es gerade darauf abgesehen hatte, und die ganze mir entgegengebrachte Freundlichkeit mehr bloßer Neugierde als wirklichem Wohlwollen gegen mich entsprang.

Dies Entgegenkommen hörte jedoch nicht auf, sondern steigerte sich noch. Die Frau Gräfin von Boufflers, die mit der Frau Marschall eng befreundet war, ließ sich gleich nach ihrer Ankunft in Montmorency nach mir erkundigen und bat um Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen. Ich antwortete, wie es sich geziemte, rührte mich aber nicht von der Stelle. Als der Marschall zu Ostern des folgenden Jahres 1759 wieder in Montmorency weilte, besuchte mich wiederholt der Ritter von Lorenzy, der zum Hof des Prinzen Conti und dem geselligen Kreise der Frau von Luxembourg gehörte; wir wurden näher

miteinander bekannt, und er drängte mich, einen Besuch auf dem Schlosse zu machen: ich tat es nicht. Schließlich sah ich eines Nachmittags, als ich gerade an nichts weniger dachte, den Herrn Marschall von Luxembourg in Begleitung von fünf oder sechs anderen Personen bei mir anlangen. Nun gab es für mich keine Ausflucht mehr: wollte ich nicht für anmaßend und ungehobelt gelten, konnte ich nicht umhin, ihm seinen Besuch zu erwidern und der Frau Marschallin, in deren Namen er mir die größten Verbindlichkeiten gesagt hatte, meine Aufwartung zu machen. So begann denn unter unheilvollen Vorzeichen eine Verbindung, gegen die ich mich nicht länger zu sträuben vermochte, die mich aber ein nur allzu begründetes Vorgefühl so lange hatte fürchten lassen, bis ich sie eingegangen war.

Ich scheute Frau von Luxembourg im höchsten Maße. Ich wußte, wie liebenswürdig sie war. Ich hatte sie mehrmals im Schauspiel und bei Frau Dupin vor zehn oder zwölf Jahren gesehen, als sie noch Herzogin von Boufflers war und in ihrer höchsten Schönheit prangte. Sie galt jedoch für boshaft, und an einer so hohen Dame ließ mich dieser Ruf erzittern. Kaum hatte ich sie jedoch erblickt, so war ich auch gefangen. Ich fand sie reizvoll, und zwar eignete ihr jener Reiz, der die Jahre überdauert und mein Herz stets am meisten beeindruckt hat. Ich hatte mich bei ihr auf eine beißende, mit Spott gewürzte Sprechweise gefaßt gemacht. So war sie nicht, sie stand weit höher. Das Gespräch der Frau von Luxembourg schillerte nicht von Geist, es zeigte keine Einfälle, ja, nicht einmal eine besondere Erlesenheit, aber eine ganz ungewöhnliche Feinfühligkeit, welche niemals blendet und doch stets wohltut. Ihre Schmeicheleien berauschten um so mehr, als sie einfach waren, man hätte sagen mögen, sie entschlüpften ihr, ohne daß sie es wollte, ihr Herz flösse darin über, einzig weil es zu voll sei. Ich glaubte schon bei meinem ersten Besuche zu gewahren, daß ich ihr trotz meines linkischen Wesens und meiner Schwerfälligkeit im Sprechen nicht mißfiel. Alle Frauen vom Hofe verstehen sich darauf, einen dies glauben zu machen,

sei es nun wahr oder falsch, aber nicht alle verstehen wie Frau von Luxembourg, diese Überzeugung so angenehm zu machen, daß man es sich nicht mehr beifallen läßt, ihre Wahrheit in Zweifel ziehen zu wollen. Schon vom ersten Tage an wäre mein Vertrauen zu ihr so groß gewesen, wie es dann später geworden ist, hätte es sich ihre Schwiegertochter, die Frau Herzogin von Montmorency, eine junge, ziemlich boshafte und wie ich glaube auch etwas streitsüchtige Törin, nicht einfallen lassen, mich aufs Korn zu nehmen und dadurch trotz der Zuvorkommenheiten ihrer Mutter und ihrer eigenen verlogenen Schöntuereien den Argwohn in mir erweckt, daß man sich über mich lustig mache.

Ich wäre den beiden Damen gegenüber von dieser Furcht vielleicht nur schwerlich zurückgekommen, hätte mich die außerordentliche Güte des Herrn Marschall nicht auch ihrer Aufrichtigkeit vergewissert. In Anbetracht meines schüchternen Wesens konnte nichts überraschender sein als die Schnelligkeit, mit der ich auf den Ton von Gleich zu Gleich einging, den er zwischen uns herzustellen wünschte, es sei denn die Schnelligkeit, mit der er selber mich über die vollkommene Unabhängigkeit beim Worte nahm, in der ich zu leben willens war. Da sowohl Herr wie Frau von Luxembourg überzeugt waren, daß ich recht daran täte, mit meiner Lage zufrieden zu sein und sie nicht ändern zu wollen, hat keiner von beiden es jemals unternommen, sich auch nur für einen Augenblick um meinen Beutel oder mein Los zu bekümmern, und obgleich ich an ihrer herzlichen Teilnahme für mich nicht zweifeln konnte, hat mir doch keiner von beiden jemals eine Stellung oder seinen Einfluß angetragen, es sei denn ein einziges Mal, wo Frau von Luxembourg meinen Eintritt in die französische Akademie zu wünschen schien. Ich schützte meine Religion vor; sie erwiderte, dies sei kaum ein Hindernis, jedenfalls mache sie sich anheischig, es zu beheben. Ich entgegnete darauf, ich könne, wie groß die Ehre einer so erlauchten Körperschaft anzugehören auch immer sein *möchte*, nicht gut mehr in eine Akademie eintreten, nach-

dem ich Herrn von Tressan und in gewisser Weise auch dem Könige von Polen abgeschlagen hätte, mich in die Akademie von Nancy aufnehmen zu lassen. Frau von Luxembourg bestand nicht weiter darauf, und so wurde nie wieder davon gesprochen. Diese Einfachheit des Benehmens so hoher Herrschaften, welche alles für mich zu tun vermocht hätten, da Herr von Luxembourg ein persönlicher Freund des Königs war und es auch zu sein verdiente, sticht seltsam ab gegen die dauernde ebenso lästige wie aufdringliche Beflissenheit meiner gönnerhaften Freunde, von denen ich mich eben erst geschieden, und die weniger danach getrachtet hatten, mir zu nützen als mich zu demütigen.

Als der Herr Marschall mich in Mont Louis besuchte, empfing ich ihn und sein Gefolge mit einiger Beklommenheit in meinem einzigen Zimmer, und zwar nicht, weil ich gezwungen war, ihn zwischen meine schmutzigen Schüsseln und zerbrochenen Töpfe zum Sitzen einzuladen, sondern weil mein verfaulter Fußboden in Stücke zerfiel und ich befürchtete, die Last seines Gefolges möchte ihn vollends zum Einsturz bringen. Weniger um mich als um den gütigen Herrn besorgt, den seine Leutseligkeit so in Gefahr brachte, beeilte ich mich, ihn daraus zu befreien, und ihn trotz der noch herrschenden Kälte in meinen offenen ungeheizten Turm zu führen. Dort angelangt, nannte ich ihm den Grund, der mich veranlaßt hatte, ihn hierher zu bringen; er erzählte ihn dann später der Frau Marschallin und beide drängten mich, bis mein Zimmer neu gedielt sei, eine Wohnung im Schlosse zu beziehen, oder, falls mir das lieber sei, in einem abgelegenen Gebäude, welches mitten im Park stand und das kleine Schloß genannt wurde. Dieses Zauberschlößchen verdient eine nähere Beschreibung.

Der Park oder Garten von Montmorency ist nicht wie der um die Chevrette eben, sondern ungleich und hügelig, durchzogen von Schwellungen und Senkungen, welche der geschickte Künstler benutzt hat, um in die Baumgruppen, Anlagen, Wasserkünste und Aussichtspunkte Mannigfaltigkeit zu bringen und eine an sich

ziemlich beschränkte Fläche durch Kunst und Erfindungsgabe gewissermaßen zu weiten. Oben wird dieser Park durch die Terrasse und das Schloß gekrönt, unten vertieft er sich in eine nach dem Tale sich öffnende und erweiternde Schlucht, deren Sohle von einer großen Wasserfläche bedeckt ist. Zwischen der Orangerie, welche die Erweiterung der Schlucht einnimmt, und diesem von anmutig bewachsenen Hügeln eingerahmten Wasserspiegel steht das kleine oben erwähnte Schlößchen. Es hatte einst zusammen mit dem umliegenden Gelände dem berühmten Le Brun gehört, der sich darin gefallen hatte, es mit jenem erlesenen Geschmack in Architektur und Verzierung zu erbauen und auszustatten, den man auch in den Bildern dieses großen Malers bewundern kann. Das Schlößchen hatte seitdem neu erbaut werden müssen, doch war es völlig nach dem Plan seines Schöpfers geschehen. Es ist klein und schlicht, aber unendlich zierlich. Da es zwischen dem Wasserbecken, der Orangerie und dem großen See in der Tiefe liegt und folglich einer großen Feuchtigkeit ausgesetzt ist, hat man in der Mitte einen offenen zweistöckigen Säulenhof hindurchgeführt, welcher der Luft überallhin Zutritt gewährt und das Gebäude trotz seiner Lage trocken erhält. Wenn man es von der gegenüberliegenden Höhe aus betrachtet, welche seine Aussicht beschließt, scheint es ganz von Wasser umgeben zu sein, so daß man eine verzauberte Insel zu erblicken wähnt oder die reizendste der drei Borromäischen Inseln, die Isola Bella im Lago Maggiore.

In diesem abgelegenen Gebäude sollte ich mir eine der vier vollständig eingerichteten Wohnungen wählen dürfen, die es außer dem Erdgeschoß enthielt, in dem sich noch ein Ballsaal und eine Küche befanden. Ich entschied mich für die kleinste und schlichteste, die über der mir gleichfalls zur Verfügung gestellten Küche gelegen war. Ihre Einrichtung war weiß und blau gehalten, was ihr ein reizendes sauberes Aussehen verlieh. In dieser tiefen köstlichen Einsamkeit, inmitten der Bäume und der Wasser, beim Gesang aller Vögel und dem Duft der Orangenblüten verfaßte ich in einem dauernden

Überschwange das fünfte Buch des „Emil", dessen Farbenfrische ich zum großen Teil dem lebhaften Eindrucke verdanke, den der Ort, an dem ich ihn schrieb, auf meine Seele machte.

Wie eifrig lief ich nicht jeden Morgen bei Sonnenaufgang in den Säulenhof hinaus, um die balsamische Luft einzuatmen. Wie köstlich mundete mir nicht der Milchkaffee, den ich dort zusammen mit meiner Therese einnahm. Nur mein Hund und meine Katze leisteten mir Gesellschaft. Dieses Gefolge hätte mir für mein ganzes Leben genügt, ohne daß ich je einen Augenblick Langweile verspürt. Hier war wirklich ein Paradies auf Erden, und ich lebte darin in paradiesischer Unschuld und gleicher Glückseligkeit.

Als Herr und Frau von Luxembourg im Juli aufs Land hinauskamen, erwiesen sie mir solche Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten, daß ich als ein von ihrer Güte überhäufter Gast meine Erkenntlichkeit nur durch fleißige Besuche dartun konnte. Fast war ich ununterbrochen mit ihnen zusammen; des Morgens machte ich der Frau Marschallin meine Aufwartung, mittags speiste ich mit ihnen und nachmittags ging ich mit dem Herrn Marschall spazieren; nur an ihrer Abendtafel nahm ich aus Scheu vor der zahlreichen Gesellschaft nicht teil, außerdem war mir die Stunde auch zu spät. So weit war alles in bester Ordnung und ohne jeden Mißklang, wenn ich es nur dabei hätte bewenden lassen. Aber ich habe in allen meinen Beziehungen niemals eine Mitte einzuhalten und einfach meine gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen vermocht. Ich habe stets alles oder nichts sein wollen — und bald war ich alles, und da ich mich von Personen dieses Ranges gefeiert und verhätschelt sah, überschritt ich die Grenzen und empfand für sie eine Freundschaft, wie man sie nur seinesgleichen entgegenbringen darf, und legte alle Vertraulichkeit dieser Freundschaft in mein Benehmen gegen sie, während sie in dem ihren stets an der Höflichkeit festhielten, an die sie mich einmal gewöhnt hatten. Dennoch habe ich mich der Frau Marschallin gegenüber niemals ganz

unbefangen gefühlt. Obgleich ich über ihren Charakter nicht völlig mit mir ins Reine gekommen war, fürchtete ich ihn doch weniger als ihren Verstand. Gerade ihn bewunderte ich am meisten an ihr. Ich wußte, daß sie — und zwar mit Recht — äußerst anspruchsvoll war, was die Unterhaltung anbetraf. Ich wußte, daß Frauen und vor allem große Damen unter allen Umständen belustigt sein wollen, daß man sie eher beleidigen als langweilen darf, und aus ihren Bemerkungen über die Gespräche der Leute, die eben fortgegangen waren, schloß ich, was sie über meine Tölpeleien denken mußte. Um mich aus der Verlegenheit zu retten, mit ihr sprechen zu müssen, verfiel ich auf den Ausweg, ihr vorzulesen. Sie hatte von der „Julie" sprechen gehört, wußte, daß sie sich gerade im Druck befand und wünschte lebhaft, dies Werk kennen zu lernen. Ich erbot mich, es ihr vorzulesen, sie stimmte zu. Allmorgendlich um die zehnte Stunde begab ich mich zu ihr. Herr von Luxembourg erschien ebenfalls und man verschloß die Tür. Ich las an ihrem Bett und bemaß meine Vorlesungen so sorgfältig, daß der Stoff, selbst wenn keine Unterbrechung eingetreten wäre*), für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes ausgereicht hätte. Der Erfolg dieser Gesprächsflucht überstieg meine Erwartungen. Frau von Luxembourg schwärmte für die „Julie" und ihren Verfasser, sprach nur von mir, befaßte sich nur mit mir, sagte mir den ganzen Tag über Schmeicheleien und umarmte mich mindestens zehnmal täglich. Sie wünschte, ich solle bei Tisch stets neben ihr sitzen, und wenn sich irgend ein vornehmer Herr dieses Platzes bemächtigen wollte, sagte sie ihm, daß es der meine sei, und wies ihn zu einem anderen Gedeck. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses gewinnende Benehmen auf mich machte, der ich stets schon von den geringsten Zeichen einer Zuneigung völlig gefangen genommen wurde. Ich gewann sie wirklich in dem Maße lieb, in dem sie mir ihre Zuneigung zu erkennen gab. Beim Anblick dieser Schwärmerei, welche mein

*) *Der tiefe Kummer des Königs über den Verlust einer großen Schlacht zwang* Herrn von Luxembourg, Hals über Kopf an den Hof zurückzukehren.

Wesen dauernd zu nähren, wie ich wohl wußte, wenig gemacht war, hatte ich nur eine Furcht, nämlich, sie möchte in Widerwillen umschlagen, und zum Unglück für mich war diese Furcht nur allzu begründet.

Zwischen ihrer und meiner Geistesart mußte ein natürlicher Gegensatz bestehen, da sich, abgesehen von der Unmenge von Tölpeleien, die mir alle Augenblicke im Gespräch und sogar in meinen Briefen unterliefen, stets Dinge fanden, die ihr, auch in der Zeit da ich am besten mit ihr stand, äußerst mißfielen, ohne daß ich hätte ausfindig machen können, weshalb. Ich will für viele nur ein Beispiel anführen. Sie wußte, daß ich für Frau von Houdetot eine Abschrift der Heloise für so und so viel die Seite anfertigte. Sie wollte unter den gleichen Bedingungen ebenfalls eine haben, ich versprach sie ihr und da ich sie dadurch der Zahl meiner Kunden einverleibte, schrieb ich ihr darüber ein paar artige, höfliche Worte, wenigstens war so meine Absicht. Hier ihre Antwort, die mich aus den Wolken fallen ließ:

(Bündel C, Nr. 43.)

Versailles, am Dienstag.

Ich bin entzückt, ich bin zufrieden, Ihr Brief hat mir unendliches Vergnügen bereitet und ich beeile mich, es Ihnen mitzuteilen und mich zu bedanken.

Sie schreiben in Ihrem Briefe wörtlich: Obgleich Sie sicherlich eine sehr gute Kundin sein müssen, kommt es mir doch hart an, von Ihnen Geld zu nehmen, denn eigentlich müßte ich ja das Vergnügen bezahlen, für Sie arbeiten zu dürfen. Ich will Ihnen darüber nicht mehr sagen. Ich beklage mich aber, daß Sie mir niemals etwas über Ihre Gesundheit schreiben. Daran nehme ich am meisten teil. Ich liebe Sie von ganzem Herzen; glauben Sie mir, es macht mich traurig, es Ihnen nur schreiben zu können, denn wie viel lieber würde ich es Ihnen nicht mündlich sagen! Herr von Luxembourg liebt und umarmt Sie von ganzem Herzen."

Nach Empfang dieses Briefes beeilte ich mich, darauf zu antworten, um mich vor jeder näheren Prüfung zunächst gegen jegliche unhöfliche Auslegung zu verwahren, und nachdem ich mich der Prüfung dieser Stelle mit begreiflicher Unruhe mehrere Tage lang unterzogen hatte, ohne jedoch irgend etwas ausfindig machen zu können, lautete schließlich meine letzte Erwiderung in dieser Angelegenheit folgendermaßen:

Montmorency, den 8. Dezember 1759.

Seit meinem letzten Briefe habe ich die in Frage stehende Stelle hundert und aber hundert Mal erwogen. Ich habe sie in ihrem eigentlichen und natürlichen Sinne und auch in allen Deutungen bedacht, die man ihr etwa geben könnte, und gestehe Ihnen offen, Frau Marschall, daß ich nun nicht mehr weiß, ob ich mich wirklich bei Ihnen zu entschuldigen habe oder nicht vielmehr Sie bei mir."

Seit diese Briefe geschrieben wurden, sind nun zehn Jahre verflossen. Ich habe oft an sie zurückgedacht und noch heute ist meine Dummheit in diesem Punkte so groß, daß ich noch immer nicht zu entdecken vermocht habe, was jene Dame in meinen Worten ich sage nicht Beleidigendes, sondern auch nur Mißfälliges hat finden können.

Bei Erwähnung dieses handschriftlichen Exemplars der Heloise, das sich Frau von Luxembourg bestellt hatte, muß ich hier erzählen, was ich mir ausgedacht hatte, um ihm einen besonderen Vorzug zu verleihen, der es vor jedem anderen auszeichnen sollte. Ich hatte die „Abenteuer des Lord Eduard" getrennt verfaßt und lange geschwankt, ob ich sie ganz oder teilweise jenem Werke, in das sie mir zu passen schienen, einverleiben sollte. Schließlich entschloß ich mich jedoch, sie ganz zu unterdrücken, weil sie durch die Verschiedenheit des Vortrags die ergreifende Schlichtheit des Ganzen zerstört haben würden. Seit ich Frau von Luxembourg *kannte*, hatte ich jedoch noch einen weit triftigeren *Grund: in* jenen Abenteuern kam nämlich eine römische

Marquise mit einem recht abscheulichen Charakter vor, von dem einige Züge, ohne im geringsten auf sie anwendbar zu sein, doch von Menschen, die sie nur dem Hörensagen nach kannten, wohl auf sie bezogen werden konnten. Ich beglückwünschte mich also aufrichtig zu meinem Entschlusse und bestärkte mich in ihm. Als ich nun aber den glühenden Wunsch hegte, ihr Exemplar durch irgend etwas zu bereichern, das in jedem anderen fehlte, — verfiel ich da nicht auf jene unglückseligen Abenteuer und den Gedanken, sie im Auszuge in das Exemplar zu bringen? Ja, ich faßte diesen unsinnigen Gedanken, dessen Abgeschmacktheit sich nur durch das blinde Verhängnis erklären läßt, das mich meinem Verderben zutrieb.

Quos vult perdere Jupiter, dementat.

Ich beging also die Dummheit, diesen Auszug mit aller Sorgfalt und allem Fleiß zu machen und ihn ihr als das schönste Kleinod von der Welt zu übersenden, allerdings mit dem wahrheitsgemäßen Bedeuten, daß das Original verbrannt, und dieser Auszug nur für sie allein angefertigt worden sei und niemals irgend jemandem anderes zu Gesicht kommen würde, falls sie selber ihn nicht zeigte: welche Mitteilung ihr nicht, wie ich doch wollte, meine Umsicht und mein Taktgefühl erhellte, sondern sie nur von der Ansicht in Kenntnis setzte, die ich selber über die Anwendbarkeit der beleidigenden Züge hegte. Meine Dummheit ging so weit, daß ich an ihrem Entzücken über mein Vorgehen nicht zweifelte. Sie sagte mir darüber allerdings nicht die großen Artigkeiten, die ich erwartet hatte, sondern erwähnte zu meinem allergrößten Erstaunen mir gegenüber das Heft, das ich ihr geschickt hatte, überhaupt niemals. Ich meinerseits dagegen, der ich von meinem Benehmen in dieser Angelegenheit noch immer bezaubert war, ich ward erst sehr viel später aus anderen Anzeichen der Wirkung gewahr, die es ausgeübt hatte.

Ich verfiel aus Liebe zu der für sie bestimmten Abschrift noch auf einen anderen, weit gescheiteren Gedanken, welcher mir jedoch ebenfalls — wenn auch auf

weiteren Umwegen — äußerst geschadet hat: so wirkt alles am gleichen Verhängnis, wenn es einem Menschen einmal bestimmt ist, unglücklich zu werden. Ich gedachte, die Handschrift mit den Zeichnungen zu den für die „Julie" bestimmten Stichen zu verzieren, welche zufällig ein gleiches Format hatten. Ich forderte von Coindet diese Zeichnungen ein, welche mir in jeglicher Hinsicht, und zwar um so mehr gehörten, als ich ihm den Ertrag aus dem überaus reichen Absatz der Stiche überlassen hatte. Coindet war ebenso schlau wie ich das Gegenteil. Er ließ sich so lange um die Zeichnungen bitten, bis er herausbekommen hatte, welchen Gebrauch ich von ihnen zu machen gedachte. Nun behielt er sie unter dem Vorwande noch einige Verzierungen anzubringen erst recht und überreichte sie schließlich selber.

Ego versiculos feci, tulit alter honores.

Dadurch gelang es ihm, sich im Schlosse vollends lieb Kind zu machen. Seit meiner Niederlassung im kleinen Schloß hatte er mich gar oft besucht, und zwar stets von morgens an, vor allem, wenn Herr und Frau von Luxembourg in Montmorency waren. Um mit ihm den ganzen Tag zu verbringen, war ich dann nicht aufs Schloß gegangen, schließlich hatte man mir dieses Ausbleiben vorgeworfen und ich seine Veranlassung genannt. Man forderte mich nun auf, Herrn Coindet mitzubringen, und ich tat es. Darauf hatte es der Schlaufuchs abgesehen gehabt und dergestalt sah sich denn ein Kommis des Herrn Thélusson, der ihn wohl gelegentlich zu Tische lud, wenn er keine anderen Gäste hatte, dank der außerordentlichen Freundlichkeit, die man mir entgegenbrachte, mit einem Schlage zwischen Prinzen, Herzoginnen und allem, was es nur an Hoheiten bei Hofe gab, zur Tafel eines Marschalls von Frankreich zugelassen. Ich werde niemals vergessen, wie eines Tages, an dem er früher nach Paris zurückzukehren gehalten war, der Herr Marschall zu seinem Gefolge sagte: „Wir wollen heute unseren Spaziergang auf dem Wege nach Saint Denis machen, wir begleiten so Herrn Coindet." Das war zuviel für den armen Jungen, er verlor völlig den Kopf. Mich dagegen rührte

diese Äußerung so tief, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte. Ich ging hinterher, weinend wie ein Kind und voll des heißen Verlangens, die Fußtapfen dieses gütigen Mannes zu küssen . . . — Der Verlauf der Geschichte dieser Abschrift hat mich jedoch der Zeit vorauseilen lassen, ich will sie nun innehalten, soweit mir dies mein Gedächtnis erlaubt.

Sobald die Ausbesserungen in dem kleinen Hause zu Mont Louis vollendet waren, ließ ich es sauber und schlicht einrichten und siedelte dahin zurück, da ich meinem beim Verlassen der Eremitage gefaßten Grundsatze, stets eine eigene Wohnung zu haben, nicht untreu werden wollte; noch weniger aber konnte ich mich entschließen, meiner Wohnung im kleinen Schlößchen vollends untreu zu werden. Ich behielt den Schlüssel dazu, und da mir vor allem das Frühstücken im Säulenhof wahres Entzücken bereitet hatte, übernachtete ich oft im Schlößchen und verbrachte bisweilen zwei oder drei ganze Tage wie auf einem Landhause dort. Vielleicht war ich damals der Privatmann in Europa, der am besten und schönsten wohnte. Mein Wirt, Herr Mathas, war der beste Mensch von der Welt und hatte mir die Anordnungen für die Ausbesserungsarbeiten in Mont Louis völlig überlassen und gewünscht, ich solle über die Arbeiter so verfügen, daß er sich überhaupt nicht hereinzumischen brauchte. Dies hatte mir die Möglichkeit gegeben, mir aus dem einen einzigen Zimmer im ersten Stock eine vollständige aus Stube, Vorzimmer und Flur bestehende Wohnung machen zu lassen. Im Erdgeschoß lag die Küche und Theresens Wohnzimmer. Der Turm, den ich durch einen Holzverschlag mit eingelassenen Fenstern hatte schließen und mit einem Ofen versehen lassen, diente mir als Arbeitszimmer. Wenn ich dort war, hatte ich meine Freude daran, Anordnungen zur Verschönerung der Terrasse zu treffen, welche bereits von zwei Reihen junger Linden beschattet wurde; ich ließ noch zwei Reihen anpflanzen, um einen Laubgang anzulegen, ließ ferner einen Tisch und Bänke aus Stein errichten, Flieder, Jasmin und Geißblatt herumpflanzen und neben die Bäume

reihen ein schönes langes Blumenbeet ziehen. Diese Terrasse, welche höher als die des Schlosses lag, eine mindestens ebenso schöne Aussicht hatte und von einer Unzahl von mir zutraulich gemachter Vögel bewohnt war, diente mir als Gesellschaftssaal, um Herrn und Frau von Luxembourg, den Herzog von Villeroy, den Prinzen von Tingry, den Marquis d'Armentières, die Frau Herzogin von Montmorency, die Frau Herzogin von Boufflers, die Gräfin von Valentinois, die Gräfin von Boufflers und noch andere Personen dieses Ranges zu empfangen, welche es nicht unter ihrer Würde hielten, vom Schlosse aus auf einem sehr beschwerlichen Aufstiege die Pilgerfahrt nach Mont Louis anzutreten. All diese Besuche hatte ich nur der Gunst des Herrn und der Frau von Luxembourg zu verdanken, ich fühlte es wohl und war ihnen in meinem Herzen über alles erkenntlich dafür. In einer dieser Aufwallungen gerührter Dankbarkeit sagte ich einmal zu Herrn von Luxembourg, indem ich ihn umarmte: „Ah, Herr Marschall, ich habe die Großen gehaßt, ehe ich Sie kannte, und seit Sie mich nun so tief haben fühlen lassen, wie leicht sie es erreichen könnten, geliebt zu werden, hasse ich sie nur noch mehr."

Übrigens rufe ich alle, die mich zu dieser Zeit gesehen haben, als Zeugen auf, ob sie jemals wahrgenommen, daß mich dieser Glanz geblendet und der Weihrauch mich trunken gemacht hätte, ob meine Haltung weniger gleichmäßig, mein Benehmen weniger schlicht, gegen das Volk unfreundlicher und gegen meine Nachbarn kühler gewesen und ob sie mich weniger bereit gefunden hätten, jedermann nach bestem Vermögen gefällig zu sein, ohne mich jemals durch die zahllosen und oft recht unsinnigen Belästigungen verdrießen zu lassen, denen ich unaufhörlich ausgesetzt war! Wenn meine aufrichtige Neigung zu Herrn und Frau von Luxembourg mein Herz auch aufs Schloß zog, so sehnte es sich doch ebenso zwischen meine Nachbarn zurück, um dort die Traulichkeit jenes gleichmäßigen, einfachen Lebens zu genießen, in welchem für mich alles Glück umschlossen liegt. Therese hatte mit der Tochter eines uns benachbarten Maurers

namens Pilleu Freundschaft geschlossen, ich tat mit dem Vater dasselbe und wenn ich, um der Frau Marschallin gefällig zu sein, mittags steif und verlegen auf dem Schlosse gespeist hatte, — wie beeilte ich mich dann nicht wieder nach Haus zu kommen, um in Gesellschaft des wackeren Pilleu und seiner Familie — bald bei ihm und bald bei mir — zu Abend zu essen.

Außer den beiden angeführten Wohnungen besaß ich bald noch eine dritte im Palais Luxembourg, dessen Herren mich so herzlich drängten, sie auch dort bisweilen zu besuchen, daß ich trotz meines Widerwillens gegen Paris, wo ich seit meiner Übersiedelung nach der Eremitage nur die beiden erwähnten Male gewesen war, einwilligen mußte; aber auch jetzt begab ich mich nur an verabredeten Tagen zur Abendmahlzeit hin und kehrte am nächsten Morgen wieder aufs Land zurück. Ich betrat und verließ das Palais durch den Garten, der auf den Stadtwall hinausging, so daß ich mit vollster Wahrheit behaupten könnte, ich hätte den Fuß nicht auf das Pariser Pflaster gesetzt.

Inmitten dieses flüchtigen Glückes bereitete sich im Fernen die Katastrophe vor, die ihm ein Ende setzen sollte. Bald nach meiner Rückkehr nach Mont Louis machte ich dort, sehr wider meinen Willen wie gewöhnlich, eine neue Bekanntschaft, welche für meine Geschichte bedeutungsvoll wurde. Ob in guter oder in schlechter Beziehung wird man aus dem Folgenden ersehen. Es handelt sich um die Marquise von Verdelin, meine Nachbarin, deren Gatte ein Landhaus in Soisy bei Montmorency gekauft hatte. Fräulein d'Ars, die Tochter des Grafen d'Ars, eines vornehmen aber armen Mannes, hatte Herrn von Verdelin, einen alten, häßlichen, tauben, harten, rohen, eifersüchtigen, verstümmelten, einäugigen, sonst aber, wenn man ihn zu nehmen verstand, ganz guten Mann oder vielmehr die fünfzehn- bis zwanzigtausend Pfund Einkommen geheiratet, die er besaß. Dieser artige Schäker, der den ganzen Tag über fluchte, schrie, schalt, wetterte und seine Frau fortwährend zum Weinen brachte, tat schließlich zuletzt doch stets, was sie

wollte, und zwar auch dies nur mit der Absicht, sie zu ärgern, denn sie verstand ihm stets einzureden, gerade er habe ja so gewollt, sie indessen sich von Anfang an dagegen gewehrt. Herr von Margency, von dem ich bereits gesprochen habe, war der Freund der gnädigen Frau und befreundete sich dann auch mit dem gnädigen Herrn. Einige Jahre zuvor hatte er ihnen sein bei Eaubonne und Andilly gelegenes Schloß vermietet und sie hielten sich gerade in der Zeit meiner Liebe zu Frau von Houdetot dort auf. Frau von Houdetot und Frau von Verdelin waren durch Frau von Aubeterre, ihre gemeinsame Freundin, bekannt geworden, und da der Garten des Schlosses Margency auf Frau von Houdetots Weg nach dem „Olymp", ihrem Lieblingsspaziergange, lag, hatte ihr Frau von Verdelin den Durchgang gestattet und einen Schlüssel ausgehändigt. Dank dieses Schlüssels ging auch ich oft gemeinsam mit ihr hindurch, aber ich liebte die unvorhergesehenen Begegnungen nicht, und wenn Frau von Verdelin zufällig unseren Weg kreuzte, ließ ich, ohne sie anzureden, die beiden beieinander und ging voraus. Dieses wenig artige Betragen hatte in ihren Augen unmöglich ein gutes Licht auf mich werfen können. Nichtsdestoweniger verfehlte sie bei ihrem Aufenthalte in Soisy nicht, mich aufzusuchen. Sie sprach wiederholt in Saint Louis bei mir vor, ohne mich anzutreffen, und da sie sah, daß ich ihr ihren Besuch nicht erwiderte, kam sie, um mich dazu zu zwingen, auf den Einfall, mir Blumentöpfe für meine Terrasse zu schicken. Ich mußte nun also zu ihr gehen, um mich zu bedanken — und damit war alles geschehen: fortan blieben wir in Verkehr.

Wie alle Beziehungen, die sich wider meinen Willen knüpften, war auch diese im Beginn stürmisch. Ja, es hat niemals eine wahre Beruhigung in ihr vorgeherrscht. Das geistige Wesen der Frau von Verdelin widerlief dem meinen allzu sehr. Boshafte Bemerkungen und Spöttereien kamen unaufhörlich mit solcher Unbefangenheit aus ihrem Munde, daß es dauernder, angespanntester und für mich äußerst ermüdender Aufmerksamkeit bedurfte, um zu merken, wann man verspottet wurde. Eine ihrer M

bernheiten, die mir gerade beifällt, kann davon eine Vorstellung verschaffen. Ihr Bruder hatte den Oberbefehl über eine gegen die Engländer in See stechende Fregatte erhalten. Ich sprach über die Art, in der diese Fregatte bewaffnet worden war, ohne ihre Beweglichkeit zu beeinträchtigen. „Ja," antwortete sie in völlig unverändertem Tone, „man hat nur so viel Kanonen mitgenommen, wie man zum Schießen braucht." Selten habe ich sie irgend einem ihrer abwesenden Freunde Gutes nachsagen hören, ohne daß sie ihm unversehens nicht auch einen kleinen Hieb versetzt hätte. Ihr kam eine Sache entweder schlecht vor oder lächerlich, und selbst ihr Freund Margency war hiervon nicht ausgenommen. Was ich ferner unerträglich an ihr fand, war ihre Sucht, mich unaufhörlich mit kleinen Sendungen, Geschenken und Briefchen heimzusuchen, deren Beantwortung mir äußerst lästig fiel und die mich immer wieder in die Verlegenheit brachten, sie anzunehmen oder abzulehnen. Durch öfteres Beisammensein kamen wir einander jedoch näher. Sie hatte ebensogut wie ich ihren Kummer. Unsere gegenseitigen vertraulichen Mitteilungen machten uns unseren Verkehr lieb und anziehend. Nichts verknüpft Herzen so sehr als die süße Wehmut, zusammen zu weinen. Wir suchten einander auf, um uns zu trösten, und dieses Bedürfnis hat mich oft über vieles andere hinwegkommen lassen. Ich war in meinem Freimute ihr gegenüber so hart und hatte bisweilen so wenig Achtung für ihren Charakter zu erkennen gegeben, daß ich in Wirklichkeit wohl eine sehr große für ihn hegen mußte, um glauben zu können, sie vermöchte mir aufrichtig zu vergeben. Hier die Probe eines Briefes, wie ich sie ihr bisweilen zu schreiben pflegte: bemerkenswert daran ist, daß sie sich in keiner einzigen ihrer Erwiderungen jemals in irgend einer Weise verletzt darüber gezeigt hat.

Montmorency, den 5. November 1760.

„Sie schreiben mir, gnädige Frau, Sie hätten sich nicht gut ausgedrückt, um mir zu verstehen zu geben, wie schlecht ich mich ausdrücke. Sie sprechen mir von

Ihrer angeblichen Dummheit nur, um mir die meine zu Gemüte zu führen. Sie rühmen sich nur, eine gute harmlose Frau zu sein, als hätten Sie Furcht, beim Worte genommen zu werden, und entschuldigen sich bei mir, um mir anzudeuten, wie sehr ich Ihnen gegenüber dazu Grund hätte. Ja, gnädige Frau, ich weiß es wohl, ich bin ein Dummkopf, ein Einfaltspinsel, ja, noch Schlimmeres wenn möglich; wenn es sich um mich und eine schöne Französin handelt, die so genau auf die Worte achtet und so schön spricht wie Sie, kann ich es nur sein, der sich schlecht ausdrückt. Bedenken Sie aber, daß ich meine Ausdrücke im gewöhnlichen Sinne der Sprache wähle, ohne über die züchtigen Bedeutungen, welche man ihnen in der tugendhaften Pariser Gesellschaft beilegt, auf dem Laufenden oder auch nur auf meiner Hut zu sein. Wenn meine Worte dadurch bisweilen zweideutig werden, so bin ich jedoch bestrebt, ihren Sinn durch mein Benehmen genau zu bestimmen usw."

Ungefähr in demselben Tone geht der Brief fort. Man lese die Antwort darauf (Bündel D, Nr. 41) und erkenne die unglaubliche Mäßigung eines Frauenherzens, welches es fertig bringt, über einen derartigen Brief keine größere Gereiztheit zu empfinden, als diese Antwort oder ihr Benehmen gegen mich verrieten. Der unternehmende, bis zur Unverfrorenheit kühne Coindet, der stets nach all meinen Freunden auf der Jagd war, hatte nicht verfehlt, sich unter Berufung auf mich auch bei Frau von Verdelin einzuführen, und war dort, ohne daß ich es ahnte, bald vertrauter als ich selber. Ein schnurriger Kauz, dieser Coindet. Er führte sich, auf meinen Namen gestützt, bei all meinen Bekannten ein, setzte sich bei ihnen fest und futterte lustig bei ihnen darauf los. Von einem glühenden Eifer für mich beseelt, vermochte er nur mit Tränen in den Augen über mich zu sprechen, besuchte er mich jedoch, so bewahrte er das tiefste Stillschweigen über alle diese Beziehungen und alles, was mich nur irgend interessieren mußte. Anstatt mir zu erzählen, was er mich Betreffendes gehört, gesagt oder gesehen hatte, hörte er, wie

nur zu und fragte mich sogar aus. Von Paris wußte er immer nur, was er von mir selber darüber erfahren hatte, kurz, obgleich alle Welt zu mir von ihm sprach, sprach er mir niemals von irgend jemandem: nur mir, seinem Freunde, gegenüber war er zurückhaltend und verschwiegen. Doch lassen wir jetzt Coindet und Frau von Verdelin, ich werde im Folgenden noch auf sie zurückkommen.

Bald nach meiner Rückkehr nach Mont Louis besuchte mich dort der Maler La Tour und brachte mir mein Pastellbildnis, das vor einigen Jahren im Salon ausgestellt gewesen war. Er hatte es mir seinerzeit schenken wollen, was ich nicht angenommen; da jedoch später Frau von Epinay, welche mir ihr Bildnis geschenkt, den Wunsch hegte, dieses zu besitzen, hatte ich mich auf ihre Bitten dazu verstanden, ihn darum anzugehen. Da er es noch einmal überarbeiten wollte, verging einige Zeit, in die dann mein Bruch mit Frau von Epinay fiel. Ich gab ihr ihr Bildnis zurück, und da das meine für sie nun nicht mehr in Betracht kam, hing ich es im kleinen Schloß in meinem Zimmer auf. Dort sah es dann Herr von Luxembourg und fand es gut; ich bot es ihm an, er willigte ein, und so schickte ich es ihm. Er und die Frau Marschallin verstanden, welch eine Freude auch für mich der Besitz ihrer Bildnisse sein würde. Sie ließen sie von einem vortrefflichen Maler in Miniatur anfertigen und in eine Bonbondose aus Gold und Bergkristall einlassen und machten sie mir in einer so artigen Weise zum Geschenk, daß ich darüber entzückt war. Frau von Luxembourg hatte nicht einwilligen wollen, daß ihr Bildnis den Deckel der Büchse zierte. Wiederholt hatte sie mir vorgeworfen, ich liebe Herrn von Luxembourg mehr als sie und da dieses zutraf, hatte ich mich dagegen nicht verwahrt. Durch diese Anbringung ihres Bildnisses bezeugte sie mir nun auf eine artige, aber auch sehr deutliche Weise, daß sie mir meine Vorliebe nicht vergaß.

Ungefähr um dieselbe Zeit beging ich eine Dummheit, welche nicht dazu angetan war, mich in ihrer Gunst zu fördern. Obgleich ich Herrn von Silhouette nicht kannte und wenig Grund hatte, ihn zu lieben, hegte ich doch eine

große Meinung von seiner Verwaltung. Als er anfing, seine Hand auf den Geldleuten schwerer ruhen zu lassen, begriff ich zwar sofort, daß er seinen Feldzug zu keiner günstigen Zeit unternähme, hegte darum aber nicht weniger glühende Wünsche für seinen Erfolg, und als ich dann vernahm, daß er seiner Stellung entsetzt worden sei, schrieb ich ihm in meiner Unbesonnenheit den folgenden Brief, den ich wahrlich nicht zu rechtfertigen gesonnen bin.

Montmorency, den 2. Dezember 1759.

„Geruhen Sie, verehrter Herr, die Huldigung eines Einsiedlers anzunehmen, der Ihnen zwar unbekannt ist, Sie aber dennoch um Ihrer Gaben willen schätzt, um Ihrer Verwaltung willen hochachtet und Ihnen stets die Ehre angetan hat, zu glauben, daß sie nicht lange in Ihren Händen belassen bleiben würde. Da Sie den Staat nur auf Kosten der Hauptstadt zu retten vermochten, durch die er ins Verderben gestürzt worden war, so haben Sie dem Geschrei der Geldleute mutig getrotzt. Als ich Sie diese Elenden zerschmettern sah, habe ich Sie um Ihre Stellung beneidet, da ich Sie sie nun aufgeben sehe, ohne daß Sie sich selber Lügen gestraft hätten, bewundere ich Sie. Sie dürfen mit sich zufrieden sein, verehrter Herr, Sie haben sich in Ihrem Amte mit einer Ehre bedeckt, deren Sie sich lange ohne jeden Nebenbuhler erfreuen werden. Die Flüche der Schurken bilden den Ruhm des Gerechten."

(1760.) Frau von Luxembourg, welche wußte, daß ich diesen Brief geschrieben, sprach mir bei ihrem Osteraufenthalte darüber. Ich zeigte ihn ihr, sie erbat sich eine Abschrift und erhielt sie, ohne daß ich bei der Übergabe gewußt hätte, daß gerade sie einer dieser Geldmenschen war, die an den Afterpachten gewonnen und deshalb Silhouettes Absetzung erwirkt hatten. Man hätte bei allen meinen Tölpeleien meinen mögen, ich legte es eigens darauf an, mich einer liebenswürdigen einflußreichen Frau verhaßt zu machen, während ich sie doch von Tag zu Tag lieber gewann und nichts weniger beabsichtigte, als bei ihr in

ignade zu fallen, obgleich ich durch Ungeschicklichkeit es vollbrachte, was nur irgend dazu notwendig war. n glaube, es ist überflüssig zu verkünden, daß sich auch e Geschichte mit der Arzenei des Herrn Tronchin, der n im ersten Teile Erwähnung getan, auf sie bezieht; die dere Dame war Frau von Mirepoix. Beide haben nie eder mit mir davon gesprochen, noch im geringsten rraten, daß sie sich des Vorfalles noch erinnerten, aber nwerlich läßt sich annehmen, Frau von Luxembourg lte ihn wirklich aus dem Gedächtnis verloren haben, bst wenn man von den unmittelbar darauffolgenden eignissen nichts wüßte. Ich meinerseits beruhigte mich er die Wirkungen meiner Torheiten durch das Zeugnis, s ich mir ausstellen konnte, dabei niemals eine krän- nde Absicht gehegt zu haben, als ob eine Frau jemals rgleichen verzeihen könnte, selbst wenn sie aufs be- mmteste wüßte, wie fern jeder böse Wille dabei ge- sen.

Obgleich sie nun weder etwas zu gewahren noch zu hlen schien und ich in ihrer Freundlichkeit weder eine rminderung, noch in ihrem Benehmen eine Änderung ststellen konnte, ließ mich die Fortdauer oder viel- ehr das Anwachsen eines nur allzu begründeten Vor- fühls unaufhörlich davor zittern, ihre Schwärmerei für ich möchte bald dem Überdrusse Platz machen. Durfte n von einer so großen Dame eine Beständigkeit erhof- n, der ich selber so trefflich entgegenarbeitete? Ich ißte ihr nicht einmal dieses heimliche Vorgefühl zu ver- rgen, das mich beunruhigte und nur noch ungeschick- r machte. Man kann sich darüber nach dem folgenden iefe ein Urteil bilden, der doch eine recht seltsame ophezeihung enthält.

Dieser Brief, der in meinem Entwurf kein Datum ägt, wurde im Oktober 1760 oder später geschrieben.

„Wie grausam ist doch all Ihre Güte! Warum den Frieden eines Einsiedlers stören, der ja gerade auf die Freuden des Lebens verzichtete, um auch seine Plagen nicht mehr empfinden zu müssen? Ich habe meine Ta-

ge umsonst dafür hingegeben, feste Beziehungen zu knüpfen. In den Kreisen, die mir offen standen, ist es mir nicht gelungen; soll ich nun in dem Ihren danach streben? Weder Ehrgeiz noch Eigennutz verlocken mich, ich bin wenig eitel und mache mir wenig Sorgen, ich kann allem widerstehen — nur Freundlichkeiten nicht. Warum fassen Sie alle beide mich bei einer Schwäche, die ich ja doch besiegen muß, da bei der uns trennenden Kluft das Überfließen, dem gefühlvolle Herzen unterworfen sind, das meine Ihnen niemals näher bringen darf. Wird sich ein Herz, das nur eine Art sich zu geben und von allen Gefühlen nur Freundschaft kennt, auf Erkenntlichkeit zu beschränken wissen? Freundschaft, gnädigste Frau Marschallin! Ach, das ist mein Verhängnis. Von Ihnen und dem Herrn Marschall ist es schön, dieses Wort zu gebrauchen, von mir aber wahnwitzig, Sie beim Worte zu nehmen. Ihnen ist es ein Zeitvertreib, mir ernsteste Hingabe, und das Ende dieses Spiels birgt neuen Kummer für mich! Wie ich all Ihre Titel hasse, wie ich Sie beklage, sie tragen zu müssen! Sie erscheinen mir so würdig, die Reize des Privatlebens zu genießen! Weshalb bewohnen Sie nicht Clarens? Ich wollte hingehen und dort mein Lebensglück zu finden suchen! Aber das Schloß zu Montmorency, das Palais Luxembourg, sind das wirklich die Örtlichkeiten, an denen Jean Jacques gesehen werden darf? Darf ein Freund der Gleichheit die Liebe seines warmen Herzens wirklich dorthin tragen und wähnen, mit dieser Vergeltung der Achtung, die man ihm entgegenbringt, ebenso viel zu geben als er empfängt? Auch Sie sind gut und warmfühlend, ich weiß es, ich habe es gesehen, es schmerzt mich, daß ich es nicht schon viel früher zu glauben vermochte: aber bei Ihrem Range, bei Ihrer Lebensweise kann nichts einen bleibenden Eindruck auf Sie machen: die drängende Aufeinanderfolge der vielen neuen Gegenstände, der Ihr Leben ausgesetzt ist, bewirkt, daß kein einziger einen Eindruck hinterlassen kann. Sie werden mich vergessen, gnädige Frau, nachdem Sie alles getan ha-

ben, um mir ein Gleiches Ihnen gegenüber unmöglich zu machen. Und dann werden Sie es vollbracht haben, mich unglücklich zu machen und selber unentschuldbar zu sein."

Ich zog Herrn von Luxembourg mit in meinen Brief, um meine ausgesuchten Artigkeiten weniger verletzend für sie zu machen, sonst aber fühlte ich mich seiner so sicher, daß eine Besorgnis um die Dauer seiner Freundschaft überhaupt niemals in mir aufgestiegen war. Nichts von alledem, was mich auf seiten der Frau Marschallin mit Bangen erfüllte, hat sich auch nur einen Augenblick lang auf ihn erstreckt. Ich habe gegen seinen Charakter, den ich zwar als schwach, aber auch als zuverlässig kannte, niemals das geringste Mißtrauen gehegt. Ich befürchtete von seiner Seite ebensowenig eine Erkältung, wie ich eine heroische Zuneigung erwartete. Die Einfachheit und Vertraulichkeit unseres gegenseitigen Benehmens verriet, wie fest wir aufeinander bauten, wir taten alle beide recht daran: Ich werde, solange ich lebe, das Andenken dieses würdigen Herren ehren und lieben und bin, was man auch immer getan haben möchte, ihn von mir abzubringen, so sicher, daß er als mein Freund gestorben ist, als hätte ich seinen letzten Seufzer empfangen.

Da beim zweiten Sommeraufenthalt des Jahres 1760 die „Julie" bereits zu Ende gelesen war, nahm ich meine Zuflucht zum „Emil", um mich mit ihm an Frau von Luxembourg's Seite zu behaupten: leider gelang es nicht ebensogut, mochte nun der Stoff weniger ihrem Geschmacke entsprechen oder das ewige Vorlesen sie doch zuletzt langweilen. Da sie mir jedoch vorwarf, mich von meinen Verlegern hintergehen zu lassen, wünschte sie, ich solle ihr die Besorgung des Druckes dieses Werkes überlassen, damit es mir größeren Nutzen brächte. Ich gab meine Einwilligung unter der ausdrücklichen Bedingung, die Drucklegung dürfe nicht in Frankreich erfolgen, und hierüber hatten wir einen langen Streit, da ich behauptete, man würde nicht einmal die stillschweigende Erlaubnis erlangen können, ja, sogar unklug handeln, sich um sie zu bewerben, und anders wolle ich unter

keinen Umständen den Druck innerhalb des Königreiches zulassen, sie hingegen meinte, bei dem System, das die Regierung neuerdings befolge, würde man nicht einmal bei der Zensur auf Schwierigkeiten stoßen. Es gelang ihr, Herrn von Malesherbes für ihre Absichten zu gewinnen; er schrieb mir eigenhändig einen langen Brief in dieser Angelegenheit, um mir zu beweisen, daß gerade das Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars geeignet sei, allenthalben, wo Menschen sind, eine günstige Aufnahme zu finden und unter den gegenwärtigen Umständen auch bei Hofe. Ich war überrascht, diesen stets so furchtsamen Beamten in dieser Angelegenheit so unbedenklich werden zu sehen. Da der Druck eines Buches durch seine Genehmigung allein schon gesetzlich wurde, hatte ich eigentlich keine Einwände mehr zu erheben. Dennoch bestand ich infolge einer ganz ungewöhnlichen Bedenklichkeit darauf, daß das Buch in Holland und sogar bei dem Buchhändler Néaulme gedruckt würde, bei dessen Namhaftmachung ich es nicht bewenden ließ, sondern den ich selber benachrichtigte, sonst aber willigte ich ein, daß das Werk einem französischen Buchhändler in Verlag gegeben und dann, da der Vertrieb mich nichts anging, in Paris oder wo man es sonst für gut fand, in den Handel gebracht werden sollte. So lauteten genau die Abmachungen zwischen mir und Frau von Luxembourg, und auf Grund dieser Abmachungen übergab ich ihr mein Manuskript.

Sie hatte auf dieser Reise ihre Enkelin, Fräulein von Boufflers, die jetzige Frau Herzogin von Lauzun, bei sich. Sie hieß Amalie und war ein reizendes kleines Persönchen mit wahrhaft jungfräulichen Zügen und jungfräulicher Schüchternheit. Etwas Liebenswürdigeres und Anziehenderes als ihr Gesicht konnte es nicht geben und auch nichts Zärtlicheres und zugleich Keuscheres als die Gefühle, die sie erregte. Übrigens war sie ein Kind, sie zählte noch nicht zwölf Jahre. Die Frau Marschallin, welche sie allzu schüchtern fand, gab sich alle Mühe, sie ein wenig dreister zu machen. Sie gestattete mir mehrere *Male,* der Kleinen einen Kuß zu geben, was ich jedes

Mal mit dem mir eigenen Ungeschick zuwege brachte. Anstatt der Artigkeiten, die ein anderer an meiner Stelle gesagt haben würde, stand ich stumm und bestürzt da, ich weiß wirklich nicht, wer von uns beiden beschämter war, die arme Kleine oder ich. Eines Tages begegnete ich ihr allein auf der Treppe des Schlößchens: sie hatte Theresen besucht, bei welcher sich ihre Erzieherin noch aufhielt. Weil ich nicht fand, was ich zu ihr sagen sollte, bot ich ihr einen Kuß an, den sie in der Unschuld ihres Herzens nicht zurückwies, einen hatte sie außerdem schon am selben Morgen auf Geheiß ihrer Großmutter in deren Gegenwart von mir bekommen. Als ich am nächsten Morgen zu Häupten des Bettes der Frau Marschallin aus dem Emil vorlas, stieß ich gerade auf eine Stelle, in der ich mit Recht tadelte, was ich am Tage vorher selber getan. Sie fand den Gedanken sehr richtig und äußerte sich so verständig darüber, daß ich rot wurde. Wie verfluchte ich nicht meine unglaubliche Albernheit, welche mich so oft verworfen und schuldig aussehen ließ, wenn ich nur töricht und verlegen war, eine Albernheit, die man zudem noch an einem Manne, den man nicht ohne Geist glaubte, für eine falsche Entschuldigung halten mußte. Ich kann schwören, daß das Herz und die Sinne der Fräulein Amalie in diesem und in den anderen Küssen nicht reiner sein konnten, als die meinen, ich kann sogar schwören, daß ich in jenem Augenblick vermieden haben würde, ihr zu begegnen, wenn dies möglich gewesen: nicht, daß es mir keine Freude bereitet hätte, sie zu sehen, sondern um der Verlegenheit willen, ihr im Vorübergehen etwas Freundliches sagen zu müssen. Wie kann es sein, daß sogar ein Kind den Mann einzuschüchtern vermochte, den die Macht der Könige nicht erschreckt hat! Was anstellen, wie sich benehmen, wenn alles Unvorhergesehene einen umwirft? Zwinge ich mich dazu, die Leute anzusprechen, denen ich von ungefähr begegne, so sage ich unfehlbar eine Ungeschicklichkeit, und sage ich nichts, so bin ich ein Menschenfeind, ein wildes Tier, ein Bär. Bei völliger Einfältigkeit wäre ich weit besser gefahren, so aber hat das Fehlen aller Gaben zum Verkehr mit der

Welt auch die, so ich für mich allein besaß, mir zum Verderben gewandt.

Gegen das Ende dieses selben Aufenthaltes tat Frau von Luxembourg ein gutes Werk, an dem ich einigermaßen Teil hatte. Diderot hatte höchst unklugerweise die Prinzessin von Robeck, die Tochter des Herrn von Luxembourg, beleidigt, und ihr Schützling Palissot rächte sie durch das Lustspiel: „Die Philosophen", in welchem ich lächerlich gemacht und Diderot aufs ärgste verunglimpft wurde. Der Verfasser hatte mich darin, wie ich glaube, weniger geschont, weil er mir verpflichtet war, sondern weil er anders dem Vater seiner Beschützerin, von dem er mich geliebt wußte, zu mißfallen fürchtete. Der mir damals noch völlig unbekannte Buchhändler Duchesne übersandte mir jenes Stück, sobald es gedruckt war, wie ich vermute auf Palissots Anordnung, der vielleicht meinen mochte, ich würde einen Mann, mit dem ich gebrochen hatte, mit Vergnügen zerreißen sehen. Er täuschte sich sehr. Trotz meines Bruches mit Diderot, den ich eher für unverschwiegen und schwach als für schlecht hielt, hatte ich mir stets in meinem Herzen eine Neigung zu ihm, ja Achtung vor ihm und Ehrfurcht vor unserer alten Freundschaft bewahrt, mit der es ihm, wie ich wohl wußte, lange Zeit ebenso ernst gewesen war, wie mir. Mit Grimm war es etwas ganz anderes, er war von Charakter falsch, hatte mich niemals geliebt, war sogar zu jeglicher Liebe unfähig und hatte sich ohne jede Veranlassung, mutwillig und absichtlich und einzig, um seiner schändlichen Eifersucht Genüge zu tun, zu meinem heimlichen und grausamsten Verleumder gemacht. Er war nichts mehr für mich, Diderot dagegen wird stets mein einstiger Freund bleiben. Mein Herz bäumte sich beim Lesen dieses schändlichen Stückes, ich vermochte es nicht bis zu Ende zu bringen, sondern schickte es Duchesne mit dem folgenden Briefe zurück.

Montmorency, 21. Mai 1760.

Bei der Durchsicht des Stückes, das Sie mir gesandt haben, sehr geehrter Herr, habe ich vor Ent-

rüstung gebebt, mich darin gelobt zu finden. Ich nehme dieses schreckliche Geschenk nicht an. Ich bin überzeugt, Sie haben mich durch seine Übersendung nicht beleidigen wollen, oder es ist Ihnen unbekannt oder Sie haben es vergessen, daß ich der Ehre teilhaftig gewesen bin, der Freund jenes ehrenwerten Mannes zu sein, der in dieser Schmähschrift so unwürdig besudelt und verunglimpft wird."

Duchesne zeigte diesen Brief herum. Diderot, den er hätte ergreifen müssen, ärgerte sich darüber. Seine Eigenliebe konnte mir die Überlegenheit eines so großherzigen Vorgehens nicht verzeihen, und ich erfuhr, daß seine Frau allerorten mit einer Schärfe gegen mich loszog, die mich jedoch überaus kalt ließ, da ich wußte, daß sie in der ganzen Welt als ein schandmäuliges Fischweib bekannt war.

Diderot fand seinerseits einen Rächer in dem Abbé Morellet, der gegen Pallissot eine kurze, dem „Kleinen Propheten" nachgeahmte Schrift, „Die Vision" betitelt, verfaßte. Er beleidigte in dieser Schrift in der unüberlegtesten Weise Frau von Robeck und wurde von ihren Freunden in die Bastille gesperrt, denn sie selber war von Natur wenig rachsüchtig und damals überdies sterbenskrank; ich bin überzeugt, daß sie mit der Einkerkerung nichts zu schaffen hatte.

D'Alembert, der mit dem Abbé Morellet nah befreundet war, schrieb mir, um mich zu bewegen, Frau von Luxembourgs Verwendung zur Befreiung Morellets zu erwirken und versprach ihr zum Dank ein Lob in der Enzyklopädie.*) Hier meine Antwort.

„Ich habe nicht erst Ihren Brief abgewartet, sehr geehrter Herr, um der Frau Marschallin von Luxembourg von meinem Kummer über die Verhaftung des Abbé Morellet zu sprechen. Sie weiß, welchen Anteil ich an der Sache nehme und soll nun erfahren, wie sehr auch Sie es tun — das Bewußtsein, daß es sich um einen verdienstvollen Mann handelt, wird jedoch an sich

*) Dieser Brief ist mit noch einigen anderen aus dem Palais Luxembourg verschwunden, während meine Papiere dort aufbewahrt wurden.

schon genügen, ihm auch ihre Teilnahme zu sichern. — Obgleich nun sowohl sie wie der Herr Marschall mich mit einem Wohlwollen beehren, das den Trost meines Lebens bildet, und andererseits Ihre Freundschaft zu dem Abbé Morellet ihm bei beiden als Empfehlung dienen wird, so weiß ich doch nicht, bis zu welchem Grade es ihnen genehm sein möchte, in dieser Angelegenheit von dem mit ihrem Range verbundenen Einfluß und ihrer persönlichen Geltung Gebrauch zu machen. Ich bin nicht einmal überzeugt, daß der fragliche Racheakt von der Frau Prinzessin von Robeck ausgeht, so fest Sie dieses auch zu glauben scheinen, wäre dem aber so, so darf man eben doch nicht erwarten, daß ausschließlich die Philosophen an der Rache Vergnügen finden, und wenn sie Weiber sein wollen, die Weiber Philosophen werden möchten.

Sobald ich Frau von Luxembourg Ihren Brief gezeigt haben werde, sollen Sie Nachricht erhalten, wie sie darüber gesonnen ist. Ich glaube sie jedoch genug zu kennen, um Ihnen schon jetzt die Versicherung geben zu können, daß sie, falls ihr die Freude beschieden sein sollte, zur Befreiung des Abbé Morellet beizutragen, dennoch den Dankeszoll nicht annehmen würde, den Sie ihr in der Enzyklopädie verheißen, wie hoch sie diese Ehre auch anschlagen wird, — denn sie tut das Gute nicht um des Lobes willen, sondern weil ihr gutes Herz sie dazu treibt." —

Ich unterließ nichts, um den Eifer und das Mitleid der Frau von Luxembourg zu Gunsten des armen Gefangenen zu erwecken, und es gelang mir. Sie unternahm eine Reise nach Versailles, eigens um den Grafen von Saint Florentin zu sehen. Diese Reise kürzte ihren Aufenthalt in Montmorency ab, von wo der Herr Marschall zur gleichen Zeit aufzubrechen gezwungen war, um sich nach Rouen zu begeben, denn der König hatte ihn wegen einiger Parlamentstreibereien, die man unterdrücken wollte, zum Gouverneur der Normandie ernannt. Hier der Brief, den mir Frau von Luxembourg am zweiten Tage nach ihrer Abreise schrieb.

Bündel D, Nr. 23.

Versailles, am Mittwoch.

Herr von Luxembourg ist gestern früh um 10 Uhr abgereist. Ich weiß noch nicht, ob ich ihm folgen werde. Ich muß erst Nachricht von ihm haben, da er selber noch nicht weiß, wie lange er dort bleiben wird. Herrn von Saint Florentin habe ich gesprochen; er ist in Sachen des Abbé Morellet durchaus günstig gestimmt, aber es stehen ihm noch Hindernisse entgegen, die er jedoch bei seinem ersten, in der nächsten Woche statthabenden Vortrag beim Könige zu überwinden hofft. Ich habe auch als Gnade erbeten, daß man ihn nicht verbannt, denn davon war die Rede. Er sollte nach Nancy geschickt werden. Das ist alles, was ich habe erlangen können, ich verspreche Ihnen jedoch, Herrn von Saint Florentin nicht eher in Ruhe zu lassen, als bis die Sache Ihren Wünschen gemäß beigelegt ist. Und jetzt will ich Ihnen von meinem Kummer sprechen, daß ich Sie so früh habe verlassen müssen, — es tröstet mich ein wenig, daß Sie daran nicht zweifeln werden. Ich liebe Sie von ganzem Herzen und will es tun, solange ich lebe."

Einige Tage darauf erhielt ich von d'Alembert die folgenden Zeilen, die mich innig erfreuten:

Bündel D, Nr. 26.

Am ersten August.

„Dank Ihrer Bemühungen, mein lieber Philosoph, ist der Abbé aus der Bastille entlassen worden, und seine Verhaftung wird auch weiter keine Folgen für ihn haben. Er reist aufs Land und sendet Ihnen ebenso wie ich tausendfachen Dank und Gruß. Vale, et me ama."

Der Abbé schrieb mir einige Tage später ebenfalls einen Dankesbrief (Bündel D, Nr. 29), in dem ich eine gewisse Herzlichkeit vermißte und ein gewisses Bemühen verspürte, den ihm von mir erwiesenen Dienst gewissermaßen zu verringern, und einige Zeit später nahm ich wahr, daß d'Alembert und er mich in gewisser Weise

bei Frau von Luxembourg wenn auch nicht gerade verdrängt, so doch in ihrer Gunst ersetzt und so viel bei ihr gewonnen hatten, als ich verloren. Dennoch liegt mir nichts ferner, als gegen den Abbé Morellet den Argwohn zu hegen, er möchte zu meiner Ungnade beigetragen haben, ich schätze ihn dazu zu hoch. Was Herrn d'Alembert anbetrifft, so will ich hier nichts über ihn sagen, denn ich habe im folgenden noch über ihn zu sprechen.

Um die gleiche Zeit gab eine andere Angelegenheit Veranlassung zu meinem letzten Briefe an Herrn von Voltaire, über den er wie über eine abscheuliche Beleidigung lautes Geschrei erhob, ohne ihn jedoch jemals jemandem zu zeigen. Was er nicht tat, will ich nun hier tun.

Der Abbé Trublet, den ich zwar flüchtig kannte, jedoch sehr selten gesehen hatte, schrieb mir am 13. Juni 1760 (Bündel D, Nr. 11), um mich darauf aufmerksam zu machen, daß sein mit ihm in Briefwechsel stehender Freund Formey in seiner Zeitschrift meinen Brief an Voltaire über die Zerstörung Lissabons abgedruckt hätte. Der Abbé Trublet hätte gern gewußt, wie diese Veröffentlichung zustande gekommen, und deshalb fragte er mich in seiner verschlagenen jesuitischen Art nach meiner Meinung über den Abdruck des Briefes, ohne mir die seine zu sagen. Da ich Füchse dieser Art aufs äußerste hasse, stattete ich ihm den geschuldeten Dank ab, aber in so schroffem Ton, daß er es empfand, was ihn jedoch nicht hinderte, in noch zwei oder drei ferneren Briefen um mich herumzuschwänzeln, bis er alles herausgebracht hatte, woran ihm gelegen war.

Ich merkte recht gut, was Trublet auch darüber sagen mochte, daß Formey diesen Brief nicht irgendwo gedruckt vorgefunden, sondern vielmehr selber zuerst gedruckt hatte. Ich kannte ihn als einen unverschämten Plünderer, der in größter Gemächlichkeit ein festes Einkommen aus den Arbeiten anderer bezog, wenn er damals seine unglaubliche Schamlosigkeit auch noch nicht so weit getrieben hatte, aus einem schon veröffentlichten *Buche den* Namen des Verfassers zu entfernen, den sei-

n dafür einzusetzen und das Buch so zu seinem eigenen rteile zu verkaufen.*)Wie war das Manuskript des Brie- s jedoch in seine Hände gelangt? Das war eine nicht hwer zu lösende Frage, dennoch war ich einfältig ge- ig, darüber in Verlegenheit zu sein. Obgleich Voltaire jenem Briefe übermäßig geehrt wurde, hätte er, unge- htet seines unhöflichen Benehmens, das Recht zu einer eschwerde gehabt, wenn ich den Brief ohne seine Ein- lligung hätte drucken lassen, deshalb entschloß ich ich, dieserhalb an ihn zu schreiben. Hier folgt dieser rief, den er unbeantwortet ließ, über den er sich aber s zur höchsten Wut aufgebracht stellte, um seiner wil- n Roheit gegen mich offener frönen zu können.

Montmorency, den 17. Juni 1760.

„Ich dachte nicht, sehr geehrter Herr, mit Ihnen noch einmal in brieflichen Verkehr treten zu müssen. Da ich jedoch erfahre, daß der Brief, den ich Ihnen im Jahre 1756 schrieb, in Berlin gedruckt worden ist, bin ich gehalten, Ihnen über mein Vorgehen in dieser Angelegenheit Rechenschaft abzulegen, und ich will diese Pflicht wahr und einfach erfüllen.

Da dieser Brief tatsächlich an Sie gerichtet war, hat mir jeder Gedanke an seine Veröffentlichung fern gelegen. Ich habe ihn unter dieser Bedingung drei Personen mitgeteilt, welchen die Freundschaft ein Recht verlieh, dergleichen stets von mir zu erfahren, und gleicherweise das Recht nahm, unter Hintenansetzung ihres Versprechens jemals Mißbrauch mit derartigen Mitteilungen zu treiben. Diese drei Personen sind Frau von Chenonceaux, die Schwiegertochter der Frau Dupin, die Frau Gräfin von Houdetot und ein Deutscher namens Grimm. Frau von Chenonceaux hegte den Wunsch, diesen Brief gedruckt zu sehen und ging mich um meine Einwilligung an. Ich erwiderte ihr, sie hinge von der Ihrigen ab. Sie wurden darum ersucht, verweigerten sie aber, und so war nicht mehr die Rede davon.

*) Auf diese Weise hat er sich später den Emil angeeignet.

Nun hat aber der Herr Abbé Trublet, mit dem ich in keinerlei Beziehung stehe, die liebenswürdige Aufmerksamkeit gehabt, mir mitzuteilen, daß er eben diesen Brief in einer Nummer der Zeitschrift des Herrn Formey gelesen habe, und zwar begleitet von einer Anmerkung, in welcher der Herausgeber unter dem 23. Oktober 1759 behauptet, den Brief vor einigen Wochen in der Auslage Berliner Buchhändler gefunden und in Anbetracht der Kurzlebigkeit solcher Flugblätter geglaubt zu haben, ihm einen Platz in seiner Zeitschrift geben zu müssen.

Das ist alles, sehr geehrter Herr, was ich darüber weiß. Es ist völlig sicher, daß man in Paris bis jetzt von diesem Briefe noch nicht einmal sprechen gehört hatte. Ebenso sicher ist auch, daß der Brief — gleichgültig ob handschriftlich oder schon gedruckt — entweder nur durch Sie in die Hände des Herrn Formey hat gelangen können, was nicht wahrscheinlich ist, oder durch eine der drei Personen, die ich angeführt habe. Endlich ist vollkommen sicher, daß die beiden Damen eines derartigen Vertrauensbruches unfähig sind. In meiner Zurückgezogenheit kann ich nicht mehr darüber erfahren; Ihnen dagegen müßte es vermittelst Ihrer vielen brieflichen Beziehungen ein Leichtes sein, wenn anders es sich überhaupt der Mühe verlohnt, die Quelle zu erforschen und die Tatsachen festzustellen.

Der Herr Abbé Trublet teilt mir in dem gleichen Briefe mit, daß er die betreffende Nummer der Zeitschrift zurückhält und sie ohne meine Einwilligung, die ich unter keinen Umständen geben werde, an niemanden verborgen wird. Aber diese Nummer braucht ja nicht die einzigste zu sein, die nach Paris gelangt ist. Ich wünsche lebhaft, sehr geehrter Herr, der Brief möchte in Paris nicht gedruckt werden, und ich werde mein möglichstes tun, es zu verhindern; sollte es mir aber nicht gelingen und ich so frühzeitig Kenntnis davon erlangen, daß ich noch zuvorkommen kann, so werde ich keinen Anstand nehmen, ihn selber drucken zu lassen. Das erscheint mir gerecht und natürlich.

Was Ihre Antwort auf diesen selben Brief anbetrifft, so ist sie niemandem mitgeteilt worden und Sie können sich auch versichert halten, daß sie ohne Ihre Einwilligung nicht gedruckt werden wird,*) und Sie etwa darum anzugehen, bin ich nicht unbedachtsam genug, da ich wohl weiß, daß das, was ein Mann dem anderen Manne schreibt, nicht für das Publikum geschrieben ist. Wenn Sie jedoch eine andere zur Veröffentlichung bestimmte Antwort zu verfassen wünschen und sie mir zuschicken wollen, so verspreche ich Ihnen, sie meinem Briefe getreulich anzufügen und nicht mit einem einzigen Worte darauf zu erwidern.

Ich liebe Sie nicht, mein Herr. Sie haben mir, Ihrem Schüler und begeisterten Anhänger, all das Leid zugefügt, das mich am tiefsten schmerzen mußte. Zum Lohne für die Zuflucht, die Sie in Genf gefunden, haben Sie es verdorben, zum Lohn für die Bewunderung, die ich meinen Mitbürgern für Sie eingegeben, haben Sie mich ihnen entfremdet, Sie allein machen mir den Aufenthalt in meinem Vaterlande unerträglich, Sie allein sind die Ursache, daß ich des Trostes aller Sterbenden beraubt auf fremder Erde sterben muß und keine andere Ehre genießen werde, als auf den Schindanger geworfen zu werden, während Ihnen in meiner Heimat alle Ehren blühen, die nur je ein Mensch erreicht hat. Ich hasse Sie also, weil Sie es gewollt haben, aber ich hasse Sie als ein Mensch, dem es noch besser angestanden hätte, Sie zu lieben, wenn anders Sie es gewollt. Von all den Gefühlen, von denen mein Herz für Sie durchdrungen war, ist nichts übrig geblieben als die Bewunderung, die man Ihrem schönen Schöpfergeiste nicht versagen kann, und die Liebe zu Ihren Schriften. Wenn ich nur Ihre Talente an Ihnen ehren kann, so ist das nicht meine Schuld. Ich werde es niemals an der Achtung fehlen lassen, die Ihnen gebührt, noch an dem

*) Das heißt zu seinen und meinen Lebzeiten, mehr vermöchte selbst das peinlichste Verhalten nicht aufzuerlegen, zumal einem Manne gegenüber, der derlei Pflichten stets mit Füßen getreten hat.

Benehmen, welches diese Achtung bedingt. Leben Sie wohl.“*)

Inmitten all dieser kleinen literarischen Scherereien, die mich mehr und mehr in meinem Entschlusse bestärkten, ward mir die größte Ehre, welche meine Schriften mir jemals eingetragen haben und die mich auch am tiefsten berührt hat: die Ehre, von dem Prinzen Conti zweimal besucht zu werden, einmal im kleinen Schloß, das andere Mal in Mont Louis. Beide Male wählte er sogar die Zeit der Abwesenheit der Frau von Luxembourg, um deutlicher darzutun, daß er nur um meinetwillen kam. Ich habe niemals daran gezweifelt, daß ich die Gunst dieses Prinzen zunächst Frau von Luxembourg und Frau von Boufflers zu verdanken hatte, ebensowenig zweifle ich aber daran, daß seine eigenen Gefühle und ich selber später zu all der Freundlichkeit Veranlassung gegeben haben, die er mir bis zu diesem Augenblicke bewahrt hat.**)

Da meine Wohnung in Mont Louis sehr klein, die Lage des Turmes dagegen reizend war, führte ich den Prinzen dorthin, welcher, um das Maß seiner Gnade voll zumachen, mir die Ehre antat, mit mir Schach spielen zu wollen. Ich wußte, daß er den Ritter von Lorenzy, der ein weit besserer Spieler war als ich, stets zu besiegen pflegte. Nichtsdestoweniger gewann ich, trotz der heimlichen Zeichen und verzweifelten Gebärden des Ritters und des Gefolges, welche ich unbeachtet ließ, die beiden Partien, die wir miteinander spielten. Am Schlusse der letzten Partie sagte ich in ehrerbietigem, doch sehr ernstem Tone zu ihm: „Gnädigster Herr, ich ehre Eure Durchlaucht zu sehr, um sie im Schach nicht immer zu besiegen.“ Dieser große, geistvolle und einsichtige Fürst, der wahrlich würdig war, nicht stets durch Schmeicheleien betrogen zu werden, empfand denn auch, so wenig-

*) Man wolle beachten, daß ich diesen Brief in den sieben Jahren, die seit seiner Abfassung verflossen sind, weder vor jemandem erwähnt, noch ihn gezeigt habe. Ebenso hielt ich es mit den beiden Briefen, die Herr Hume mich ihm im letzten Sommer zu schreiben zwang, bis er den bekannten Lärm um sie machte. Das Böse, das ich meinen Feinden zu sagen habe, sage ich ihnen im Geheimen persönlich, das Gute, das es etwan zu sagen gibt, dagegen öffentlich und aufrichtig.

**) Man beachte die Beharrlichkeit meines törichten, blinden Vertrauens inmitten all der Vorkommnisse, die mich doch am ehesten davon abbringen mußten. Erst nach meiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1770 habe ich es verloren.

stens schien es mir, daß nur einzig ich ihn als Mann behandelte, und ich habe allen Grund zu glauben, daß er es mir aufrichtig Dank gewußt hat.

Hätte er es mir aber auch verübelt, so würde ich mir meinen Vorsatz, ihn in keiner Sache zu hintergehen, dennoch nicht vorwerfen, ebensowenig trifft mich auch der Vorwurf, seiner Güte in meinem Herzen schlecht entsprochen zu haben, wohl aber muß ich mir vorwerfen, daß es bisweilen recht unwirsch geschehen ist, während er selber stets eine so herzliche Freundlichkeit in seine Art gegen mich zu legen wußte. Wenige Tage darauf sandte er mir einen Korb mit Wildbret, den ich, wie es sich geziemte, annahm. Um einiges später ließ er mir einen zweiten zustellen, und einer seiner Forstbeamten schrieb auf seinen Befehl dazu, das Wild sei von Seiner Hoheit eigenhändig auf der Jagd erlegt. Ich nahm es wiederum an, schrieb jedoch der Frau von Boufflers, künftighin würde ich es nicht mehr tun. Dieser Brief wurde allgemein getadelt und verdiente es auch. Die Ablehnung eines Geschenkes in Gestalt von Wildbret, das ein Prinz von Geblüt und noch dazu in so höflicher Form machen läßt, verrät weniger das Zartgefühl eines stolzen Mannes, der seine Unabhängigkeit wahren will, als die Ungeschliffenheit eines Menschen, der keine Erziehung genossen hat und sich überhebt. Ich habe diesen Brief niemals in meiner Sammlung wieder lesen können, ohne darüber zu erröten und mir seine Abfassung bitterlich vorzuwerfen. Ich schreibe indessen meine Bekenntnisse ja nicht, um darin meine Torheiten zu verschweigen, und die vorliegende empört mich selber viel zu sehr, als daß es mir erlaubt sein könnte, sie zu verheimlichen.

Viel fehlte nicht, und ich hätte auch noch die Torheit begangen, sein Nebenbuhler zu werden, denn damals war, ohne daß ich es wußte, Frau von Boufflers noch seine Geliebte. Sie besuchte mich ziemlich häufig mit dem Ritter von Lorenzy zusammen. Sie war noch jung und schön und tat sich etwas auf ihren romanischen Geist zugute, der meine war zu allen Zeiten romantisch und so *lag das gar dicht beieinander*. Fast hätte ich mich ver-

liebt; sie bemerkte es, wie ich glaube, und der Ritter bemerkte es auch, wenigstens sprach er zu mir davon, und nicht gerade entmutigend, dennoch blieb ich dieses Mal vernünftig und mit meinen fünfzig Jahren war es auch an der Zeit. Noch ganz erfüllt von den guten Lehren, die ich in meinem Briefe an d'Alembert eben erst den Graubärten erteilt hatte, schämte ich mich, sie selber so schlecht zu befolgen; da ich andererseits erfuhr, was ich bis dahin nicht gewußt, hätte ich wirklich ganz von Sinnen sein müssen, um mich mit meiner Mitbewerberschaft so hoch hinauf zu wagen. Kurz, ich fühlte, von meiner Leidenschaft für Frau von Houdetot vielleicht noch nicht völlig geheilt, daß nichts sie mehr in meinem Herzen zu ersetzen vermochte, und sagte für den Rest meines Lebens der Liebe Lebewohl. In der Zeit, da ich dieses schreibe, habe ich seitens einer jungen Frau, die ihre bestimmten Absichten dabei hegte, gar gefährliche Liebeswinke und recht erregende Blicke ausgestanden: wenn sie sich jedoch den Anschein gab, meiner zwölf Lüstren nicht zu achten, so bin ich ihrer eingedenk geblieben. — Nachdem ich aus diesem Feuer heil hervorgegangen, fürchte ich kein Straucheln mehr und kann für den Rest meiner Tage für mich bürgen.

Da Frau von Boufflers des Eindruckes gewahr geworden war, den sie auf mich gemacht, konnte sie nun auch merken, daß ich ihn besiegt hatte. Ich bin weder närrisch noch eitel genug, mir einzubilden, sie hätte in meinem Alter ein Gefallen an mir finden können. Aus bestimmten Äußerungen, die sie Theresen gegenüber machte, durfte ich jedoch glauben, ihre Neugier erregt zu haben: wenn dem so war und sie mir die Nichtbefriedigung dieser Neugier nicht hat verzeihen können, so muß man zugeben, daß es mir bestimmt war, stets ein Opfer meiner Schwächen zu werden, da mir ja die Liebe, die ich besiegte, noch weit verhängnisvoller wurde als die Liebe, die mich besiegte.

Hier endigt die Briefsammlung, die mir in diesen zwei Büchern als Leitfaden gedient hat. Von nun an kann ich nur noch der Spur meiner Erinnerungen nach-

hen, sie sind in dieser grausamen Zeit jedoch so tief ge-
aben, daß ich selbst draußen auf dem unendlichen
eer meiner Leiden die geringsten Einzelheiten meines
sten Schiffbruches nicht habe vergessen können, wenn
ine Folgen auch nur wirr in meinem Gedächtnisse haf-
n geblieben sind. In dem folgenden Buche vermag ich
einen Weg also noch mit ziemlicher Sicherheit dahin-
ıschreiten, sollte ich aber noch weiter gehen wollen, wer-
e ich mich nur tastend zurechtfinden können.

Elftes Buch
1761

Obgleich die seit lange im Druck befindliche „Julie" auch zu Ende des Jahres 1760 noch nicht erschien, begann sie doch bereits großes Aufsehen zu machen. Frau von Luxemburg hatte bei Hofe über sie gesprochen und Frau von Houdetot in Paris. Die letztere hatte sogar von mir die Erlaubnis für Saint Lambert erhalten, sie dem Könige von Polen aus dem Manuskripte vorlesen zu lassen, und sie hatte ihn über die Maßen bezaubert. Duclos, dem ich sie ebenfalls hatte vorlesen lassen, sprach in der Akademie über sie. Ganz Paris war aufs höchste begierig, diesen Roman kennen zu lernen; die Buchläden in der Saint Jacques- und in der Palais-Royal-Straße waren von Leuten belagert, die sich täglich nach dem Buche erkundigten. Endlich erschien es, und der Erfolg entsprach wider alle Erfahrung der Ungeduld, mit der es erwartet worden war. Die Frau Kronprinzessin, welche zu den ersten gehörte, die es gelesen hatten, sprach darüber zu Herrn von Luxembourg als von einem entzückenden Werke. Unter den Schriftstellern war die Meinung geteilt, in der übrigen Welt aber herrschte nur eine Stimme, und vor allem die Frauen gerieten über das Buch und seinen Verfasser in einen solchen Taumel, daß mir selbst in den höchsten Kreisen die Eroberung nur sehr Weniger nicht gelungen wäre, wenn ich es anders darauf angelegt. Ich habe dafür Beweise, die ich hier nicht niederschreiben will, die aber, wenn sie auch nicht erprobt wurden, meine Meinung vollkommen rechtfertigen. Es ist sonderbar, daß der Erfolg dieses Buches in Frankreich größer gewesen ist als in ganz Europa, trotzdem die Franzosen, sowohl die Männer wie die Frauen, nicht allzu gut darin *wegkommen*. Völlig entgegen meinen Erwartungen hatte es in der Schweiz den geringsten und in Paris seinen

größten Erfolg. Herrschen denn Freundschaft, Liebe und Tugend in Paris mehr als anderswo? Gewißlich nicht, aber es herrscht dorten noch jenes feine seelische Verständnis für die Tugend, welches das Herz in ihrer Schilderung ein Glück finden und uns die reinen zärtlichen züchtigen Gefühle noch in anderen lieben läßt, wenn wir selber sie auch bereits verloren haben. Übrigens ist jetzt die Verderbnis überall gleich: in Europa gibt es keine Sitte und keine Tugend mehr, wohl aber noch Liebe zu beidem, und in Paris soll man danach suchen.*)

Um die wahren natürlichen Gefühle eines menschlichen Herzens zu erkennen, muß man sich darauf verstehen, durch all seine Vorurteile und eingebildeten Leidenschaften hindurch bis auf den Grund zu dringen. Es bedarf eines Feingefühls, das nur im Verkehr mit der großen Welt erworben wird, um, wenn ich so sagen darf, die erlesenen Zartheiten des Herzens nachempfinden zu können, von denen dieses Werk erfüllt ist. Ich scheue mich nicht, seinen vierten Teil der „Prinzessin von Cleve" an die Seite zu setzen, und behaupte, man würde den Wert dieser beiden Werke niemals ganz empfunden haben, wenn sie nur in der Provinz gelesen worden wären. Es ist also nicht erstaunlich, wenn dieses Buch den größten Erfolg bei Hofe hatte. Es ist reich an lebendigen, aber doch verschleierten Zügen, welche dort gefallen mußten, weil man bei Hofe die größte Übung im Erfassen solcher seelischen Spiegelungen hat. Aber auch hier muß man noch unterscheiden. Das Buch ist sicherlich nicht für jene Art geistreicher Menschen geeignet, welche nur spitzfindig, nur im Ergründen des Bösen gewitzt sind und aufhören zu empfinden, sobald ihnen nur Gutes geschildert wird. Wäre die „Julie" zum Beispiel in einem bestimmten Lande, das ich im Auge habe, veröffentlicht worden, so würde sie niemand, des bin ich sicher — zu Ende gelesen haben, sie wäre von vornherein ein totes Buch gewesen.

Ich habe die meisten Briefe, die mir über dieses Werk zugingen, gesammelt, sie befinden sich jetzt in Händen

*) Ich schrieb dies im Jahre 1769.

der Frau von Nadaillac. Sollte diese Sammlung jemals veröffentlicht werden, wird man darin gar seltsame Dinge und vor allem eine Gegensätzlichkeit des Urteils finden, welche zeigt, was es heißt, es mit dem Publikum zu tun zu haben! Was man in der „Julie" am wenigsten erkannt hat und was sie stets zu einem einzigen Werke machen wird, ist die Einfachheit des Vorwurfs und die Spannung, welche, von drei Gestalten erzeugt, sechs Bände lang vorhält, ohne durch Einstreuungen, romantische Abenteuer und prickelnde Verfänglichkeiten irgend welcher Art, weder in den Gestalten, noch in den Geschehnissen, unterstützt zu werden. Diderot hat Richardson höchlichst um der wunderbaren Mannigfaltigkeit seiner Schilderungen und der großen Zahl der auftretenden Gestalten willen gepriesen; Richardson hat in der Tat das Verdienst, sie alle vortrefflich charakterisiert zu haben, was aber ihre Zahl anbetrifft, so hat er die mit den schalsten Romanschreibern gemein, welche ihre Gedankenarmut hinter einer Überfülle von Gestalten und Geschehnissen verstecken. Es ist ein leichtes Ding, die Aufmerksamkeit dadurch zu fesseln, daß man ohne Unterlaß die unerhörtesten Vorkommnisse eintreten läßt und stets neue Gesichter, welche wie in einer Laterna magica vorbeihuschen; will man dagegen die gleiche Aufmerksamkeit für stets gleiche Gegenstände wachrufen — und zwar ohne wunderbare Begebenheiten — so ist das sicherlich weit schwerer, und wenn, bei sonstiger Gleichwertigkeit, die Einfachheit des Vorwurfs die Schönheit des einen Werkes erhöht, so können die in so vielen anderen Dingen überlegenen Romane Richardsons in diesem einen Punkte mit meinem Werke nicht verglichen werden. Dennoch ist es tot, ich weiß es und weiß auch, warum dem so ist, aber es wird auferstehen.

Ich hatte eine einzige Befürchtung gehegt, nämlich das Fortschreiten der Handlung möchte infolge ihrer Einfachheit langweilig werden und mir das Erregen der Aufmerksamkeit nicht in dem Maße gelungen sein, um sie bis ans Ende zu fesseln. Ich wurde hierüber durch *einen* Vorfall beruhigt, der allein mich mehr erfreut hat

als alle die Beifallsbezeugungen zusammen, die mir das Werk sonst noch eingetragen hat.

Es erschien zu Anfang des Karnevals. Ein Austräger brachte es zu der Frau Prinzessin von Talmont*) und zwar am Tage des Opernballes. Nach dem Abendessen ließ sie sich ankleiden, um hinzufahren, und dann las sie, bis es zum Aufbruche Zeit sein würde, noch ein wenig in dem neuen Roman. Um Mitternacht befahl sie anzuspannen und las weiter. Man meldete ihr dann, daß der Wagen vorgefahren sei — sie gab keine Antwort. Als ihre Dienerschaft gewahrte, daß sie alles über dem Buche vergaß, machte man sie darauf aufmerksam, daß es zwei Uhr geworden sei. „Es eilt noch nicht", erwiderte sie, ohne vom Buch aufzusehen. Einige Zeit darauf klingelte sie, um nach der Stunde zu fragen, denn ihre Uhr war inzwischen stehen geblieben. Man sagte ihr, es sei vier Uhr. „Wenn dem so ist", sagte sie, „so ist es zu spät geworden, um noch auf den Ball zu fahren, man spanne aus." Darauf ließ sie sich entkleiden und las die ganze Nacht bis in den Morgen hinein.

Seit man mir diese Geschichte erzählt hat, habe ich mir stets gewünscht, Frau von Talmont kennen zu lernen, nicht nur um von ihr zu erfahren, ob sie genau wahr sei, sondern auch, weil ich stets geglaubt habe, man könne für die Heloise keine so lebhafte Teilnahme empfinden, ohne den sechsten, den moralischen Sinn zu haben, welcher so wenigen Herzen eignet und ohne den niemand das meine zu verstehen imstande ist.

Die Gunst der Frauen verdankte ich hier ihrer Überzeugung, ich hätte meine eigene Geschichte geschrieben und sei selber der Held meines Romans. Dieser Glaube hatte so fest Wurzel geschlagen, daß Frau von Polignac sich brieflich mit der Bitte an Frau von Verdelin wandte, mich zu bewegen, sie doch Julies Bildnis sehen zu lassen. Jedermann war überzeugt, man könne Empfindungen, die man nicht selber gehabt, nicht so lebendig ausdrükken, noch derart den Überschwang der Liebe schildern,

(* Nicht ihr, sondern einer anderen Dame, deren Namen ich nicht weiß, ist das Ganze begegnet, jedenfalls bin ich der Tatsache versichert worden.

es sei denn nach seinem eigenen Herzen. Hierin hatte man recht, ich hatte den Roman wirklich in der glühendsten Verzückung geschrieben, in der Annahme jedoch, nur wirkliche Gegenstände hätten sie hervorbringen können, täuschte man sich: man hatte keine Vorstellung davon, bis zu welchem Grade ich mich für erträumte Wesen zu entflammen vermag. Ohne ein paar Jugenderinnerungen und ohne Frau von Houdetot würde alle Liebe, die ich empfunden und beschrieben, nur Sylphiden gegolten haben. Ich wollte einen für mich so vorteilhaften Irrtum weder zerstören noch bekräftigen. Man kann aus dem Zwiegespräch, das ich als Vorrede gesondert drucken ließ, ersehen, wie ich das Publikum darüber in Ungewißheit erhielt. Sittenrichter werden behaupten, ich hätte die Wahrheit rund heraussagen müssen. Ich meinerseits aber vermag nicht einzusehen, was mich dazu hätte verpflichten können, und glaube, eine derartige, ohne Notwendigkeit abgegebene Erklärung hätte mehr nach Dummheit denn nach Freimütigkeit geschmeckt.

Ungefähr um dieselbe Zeit erschien der „Ewige Friede", den ich im Jahre vorher einem gewissen Herrn von Bastide überlassen hatte, welcher die Zeitschrift „Le Monde" herausgab und nicht übel Lust bezeigte, sie von Anfang bis zu Ende mit meinen Manuskripten vollzupfropfen, ich mochte nun wollen oder nicht. Er war ein Bekannter des Herrn Duclos und hatte mich in dessen Namen gebeten, ihm seine Zeitschrift füllen zu helfen. Er wollte, ich solle die „Julie", von der er sprechen gehört, in seiner Zeitschrift erscheinen lassen, auch den Emil wollte er hinein haben und sicherlich würde er auch Anspruch auf den „Gesellschaftsvertrag" erhoben haben, wenn er von dessen Dasein etwas geahnt hätte. Um ihn los zu werden, entschloß ich mich schließlich, ihm meinen Auszug aus dem „Ewigen Frieden" für zwölf Louis zu überlassen. Unsere Vereinbarung ging dahin, er solle ihn in seiner Zeitschrift abdrucken; sobald er sich jedoch als Besitzer des Manuskriptes fühlte, hielt er es für angezeigt, es lieber mit einigen von der Zensur geforderten Kürzungen gesondert drucken zu lassen. Was

wäre erst daraus geworden, hätte ich meinen Nachtrag zu diesem Werke mit verkauft —! Glücklicherweise hatte ich Herrn von Bastide davon jedoch nicht gesprochen, und somit war er in meinem Besitz geblieben. Dieser Nachtrag ist handschriftlich unter meinen Papieren erhalten; sollte er eines Tages veröffentlicht werden, wird man daraus ersehen, wie herzlich ich über die Witze und den selbstgefälligen Ton gelacht habe, mit dem Voltaire über dieses Thema zu sprechen pflegte, denn ich hatte dieses armen Mannes Kurzsichtigkeit in politischen Dingen, in die er so gern hineinredete, nur allzu gut erkannt.

Inmitten meines Erfolges beim Publikum und meiner Gunst bei den Damen sah ich meinen Stern im Hause Luxembourg sinken, nicht was den Herrn Marschall anbetraf, er schien seine Güte und Freundlichkeit mir gegenüber sogar noch täglich zu verdoppeln, wohl aber was die Frau Marschallin anging. Seitdem ich ihr nichts mehr vorzulesen hatte, standen mir ihre Gemächer nicht mehr im alten Maße offen, und während ihres Aufenthaltes in Montmorency sah ich sie, obgleich ich ihr mit größter Pünktlichkeit aufwartete, fast nur noch bei Tische. Aber auch hier war mein Platz nicht mehr selbstverständlich an ihrer Seite. Da sie mich nicht mehr neben sich beschied, wenig zu mir sprach und auch ich ihr nicht mehr viel zu sagen hatte, setzte ich mich, vor allem abends, um so lieber auf einen behaglicheren Platz, als ich fast mechanisch nach und nach die Gewohnheit angenommen hatte, mich mehr in der Nähe des Herrn Marschall zu halten.

Beim Worte: „abends" fällt mir ein, daß ich früher gesagt habe, ich hätte nie zu Abend auf dem Schlosse gespeist und das verhielt sich im Anfang unserer Beziehungen auch so; da Herr von Luxembourg jedoch nicht zu Mittag speiste, ja nicht einmal bei Tische erschien, so ergab sich daraus, daß ich nach einigen Monaten des vertraulichsten Verkehrs in seinem Hause noch kein einziges Mal mit ihm zusammen eine Mahlzeit eingenommen hatte. Er war so gütig, es zu bemerken, und das bestimmte mich, auf dem Schloß bisweilen auch zu Nacht zu spei-

sen, wenn wenig Besuch da war, und ich fuhr gut dabei, da mittags in großer Hast und sozusagen im Stehen gegessen wurde, während das Abendessen sehr lange dauerte, weil man sich dabei herzlich gern von dem täglichen, ziemlich weiten Spaziergange ausruhte, ferner war das Essen sehr gut, denn Herr von Luxembourg war ein Feinschmecker, und außerdem verstand es Frau von Luxembourg aufs reizendste die Wirtin zu machen. Ohne diese Erklärung würde man den Schluß eines der Briefe des Herrn von Luxembourg an mich (Bündel C, Nr. 36) schwer verstehen, wo er mir schreibt, er erinnere sich mit Entzücken an unsere Spaziergänge, „vor allem", fügt er hinzu, „wenn wir abends beim Betreten des Hofes keine Räderspuren entdeckten". Man harkte nämlich allmorgendlich den Sand im Hofe und so pflegte ich abends aus der Zahl der frischen Räderspuren auf die inzwischen angelangten Besucher zu schließen und danach mein Bleiben oder Gehen einzurichten.

Dieses Jahr, 1761, machte das Maß der unaufhörlichen Verluste voll, die den gütigen Herrn betroffen hatten, seit ich nur die Ehre seiner Bekanntschaft genoß: es war, als sollten die Leiden, die meiner im Schoß des Schicksals harrten, ihren Anfang nehmen bei dem Manne, den ich am herzlichsten liebte und der dieser meiner Liebe auch am würdigsten war. Im ersten Jahre verlor er seine Schwester, die Frau Herzogin von Villeroy, im zweiten seine Tochter, die Frau Prinzessin von Robeck, und im dritten verlor er in dem Herzog von Montmorency seinen einzigsten Sohn und in dem Grafen von Luxembourg seinen Enkel, die einzigen und letzten Erben seines Stamms und seines Namens. Er ertrug all diese Verluste mit scheinbarem Mute, sein Herz hörte während seines ganzen übrigen Lebens jedoch nicht auf, daran nach innen zu verbluten, und so wurde sein Gesundheitszustand immer schlechter. Der unerwartete tragische Tod seines Sohnes mußte ihn um so schmerzlicher treffen, als er gerade in dem Augenblicke eintrat, da der König ihm für seinen Sohn die Anwartschaft auf seinen *Rang* als Oberster der Leibgarde erteilt und für seinen

Enkel in Aussicht gestellt hatte. Ihm ward der Schmerz, dieses Kind, seine stolzeste Hoffnung allmählich dahinsterben zu sehen, und zwar einzig durch das blinde Vertrauen der Mutter zu dem Arzt, der das arme Kind, dessen gesamte Nahrung in Arzneimitteln bestand, schließlich an Entkräftung umkommen ließ. Ach, wenn man auf mich gehört hätte, würden beide, Großvater und Enkel, noch am Leben sein. Was sagte, was schrieb ich dem Herrn Marschall nicht alles, welche Vorstellungen machte ich nicht der Frau von Montmorency über die mehr als strenge Diät, die sie ihren Sohn im Glauben an den Arzt beobachten ließ. Frau von Luxembourg, die einer Meinung mit mir war, wollte in die Rechte der Mutter nicht eingreifen, und Herr von Luxembourg war ein sanfter, schwächlicher Mensch, der nicht gern widersprach. Frau von Montmorency hatte zu Bordeu ein Vertrauen, dem ihr Sohn schließlich zum Opfer fiel. Wie glücklich war das arme Kind, wenn es die Erlaubnis erlangen konnte, mit Frau von Boufflers nach Mont Louis zu kommen, und dann dort Theresen um einen kleinen Imbiß bat, der seinem ausgehungerten Magen ein wenig Nahrung zuführte. Wie tief beklagte ich nicht innerlich das Elend der hohen Geburt, wenn ich diesen einzigen Erben eines so großen Vermögens, eines so hohen Namens und so vieler Titel und Würden ein armseliges Stückchen Brot mit der Gier eines Bettlers verschlingen sah! Was ich aber auch immer reden und tun mochte: der Arzt siegte und das Kind starb Hungers.

Dies Vertrauen zu Quacksalbern, das schon den Enkel hatte umkommen lassen, grub auch dem Großvater das Grab, dazu gesellte sich dann noch die Schwachherzigkeit, die Gebrechlichkeiten des Alters vor sich selber verbergen zu wollen. Herr von Luxembourg hatte zeitweise leichte Schmerzen an der großen Zehe gehabt, auch in Montmorency widerfuhr ihm das und war von Schlaflosigkeit und leichtem Fieber begleitet. Ich wagte das Wort Gicht auszusprechen, Frau von Luxembourg schalt mich darum aus. Der Kammerdiener des Marschalls, der zugleich sein Wundarzt war, behauptete, von Gicht sei

keine Rede und machte sich daran, die schmerzende Stelle mit Salbe einzureiben. Leider hörten die Schmerzen auf, und als sie sich wieder einstellten, versäumte man nicht, dasselbe Mittel anzuwenden, das sie schon einmal vertrieben hatte: seiner Gesundheit bekam es immer schlechter, das Leiden nahm zu und die Mittelchen ebenso. Frau von Luxembourg, welche schließlich einsah, daß es sich doch um Gicht handelte, widersetzte sich der unsinnigen Behandlung. Man hielt sie nun vor ihr geheim, und Herr von Luxembourg starb nach einigen Jahren aus eigener Schuld, weil er eigensinnig darauf bestanden hatte, sich selber heilen zu wollen. Greifen wir aber den Unglücksfällen nicht so weit vor; vor diesem bleibt mir noch von gar vielen anderen zu berichten!

Es ist seltsam, in wie verhängnisvoller Weise alles, was ich sagen oder tun mochte, eigens dazu angetan schien, Frau von Luxembourg zu mißfallen, selbst wenn es mir gerade am meisten am Herzen gelegen hatte, mir ihr Wohlwollen zu bewahren. Der Kummer, von dem Herr von Luxembourg Schlag auf Schlag heimgesucht wurde, zog mich nur noch mehr zu ihm und infolgedessen auch zu Frau von Luxembourg hin: denn sie sind mir stets so innig verbunden erschienen, daß die dem einen entgegengebrachten Gefühle sich notwendig auch auf den anderen ausdehnten. Der Herr Marschall alterte. Der Zwang, zu Hof zu gehen, die damit verbundenen Obliegenheiten, die ewigen Jagden, besonders die Anstrengungen, wenn er persönlich Dienst hatte, hätten die Widerstandskraft eines jungen Mannes erfordert; wie die seine aber in diesem Amte bestehen sollte, vermochte ich nicht zu erkennen. Da seine Würden ja an andere vergeben werden mußten und sein Name nach ihm erlosch, konnte ihm doch wenig daran liegen, dieses angestrengte Leben fortzusetzen, dessen Hauptzweck darin bestanden hatte, seinen Kindern die Gunst des Königs zu erhalten. Als eines Tages wir drei allein zusammen waren und er sich als ein Mann, dem die Schicksalsschläge allen Mut benommen, bitter über die Mühen des Hoflebens beklagte, wagte ich ihm von Rücktritt zu sprechen und ihm

den Rat zu erteilen, den Kyneas einst dem Pyrrhus gegeben hatte: er seufzte und antwortete unentschieden. Im ersten Augenblicke danach jedoch, in dem Frau von Luxembourg mich allein sah, fuhr sie mich aufs heftigste wegen dieses Rates an, der sie, wie mir schien, äußerst beunruhigt hatte. Sie fügte etwas hinzu, dessen Richtigkeit ich sofort einsah und das mich künftighin ängstlich vermeiden ließ, diese Saite noch einmal zu berühren: sie machte mich darauf aufmerksam, daß lange Gewöhnung ans Hofleben schließlich zu einem Bedürfnis würde, daß es für Herrn von Luxembourg augenblicklich sogar eine Zerstreuung bedeute und der Rücktritt, den ich ihm angeraten, weniger ein Ausruhen für ihn werden würde als eine Verbannung, in welcher Müßigkeit, Langeweile und Kummer ihn bald vollends verzehren müßten. Obgleich sie sehen mußte, daß sie mich überzeugt hatte, und auch auf das Versprechen bauen konnte, das ich ihr gab und hielt, schien sie in dieser Angelegenheit nie wieder völlig ruhig werden zu können, und ich entsinne mich, daß fortan ein Beisammensein unter vier Augen mit dem Herrn Marschall viel seltener vorkam und dann fast stets unterbrochen wurde.

Während mir also meine Tölpelhaftigkeit und mein übliches Pech um die Wette bei ihr schadeten, redeten mir die Menschen, die sie am häufigsten sah und am meisten liebte, auch nicht gerade das Wort bei ihr. Vor allem der Abbé von Boufflers, einer der glänzendsten jungen Männer, die es nur geben konnte, schien mir niemals sehr freundlich gesinnt zu sein, er war der einzige von allen Bekannten der Marschallin, der mir nicht nur niemals die geringste Aufmerksamkeit erwiesen hat, sondern ich glaubte auch gewahr zu werden, daß ich jedesmal nach seinem Aufenthalt in Montmorency in ihrer Gunst um einiges gesunken war, allerdings mochte das ohne Absicht nur durch seine bloße Gegenwart geschehen, denn neben dem Reiz und Salz seiner kühnen Einfälle wirkten meine gewichtigen sproposiți nur noch schwerfälliger. In den beiden ersten Jahren war er kaum nach Montmorency gekommen und so hatte ich mich bei der Nach-

sicht der Frau Marschallin einigermaßen behaupten können, als er jedoch öfter hinauszukommen begann, war es endgültig und für immer mit mir vorbei. Gar gern hätte ich mich unter seine Fittiche geflüchtet und ihn mir zum Freunde gemacht, aber dasselbe Ungeschick, das es mir gewissermaßen notwendig machte, ihm zu gefallen, verhinderte auch das Gelingen dieses Bestrebens, und was ich zu diesem Behufe linkisch genug unternahm, gab mir bei der Marschallin den Todesstoß, ohne mir bei ihm im geringsten zu nützen. Mit seiner Begabung hätte er alles erreichen können, aber seine Unfähigkeit, sich einer Sache ganz hinzugeben und seine Lust am Saus und Braus des geselligen Lebens haben es ihn in allen Dingen nur zu halben Talenten bringen lassen. Dafür besaß er deren aber sehr viele, und das ist alles, was man für die Gesellschaftsschicht braucht, in der er zu glänzen wünschte. Er schrieb hübsche Verschen, nette Briefchen, klimperte ein wenig auf der Zither und pfuschte in Pastell. Er ließ es sich beifallen, Frau von Luxembourg malen zu wollen, und das Bild wurde fürchterlich. Sie behauptete, es sähe ihr überhaupt nicht ähnlich, und hatte vollkommen recht. Der heimtückische Abbé fragte mich um meine Meinung, und ich sagte wie ein Dummkopf und ein Lügner, es sei ähnlich. Ich wollte dem Abbé nach dem Munde reden, redete dabei aber der Frau Marschallin wider den Strich, und dies Vergehen ward rot ins Sündenregister gebucht, der Abbé freute sich des gelungenen Streiches und lachte mich obendrein noch aus. Dieser Erfolg meines etwas späten Bemühens um die Kunst des Schmeichelns und Fuchsschwänzens lehrte mich künftighin — trotz Minervens — die Finger davon zu lassen.

Mein Teil war es, den Menschen mit leidlichem Nachdruck und leidlichem Mut zwar harte, aber nützliche Wahrheiten zu sagen — und dabei hätte ich bleiben sollen. Ich war nicht einmal zum Loben, geschweige denn zum Schmeicheln geschaffen. Das Ungeschick in allem Lob, das ich je habe austeilen wollen, hat mir mehr Unglück gebracht, als alle Schroffheit meiner Tadel. Ich *habe dafür* hier ein Beispiel anzuführen, welches so

schrecklich ist, daß seine Folgen nicht allein für den Rest meines Lebens über mein Geschick entschieden haben, sondern vielleicht auch noch über meinen Ruf bis in die fernste Nachwelt hinein entscheiden werden.

Während des Montmorencyer Aufenthaltes speiste Herr von Choiseul bisweilen abends auf dem Schloß. Eines Tages kam er gerade an, als ich fortging. Man sprach von mir, und Herr von Luxembourg erzählte ihm von meinen venezianischen Erlebnissen mit Herrn von Montaigu. Herr von Choiseul meinte darauf, es sei schade, daß ich diese Laufbahn aufgegeben, sollte ich sie jedoch wieder betreten wollen, so würde er mich von Herzen gern mit einem Amte betrauen. Herr von Luxembourg sagte mir diese Worte wieder und sie stimmten mich um so dankbarer, als ich es nicht gerade gewohnt war, von Ministern verwöhnt zu werden; sie hätten vielleicht auch trotz meiner Entschlüsse nicht verfehlt, mich zu neuen Torheiten zu verlocken, wenn das bei meinem gesundheitlichen Zustande nur irgend denkbar gewesen wäre. Der Ehrgeiz hat mich immer nur gepackt, wenn ich gerade von jeder anderen Leidenschaft frei war, aber ein einziger solcher freier Augenblick hätte eben genügt, mich aufs neue zu verstricken. Die gute Absicht des Herrn von Choiseul nahm mich für ihn ein und steigerte die Achtung, die ich durch einige Handlungen seines Ministeriums für seine Fähigkeiten gewonnen hatte, besonders der „Familienvertrag" schien mir einen Staatsmann von überragender Bedeutung zu verkünden. Er gewann in meinem Urteil noch durch die geringe Meinung, die ich von seinen Vorgängern gehegt, Frau von Pompadour, die ich stets als eine Art erster Minister aufgefaßt, nicht ausgenommen, und als das Gerücht umlief, einer von ihnen würde den anderen verdrängen, glaubte ich mit dem Wunsche, Herr von Choiseul möchte der Verdrängende sein, für den Ruhm Frankreichs zu beten. Gegen Frau von Pompadour hatte ich stets eine heftige Abneigung empfunden, selbst da ich sie, noch ehe sie ihr Glück gemacht, unter dem Namen einer Frau von Etioles bei Frau de la Poplinière kennen lernte. Seitdem

hatte ich ihr ihr Schweigen in Bezug auf Diderot verargt und auch ihr ganzes Verfahren gegen mich, sowohl was die „Feste Ramiros" und die „Galanten Musen", als auch was den „Dorfwahrsager" anbetraf, der mir in gar keiner Beziehung Vorteile eingebracht hatte, die auch nur im geringsten zu seinem Erfolge im Verhältnis standen; überhaupt bei allen Gelegenheiten hatte ich sie wenig geneigt gefunden, etwas für mich zu tun, was den Ritter von Lorenzy jedoch nicht hinderte, mir unter der Andeutung, es könne mir nützlich werden, den Vorschlag zu einem Lobgedicht auf diese Dame zu machen. Dieser Vorschlag brachte mich um so mehr auf, als ich wohl einsah, daß er ihn nicht auf eigene Faust machte; ich wußte, daß dieser Mann an sich eine Null war und nur auf den Antrieb anderer dachte und handelte. Ich verstehe mich allzu wenig darauf, mich zu bezwingen, als daß ich ihm meine Verachtung für seinen Vorschlag, noch irgend jemandem meine geringe Neigung für die Trägerin der königlichen Gunst hätte verhehlen können; auch ihr war sie bekannt, ich war dessen sicher, und alles das vereinigte in den Wünschen, die ich für Herrn von Choiseul formte, meinen persönlichen Vorteil mit der Stimme meines Herzens. In meiner Schätzung seiner Fähigkeiten, die alles waren, was ich von ihm kannte, in meiner Erkenntlichkeit für seine freundliche Gesinnung gegen mich und in meiner durch meine Zurückgezogenheit bedingten völligen Unwissenheit über seine sonstigen Neigungen und seine Lebensweise, erblickte ich von vornherein meinen und des Volkes Rächer in ihm, und da ich damals gerade die letzte Hand an den „Gesellschaftsvertrag" legte, zog ich darin in einem einzigen Absatz alles zusammen, was ich über die früheren und über diesen neuen Minister dachte, der sie alle zu verdunkeln begann. Ich verstieß bei dieser Gelegenheit gegen meinen festesten Grundsatz, mehr noch, ich bedachte nicht, daß man, bei dem Unterfangen in ein und demselben Aufsatze ohne Namensnennung aufs stärkste zu loben und zu tadeln, das Lob denen, die es treffen soll, so auf den Leib passen muß, daß selbst die argwöhnisch-

ste Eigenliebe auf kein Quiproquo verfallen kann. Ich wiegte mich hierin in einer so törichten Zuversicht, daß mir der Gedanke an ein mögliches Mißverständnis überhaupt nicht in den Sinn kam. Bald wird man sehen, ob ich recht hatte.

Es gehörte zu meinem Verhängnis, unter meinen Bekannten stets schriftstellernde Frauen zu haben. In den hohen Kreisen wenigstens hatte ich ihm zu entgehen gehofft, dem war aber nicht so, auch hierhin verfolgte es mich. Frau von Luxembourg verfiel zwar meines Wissens dieser Sucht niemals, wohl aber die Gräfin von Boufflers. Sie schrieb ein Trauerspiel in Prosa, welches zunächst in der Umgebung des Prinzen von Conti gelesen, herumgezeigt und gepriesen wurde; mit so vieler Anerkennung jedoch noch nicht zufrieden, wollte sie auch meine Meinung, das heißt ein Lob, hören. Es ward ihr, jedoch maßvoll, wie das Werk es verdiente. Überdies wurde ihr auch noch der Hinweis, den ich ihr schuldig zu sein glaubte, daß nämlich ihr Stück, das den Titel „Der edelmütige Sklave" trug, eine große Ähnlichkeit mit einem ziemlich unbekannten, aber dennoch übersetzten englischen Stürke: „Oroonoco" habe. Frau von Boufflers dankte mir für den Hinweis, versicherte aber zugleich, daß ihr Stück dem erwähnten durchaus nicht ähnlich sei. Ich habe von diesem Plagiate außer zu ihr zu niemandem sonst auf der Welt jemals gesprochen, und zwar auch zu ihr nur, um einer Verpflichtung nachzukommen, die sie mir selber auferlegt hatte; dennoch hat mich das nicht verhindert, seitdem noch oft an das zu denken, was Gil Blas bei dem predigenden Bischofe widerfuhr.

Außer dem Abbé von Boufflers, der mich nicht mochte, und außer der Frau von Boufflers, der ich Dinge zugefügt, die weder Frauen noch Schriftsteller jemals verzeihen, sind mir auch alle anderen Freunde der Frau Marschallin stets wenig geneigt vorgekommen, Freundschaft mit mir zu schließen, so der Präsident Hénault, der sich zwischen die Schriftsteller begeben hatte und von ihren unangenehmen Eigenschaften keineswegs frei war, so auch Frau von Deffant und Fräulein von Les-

pinasse, beide in nahen Beziehungen zu Voltaire und eng befreundet mit d'Alembert, mit welchem die zweite schließlich sogar zusammengelebt hat, natürlich in allen Ehren und Züchten, wie's ja anders auch gar nicht denkbar wäre. Für Frau von Deffant, die durch den Verlust ihrer Augen ein Gegenstand des herzlichsten Mitgefühls für mich geworden war, hatte ich mich anfangs lebhaft interessiert, aber ihre der meinen so völlig entgegengesetzte Lebensweise, wenn der eine aufstand, ging der andere beinahe zu Bett, ihre grenzenlose Leidenschaft für alle billige Schöngeisterei, die Wichtigkeit, die sie, sei's im Guten, sei's im Bösen, jedem neuen bedruckten Wische beilegte, die Unantastbarkeit und Heftigkeit ihrer Orakelsprüche, ihr Ungestüm für oder gegen alle Dinge, welches sie über alles nur in Krämpfen reden ließ, ihre unglaublichen Vorurteile, ihr unbesieglicher Eigensinn, die begeisterte Unvernunft, mit der sie halsstarrig an ihren leidenschaftlichen Meinungen festzuhalten suchte, alles dieses ließ mich bald von der freundlichen Geneigtheit abstehen, die ich ihr hatte entgegenbringen wollen. Ich vernachlässigte sie, sie ward es gewahr und geriet darüber in die höchste Wut, und obgleich ich deutlich genug empfand, wie gefährlich eine Frau von solcher Charakterbeschaffenheit werden konnte, wollte ich mich doch lieber der Geißel ihres Hasses als der Geißel ihrer Freundschaft aussetzen.

Es war noch nicht genug, daß ich unter den Bekannten der Frau von Luxembourg so wenige meine Freunde nennen durfte, ich mußte auch noch Feinde in ihrer eigenen Familie haben. Zwar hatte ich nur einen, er wog jedoch in Anbetracht meiner heutigen Lage deren hundert auf. Gewißlich war es nicht ihr Bruder, der Herzog von Villeroy, denn er hatte mich nicht nur besucht, sondern mich auch wiederholt nach Villeroy eingeladen, und da ich auf diese Einladung so höflich und ehrerbietig geantwortet, wie es mir nur irgend möglich gewesen war, hatte er diese unbestimmte Antwort für eine Zustimmung genommen und mit Herrn und Frau von Luxembourg *einen* vierzehntägigen Besuch verabredet, an dem ich

Aufforderung gemäß teilnehmen sollte. Da in Anbe-
cht der Pflege, welche meine Gesundheit erheischte,
er Ortswechsel damals für mich mit ernsten Gefahren
bunden war, bat ich Herrn von Luxembourg, mich
ndlichst entschuldigen zu wollen. Aus seiner Ant-
t (Bündel D, Nr. 3) kann man ersehen, daß dies in
freundlichsten Weise von der Welt geschah, und auch
Herzog von Villeroy war darum nicht weniger gütig
en mich gesinnt als zuvor. Sein Neffe und Erbe, der
ge Marquis von Villeroy, teilte jedoch das Wohlwollen
ht, das mir sein Onkel entgegenbrachte, aber ebenso-
ig, wie ich gestehen muß, die Verehrung, die ich für
en empfand. Sein windiges Wesen machte ihn mir un-
räglich, und mein kaltes Benehmen gegen ihn trug mir
ie Abneigung ein. Eines Abends brachte er mich bei
ch sogar aufs schändlichste und mutwilligste in Ver-
enheit, und ich hielt mich herzlich schlecht dabei,
l ich einfältig bin, keine Geistesgegenwart besitze,
l der Zorn die wenige, die ich etwa besitzen möchte,
ht steigert, sondern im Gegenteil völlig aufhebt. Ich
aß einen Hund, den man mir fast genau um die Zeit
iner Ankunft auf der Eremitage geschenkt hatte, als er
h ganz jung war. Ich hatte ihm den Namen „Duc"
erzog) gegeben. Der Hund war nicht schön, aber von
ener Rasse, ich hatte meinen Gefährten, meinen
und aus ihm gemacht, und sicherlich verdiente er
sen Titel weit mehr als die meisten aller derer, die ihn
ı angemaßt haben; auf dem Schloß zu Montmorency
r er berühmt geworden durch sein zutunliches, kluges
sen und durch die Anhänglichkeit, die wir beide für-
ander an den Tag legten; in einer außerordentlich
ichten Kleinmütigkeit jedoch hatte ich seinen Namen
„Turc" (Türke) umgewandelt, als ob es nicht eine Men-
Hunde gäbe, die „Marquis" hießen, ohne daß irgend
Marquis sich dadurch gekränkt fühlte. Der Marquis
ı Villeroy wußte um den Namenswechsel und trieb
h nun so in die Enge, daß ich schließlich gezwungen
r, an der vollbesetzten Tafel zu erzählen, was ich
an. Das Beleidigende in dieser Geschichte für den

Titel „Herzog" lag nicht darin, ihn dem Hunde gegeben, sondern ihn ihm wieder genommen zu haben. Das Schlimmste aber war, daß gerade mehrere Herzöge zugegen waren: Herr von Luxembourg war Herzog, sein Sohn war es, und der Marquis von Villeroy, dem es bevorstand und der es heute ist, weidete sich mit grausamer Freude an der Verlegenheit, in die er mich gebracht, und an dem Eindrucke, den diese Verlegenheit auf alle anderen machte. Am nächsten Morgen versicherte man mich, seine Tante habe ihn heftig dafür ausgescholten; man urteile selbst, ob dieser Verweis, falls er ihm wirklich zu Teil geworden, viel dazu beigetragen haben mag, seine freundlichen Gesinnungen gegen mich zu erhöhen.

Gegen all dies besaß ich sowohl im Hause Luxembourg wie im „Temple" nur in dem einen Ritter von Lorenzy einen Schutz, der eine Ehre darin suchte, mein Freund zu sein; aber er war noch mehr d'Alemberts Freund, unter dessen Fittichen er bei allen Frauen für einen großen Mathematiker galt. Außerdem war er der Cicisbeo oder vielmehr der ergebenste Diener der Gräfin von Boufflers, einer nahen Freundin d'Alemberts — und so lebte und webte der gute Ritter denn nur in ihr. Auf diese Weise besaß ich also nach außen nicht nur kein Gegengewicht, das meiner Täppischkeit gegenüber der Marschallin hätte die Wage halten können, sondern alles, was in ihre Nähe kam, schien sich auch noch zu verbinden, um mir in ihrer Schätzung Abbruch zu tun. Nichtsdestoweniger gab sie mir außer der Übernahme des „Emil" in derselben Zeit noch einen anderen Beweis ihres Wohlwollens und ihrer Teilnahme, wodurch der Glauben in mir rege wurde, sie empfinde, trotzdem ich ihr langweilig geworden, noch immer die Freundschaft für mich, die sie mir so oft für mein ganzes Leben verheißen hatte — und würde sie mir auch stets bewahren.

Sobald ich auf dieses Gefühl von ihrer Seite bauen zu können geglaubt, hatte ich angefangen, mein Herz ihr gegenüber durch ein offenes Bekenntnis all meiner Fehler zu erleichtern, denn es war mein unverletzlichster Grundsatz, mich meinen Freunden genau so zu zeigen,

wie ich war, nicht besser und nicht schlechter. Ich hatte ihr mein Verhältnis mit Theresen enthüllt und alles, was daraus entsprungen, ohne hierbei zu verschweigen, in welcher Weise ich über meine Kinder verfügt hatte. Sie hatte meine Geständnisse gut aufgenommen, ja, nur allzu gut, denn sie ersparte mir allen wohlverdienten Tadel; was mich aber vor allem aufs tiefste rührte, war die Freundlichkeit, die sie fortan Theresen entgegenbrachte: sie machte ihr kleine Geschenke, ließ sie zu sich rufen, forderte sie auf, sie zu besuchen, empfing sie mit hunderterlei Freundlichkeiten und küßte sie sehr oft vor aller Welt. Das arme Mädchen geriet außer sich vor Freude und Dankbarkeit, und ich teilte wahrlich ihre Gefühle, denn die Freundschaft, welche mir Herr und Frau von Luxembourg in ihrem Benehmen gegen sie erwiesen, ergriff mich noch viel tiefer als alles, was sie mir persönlich entgegenbrachten.

Ziemlich lange blieb alles so, schließlich aber trieb die Frau Marschallin ihre Güte so weit, eines meiner Kinder annehmen zu wollen. Sie wußte, daß ich den Windeln des ältesten ein Namenszeichen hatte beifügen lassen; sie forderte eine genaue Wiederholung desselben von mir und bekam sie. Sie verließ sich bei den notwendigen Nachforschungen auf ihren Kammerdiener und Vertrauensmann La Roche, dessen Bemühungen alle vergeblich blieben, obgleich nach Verlauf von zwölf oder vierzehn Jahren der Namenszug nicht hätte unauffindbar sein dürfen, wenn die Listen des Findelhauses ordentlich geführt oder die Nachforschungen umsichtig angestellt worden wären. Wie dem nun aber auch gewesen sein mochte, die Erfolglosigkeit der Bemühungen verdroß mich weniger, als sie getan haben würde, hätte ich das Kind von seiner Geburt an im Auge behalten. Wenn man mir an der Hand der Listen irgend ein Kind als das meine vorgeführt hätte, würde mir der Zweifel, ob dem denn auch wirklich so sei, oder ob man ihm nicht vielleicht ein anderes unterschöbe, vor lauter Ungewißheit das Herz zugeschnürt haben, und ich würde niemals zum Genuß des vollen Zaubers eines echten natürlichen Gefühls gelangt

sein, denn zu seiner Erhaltung bedarf es, zum mindesten während der Kindheit, der Gewohnheit als Stütze. Die lange Entfernung eines Kindes, das man nicht kennt, schwächt zudem noch die väterlichen und mütterlichen Gefühle und ertötet sie endlich ganz; niemals wird man ein Kind, das man aus den Händen gegeben, so lieben, wie eines, das man selber großgezogen hat. Die hier angestellten Überlegungen mögen mein Unrecht in seinen Wirkungen zwar abschwächen, in seinem Ursprunge aber erschweren sie es.

Es ist vielleicht nicht unnütz, hier zu bemerken, daß derselbe La Roche durch Vermittelung Theresens mit Frau Le Vasseur Bekanntschaft machte, welche Grimm noch immer in Deuil, unmittelbar vor dem Tore der Chevrette und dicht bei Montmorency, wohnen ließ. Nachdem ich abgereist war, fuhr ich fort, jener Frau durch Herrn La Roche das Geld aushändigen zu lassen, das ich ihr zu schicken niemals aufgehört habe, ich glaube auch, daß er ihr oft Geschenke von seiten der Frau Marschallin überbrachte; sie war also sicherlich nicht zu beklagen, obwohl sie selber stets klagte. Da ich von Menschen, die ich hassen muß, nicht zu sprechen liebe, sprach ich nur wider Willen zu Frau von Luxembourg über Grimm; sie brachte mich jedoch zu wiederholten Malen auf dies Kapitel, ohne mir anzudeuten, wie sie selber darüber dachte, und ohne mich jemals merken zu lassen, ob ihr dieser Mensch bekannt sei oder nicht. Da Zurückhaltung gegen Menschen, die man liebt, und die selber gegen uns keine beobachten, nicht nach meinem Geschmacke ist, vornehmlich in dem, was sie selber angeht, so habe ich seither über die Zurückhaltung der Marschallin bisweilen nachgedacht, allerdings erst als andere Ereignisse dieses Nachdenken nur allzu natürlich machten.

Nachdem ich vom „Emil", seit ich ihn der Frau von Luxembourg überantwortet, lange nichts mehr gehört hatte, erfuhr ich endlich, daß der Kaufvertrag in Paris mit dem Buchhändler Duchesne und durch ihn mit dem Buchhändler Néaulme in Amsterdam abgeschlossen worden sei. Frau von Luxembourg übersandte mir den Vertrag mit *Duchesne* in zwei Exemplaren zur Unterschrift. Ich er-

kannte, daß er von derselben Hand herrührte, wie alle diejenigen Briefe des Herrn von Malesherbes an mich, die dieser nicht eigenhändig geschrieben. Die Gewißheit, daß mein Vertrag mit der Billigung und unter den Augen der Behörde aufgesetzt worden war, ließ mich ihn mit Zuversicht unterzeichnen. Duchesne zahlte mir für das Manuskript sechstausend Franken, die Hälfte davon bar, und gab mir außerdem noch, wie ich glaube, ein- oder zweihundert Freiexemplare. Nachdem ich den Vertrag und seine Abschrift unterzeichnet hatte, schickte ich beides an Frau von Luxembourg zurück, weil sie es so gewünscht hatte: sie gab den Vertrag Duchesne und behielt die Abschrift, anstatt sie mir wieder zuzustellen, und so habe ich sie niemals wiedergesehen.

Obgleich meine Beziehungen zu Herrn und Frau von Luxembourg meinen Plan, mich völlig zurückzuziehen, etwas hinausgeschoben hatten, hatte ich ihn jedoch keineswegs aufgegeben. Selbst in den Zeiten, da ich in der Gunst der Frau Marschallin am höchsten stand, habe ich stets gefühlt, daß mir nur meine aufrichtige Zuneigung zu dem Herrn Marschall und zu ihr ihre Umgebung erträglich machen konnte, und meine ganze Verlegenheit lief darauf hinaus, diese selbe Zuneigung mit einer meinem Geschmacke entsprechenderen und meiner Gesundheit weniger nachteiligen Lebensweise zu verbinden, denn meine Gesundheit litt unter dem dauernden Zwang und den vielen Abendtafeln wirklich mehr und mehr, wie sorgsam man sonst auch auf ihre Schonung bedacht sein mochte: hierin wie in allem anderen trieb man die Rücksicht tatsächlich so weit, wie dieses nur irgend möglich war; so verfehlte zum Beispiel allabendlich nach der Tafel der Herr Marschall, der früh zu Bette ging, niemals, auch mich, mochte ich nun wollen oder nicht, ins Bett zu schicken. Erst kurze Zeit, ehe mein Schicksal auf mich hereinbrach, hörte er auf, ich weiß nicht weshalb, diese Rücksicht gegen mich zu beobachten.

Sogar noch ehe ich die Erkaltung der Frau Marschallin wahrnahm, hegte ich, gerade um ihr zu entgehen, den Wunsch, mein altes Vorhaben auszuführen; mir fehlten

dazu jedoch die Mittel, ich war gezwungen, erst den Verkauf des „Emil" abzuwarten, und inzwischen legte ich die letzte Hand an den „Gesellschaftsvertrag", sandte ihn an Rey und setzte den Preis dieses Manuskriptes auf tausend Franken an, die er mir auch zahlte. Vielleicht soll ich einen kleinen, das besagte Manuskript betreffenden Umstand nicht unterdrücken; ich übergab es gut versiegelt Duvoisin, einem Prediger aus dem Waadtlande, welcher Kaplan an der holländischen Gesandtschaft war, mich zuweilen besuchte und es übernommen hatte, das Manuskript an Rey zu senden, mit dem er in Verbindung stand. Dies ungewöhnlich klein geschriebene Manuskript war so wenig umfangreich, daß es seine Tasche nicht ausfüllte. Beim Durchschreiten der Zollschranke fiel es jedoch, ich weiß nicht wie, in die Hände der Beamten, welche es öffneten, untersuchten und ihm dann wiedergaben, nachdem er im Namen des Gesandten darauf bestanden hatte; nun war er aber in der Lage, es selber zu lesen, was er, wie er mir naiverweise gestand, auch sofort getan hatte; er ließ jedoch kein Wort der Kritik oder des Tadels laut werden, sondern lobte das Werk im Gegenteil aufs wärmste, wobei er sich aber wahrscheinlich vorbehielt, als Rächer des Christentums aufzutreten, wenn es nur erst einmal erschienen war. Er siegelte dann das Paket wieder zu und schickte es an Rey ab. Dies ist im wesentlichen der Inhalt des Briefes, in dem er mir über die ganze Angelegenheit berichtet, und mehr habe ich darüber auch niemals erfahren.

Außer diesen beiden Büchern und meinem Musiklexikon, an dem ich unentwegt von Zeit zu Zeit arbeitete, hatte ich noch einige weniger wichtige Schriften druckfertig, die ich entweder gesondert oder, falls ich sie jemals vornehmen würde, in meiner Gesamtausgabe herauszugeben beabsichtigte. Die beträchtlichste von diesen Schriften, die sich noch fast alle als Manuskript in den Händen Du Peyrous befinden, war ein „Versuch über den Ursprung der Sprachen", den ich Herrn von Malesherbes vorlesen ließ und dem Ritter von Lorenzy, welcher mir gar viel Freundliches darüber sagte. Ich rechnete

darauf, daß alle diese Schriften mir nach Abzug der laufenden Ausgaben zusammen mindestens ein Kapital von achttausend Franken einbringen mußten, das ich sowohl für mich wie für Theresen als Lebensrente anlegen wollte, und dann wollten wir, wie ich es bereits gesagt, uns irgendwo in einem Winkel der Provinz ansiedeln, ohne daß ich das Publikum ferner mit mir beschäftigte, noch mich selber mit etwas anderem befaßte als dem friedlichen Beschließen meiner Lebensbahn, dabei in meiner Umgebung so viel Gutes stiftend wie nur irgend möglich war und in aller Muße die Denkwürdigkeiten abfassend, über die ich bereits nachdachte.

Das war mein Plan, dessen Ausführung mir noch erleichtert wurde durch die Großmut Reys, die ich hier nicht verschweigen darf. Dieser Buchhändler, über den man mir in Paris so viel Schlechtes sagte, ist von allen, mit denen ich je zu tun gehabt habe, dennoch der einzige gewesen, mit dem ich stets zufrieden sein durfte.*) Über den Druck meiner Schriften gerieten wir allerdings oft in Streit, denn er war unordentlich und ich hitzig, aber in Geldangelegenheiten und allem was damit zusammenhängt, habe ich ihn stets für genau und redlich befunden, obgleich wir niemals einen förmlichen Vertrag miteinander abgeschlossen hatten. Er war sogar auch der einzige, der mir offen eingestand, daß er ein gutes Geschäft mit mir mache, und oft hat er mir gesagt, daß er mir sein Vermögen verdanke, und mir angeboten, mich daran Teil haben zu lassen. Da er mir seine Dankbarkeit nicht unmittelbar beweisen konnte, wollte er sie mir wenigstens in seinem Verhalten meiner Gefährtin gegenüber dartun, und so setzte er ihr eine lebenslängliche Rente von dreihundert Franken aus und bemerkte in der Schenkungsurkunde eigens, es geschähe aus Erkenntlichkeit für die Vermögensvorteile, die ich ihm gebracht. Er erledigte die ganze Angelegenheit still zwischen sich und mir ohne Großtuerei und Anmaßung, und hätte ich nicht zuerst zu jedermann davon gesprochen, so würde es niemals

*) Als ich dieses schrieb, lag mir nichts ferner, als die Betrügereien zu ahnen, zu begreifen und für möglich zu halten, die ich später in Betreff der Auflagenzahl meiner Schriften festgestellt habe und die er auch hat eingestehen müssen.

jemand erfahren haben. Mich rührte sein Vorgehen so tief, daß ich ihm seither in aufrichtiger Freundschaft zugetan wurde. Einige Zeit darauf bat er mich, bei einem seiner Kinder Pate zu stehen, ich tat es, und wenn mich in der Lage, in die man mich versetzt hat, etwas schmerzt, so ist es der Umstand, daß man mich aller Mittel beraubt hat, meiner Patin und ihren Eltern irgend wann noch einmal durch meine treue Anhänglichkeit nützlich zu werden. Der ich so erkenntlich für die schlichte Großmut dieses Buchhändlers bin, warum empfinde ich so wenig bei der rauschenden Diensteifrigkeit so vieler hoch-wohl- und edelgeborener Leute, welche das Gute, das sie mir haben tun wollen und von dem ich niemals etwas verspürt habe, hochtrabend in die Welt hinausposaunen? Ist es ihre Schuld, ist es die meine? Sind sie nur eitel? Bin ich nur undankbar? Der verständige Leser wäge und entscheide selbst, ich meinerseits schweige.

Jene lebenslängliche Rente war für Theresens Unterhalt eine große Hilfsquelle und für mich eine große Erleichterung. Sonst aber lag mir nichts ferner, als daraus einen unmittelbaren Nutzen für mich zu schlagen, ebensowenig wie aus all den anderen Geschenken, die sie erhielt. Sie hat über alles stets selber verfügt. Wenn ich das Geld auch für sie verwaltete, so legte ich ihr doch stets getreulich Rechnung darüber ab, ohne davon jemals einen Heller für unseren gemeinsamen Unterhalt zu verausgaben, selbst wenn sie reicher war als ich. — Was mir gehört, ist unser, sagte ich ihr, was dir gehört, ist dein. Ich habe niemals aufgehört, ihr gegenüber nach diesem Grundsatze zu handeln, und sie oft genug darauf verwiesen. Alle die, welche die Niedrigkeit besessen haben, mich zu beschuldigen, ich nähme durch ihre Hände an, was mein Mund für mich ausschlüge, beurteilten meine Gesinnung sicherlich nach der ihren und kannten mich herzlich schlecht. Gerne würde ich mit ihr das Brot geteilt haben, das sie etwa verdient hätte, niemals aber etwas, das man ihr geschenkt hatte. Ich berufe mich hierin auf ihr Zeugnis schon jetzt und auch für später, denn *nach dem* Lauf der Natur wird sie mich überleben. Lei-

der versteht sie sich in keiner Beziehung aufs Sparen, da sie schlecht hauszuhalten weiß und zum Verschwenden neigt, aber nicht etwa aus Eitelkeit oder Genußsucht, sondern aus bloßer Nachlässigkeit. Niemand ist hienieden vollkommen, und da ihre vortrefflichen Eigenschaften nun einmal auch ihren Schatten haben müssen, mag ich lieber, daß er aus Fehlern denn aus Lastern besteht, wenn ihre Fehler uns beiden vielleicht auch weit mehr Böses zugefügt haben. Die Mühe, die ich mir gegeben habe, ihr, so wie einst Mama, einen Notgroschen zurückzulegen, war unglaublich, aber dennoch stets vergeblich. Keine von beiden hat jemals zu rechnen verstanden und so ist denn, trotz all meines Strebens, alles immer wieder so zerronnen, wie es gewonnen wurde. Wie einfach Therese sich auch kleiden mochte, niemals hat Reys Pension für ihren Putz ausgereicht, ich habe alljährlich stets noch etwas von dem meinen zuschießen müssen. Weder sie noch ich sind geschaffen, jemals reich zu sein, aber das rechne ich wahrlich nicht unter unser Unglück.

Der „Gesellschaftsvertrag" wurde ziemlich schnell gedruckt. Nicht ebenso erging es dem Emil, dessen Erscheinen ich abwarten mußte, um mich meinem Vorhaben gemäß zurückziehen zu können. Duchesne sandte mir von Zeit zu Zeit Druckproben zu, und hatte ich mich dann entschieden, so fing er nicht etwa zu drucken an, sondern schickte mir stets neue. Als wir dann endlich über Format und Typen einig geworden waren und er bereits mehrere Bogen gesetzt hatte, fing er auf Grund einer geringfügigen, von mir bei einem der Bogen vorgenommenen Änderung alles wieder von vorne an, und nach Verlauf von sechs Monaten waren wir weniger weit wie am ersten Tage. Während all dieser Versuche und Proben, merkte ich recht gut, daß das Werk sowohl in Frankreich wie in Holland gedruckt wurde und daß man davon zwei Ausgaben auf einmal zu machen beabsichtigte. Was konnte ich dawider tun? Ich hatte über mein Manuskript kein Verfügungsrecht mehr. In die in Frankreich gedruckte Ausgabe hatte ich nicht nur nicht gewilligt, sondern mich ihr stets widersetzt, da sie nun sicherlich aber

ungeachtet meines Willens doch gemacht wurde, und außerdem das Muster für die andere abgeben sollte, mußte ich sie wohl oder übel überwachen und die Korrekturen lesen, um mein Werk nicht verstümmeln und entstellen zu lassen. Übrigens wurde das Werk so völlig mit der Billigung des Zensors gedruckt, daß er gewissermaßen das ganze Unternehmen selber leitete, mir öfters schrieb und mich einmal sogar in Sachen der Drucklegung besuchte, und zwar aus einem Anlaß, über den ich sogleich näher berichten werde.

Während Duchesne seinen Krebsgang beibehielt, kam Néaulme, der dadurch aufgehalten wurde, noch langsamer vorwärts. Man sandte ihm die Druckbogen nicht regelmäßig nach ihrer Fertigstellung zu, er glaubte in dem Vorgehen Duchesnes, das heißt Guys, der von jenem betraut war, bösen Willen zu erkennen, und da er sah, daß man den Vertrag nicht einhielt, schrieb er mir einen Brief über den anderen voller Klagen und Beschwerden, denen ich noch weniger abhelfen konnte als meinen eigenen. Sein Freund Guérin, der damals sehr oft mit mir zusammenkam, sprach mir unaufhörlich von dem Buche, stets jedoch mit der größten Zurückhaltung. Er wußte und wußte auch wieder nicht, daß man es in Frankreich druckte, und daß der Zensor dabei beteiligt sei, und während er mich um der Verlegenheiten willen bedauerte, in die mich dieses Buch noch bringen würde, schien er mich versteckt der Unvorsichtigkeit zu zeihen, ohne doch jemals deutlich anzugeben, worin sie denn bestehen sollte; er machte fortwährend Winkelzüge und Ausflüchte und schien überhaupt nur zu reden um mich zum Reden zu bringen. Ich wiegte mich damals noch in so völliger Sicherheit, daß ich über den schonenden und mitleidigen Ton, den er in dieser Angelegenheit anschlug, lachen mußte wie über einen Trick, den er in den Bureaus den Ministern und Beamten abgesehen haben konnte; denn häufig genug kam er dorthin! Sicher, daß alles, was dieses Werk betraf, in bester Ordnung sei und überzeugt, es genösse nicht nur die Billigung und den *Schutz* des Zensors, den es auch vollauf verdiente, son-

lern erfreue sich sogar der besonderen Gunst des Ministeriums, wünschte ich mir zu meinem Mute, das Gute zu tun, von Herzen Glück und verlachte meine kleinmütigen Freunde, die sich um meinetwillen zu beunruhigen schienen. Duclos gehörte zu ihnen und ich gestehe, daß mein Vertrauen zu seiner Geradheit und Einsicht wohl vermocht hätte, meine Zuversicht zu erschüttern, wäre ich nur der Nützlichkeit meines Werkes und der Rechtschaffenheit seiner Beschützer weniger sicher gewesen. Er kam im Auftrage des Herrn Baille zu mir, während der Emil noch im Druck war, und sprach mit mir darüber. Ich las ihm das Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars vor, er hörte ruhig und, wie mir schien, äußerst erfreut zu. Als ich zu Ende gelesen hatte, sagte er zu mir: „Was, Bürger, das da steht in einem Buche, das in Paris gedruckt wird?" „Ja," antwortete ich, „und man sollte es auf Befehl des Königs im Louvre drucken." „Ich bin ganz Ihrer Meinung," erwiderte er, „tun Sie mir indessen dennoch den Gefallen, niemandem zu erzählen, daß Sie mir diese Stelle vorgelesen haben." Diese auffallende Art, sich auszudrücken, erstaunte mich, ohne mich jedoch zu erschrecken. Ich wußte, daß Duclos oft mit Herrn von Malesherbes zusammenkam, und vermochte nicht recht zu begreifen, wie sie über ein und denselben Gegenstand so verschiedener Meinung sein konnten.

Ich lebte in Montmorency nun schon länger denn vier Jahre, ohne mich auch nur einen einzigen Tag lang einer guten Gesundheit erfreut zu haben. Obgleich die Luft dort vortrefflich ist, ist das Wasser schlecht, und das mochte gern einer der Gründe gewesen sein, welche meine gewohnten Leiden verschlimmerten. Gegen Ende des Herbstes 1761 wurde ich völlig unpäßlich und brachte den ganzen Winter mit fast ununterbrochenen Schmerzen zu. Das körperliche Übel ward durch tausend Sorgen verschlimmert und machte mich nur um so empfindlicher gegen sie. Seit einiger Zeit beunruhigten mich dumpfe trübe Ahnungen, ohne daß ich gewußt hätte weshalb. Ich bekam recht seltsame anonyme Briefe und sogar unterzeichnete, die es kaum weniger waren. Einer ging

mir von einem Pariser Parlamentsrate zu, der mit der gegenwärtigen Lage der Dinge unzufrieden war, für die Zukunft nichts Besseres erhoffte, und mich daher in der Wahl eines Zufluchtsortes in Genf oder der Schweiz, wohin er sich mit seiner Familie zurückziehen wollte, um Rat anging. Einen anderen schrieb mir Herr von . . ., Präsident des Parlaments zu . . . und schlug mir darin vor, für sein Parlament, welches damals mit dem Hofe schlecht stand, Denkschriften und Beschwerden aufzusetzen, die dazu notwendigen Urkunden ständen jederzeit zu meiner Verfügung. Sobald ich unpäßlich bin, werde ich leicht übellaunig. Als ich diese Briefe empfing, stand es so um mich, und so floß meine üble Laune denn auch in die Antworten, in denen ich rundweg abschlug, worum ich gebeten worden war. Nicht diese Ablehnung mache ich mir zum Vorwurf, denn jene Briefe konnten recht gut Fallen sein, die meine Feinde mir stellten*) und außerdem bat man mich um Dinge, welche Grundsätzen zuwider liefen, die ich niemals aufzugeben willens war; aber während ich doch freundlich hätte ablehnen können, tat ich es schroff, und das war unrecht.

Unter meinen Papieren wird man diese beiden eben erwähnten Briefe vorfinden. Der des Parlamentsrates überraschte mich keineswegs, denn ich meinte wie er und viele andere, daß die mehr und mehr in Verfall geratende Verfassung Frankreich mit einem baldigen, völligen Zusammenbruche bedrohe. Die harten Schläge eines unglücklichen Krieges**), welche insgesamt von der Regierung verschuldet worden waren, die unglaubliche Unordnung der Finanzen, das fortwährende Hin- und Herschwanken der Verwaltung, welche bis dahin zwei oder drei sich offen bekriegenden Ministern anheimgegeben gewesen war, die, um sich gegenseitig Abbruch zu tun, das Königreich dem Abgrund zuführten, die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes und aller Stände, die Starrköpfigkeit einer eigenwilligen Frau, welche ihr besseres Wissen, falls sie solches besaß, stets ihren persönlichen

*) Ich wußte zum Beispiel, daß der Präsident von . . . in nahen Beziehungen zu den Enzyklopädisten und den Hofleuten stand. **) Der siebenjährige Krieg

Wünschen opferte und fast immer die fähigsten Beamten verdrängte, um ihre Stellen mit den Leuten zu besetzen, die ihr gerade am besten gefielen, alle die Umstände wirkten zusammen, um die Befürchtungen des Parlamentsrates, des Publikums und meine eigenen zu rechtfertigen. Diese Befürchtungen ließen mich sogar mehrmals schwanken, ob ich nicht selber besser tun würde, noch vor dem Ausbruch der drohenden Unruhen eine Zufluchtstätte außerhalb des Königreiches zu suchen; aber meine Bedeutungslosigkeit und friedliche Gesinnung beruhigten mich jedesmal, so daß ich glauben zu dürfen meinte, kein Sturm würde bis zu mir in meine Einsamkeit dringen, mich verstimmte nur, daß Herr von Luxembourg sich bei dieser Lage der Dinge Aufträgen unterzog, die ihn in der von ihm verwalteten Provinz unbeliebter machen mußten. Ich hätte gewünscht, daß er sich dort für jeden Fall eine Zuflucht sicherte, wenn die große Maschine zusammenbrach, wie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wirklich zu befürchten war, und noch heute scheint es mir zweifellos, daß der französische Staat in den letzten Zügen liegen würde, wenn nicht endlich alle Zügel der Regierung in einer Hand vereinigt worden wären.*)

Während mein Zustand sich dauernd verschlimmerte ging es mit dem Druck des Emil immer langsamer vorwärts und schließlich wurde er ganz eingestellt, ohne daß ich erfahren konnte warum, ohne daß Guy mir noch zu schreiben oder zu antworten geruhte, ohne daß ich von irgend jemandem Nachricht zu erhalten, noch zu erfahren vermochte, was denn eigentlich vorging, denn Herr von Malesherbes war gerade auf dem Lande. Niemals schreckt oder bezwingt mich ein Unglück, wie es auch immer beschaffen sein möchte, sobald ich nur weiß, worin es besteht, vor allem Dunklen, Unbestimmten aber habe ich von Natur Angst, ich fürchte und hasse das Schaurige, so ihm anhaftet, jedes Geheimnis regt mich stets auf, es steht meinem bis zur Unklugheit offenen Wesen zu sehr entgegen. Der Anblick des grausigsten

*) *In die des Herzogs von Choiseul.*

Ungeheuers würde mich, dünkt mir, wenig entsetzen, träte jedoch nachts eine unbestimmte, in ein weißes Lacken gehüllte Gestalt vor mich, so würde ich Angst haben. Was hätte meine durch die tiefe Stille erregte Phantasie nun also Besseres beginnen können, als mir die bedrängendsten Schreckbilder vorzumalen? Je mehr mir die Veröffentlichung dieses meines letzten und besten Werkes am Herzen liegen mußte, desto mehr zerquälte ich mich auch, zu erfinden, was sie aufhalten konnte, und da ich stets alles über jedes Maß hinaus übertreibe, glaubte ich in der Aussetzung des Druckes bereits die völlige Unterdrückung des Buches erkennen zu müssen. Da ich mir jedoch weder den Grund noch die Art und Weise des Einschreitens gegen mein Werk vorzustellen vermochte, blieb ich in der grausamsten Ungewißheit von der Welt. Ich schrieb an Guy, an Herrn von Malesherbes, an Frau von Luxembourg einen Brief über den anderen, und da ich überhaupt keine Antwort bekam, oder wenigstens nicht dann, wann ich sie erwartete, befiel mich eine fast wahnsinnige Unruhe. Unglücklicherweise erfuhr ich um die gleiche Zeit, daß der Pater Griffet, ein Jesuit, vom Emil gesprochen und sogar ganze Sätze daraus angeführt hatte. Wie ein Blitz zuckte es bei dieser Nachricht durch meinen Kopf, und die ganze versteckte Niedertracht lag entschleiert vor meinen Augen: ich sah das gegen mich beobachtete Verfahren so klar, so unbezweifelbar vor mir, als ob es mir offenbart worden wäre. Ich bildete mir ein, die Jesuiten hätten sich voller Wut über den verächtlichen Ton, mit dem ich über ihre Schulen gesprochen, meines Werkes bemächtigt und verhinderten sein Erscheinen und beabsichtigten, da sie durch ihren Freund Guérin von meinem gegenwärtigen Zustande und bevorstehenden Tode, an dem ich selber nicht zweifelte, unterrichtet waren, den Druck bis dahin zu verzögern, um mein Werk dann zu verstümmeln, zu fälschen und mir zur Förderung ihrer eigenen Zwecke Ansichten unterzuschieben, die ich nicht gehabt hatte. Es ist erstaunlich, welche Unmengen von Tatsachen und Umständen plötzlich auftauchten und sich um diesen Wahn-

sinn scharten, um ihm einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen, was sage ich, um mich seiner vollen Wahrheit zu überführen. Guérin war, wie ich wußte, völlig in den Händen der Jesuiten. Ich schrieb nun die ganze Freundschaft, die er mir entgegengebracht, auf ihre Kappe, ich redete mir ein, er habe mich nur auf ihre Veranlassung hin gedrängt, mit Néaulme den Vertrag abzuschließen, durch besagten Néaulme hätten sie dann die ersten Bogen meines Werkes erhalten, hätten ferner Mittel und Wege gefunden, den Druck bei Duchesne aufzuhalten, und sich vielleicht des Manuskriptes bemächtigt, um es nach Herzenslust umzuarbeiten, bis mein Tod ihnen anheimgeben würde, es nach ihren Absichten umgestaltet zu veröffentlichen. Trotz aller Fuchsschwänzerei des Paters Berthier hatte ich stets empfunden, daß die Jesuiten mich nicht mochten, und zwar nicht nur als Enzyklopädisten, sondern weil alle meine Anschauungen ihren Grundsätzen und ihrer Geltung weit mehr entgegenwirkten, als der Unglaube der anderen, denn der atheistische und der bigotte Fanatismus treffen in ihrer Unduldsamkeit zusammen und können sich sogar verbinden, wie es in China geschehen ist und wie es gegen mich geschieht, während die vernünftige sittliche Religion, welche jede menschliche Gewalt über das Gewissen aufhebt, eben auch den Trägern dieser Gewalt jede Möglichkeit eines Einflusses raubt. Ich wußte ferner, daß auch der Herr Kanzler den Jesuiten nahe stand und befürchtete, der Sohn möchte von ihm eingeschüchtert worden sein und sich gezwungen gesehen haben, ihnen das Werk preiszugeben, das er anfangs in seinen Schutz genommen hatte. Ich glaubte eine Wirkung dieser Preisgabe sogar in den Schikanen zu erblicken, die man mir hinsichtlich der beiden ersten Bände zu machen begann, für welche man um Geringfügigkeiten Auswechselblätter verlangte, während doch, wie man sehr wohl wußte, die beiden nächsten Bände so starke Dinge enthielten, daß die Anlegung eines gleichen Zensurmaßstabes ein vollständiges Umarbeiten bedingt hätte. Überdies wußte ich auch noch — und Herr von Malesherbes bestätigte es mir — daß

der Abbé von Grave, den er mit der Beaufsichtigung der Ausgabe des Emil betraut hatte, ebenfalls ein Anhänger der Jesuiten war. Überall erblickte ich nur Jesuiten und Jesuiten, ohne zu bedenken, daß sie am Vorabend ihrer Vernichtung standen, völlig mit ihrer eigenen Verteidigung beschäftigt waren und daher wahrlich anderes zu tun hatten, als sich um den Druck eines Buches zu scheren, in welchem es sich gar nicht um sie handelte. Ich habe unrecht zu sagen, daß ich dies alles nicht bedacht hätte, denn ich tat es sehr wohl, und Herr von Malesherbes selber bemühte sich, es mir vorzustellen, sobald er nur von meiner Gespensterseherei etwas erfahren hatte, aber infolge eines anderen Umstandes, dem ein Mann ausgesetzt ist, der aus der Tiefe seiner Zurückgezogenheit heraus über geheime Staatsangelegenheiten, von denen er nichts weiß, zu urteilen unternimmt, wollte ich niemals glauben, daß den Jesuiten wirklich Gefahren bevorständen, ich hielt die Gerüchte, die darüber verbreitet waren, sogar für ihre eigenen Machenschaften, welche den Zweck hatten, ihre Gegner einzuschläfern. Ihre früheren unbestrittenen Erfolge hatten mir eine so ungeheure Vorstellung von ihrer Macht gegeben, daß ich bereits die Demütigung des Parlamentes beklagte. Ich wußte, daß Herr von Choiseul bei den Jesuiten studiert hatte, daß Frau von Pompadour ihnen keineswegs übel wollte und daß ihnen sowohl wie den Günstlingen und Ministern ein Bündnis gegen die gemeinsamen Feinde stets zum Vorteil ausgeschlagen war. Der Hof schien sich in nichts zu mischen, und da ich überzeugt war, das Parlament würde, wenn die Gesellschaft Jesu auch eines Tages einen harten Stoß erlitte, niemals stark genug sein, ihn tödlich zu machen, so schloß ich aus der Untätigkeit des Hofes auf die Wohlgegründetheit ihrer Zuversicht und folgerte ferner daraus die Sicherheit ihres Triumphes. Kurz, da ich alle Tagesgerüchte nur für jesuitische Schliche und Schlingen nahm und glaubte, das Gefühl ihrer Sicherheit ließe ihnen Zeit, sich mit allem zu befassen, zweifelte ich nicht daran, daß sie binnen kurzem den *Jansenismus*, das Parlament, die Enzyklopädisten und

überhaupt alles, das sich nicht unter ihr Joch gebeugt hatte, vernichten und endlich das Erscheinen meines Buches auch nur zulassen würden, nachdem sie es zu einer Waffe für sich umgeschmiedet hätten, welcher mein Name zur Täuschung meiner Leser zu gute kam.

Ich fühlte mich todkrank, kaum begreife ich, wie mir diese Torheit nicht vollends den Rest gab, denn der Gedanke, mein Name sollte, wann ich nicht mehr war, durch mein wertvollstes und bestes Buch entehrt werden, hatte etwas Grauenhaftes für mich. Niemals habe ich mich so zu sterben gefürchtet, und wäre ich gestorben, so würde es, glaube ich, in der höchsten Verzweiflung geschehen sein. Selbst heute, wo ich die schwärzeste und abscheulichste Verschwörung, welche jemals gegen das Gedächtnis eines Menschen angestellt worden ist, ohne jedes Hemmnis ihrem Ziele zueilen sehe, würde ich ruhiger sterben, da ich die Gewißheit habe, in meinen Schriften ein Zeugnis von mir zu hinterlassen, welches früher oder später über alle Machenschaften der Menschen siegen wird.

1762. Als Zeuge und Vertrauter meiner Aufregung bemühte sich Herr von Malesherbes um ihre Beseitigung mit einem Eifer, welcher seine unerschöpfliche Herzensgüte offenbarte. Frau von Luxembourg wirkte an diesem guten Werke mit und ging mehrmals zu Duchesne, um sich zu erkundigen, wie es denn mit der Herausgabe stände. Der Druck wurde endlich wieder aufgenommen und fortan rascher betrieben, ohne daß ich jemals hätte erfahren können, weshalb er eingestellt worden war. Herr von Malesherbes ließ es sich sogar nicht verdrießen, selber nach Montmorency herauszukommen, um mich zu beruhigen, es gelang ihm, und da mein vollkommenes Vertrauen in seine Redlichkeit endlich über die Verwirrung meines armen Kopfes siegte, tat alles, was er vorbrachte, seine Wirkung. Nach dem, was er von meinen Bängen und Hirngespinnsten wahrgenommen, mußte er mich natürlich für äußerst bedauernswert halten, und das tat er denn auch. Das unaufhörliche Gefasel der philosophischen Rotte, mit der er viel verkehrte, kam ihm wieder in den Sinn. Als ich nach der Eremitage hinausgezogen

war, hatten sie, wie ich bereits erwähnt, überall ausgeschrien, ich würde es nicht lange dort aushalten. Als sie gewahrten, daß ich es dennoch tat, behaupteten sie, es geschähe nur aus Starrköpfigkeit, aus Stolz und aus Scham, mein Wort zurückzunehmen, ich langweile mich jedoch zu Tode und sei unglücklich, dort leben zu müssen. Herr von Malesherbes hatte ihnen geglaubt und schrieb es mir jetzt. Da es mir schmerzlich war, einen von mir so hochgeschätzten Mann in einem so irrigen Glauben befangen zu sehen, schrieb ich ihm hintereinander vier Briefe, in denen ich unter Klarlegung der wahren Gründe meiner Handlungsweise aufs treulichste meinen Geschmack, meine Neigungen, meinen Charakter und alles schilderte, was in meinem Herzen vorging. Diese vier, ohne vorherigen Entwurf so schnell als die Feder nur laufen wollte, zu Papier gebrachten Briefe, die ich sogar nicht noch einmal durchlas, sind vielleicht das einzige, was ich in meinem ganzen Leben mit Leichtigkeit geschrieben habe, in meiner damaligen Unpäßlichkeit und äußersten Niedergeschlagenheit wirklich ein erstaunlicher Umstand. Im Gefühl meiner bevorstehenden Auflösung litt ich jedoch unter dem Gedanken, in den Köpfen so vieler wahrheitsliebender Menschen eine so völlig falsche Meinung über mich zurücklassen zu müssen, in jenen vier hastig entworfenen Briefen suchte ich daher gewissermaßen einen Ersatz für die von mir geplante Abfassung meiner Denkwürdigkeiten zu schaffen. Diese Briefe, die Herrn von Malesherbes gefielen und die er in Paris herumzeigte, sind in gewisser Weise die Zusammenfassung dessen, was ich hier bis ins Einzelne hinein bespreche, und verdienen daher aufbewahrt zu werden. Man wird unter meinen Papieren Abschriften von ihnen finden, die er auf meine Bitte machen ließ und mir einige Jahre später zustellte.

Das einzige, was mich nun noch bei dem Gedanken an meinen nahen Tod betrübte, war der Umstand, keinen literarisch gebildeten Vertrauten zu besitzen, in dessen Hände ich meine Papiere zu späterer Sichtung übermachen konnte. Seit meiner Genfer Reise war ich zu *Moultou* in freundschaftliche Beziehungen getreten; ich

hatte diesen jungen Mann wirklich lieb gewonnen und hätte nun gewünscht, er wäre nach Montmorency gekommen, um mir die Augen zuzudrücken. Ich teilte ihm diesen Wunsch mit und glaube, er würde mit Freuden diese menschenfreundliche Tat auf sich genommen haben, wenn anders seine Familie und seine Geschäfte es ihm gestattet hätten. Dieses Trostes beraubt, wollte ich ihm wenigstens einen Beweis meines Vertrauens geben und schickte ihm das „Glaubensbekenntnis des Vikars", ehe der Emil noch erschienen war. Es erfreute ihn, die Sicherheit jedoch, mit der ich damals der Wirkung dieses Bekenntnisses entgegensah, schien er seinem Briefe nach nicht zu teilen. Er wünschte sich irgend etwas von mir zu besitzen, das außer ihm kein anderer hätte. Ich schickte ihm eine „Leichenrede auf den verstorbenen Herzog von Orleans", die ich für den Abbé Darty aufgesetzt hatte, die dann aber nicht gehalten wurde, weil Darty wider sein Erwarten keinen Auftrag dazu erhielt.

Nach der Wiederaufnahme des Druckes wurde er ruhig fortgeführt und beendet, und mir fiel dabei der sonderbare Umstand auf, daß man trotz der für die beiden ersten Bände so streng eingeforderten Auswechselblätter, die beiden letzten druckte, ohne auch hier etwas dergleichen verlautbaren zu lassen und ohne in ihrem Inhalte ein Hindernis für die Veröffentlichung zu erblicken. Nichtsdestoweniger hatte ich auch jetzt noch Unruhen durchzumachen, die ich nicht unerwähnt lassen will. Nachdem ich mich vor den Jesuiten gefürchtet, fürchtete ich mich vor den Jansenisten und den Philosophen. Da ich stets ein Feind alles dessen gewesen war, was Partei heißt, habe ich mir auch niemals Gutes von denen erwartet, die zu irgend einer Partei gehören. Die beiden „Gevatterinnen" hatten seit geraumer Zeit ihre alte Wohnung aufgegeben und sich in meiner nächsten Nachbarschaft niedergelassen, so daß man in ihrer Stube alles hören konnte, was in der meinen oder auf meiner Terrasse gesprochen wurde, außerdem war es gar leicht, von ihrem Garten aus die kleine Mauer zu übersteigen, welche

meinen Turm davon trennte. Ich hatte diesen Turm zu meinem Arbeitszimmer gemacht, folglich befand sich darin ein Tisch, auf dem alle Fahnen und Aushängebogen des „Emil" und des „Gesellschaftsvertrages" aufgestapelt lagen, und da ich außerdem die Aushängebogen, sobald sie mir zugingen, zusammenheftete, standen alle Bände lange vor ihrer Veröffentlichung bei mir bereits fertig da. Meine Unbesonnenheit, meine Fahrlässigkeit und mein Vertrauen zu Herrn Mathas, dessen Garten mich rings umgab, bewirkten, daß ich meinen Turm abends oft zu verschließen vergaß und ihn dann morgens weit offen fand, was mich kaum beunruhigt haben würde, hätte ich nicht jedesmal eine überraschende Unordnung in meinen Papieren wahrzunehmen geglaubt. Nachdem ich diese Entdeckung zu wiederholten Malen gemacht, wurde ich im Verschließen des Turmes sorgsamer, das Schloß war jedoch schlecht und der Schlüssel ließ sich nur einmal herumdrehen. Wachsamer geworden, entdeckte ich jedesmal eine noch größere Unordnung, als wenn ich den Turm unverschlossen gelassen hatte. Schließlich fehlte sogar einer meiner Bände einen Tag und zwei Nächte lang, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, festzustellen, wohin er gekommen, bis ich ihn am dritten Morgen wieder auf meinem Tische fand. Gegen Herrn Mathas und seinen Neffen, Herrn Dumoulin, hegte ich niemals den geringsten Verdacht, da ich wußte, daß sie mich beide liebten: sie besaßen mein vollstes Vertrauen. Den beiden Gevatterinnen jedoch mißtraute ich gar bald. Mir war bekannt, daß sie trotz ihrer jansenistischen Gesinnung mit d'Alembert einigermaßen in Beziehung standen und ein und dasselbe Haus mit ihm bewohnten. Das beunruhigte mich etwas und schärfte meine Vorsicht. Ich nahm meine Papiere in mein Zimmer hinüber und brach mit den beiden Burschen jeglichen Verkehr ab, da ich überdies erfahren hatte, wie sie in mehreren Häusern mit dem ersten Bande des Emil geprahlt, den ich ihnen unklugerweise geliehen hatte. Obgleich sie bis zu meiner Abreise meine Nachbarn blieben, hat doch *keinerlei* Verbindung mehr zwischen uns geherrscht.

Der „Gesellschaftsvertrag" erschien ein oder zwei Monate früher als der „Emil". Rey, dem ich es zur Pflicht gemacht hatte, niemals eines meiner Bücher heimlich nach Frankreich einzuführen, wandte sich an die Zensurbehörde mit dem Gesuch, dieses Werk über Rouen, wohin er seine Sendung zur See abgehen ließ, hereinbringen zu dürfen. Er erhielt keine Antwort, seine Ballen blieben mehrere Monate lang in Rouen liegen, und dann schickte man sie ihm zurück, allerdings erst nach einem durch sein Lärmschlagen verhinderten Versuch, sie gänzlich zu beschlagnahmen. Ein paar Neugierige ließen sich aus Amsterdam einige Bände schicken, welche jedoch ohne jedes Aufsehen von Hand zu Hand gingen. Mauléon, der davon gehört und sogar einen der Bände gesehen hatte, sprach in geheimnisvollem Tone zu mir darüber, was mich erstaunte und sogar beunruhigt hätte, wäre mein Bewußtsein, in jeder Hinsicht gesetzmäßig verfahren und von jedem Vorwurfe frei zu sein, nicht zusamt mit meinem großen Grundsatze meinem Gewissen zu Hilfe gekommen. Ich fühlte mich sogar sicher, daß Herr von Choiseul, der mir ja schon vorher wohlgesinnt gewesen war und nun noch einige Erkenntlichkeit für die Huldigung verspüren mußte, die meine Wertschätzung ihm in diesem Werke dargebracht, mich bei dieser Gelegenheit gegen das Übelwollen der Frau von Pompadour in Schutz nehmen würde.

Sicherlich hatte ich damals mehr Ursache denn je, auf die Güte und im Notfalle sogar auf den Schutz des Herrn von Luxembourg zu rechnen, denn niemals hat er mir häufigere und rührendere Beweise seiner Freundschaft zuteil werden lassen. Als mir während seines Osteraufenthaltes mein trauriger Zustand nicht erlaubte, aufs Schloß zu gehen, ließ er auch nicht einen Tag verstreichen, ohne mich zu besuchen, und da er mich unaufhörlich leiden sah, setzte er alles daran, meine Einwilligung zur Hinzuziehung des Bruders Côme zu erlangen. Er wußte mich zu bestimmen, schickte nach ihm, brachte ihn selber in mein Zimmer und hatte den Mut (an einem so hohen Herren wahrlich ein seltener und verdienst-

licher Mut), während des langen und grausamen Verfahrens bei mir auszuharren. Es handelte sich allerdings nur darum, mir ein Katheter einzuführen, aber dies war noch niemals jemandem gelungen, selbst Morand nicht, der es mehrmals vergeblich unternommen hatte. Der Bruder Côme, der eine beispiellos geschickte und leichte Hand besaß, brachte es jedoch schließlich fertig, eine äußerst kleine Harnblasensonde einzuführen, nachdem er mich mehr denn zwei Stunden lang heftig gequält hatte, wobei ich jeden Schmerzeslaut krampfhaft zu unterdrücken suchte, um das zartfühlende Herz des guten Marschalls nicht zu zerreißen. Bei der ersten Untersuchung glaubte der Bruder Côme einen großen Stein zu entdecken und sagte es mir, bei der zweiten fand er ihn nicht mehr. Nachdem er mich dann noch ein drittes und viertes Mal mit einer Sorgfalt und Genauigkeit untersucht hatte, die mir die Zeit gar lang erscheinen ließen, erklärte er, es sei kein Stein vorhanden, dagegen sei die Vorsteherdrüse verhärtet und unnatürlich groß, die Blase fand er groß und gesund, und schließlich sagte er mir, ich würde stets sehr zu leiden haben, dagegen aber lange leben. Wenn die zweite Voraussage sich ebenso erfüllt, wie die erste, ist für mein Unglück noch kein Ende abzusehen.

Nachdem ich also so viele Jahre lang nacheinander wegen lauter Krankheiten behandelt worden war, die ich garnicht hatte, erfuhr ich endlich, daß mein Leiden zwar unheilbar aber nicht tödlich sei und erst mit mir zusammen vergehen würde. Meine Einbildungskraft, die durch diese Gewißheit gezügelt wurde, ließ mich nun in der Ferne nicht mehr einen grausamen Tod unter den Schmerzen der Steinkrankheit erblicken. Ich hörte auf zu fürchten, das untere Stück einer schon vor langer Zeit in der Harnröhre abgebrochenen Sonde möchte den Grund zur Steinbildung gelegt haben. Da ich auf diese Weise nun von den eingebildeten Übeln, die mich stets ärger peinigten als die wirklichen, befreit war, ertrug ich auch diese ruhiger. Ohne alle Frage habe ich seit jener Zeit unter meiner *Krankheit* weniger zu leiden gehabt denn je, und ich kann

niemals daran denken, daß ich diese Erleichterung Herrn von Luxembourg verdanke, ohne von seinem Andenken nicht stets aufs neue gerührt zu werden.

Gleichsam zu neuem Leben erweckt und mehr denn je mit dem Plane beschäftigt, nach dem ich seinen Rest verbringen wollte, harrte ich nur noch der Veröffentlichung des Emil, um an seine Verwirklichung zu gehen. Ich gedachte mich in die Touraine zu begeben, wo ich bereits gewesen war und die mir sowohl wegen ihres milden Klimas wie wegen ihrer gutartigen Bewohner so sehr behagt hatte.

La terra molle, e lieta, e dilettosa:
Simili a se gli abitator produce.

Ich hatte mit Herrn von Luxembourg bereits von meiner Absicht gesprochen, war bei ihm aber auf den Wunsch gestoßen, mich davon abzubringen; ich stellte sie ihm nun als eine beschlossene Sache dar. Daraufhin bot er mir das nur fünfzehn Meilen von Paris entfernt liegende Schloß Merlou als eine Heimstätte an, die mir zusagen möchte; jedenfalls würden er sowohl wie Frau von Luxembourg meine Niederlassung dort mit Freuden begrüßen. Dieses Angebot rührte mich und mißfiel mir nicht. Zunächst mußte ich den Ort jedoch erst einmal kennen lernen und so verabredeten wir einen Tag, an dem mich der Herr Marschall mit einem Wagen abholen und von seinem Kammerdiener begleitet hinfahren lassen wollte. An dem verabredeten Tage ging es mir jedoch so schlecht, daß die Fahrt verschoben werden mußte, durch später eintretende widrige Umstände unterblieb sie dann schließlich ganz. Seit ich inzwischen erfahren habe, daß die Herrschaft Merlou nicht dem Herrn Marschall sondern seiner Frau gehörte, habe ich mich leichter getröstet, nicht hingegangen zu sein.

Der „Emil" erschien endlich, ohne daß ich noch einmal von Auswechselblättern oder sonstigen Schwierigkeiten reden gehört hatte. Vor seinem Erscheinen forderte der Herr Marschall Herrn von Malesherbes sämtliche sich auf dieses Werk beziehende Briefe von mir zurück. Mein großes Vertrauen zu beiden und das tiefe Ge-

fühl meiner Sicherheit verhinderten mich, über das Ungewöhnliche und sogar Beunruhigende dieser Forderung nachzudenken. Ich gab die Briefe bis auf einen oder zwei zurück, die aus Unachtsamkeit in Büchern liegen geblieben waren. Einige Zeit vorher hatte mich Herr von Malesherbes davon in Kenntnis gesetzt, daß er meine in meiner Jesuitenfurcht an Duchesne gerichteten Briefe einfordern würde, ich gestehe übrigens gern, daß sie meiner Vernunft keine große Ehre machten, dennoch erwiderte ich ihm, ich wolle in keiner Sache für besser gelten als ich sei und daher könne er ihm die Briefe ruhig lassen. Ich weiß nicht, was er nachher getan hat.

Das Erscheinen dieses Buches war nicht von jenem Beifallssturm begleitet, der sich sonst bei allen meinen Schriften stets erhoben hatte. Kein Buch ist wohl jemals von Einzelnen so begeistert gelobt und von der Öffentlichkeit so lau behandelt worden. Was mir die urteilsfähigen Leute darüber sagten und schrieben, bestätigte mir, daß es sowohl die wichtigste wie die beste meiner Schriften sei. Alles dieses wurde jedoch unter den absonderlichsten Vorsichtsmaßregeln ausgesprochen, als ob es wichtig gewesen wäre, aus allem Guten, das man über dieses Buch dachte, ein Geheimnis zu machen. Frau von Boufflers, welche mir versicherte, der Verfasser dieses Werkes verdiene Bildsäulen und die Huldigung der gesamten Menschheit, bat mich dann ohne alle Umschweife am Schluß ihres Briefes, ihn ihr zurückzuschicken. D'Alembert schrieb mir, dies Werk sei entscheidend für meine überragende Bedeutung und müsse mich an die Spitze aller Schriftsteller setzen — aber er unterzeichnete diesen seinen Brief nicht, obgleich er sonst alle seine Briefe an mich stets unterschrieben hatte. Duclos, ein zuverlässiger Freund und ein aufrichtiger aber vorsichtiger Mann, der diesem Buch eine große Bedeutung beimaß, vermied es, sich schriftlich darüber zu äußern. La Condamine verbreitete sich über das Glaubensbekenntnis und machte im übrigen Ausflüchte, Clairaut beschränkte sich in seinem Briefe ebenfalls darauf, fürchtete sich aber *nicht*, die Ergriffenheit zu schildern, in die ihn jene Stelle

versetzt, seine Worte lauteten unter anderem: sie habe ihm seine alte Seele noch einmal erwärmt; von allen, denen ich mein Buch geschickt, war er der einzige, der laut und offen vor aller Welt das Gute heraussagte, das er darüber dachte.

Mathas, dem ich ebenfalls ein Exemplar geschenkt hatte, und zwar noch ehe das Werk im Buchhandel zu haben war, borgte es dem Parlamentsrate von Blaire, dem Vater des Präfekten von Straßburg. Herr von Blaire besaß ein Landhaus in Saint Gratien, und Mathas, der von alters her mit ihm bekannt war, besuchte ihn bisweilen dort, wenn er gehen konnte. Er gab ihm den „Emil" zu lesen, noch ehe er erschienen war. Als Herr von Blaire ihm das Buch zurückgab, tat er es mit den folgenden Worten, die mir noch an dem gleichen Tage wiederholt wurden: „Herr Mathas, dies ist ein ungewöhnlich schönes Buch, über das jedoch in Bälde mehr gesprochen werden wird, als dem Verfasser zu wünschen sein möchte." Als Mathas mir diese Worte wiedersagte, lachte ich nur darüber und erblickte in ihnen nichts weiter als die Wichtigtuerei eines Juristen, dessen Nase überall etwas Verfängliches wittert. Alle beunruhigenden Äußerungen, die mir sonst noch hinterbracht wurden, machten gleichfalls keinen tieferen Eindruck auf mich, und ohne im geringsten etwas von der Katastrophe zu ahnen, die mir bevorstand, der Nützlichkeit und Schönheit meines Werkes gewiß, überzeugt, in jeder Hinsicht nach dem Gesetz gehandelt zu haben und auf den ganzen Einfluß der Frau von Luxembourg und sogar auf die Gunst des Ministeriums bauen zu dürfen, pries ich meinen Entschluß, mich nach Vernichtung all meiner Neider inmitten meines höchsten Triumphes zurückziehen zu wollen.

Nur eins beunruhigte mich beim Erscheinen des „Emil", und zwar betraf es weniger meine Sicherheit als meine Gemütsruhe. Sowohl auf der Eremitage wie in Montmorency hatte ich aus nächster Nähe und mit äußerster Entrüstung die Plackereien beobachtet, welche aus der eifrigen Besorgtheit um die Belustigung der Fürsten für die unglücklichen Bauern entsprangen, welche

gezwungen wurden, den Schaden, den das Wild in ihren Feldern anrichtete, ruhig hinzunehmen und sich nur durch Lärm und Geräusch dagegen wehren durften, so daß sie die Nächte mit Kesseln, Trommeln und Klingeln in ihren Bohnen und Erbsen verbrachten, um die Wildschweine zu verjagen. Zeuge der barbarischen Härte, mit der der Graf von Charolais die armen Leute behandeln ließ, hatte ich am Ende des „Emil" einen Ausfall gegen diese Grausamkeit gemacht: wiederum eine Verletzung meiner Grundsätze, die nicht ungestraft geblieben ist. Ich erfuhr, daß die Forstbeamten des Prinzen von Conti auf seinen Besitzungen kaum weniger hart vorgingen, und zitterte bei dem Gedanken, dieser Prinz, dem ich in dankbarer Verehrung zugetan war, möchte auf sich beziehen, was empörte Menschlichkeit mich wider seinen Oheim hatte vorbringen lassen, und sich dadurch beleidigt fühlen. Da mich mein Gewissen in dieser Sache jedoch völlig rechtfertigte, beruhigte ich mich auf dieses innere Zeugnis hin, und ich tat gut daran, denn ich habe zum mindesten nie erfahren, daß dieser große Fürst jene Stelle im geringsten beachtet hätte, welche schon lange geschrieben war, ehe ich die Ehre hatte, von ihm gekannt zu sein.

Wenige Tage vor oder nach der Veröffentlichung meines Buches, ich entsinne mich der Zeit nicht ganz genau, erschien über denselben Gegenstand ein anderes Buch, das Wort für Wort aus meinem ersten Bande zusammengeschrieben war, einige Plattheiten ausgenommen, welche man selbständig hineingebracht hatte. Das Buch trug den Namen eines Genfers: Balexsert, und auf dem Titelblatt wurde hervorgehoben, daß es den Preis der Akademie zu Haarlem davongetragen habe. Ich begriff leicht, daß diese Akademie und dieser Preis Schöpfungen jüngsten Datums seien, um den Diebstahl vor den Augen des Publikums zu verbergen, aber ich erkannte auch, daß hierbei schon früher irgend eine Durchstecherei vorgekommen sein mußte, die mir völlig unbegreiflich war: sie lag jedoch sowohl in der Mitteilung *meines* Manuskriptes, ohne die der Raub ja nicht hätte

vorgenommen werden können, wie in dem Aufbau der Fabel von diesem vermeintlichen Preise, dem man doch irgend eine Grundlage hatte geben müssen. Erst sehr viele Jahre später erriet ich aus einem Worte, das Herrn von Ivernois entschlüpfte, das ganze Geheimnis, und glaubte die zu erkennen, die den edlen Herrn Balexsert ins Treffen geführt hatten.

Das dumpfe Brausen, das jedem Sturm verangeht, fing an vernehmlich zu werden, und alle nur einigermaßen scharfsichtigen Menschen merkten bald, daß gegen mein Buch und mich ein Anschlag im Werke sei, der über kurz oder lang hervorbrechen mußte. Mein Sicherheitsgefühl und meine Dummheit hingegen gingen so weit, daß ich ohne jedes Vorgefühl des mir drohenden Unglücks nicht einmal aus den Wirkungen, die sich mir bereits fühlbar machten, auf die Ursache zu schließen wußte. Ziemlich geschickt fing man an zu verbreiten, man dürfe, wolle man gegen die Jesuiten einschreiten, keine parteiische Nachsicht gegen Bücher und Schriftsteller bezeigen, welche die Religion angriffen. Man warf mir vor, meinen Namen auf den „Emil" gesetzt zu haben, als ob ich das nicht auch bei allen meinen anderen Schriften getan hätte, ohne dabei einer Einwendung zu begegnen. Es war, als fürchte man sich, zu Schritten genötigt zu sein, die man zwar nur ungern tun würde, welche aber aus den Umständen und meiner Unklugheit schließlich doch mit Notwendigkeit folgen mußten. Diese Gerüchte drangen auch bis zu mir, beunruhigten mich indessen kaum: der Gedanke, in der ganzen Sache könne sich etwas gegen mich persönlich richten, kam mir nicht einmal in den Sinn, denn ich fühlte mich gänzlich vorwurfsfrei, nach allen Seiten völlig gesichert, in jeder Hinsicht auf dem Boden des Gesetzes stehend und besorgte außerdem nicht, Frau von Luxembourg würde mich im Stiche lassen, denn falls wirklich ein Unrecht vorliegen sollte, so fiel es doch ausschließlich ihr zur Last. Da mir jedoch bekannt war, wie es in solchen Fällen herzugehen pflegte und daß es *Brauch* war, gegen die Verleger mit aller *Strenge einzuschreiten*, die Verfasser der betreffenden

Bücher dagegen zu schonen, so war ich um den armen Duchesne einigermaßen besorgt, falls Herr von Malesherbes ihn wirklich preisgeben sollte.

Ich verhielt mich ruhig. Die Gerüchte vermehrten sich und änderten bald den Ton. Das Publikum und vor allem das Parlament schien durch meine Ruhe aufgereizt zu werden. Nach Verlauf einiger weiteren Tage wurde die Gärung furchtbar, und die Drohungen richteten sich jetzt plötzlich unmittelbar gegen mich. Man hörte Parlamentsmitglieder ganz offen äußern, mit dem Verbrennen der Bücher sei nichts getan, man müsse vielmehr die Verfasser verbrennen. Gegen die Buchhändler verlautbarte nichts mehr. Als jene Reden, die eines Inquisitors von Goa würdiger waren als eines Senators, mir hinterbracht wurden, hielt ich sie ohne allen Zweifel für eine Erfindung der Holbachianer, die bezweckte, mich zu erschrecken und zur Flucht zu treiben. Ich lachte über diese knabenhafte List und sagte mir voller Spott über sie: hätten sie eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt der Dinge, so würden sie auf ein anderes Mittel verfallen sein, um mich zu ängstigen. — schließlich wurde das Gerücht aber so laut, daß seine Gegründetheit klar zutage lag. Herr und Frau von Luxembourg hatten in diesem Jahre ihre zweite Reise nach Montmorency schon früher angetreten, so daß sie anfang Juni bereits dort waren. Ich hörte bei ihnen wenig über meine neuen Bücher sprechen trotz des Aufsehens, das sie in Paris machten, und die Schloßherrschaft selber erwähnte sie gegen mich überhaupt nicht. Eines Morgens jedoch, als ich mit Herrn von Luxembourg allein war, sagte er zu mir: „Haben Sie in dem ‚Gesellschaftsvertrag' Herrn von Choiseul etwas Übles nachgesagt?" „Ich", rief ich erstaunt zurückfahrend, „beileibe nicht, ich schwöre es Ihnen, ich habe ihm im Gegenteil mit einer Feder, der jede Lobhudelei fremd ist, die ehrenvollste Anerkennung gezollt, die je einem Minister zu Teil geworden." Und sofort führte ich ihm die Stelle an. „Und im Emil?" fuhr er fort. „Nicht ein Wort", erwiderte ich „nicht ein einziges Wort *darin* bezieht sich auf ihn." „Ach", rief er mit größerer

Lebhaftigkeit aus, als ihm sonst eigen war, „Sie hätten es im ‚Gesellschaftsvertrag' ebenso halten oder sich klarer ausdrücken sollen." „Ich glaubte es getan zu haben", antwortete ich, „denn ich achtete ihn genug dazu." Er wollte noch etwas sagen, ja, er war nahe daran, sich völlig gegen mich auszusprechen, aber im selben Augenblick bezwang er sich auch und schwieg. Unglückselige Höflingspolitik, welche sogar in den lautersten Herzen das Gefühl der Freundschaft überwiegt!

Dieses wenn auch kurze Gespräch klärte mich jedoch über meine Lage auf, wenigstens in gewisser Hinsicht, und ließ mich begreifen, daß man es eben doch auf mich abgesehen hatte. Ich beklagte dieses unerhörte Verhängnis, das stets alles, was ich Gutes sagte oder tat, zu meinem Nachteil wandte. Da ich jedoch in dieser Angelegenheit Frau von Luxembourg und Herrn von Malesherbes als Schirm und Schild empfand, vermochte ich nicht zu erfinden, wie man es anstellen sollte, sie beiseite zu schieben und über mich herzufallen, denn daß es sich fortan nicht mehr um Billigkeit und Gerechtigkeit handeln und man sich nicht erst darauf einlassen würde, zu untersuchen, ob ich im Unrecht sei oder nicht, begriff ich sehr wohl. Das Gewitter zog indessen schwarz und schwärzer herauf. Selbst Néaulme drückte mir in seiner wirren Geschwätzigkeit sein Bedauern aus, sich mit diesem Werke eingelassen zu haben, und schien des Schicksales sicher zu sein, das dem Buche und seinem Verfasser drohte. Ein Umstand beruhigte mich dennoch immer wieder: ich sah Frau von Luxembourg so ruhig, so zufrieden, so heiter sogar, daß sie ihrer Sache wohl sicher sein mußte, um meinetwillen nicht die geringste Besorgnis zu hegen, um kein einziges Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung gegen mich zu äußern und um die Wendung, welche die Angelegenheit genommen, mit einer Kaltblütigkeit anzuschauen, als ob sie selber gar nichts damit zu tun und niemals das geringste Interesse für mich gehegt hätte. Es erstaunte mich allerdings, daß sie mir überhaupt gar nichts sagte, meines Bedünkens nach hätte sie sich auf alle Fälle irgendwie gegen mich äußern müssen. Frau von

Boufflers schien weniger ruhig. Sie kam und ging in großer Aufregung, tat sehr geschäftig und versicherte mir, auch der Prinz Conti gebe sich die größte Mühe, den gegen mich geplanten Schlag abzuwenden, den Schlag selber jedoch schrieb sie immer nur den gegenwärtigen Verhältnissen zu, unter denen es dem Parlamente darauf ankäme, von den Jesuiten nicht religiöser Gleichgültigkeit geziehen zu werden. Sie schien indessen wenig Vertrauen zu dem Erfolge ihrer und der Schritte des Prinzen zu haben. Ihre mehr aufregenden als beruhigenden Mitteilungen bezweckten alle, mich zur Flucht zu bestimmen, und sie riet mir unausgesetzt, mich nach England zu wenden, wo sie mir viele Freunde in Aussicht stellte, unter anderen auch den berühmten Hume, mit dem sie seit lange befreundet war. Da sie jedoch merkte, daß ich mich nicht aus meiner Ruhe bringen ließ, schlug sie einen Weg ein, der mich schon eher zum Wanken bringen konnte. Sie gab mir zu verstehen, ich würde im Falle einer Verhaftung und eines Verhörs gezwungen sein, Frau von Luxembourg zu nennen, und sie verdiene um ihrer Freundschaft willen doch wohl, daß ich mich der Möglichkeit, sie bloßzustellen, nicht aussetze. Ich erwiderte ihr, sie könne in einem solchen Falle vollkommen ruhig bleiben, denn ich würde sie niemals bloßstellen. Sie entgegnete, dieser Vorsatz sei leichter zu fassen als auszuführen, und darin hatte sie recht, besonders mir gegenüber, der ich entschlossen war, vor den Richtern niemals meineidig zu werden und zu lügen, welche Gefahren das Aussprechen der Wahrheit auch nach sich ziehen möchte.

Als sie bemerkte, daß diese Überlegung einigen Eindruck auf mich gemacht hatte, ohne mich jedoch völlig zur Flucht zu bestimmen, sprach sie mir von einer mehrwöchentlichen Einkerkerung in die Bastille als dem einzigen Mittel, mich der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu entziehen, welches sich mit Staatsgefangenen nicht zu befassen hat. Ich hatte gegen diese absonderliche Gnade nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie nicht in meinem Namen erbeten wurde. Da sie mir dann nicht mehr *davon* sprach, habe ich später gemeint, dieser Gedanke

sei von ihr nur vorgebracht worden, um mich auszuforschen, und daß man keineswegs zu einem Auswege bereit gewesen war, der allem ein Ende gesetzt hätte.

Einige Tage später erhielt der Herr Marschall von dem Pfarrer von Deuil, einem Freunde Grimms und der Frau von Epinay, einen Brief mit der seiner Behauptung nach aus einer guten Quelle stammenden Nachricht, das Parlament würde mit äußerster Strenge gegen mich vorgehen und mich an dem und dem Tage verhaften lassen. Ich hielt diese Nachricht für Holbachische Mache, denn ich wußte, daß das Parlament die Formen streng beobachtete, das Erlassen eines Haftbefehles gegen mich, ohne vorherige gerichtliche Feststellung, ob ich mich denn zu dem Buche bekennte und auch wirklich sein Verfasser sei, hätte jedoch eine Verletzung sämtlicher Formen bedeutet. „Nur bei Verbrechen, welche die öffentliche Sicherheit gefährden", sagte ich zu Frau von Boufflers, „schreitet man auf bloße Anzeige hin zur Verhaftung der Beschuldigten, damit sie sich der Strafe nicht durch Flucht entziehen können. Will man jedoch ein Vergehen wie das meine ahnden, welches eigentlich Ehren und Belohnungen verdient, so geht man wohl gegen das Buch vor, vermeidet aber, so sehr man es nur irgend kann, sich dabei an den Verfasser zu halten." Sie erwiderte hierauf mit irgend einer Spitzfindigkeit, die ich inzwischen vergessen habe, um mir zu beweisen, es sei ein Beweis der Gunst, daß man mich einfach verhaften lassen wolle, anstatt mich zum Verhör vorzuladen. Am Tag darauf erhielt ich von Guy einen Brief des Inhaltes, er habe am selben Tage bei einem zufälligen Besuch des Herrn Oberstaatsanwalts auf dessen Schreibtisch den Entwurf einer Anklageschrift wider den „Emil" und seinen Verfasser liegen gesehen. Man beachte, daß besagter Guy der Geschäftsteilhaber Duchesnes war, der das Buch gedruckt hatte und nun ohne jede Sorge um sich selber dem Verfasser aus reiner Christenliebe diese Mitteilung zugehen ließ. Man kann sich denken, wie glaubhaft mir das erschien! Es war ja auch so einfach, so natürlich, daß ein vom Herrn Oberstaatsanwalt empfangener Buchhändler

in aller Seelenruhe die auf dem Schreibtische dieses Beamten umherliegenden Schriften und Entwürfe lesen konnte! Frau von Boufflers und andere hielten es jedoch durchaus für möglich. Bei all den Ungereimtheiten, die man mir unaufhörlich in die Ohren blies, fühlte ich mich schließlich versucht zu glauben, die ganze Welt sei närrisch geworden.

Da ich recht wohl merkte, daß hinter dem ganzen Getriebe etwas stecken mußte, das man mir nicht sagen wollte, wartete ich das Ereignis ruhig ab, verließ mich auf mein rechtliches Vorgehen und meine Unschuld in der ganzen Angelegenheit und war, welche Verfolgung nun meiner auch immer harren mochte, glücklich, zu der Ehre auserlesen zu sein, für die Wahrheit zu leiden. Weit davon entfernt, mich ängstlich verborgen zu halten, ging ich vielmehr täglich aufs Schloß und machte jeden Nachmittag meinen gewohnten Spaziergang. Am 8. Juni, dem Vorabend des Haftbefehls, machte ich ihn mit zwei Professoren vom Oratorium, den Patern Alamanni und Mandard. Wir nahmen einen kleinen Vesperimbiß mit nach den Champeaux hinaus und verzehrten ihn dort mit dem besten Appetit. Da wir Trinkgläser mitzunehmen vergessen hatten, ersetzten wir sie durch Roggenhalme, mit denen wir den Wein aus der Flasche aufsogen, und dabei suchte sich jeder recht dicke aus, um es den anderen im Aufpumpen zuvorzutun. Mein Lebtag bin ich nicht so heiter gewesen.

Ich habe erzählt, wie ich in meiner Jugend den Schlaf verlor. Seitdem hatte ich mir angewöhnt, allabendlich in meinem Bette so lange zu lesen, bis ich meine Augen schwer werden fühlte. Dann löschte ich meine Kerze aus und versuchte einzuschlafen, was mir nach wenigen Augenblicken meist auch gelang. Meine gewöhnliche Abendlektüre war die Bibel, die ich auf diese Weise zum mindesten fünf oder sechs Mal hintereinander durchgelesen habe. Da ich mich an diesem Abend wacher als sonst fühlte, las ich länger, und zwar das ganze Buch, das mit dem Leviten Ephraim schließt, es ist das Buch der *Richter*, wenn ich mich nicht irre, denn seit jener Zeit

habe ich es nicht wieder gelesen. Diese Geschichte hatte mich stark beeindruckt und ich war gerade in einer Art traumhaftem Zustand mit ihr beschäftigt, als mich plötzlich Licht und Geräusch daraus aufschreckten. Es war Therese, welche La Roche leuchtete, und als dieser mich schnell in meinem Bett auffahren sah, rief er mir zu: „Erschrecken Sie nicht, die Frau Marschallin sendet mich, sie hat Ihnen geschrieben und schickt Ihnen einen Brief des Prinzen Conti". Dem Brief der Frau von Luxembourg lag in der Tat ein Brief des Prinzen bei, den er ihr soeben durch einen besonderen Boten zugestellt hatte, um ihr mitzuteilen, daß man ohngeachtet aller seiner Bemühungen mit äußerster Strenge gegen mich vorzugehen willens sei. „Die Erregung", schrieb er ihr, „ist grenzenlos; nichts vermag den Schlag abzuwenden; der Hof fordert's, das Parlament will's; morgen früh um sieben Uhr wird der Haftbefehl gegen ihn erlassen und auf der Stelle vollzogen werden: ich habe erwirkt, daß man ihn nicht verfolgen lassen wird, wenn er flieht, besteht er jedoch darauf, sich durchaus fangen lassen zu wollen, so wird's ihm geschehen." La Roche beschwor mich im Namen der Marschallin, aufzustehen und zu einer näheren Besprechung zu ihr zu kommen. Es war zwei Uhr, sie hatte sich eben erst niedergelegt. „Sie erwartet Sie", fügte er hinzu, „und will nicht einschlafen, ehe sie Sie gesehen hat." Ich kleidete mich in aller Hast an und eilte zu ihr.

Sie erschien mir aufgeregt. Es war das erste Mal. Ihre Erregung rührte mich. In diesem Augenblick der Überraschung mitten in der Nacht war ich selber nicht ruhig: sobald ich ihrer jedoch ansichtig wurde, vergaß ich mich, um nur noch an sie und die traurige Rolle zu denken, die sie spielen würde, wenn ich mich ergreifen ließ, denn, fühlte ich auch den nötigen Mut in mir, stets nur die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie mir schadete und mich ins Verderben stürzte, so besaß ich doch weder genug Geistesgegenwart, noch Gewandtheit, und vielleicht nicht einmal genug Festigkeit, sie nicht bloßzustellen, wenn man mich heftig bedrängte. Dies bestimmte mich, meinen Ruhm ihrer Ruhe aufzuopfern und bei dieser Gele-

genheit das sie für sie zu tun, was ich nicht um die Welt für mich selber getan haben würde. Sobald ich meinen Entschluß nur gefaßt hatte, teilte ich ihn ihr auch mit, da ich den Wert meines Opfers nicht dadurch verringern wollte, daß ich es mir abdringen ließ. Ich bin sicher, daß sie sich über meinen Beweggrund nicht täuschen konnte, dennoch sagte sie mir kein Wort, welches ihre Erkenntlichkeit verraten hätte. Diese Gleichgültigkeit verletzte mich derart, daß ich schwankte, ob ich meinen Entschluß nicht noch ändern sollte, aber dann kam der Herr Marschall dazu und Frau von Boufflers langte um einiges später aus Paris an. Sie taten, was Frau von Luxembourg hätte tun müssen. Ich ließ mir schmeicheln, schämte mich, mein Wort zurückzunehmen, und so war bald nur noch von dem Ziel meiner Flucht und der Zeit meiner Abreise die Rede. Herr von Luxembourg schlug mir vor, einige Tage inkognito bei ihm zu bleiben, um meine Maßregeln mit größerer Muße bedenken und treffen zu können, aber ich willigte nicht darein und ebenso wies ich den Vorschlag zurück, mich heimlich in den „Temple" zu begeben. Ich beharrte darauf, lieber noch am selben Tage abzureisen, als mich irgendwo versteckt halten zu müssen.

In dem Gefühl, im Königreiche mächtige und heimliche Feinde zu haben, hielt ich es trotz meiner Liebe zu Frankreich für angezeigt, es zu verlassen, wollte ich meiner Ruhe wirklich sicher sein. Mein erster Gedanke war, mich nach Genf zurückzuziehen, ein Augenblick der Überlegung genügte jedoch, mich vor dieser Torheit zu bewahren. Ich wußte, daß das französische Ministerium, welches in Genf noch weit mächtiger war als in Paris, mich in einer dieser beiden Städte nicht mehr in Frieden lassen würde, als in der anderen, wenn meine Verfolgung einmal beschlossene Sache war. Ich wußte, daß meine „Abhandlung über die Ungleichheit" im Rate einen um so gefährlicheren Haß gegen mich erregt hatte, als er ihn nicht zu offenbaren wagte. Ich wußte ferner, daß er sich auf Anregung des Doktors Tronchin beeilt hatte, die „Neue Heloïse" sofort nach ihrem Erscheinen zu ver-

bieten, als er jedoch gewahr wurde, daß man es ihm nirgendwo und nicht einmal in Paris nachtat, schämte er sich seiner Unbesonnenheit und zog sein Verbot zurück. Da die Gelegenheit jetzt für ihn weit günstiger war, würde er sie, des war ich gewiß, nach besten Kräften genützt haben. Ich wußte, daß allem schönen Scheine zum Trotz in allen Genfer Herzen eine geheime Eifersucht gegen mich herrschte, die nur auf eine Gelegenheit wartete, sich Genüge zu tun. Nichtsdestoweniger lockte mich Vaterlandsliebe in meine Heimat zurück, und hätte ich hoffen dürfen, dort in Frieden zu leben, so würde ich nicht geschwankt haben, da mir jedoch weder Ehre noch Vernunft gestatteten, dort wie ein Flüchtling Schutz zu suchen, so faßte ich den Entschluß, mich vorerst nur in die Nähe meiner Vaterstadt zu begeben und in der Schweiz abzuwarten, was man in Genf meinetwegen beschließen würde. Gleich wird man sehen, daß diese Ungewißheit nicht lange währte.

Frau von Boufflers mißbilligte diesen Entschluß aufs heftigste und gab sich von neuem alle Mühe, mich zur Übersiedelung nach England zu bewegen, sie vermochte ihn jedoch nicht zu erschüttern. Ich habe weder England noch die Engländer je geliebt, und Frau von Boufflers heftiges Zureden vermochte meine Abneigung nicht zu besiegen, sondern schien sie im Gegenteil noch zu steigern, ohne daß ich gewußt hätte, warum.

Da ich entschlossen war, noch am selben Tage abzureisen, galt ich bereits von früh an vor jedermann für abgereist, und La Roche, durch den ich meine Papiere holen ließ, wollte nicht einmal Theresen sagen, ob sich dem wirklich so verhielt oder nicht. Seitdem ich mir vorgenommen, eines Tages meine Denkwürdigkeiten zu schreiben, hatte ich viele Briefe und andere Papiere aufgeschichtet, so daß er mehrmals hin und her gehen mußte. Ein Teil dieser Papiere war schon geordnet und wurde beiseite gelegt, mit der Sichtung der anderen verbrachte ich den Rest des Morgens, um mitzunehmen, was ich brauchte und alles übrige zu verbrennen. Herr von Luxembourg war freundlich genug, mir bei dieser Arbeit zu helfen; sie war so

langwierig, daß wir sie auch am Vormittage nicht beenden konnten und mir nicht die Zeit blieb, irgend etwas zu verbrennen. Der Herr Marschall erbot sich, die Durchsicht des Restes zu übernehmen, das Wertlose eigenhändig zu verbrennen, ohne sich dabei auf jemanden, wer es auch immer sein möchte, zu verlassen, und mir dann alles Ausgesonderte zu übersenden. Voller Freude, dieser Sorge ledig zu sein und die wenigen Stunden, die mir noch blieben, mit Menschen verbringen zu können, die mir so teuer waren, und die ich nun auf immer verlassen mußte, nahm ich dieses Anerbieten gerne an. Herr von Luxembourg nahm den Schlüssel des Zimmers, in dem ich die Papiere zurückließ, an sich und ließ auf mein inständiges Bitten meine arme Tante holen, welche sich in tödlicher Angst darum verzehrte, was aus mir geworden sei und aus ihr werden würde, und außerdem in jedem Augenblick die Gerichtsdiener erwartete, ohne zu wissen, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten und was sie ihnen antworten sollte. La Roche führte sie aufs Schloß, ohne ihr etwas zu sagen, sie glaubte mich bereits in weiter Ferne; als sie meiner jedoch ansichtig wurde, schrie sie laut auf und stürzte sich in meine Arme. Oh Freundschaft, Herzensgemeinschaft, Gewohnheit, Vertrautheit! In diesem süßen, bitteren Augenblick flossen alle glücklichen zärtlichen friedlichen, gemeinsam verlebten Tage zusammen, um mich den Schmerz der ersten Trennung nach nahezu siebzehn Jahren, in denen wir uns kaum einen Tag lang aus den Augen verloren hatten, um so tiefer empfinden zu lassen. Der Marschall, der bei dieser Umarmung zugegen war, konnte seine Tränen kaum zurückhalten. Er ließ uns allein. Therese wollte sich nicht wieder von mir trennen. Ich machte ihr das Mißliche ihrer Begleitung in diesem Augenblick begreiflich und die Notwendigkeit ihres Bleibens, um mein Hab und Gut zu veräußern und meine Gelder einzuziehen. Wenn gegen jemanden auf Verhaftung erkannt wird, so ist es Brauch, seine Briefschaften zu beschlagnahmen, seine Habseligkeiten zu versiegeln oder genau aufzunehmen und einen Verweser darüber einzusetzen. Sie mußte also unter allen

Umständen dableiben, um alle Maßregeln zu überwachen und alles aufs beste zu nützen. Ich versprach ihr, sie solle binnen kurzem wieder bei mir sein, und der Herr Marschall bestätigte ihr mein Versprechen; wohin ich mich wandte, wollte ich ihr jedoch nicht sagen, damit sie denen, die den Haftbefehl würden ausführen wollen, wahrheitsgemäß ihre Unkenntnis hierin versichern könnte. Als ich sie im Augenblicke der Trennung umarmte, fühlte ich mich ungewöhnlich bewegt und sagte in meinem Überschwange nur allzu prophetisch zu ihr: „Mein Kind, wappne dich mit Mut. Du hast das Glück meiner guten Tage mit mir geteilt, nun wirst du, da du es nicht anders willst, auch mein Elend mit mir zu teilen haben. Erwarte nur noch Schmach und Not an meiner Seite. Das Geschick, das mit diesem traurigen Tage für mich anhebt, wird mich bis in meine letzte Stunde hinein verfolgen."

Nun hatte ich nur noch an die Abreise zu denken. Die Gerichtsdiener hatten um zehn Uhr kommen sollen. Als ich abreiste, war es vier Uhr nachmittags und sie waren noch nicht dagewesen. Es war beschlossen worden, ich solle mit der Post fahren. Ich selber besaß keine Kutsche, daher schenkte mir der Herr Marschall einen leichten zweirädrigen Wagen und borgte mir Pferde und einen Postillon bis zur nächsten Post, wo man mir infolge der von ihm getroffenen Maßnahmen ohne jede Schwierigkeit Pferde stellte.

Da ich an der Mittagstafel nicht erschienen war und mich im Schloß überhaupt nicht sehen ließ, kamen die Damen, um mir Lebewohl zu sagen, ins Halbgeschoß hinunter, wo ich mich den Tag über aufhielt. Die Marschallin umarmte mich zu wiederholten Malen mit einem recht traurigen Gesicht, aber ich empfand in ihren Umarmungen nicht mehr jene Innigkeit, die sie noch vor zwei oder drei Jahren in ihre Zärtlichkeit gegen mich zu legen gewußt hatte. Auch Frau von Boufflers umarmte mich und sagte mir viele schöne Sachen. Noch mehr aber überraschte mich der Kuß der Frau von Mirepoix, denn auch sie war anwesend. Die Frau Marschallin von Mirepoix

war eine äußerst kalte, förmliche und zurückhaltende Frau, und schien mir von dem angeborenen Hochmute des Hauses Lothringen nicht ganz frei zu sein. Sie hatte mir niemals viel Beachtung geschenkt. Sei es nun, daß ich im Gefühl des Geschmeicheltseins mir unbewußt die Bedeutung dieser unerwarteten Ehre zu steigern suchte, oder sei es, daß sie in ihre Umarmung wirklich etwas von jenem edlen Gemütern eigenen Mitgefühl gelegt hatte, jedenfalls empfand ich in ihrer Bewegung und in ihrem Blick irgend etwas Ernstes und Tiefes, das mich erfaßte. Wenn ich später daran zurückdachte, habe ich oft vermutet, ihr möchte schon damals das Schicksal nicht unbekannt gewesen sein, zu dem ich verurteilt war, und sie daher einen Augenblick lang Rührung über mein Los überkommen haben.

Der Herr Marschall sprach kein Wort; er war leichenblaß. Er bestand darauf, mich an meinen Wagen zu begleiten, der an der Pferdeschwemme auf mich wartete. Wir durchschritten den ganzen Garten, ohne ein einziges Wort miteinander zu wechseln. Ich hatte einen Schlüssel zum Park, mit dem ich jetzt die Tür öffnete und anstatt ihn dann wieder in meine Tasche zu stecken, überreichte ich ihn ihm wortlos. Er ergriff den Schlüssel mit einer so auffälligen Hastigkeit, daß ich später noch oft habe daran zurückdenken müssen. Ich habe in meinem Leben kaum einen so bitteren Augenblick erlebt als diesen Abschied. Unsere Umarmung war stumm und lang: wir fühlten beide, daß sie ein letztes Lebewohl sei.

Zwischen La Barre und Montmorency begegnete ich in einem Mietswagen vier schwarzgekleideten Männern, die mich lächelnd grüßten. Nach dem, was mir Therese später über das Äußere der Gerichtsdiener, über die Stunde ihres Eintreffens und über die Art ihres Auftretens erzählt hat, habe ich nicht mehr daran gezweifelt, daß sie es gewesen waren, besonders da ich später erfuhr, der Haftbefehl sei nicht um sieben Uhr früh, wie man mir angezeigt hatte, sondern erst um zwölf Uhr mittags ausgefertigt worden. Ich mußte durch ganz Paris fahren. In einem offenen zweirädrigen Wagen ist man nicht sehr

verborgen. Auf der Straße sah ich mehrere Personen, die mich wie einen Bekannten grüßten, ich erkannte jedoch keinen von ihnen. Am selben Abend änderte ich noch meine Richtung, um über Villeroy zu fahren. In Lyon müssen nämlich alle Postreisenden vor den Stadtkommandanten geführt werden. Das hätte für jemanden, der weder lügen noch seinen Namen ändern wollte, Ungelegenheiten mit sich bringen können. Ich fuhr also mit einem Brief der Frau von Luxembourg zu Herrn von Villeroy, um ihn zu bitten, er möchte veranlassen, daß ich von dieser Lästigkeit befreit würde. Er gab mir einen Brief mit, den ich jedoch nicht benutzte, da ich nicht über Lyon fuhr. Dieser Brief befindet sich noch versiegelt unter meinen Papieren. Der Herr Herzog lud mich aufs freundlichste ein, in Villeroy zu übernachten, ich wollte jedoch lieber wieder auf die große Heerstraße einbiegen und legte am selben Tage noch zwei Poststationen zurück.

Mein Wagen war unbequem und ich zu unpäßlich, um lange Tagereisen machen zu können. Außerdem machte ich auch nicht genug den Eindruck eines großen Herrn, um auf rege Dienstbeflissenheit zu stoßen, und bekanntlich fühlen die Postpferde in Frankreich die Peitsche nur auf den Schultern des Postillons. Durch große Trinkgelder hoffte ich zu ersetzen, was meinem Auftreten und meiner Redeweise abging, aber dadurch machte ich es nur noch schlimmer. Sie nahmen mich für einen hergelaufenen Burschen, der in fremdem Auftrage reiste und zum ersten Male in seinem Leben die Post benutzte. Bald bekam ich nur noch elende Schindmähren und ward der Popanz der Postillone. Ich tat nun, was ich von Anfang an hätte tun sollen: ich faßte mich in Geduld, hielt meinen Mund und reiste eben, wie es ihnen beliebte.

Die Langeweile hätte ich mir unterwegs ja ganz gut mit den vielen sich herandrängenden Gedanken über das verscheuchen können, was mir widerfahren war, aber das lag sowohl meiner Geistesart wie meinem Gemüte fern. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit ich

überstandenes Leid vergesse, es mag noch so jung sein. So sehr es mich erschreckt und aufregt, wenn ich es für die Zukunft voraussehe, so schwach ist auch meine Erinnerung daran, sie erlischt fast von selbst, sobald es eingetreten ist. Meine quälerische Phantasie, die sich dauernd abmartert, drohenden Übeln vorzubeugen, lenkt mein Gedächtnis ab und verhindert mich, der Übel zu gedenken, die nicht mehr sind. Gegen das, was einmal geschehen ist, läßt sich nichts mehr tun — also ist es unnütz, sich noch damit zu beschäftigen. Ich koste mein Unglück gewissermaßen schon im voraus aus: je mehr ich unter der Gewißheit seines Herannahens gelitten habe, desto leichter vergesse ich es auch, während mir umgekehrt mein dauerndes inneres Beschäftigtsein mit meinem vergangenen Glück Macht verleiht, es zurückzurufen, zu bedenken und gewissermaßen aufs neue zu genießen, wann immer ich will. Ich bin mir wohl bewußt, es dieser glücklichen Veranlagung danken zu müssen, wenn ich niemals jene nachtragende Verstimmtheit gekannt habe, welche in jedem rachsüchtigen Gemüt durch die stets lebendige Erinnerung an die erlittenen Kränkungen unterhalten wird und es selber mit all dem Bösen quält, das es seinen Feinden so gern antun möchte. Da ich von Natur heftig bin, kenne ich Zorn und sogar Wut, aber immer nur in der ersten Aufwallung, ein Wunsch nach Rache hat niemals in meinem Inneren Wurzel gefaßt. Die Beleidigung beschäftigt mich viel zu wenig, als daß ich mich lange mit dem Beleidiger befassen könnte. Ich gedenke des Bösen, das er mir angetan hat, nur um dessentwillen, das er mir noch antun könnte; wäre ich sicher, er würde mir niemals wieder etwas Böses zufügen, so wollte ich alles, was er mir bereits zugefügt hat, sofort vergessen. Man predigt uns so gar viel vom Vergeben empfangener Beleidigungen, und gewißlich ist das auch eine sehr schöne Tugend, aber ich weiß mit ihr nichts anzufangen. Ich habe nie erprobt, ob mein Herz Haß zu bezwingen vermag, denn es hat niemals welchen empfunden, und ich selber denke viel zu wenig an meine Feinde, um die Tugend des Verzeihens üben zu können. Was

quälen sie sich nicht selber, nur um mich zu quälen! Ich bin ihrer Willkür preisgegeben, sie haben alle Macht und sie gebrauchen sie. Nur etwas ist nicht in ihre Gewalt gegeben, sie mögen es versuchen, wenn sie wollen, nämlich dadurch, daß sie sich um meinetwillen quälen, auch mich zu zwingen, dasselbe um ihretwillen zu tun!

Schon am Morgen nach meiner Abreise vergaß ich alles, was vorgefallen war, so vollkommen, — das Parlament und Frau von Pompadour und Herrn von Choiseul und Grimm und d'Alembert und ihre Verschwörungen und ihre Helfershelfer, daß ich ohne all die Vorsichtsmaßregeln, zu denen ich genötigt war, auf meiner ganzen Reise nicht wieder daran zurückgedacht haben würde. Statt all dieser Dinge kam mir eines immer wieder ins Gedächtnis: das, was ich am Vorabend meiner Flucht gelesen. Ich erinnerte mich auch der „Idyllen" Geßners, die sein Übersetzer Hubert mir vor einiger Zeit geschickt hatte. Die Gedanken an diese beiden Dinge tauchten so oft immer wieder in mir auf und flossen in meinem Kopfe so ineinander, daß ich versuchen wollte, wirklich Eines aus ihnen zu machen und die Geschichte des Leviten Ephraim in Geßners Art und Weise zu behandeln. Für einen so schrecklichen Gegenstand erschien jene idyllische und naive Dichtweise kaum besonders geeignet und von meiner damaligen Lage war das Herbeiströmen lieblicher Gedanken, die ihn hätten erheitern können, auch nicht gerade zu erwarten. Dennoch versuchte ich die Sache, und zwar ohne jede Hoffnung auf Erfolg, einzig um mir in meinem Wagen die Zeit zu vertreiben. Kaum hatte ich jedoch angefangen, so mußte ich auch über die liebliche Heiterkeit meiner Gedanken und über die Leichtigkeit erstaunen, mit der ich sie wiederzugeben vermochte. Ich machte in drei Tagen die drei ersten Gesänge dieses kleinen Gedichts, das ich dann später in Moitiers vollendete, und ich bin gewiß, in meinem Leben nichts geschaffen zu haben, worin eine so rührende Sitteneinfalt herrscht, so frische Farben, so naive Schilderungen, ein so lebendiges Erfassen der Zeit und eine so völlig antikische Einfachheit in allem, und dies trotz der Grauenhaf-

tigkeit des Vorwurfs, der im Grunde abscheulich ist, so daß mir außer allem anderen auch noch das Verdienst bleibt, den Stoff besiegt zu haben. Wenn der Levit Ephraim auch nicht mein bestes Werk ist, so wird er mir doch stets das liebste bleiben. Niemals habe ich es wieder gelesen und nie werde ich es wieder lesen können, ohne in meinem Inneren nicht auch den Beifall eines Herzens zu empfinden, das keinerlei Groll kennt und, anstatt durch sein Unglück erbittert zu werden, sich darüber tröstet und in sich selber einen Ersatz dafür findet. Man rufe alle jene großen Philosophen zusammen, welche in ihren Büchern so erhaben scheinen über Schicksalsschläge, die sie gar nie erlitten, man versetze sie in eine der meinen gleiche Lage und gebe ihnen auf, in einer solchen ersten Entrüstung über die ihrer Ehre widerfahrenen Kränkung ein derartiges Werk zu schreiben: man wird sehen, was dabei herauskommt.

Als ich aus Montmorency nach der Schweiz abreiste, beschloß ich, einige Zeit in Yverdun bei meinem guten alten Freunde Roguin zu verweilen, der sich seit einigen Jahren nach dorthin zurückgezogen und mich schon früher eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Unterwegs erfuhr ich, die Fahrt über Lyon sei ein Umweg, das bewahrte mich vor dem Betreten dieser Stadt. Dafür mußte ich aber über Besançon fahren, welches als Festung den Reisenden die gleiche Unannehmlichkeit auferlegte. Ich beschloß, links nach Salins abzubiegen, und zwar unter dem Vorwande, Dupins Neffen, Herrn von Mairan, der bei den Salzwerken angestellt war und mich früher aufs dringendste eingeladen hatte, zu besuchen. Dieser Ausweg war von Glück begleitet, ich traf Herrn von Mairan nicht an, brauchte mich erfreulicherweise also nicht aufzuhalten und setzte meinen Weg fort, ohne daß jemand ein Wort gegen mich vorgebracht hätte.

Als ich ins Berner Gebiet kam, ließ ich anhalten, stieg aus, warf mich zu Boden, umarmte und küßte die Erde und rief in meinem Überschwange aus: „Oh Himmel, du Schirmvogt der Tugend, ich preise dich, mein Fuß betritt ein freies Land!" Stets habe ich mich dergestalt im

blinden Vertrauen auf meine Hoffnungen für alles leidenschaftlich begeistert, was mir zum Unglück ausschlagen sollte. Mein erstaunter Postillon hielt mich für toll, ich aber stieg wieder in meinen Wagen, und wenige Stunden darauf ward mir die reine und lebhafte Freude, mich von den Armen des wackeren Roguin umschlungen zu fühlen. Ach, atmen wir bei diesem ehrenwerten Gastfreunde für einige Augenblicke auf! Bei ihm muß ich neuen Mut schöpfen und neue Kraft, denn bald werde ich beides nötig haben.

Nicht ohne Grund habe ich bei dem eben Erzählten alle Umstände angeführt, deren ich mich nur irgend erinnern konnte. Obgleich sie nicht allzu klar erscheinen mögen, so können sie dennoch, hält man nur erst einmal den Leitfaden des ganzen Gewebes in der Hand, seine Verschlingungen beleuchten, und so helfen sie zum Beispiel, obschon es in ihnen selber nicht kenntlich wird, das Rätsel lösen, das ich gleich vortragen werde.

Angenommen, meine Entfernung wäre zur Ausführung der gegen mich geplanten Verschwörung unumgänglich notwendig gewesen, so hätte zu ihrer Herbeiführung ungefähr alles so vor sich gehen müssen, wie es vor sich gegangen ist; wäre ich jedoch, ohne mich durch Frau von Luxembourgs nächtliche Botschaft und ihre Bestürzung erschrecken und aufregen zu lassen, wie zu Anfang fest geblieben, hätte ich, anstatt auf dem Schloß zu bleiben, mich wieder ins Bett gelegt, um ruhig in den frischen Morgen hineinzuschlafen, würde auch dann der Haftbefehl gegen mich erlassen worden sein? Eine große Frage, von der die Beantwortung gar vieler anderen abhängt. Man beachte um ihretwillen auch die Stunde des angedrohten und die Stunde des wirklich ausgeführten Haftbefehls! Ein grobes, aber ein dringliches Beispiel von der Bedeutung auch der geringsten Einzelheiten an Tatsachen, deren geheime Ursachen man durch Schlußfolgerungen entdecken will!

Zwölftes Buch
1762

Hier beginnt die Finsternis, in die ich mich seit acht Jahren hineingestoßen sehe, ohne daß es meinen undenklichen Bemühungen gelungen wäre, ihr schreckliches Dunkel zu durchdringen. In dem Abgrund des Elends, in den ich hinabgeschleudert bin, fühle ich die Schläge, die nach mir geführt werden, gewahre ihr unmittelbares Werkzeug, aber weder die Hand, die sie leitet, noch die angewandten Mittel vermag ich zu erkennen. Schmach und Leiden brechen unversehens wie von selbst über mich herein. Wenn meinem zerrissenen Herzen Seufzer entschlüpfen, erwecke ich den Anschein eines Menschen, der sich ohne jeden Grund beklagt, und die Urheber meines Verderbens haben die unbegreifliche Kunst entdeckt, das Publikum zu Teilhabern an ihrer Verschwörung zu machen, ohne daß es dieser Teilhaberschaft selber gewahr würde oder ihre Wirkungen bemerkte. Wenn ich also auch die mich betreffenden Ereignisse, die Behandlung, der ich ausgesetzt war, und noch alles sonst erzähle, was mir widerfahren ist, so bin ich doch außer stande, bis zu der treibenden Hand zurückzudringen und bei der Aufzählung der Wirkungen auch die Ursachen anzugeben. Diese Grundursachen sind alle in den vorhergehenden drei Büchern enthalten, alles auf mich Bezug habende und alle geheimen Handlungsantriebe sind darin auseinandergesetzt. Aber zu zeigen, wie diese verschiedenen Ursachen ineinandergreifen, um schließlich die seltsamen Ereignisse meines Lebens herbeizuführen, das zu tun ist mir nicht einmal auf Grund von Mutmaßungen möglich. Wenn unter meinen Lesern einige edelmütig genug sind, jene Geheimnisse durchdringen und die Wahrheit aufdecken zu wollen, so mögen sie sorgfältig die drei vorhergehenden Bücher nachlesen und dann für jedes im fol-

genden angeführte Geschehnis die ihnen zu Gebote stehende Erklärung ausfinden und so von Kabale zu Kabale und von Helfeshelfer zu Helfeshelfer bis zu den ersten Erregern des Ganzen hinaufdringen, ich bin sicher, bei welchem Ziele ihre Nachforschungen anlangen werden, selber aber verliere ich mich jetzt in die dunklen und gewundenen unterirdischen Pfade, die sie hinführen werden.

Während meines Aufenthaltes in Yverdun wurde ich mit der ganzen Familie des Herrn Roguin bekannt, so auch mit seiner Nichte, Frau Boy de la Tour, und ihren Töchtern, deren Vater ich, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, einst in Lyon begegnet war. Frau Boy de la Tour war nach Yverdun gekommen, um ihren Onkel und ihre Schwestern wiederzusehen. Ihre älteste, ungefähr fünfzehn Jahre alte Tochter bezauberte mich durch ihre Verständigkeit und ihren vortrefflichen Charakter. Ich hing sowohl der Mutter wie der Tochter mit inniger Freundschaft an. Die Tochter hatte Roguin seinem Neffen, einem Obristen, zur Frau bestimmt; er stand schon bei Jahren und brachte auch mir die freundschaftlichsten Gefühle entgegen, aber obgleich nun der Onkel für diese Heirat leidenschaftlich eingenommen war und der Neffe sie ebenfalls lebhaft wünschte und mir die Befriedigung sowohl des einen wie des anderen am Herzen lag, so ließ mich doch der große Altersunterschied und die äußerste Abneigung des jungen Frauenzimmers gemeinsam mit der Mutter gegen diese Heirat eifern, welche denn auch nicht zustande kam. Der Obrist hat seitdem Fräulein Dillan, seine Verwandte, geheiratet, deren Schönheit und Charakter mir ungemein zusagten und die ihn auch zum glücklichsten aller Ehegatten und Väter gemacht hat. Nichtsdestoweniger hat Herr Roguin mich zu vergessen vermocht, daß ich bei jener Gelegenheit seinen Wünschen widerstrebte. Ich habe mich darüber durch das Bewußtsein getröstet, sowohl ihm wie seiner Familie gegenüber die heiligste Freundschaftspflicht erfüllt zu haben, welche nämlich nicht darin besteht, sich angenehm *zu machen, sondern* stets zum Besten zu raten.

Über den Empfang, der meiner in Genf harrte, falls ich Lust verspüren sollte, dorthin zurückzukehren, blieb ich nicht lange im Unklaren. Mein Buch wurde dort verbrannt und am 18. Juni, das heißt neun Tage nach dem gleichen Vorgang in Paris, ein Haftbefehl wider mich erlassen. In diesem Erlaß häuften sich derart unglaubliche Widersinnigkeiten, und das Religionsedikt war darin so offenkundig verletzt, daß ich mich weigerte, den ersten darüber zu mir dringenden Nachrichten Glauben zu schenken; als sie sich jedoch bestätigten, fürchtete ich, eine so offenbare und schreiende Vergewaltigung aller Gesetze, das Gesetz des gesunden Menschenverstandes an ihrer Spitze, möchte in Genf das Oberste zu unterst kehren. Bald sollte ich mich jedoch beruhigen können: es blieb alles ruhig. Wenn sich unter der Bevölkerung ein leichter Unwillen bemerkbar machte, so war er nur gegen mich gerichtet, und ich wurde von allen Klatschbasen und Schulmeistern öffentlich wie ein Bube behandelt, dem man mit der Rute droht, weil er seinen Katechismus nicht ordentlich aufgesagt hat.

Diese beiden Erlasse waren das Signal zu dem Geschrei der Verdammung, das sich mit beispielloser Wut in ganz Europa wider mich erhob. Alle Zeitungen, alle Zeitschriften, alle Flugblätter läuteten aufs fürchterlichste Sturm. Vor allem die Franzosen, dieses sanfte, gebildete, edeldenkende Volk, das sich auf sein gesittetes, rücksichtsvolles Benehmen wider alle Unglücklichen so viel zugute tut, vergaß mit einem Schlage all seine Lieblingstugenden und tat sich durch die Zahl und die Heftigkeit seiner Angriffe hervor, in denen es mich nach Herzenslust mit Schmach überhäufte: ich war ein Gottloser, ein Atheist, ein Besessener, ein Rasender, ein wildes Tier, ein Wolf. Der Fortsetzer des „Journal de Trévoux" machte auf meine angebliche Wolfssucht einen Ausfall, der die seine zur Genüge erwies. Kurz, man hätte meinen mögen, man fürchte in Paris Händel mit der Polizei zu bekommen, falls man eine Schrift, über welchen Gegenstand auch immer, veröffentlichte, ohne darin nicht auch *einige* Schmähungen gegen mich auszustoßen. In dem

verzweifelten Versuch, die Ursache dieser einstimmigen Feindseligkeit gegen mich zu entdecken, war ich nahe daran, zu glauben, die ganze Welt sei toll geworden. Wie, der Bearbeiter des „Ewigen Friedens" sät Zwietracht, der Erdenker des „savoyardischen Vikars" ist gottlos, der Verfasser der „Neuen Heloïse" ist ein Wolf, der des „Emil" ein Rasender? Oh, mein Gott, was wäre ich dann erst gewesen, hätte ich das Buch „Über den Geist" oder irgend ein ähnliches Werk herausgegeben?! Und dennoch, in dem Sturme, der sich wider den Verfasser dieses Buches erhob, dachte das Publikum garnicht daran, seine Stimme in das Geschrei der Verfolger einfallen zu lassen, sondern rächte ihn sogar durch seine Anerkennung an ihnen. Man vergleiche jenes Buch mit allen den meinen, vergleiche die verschiedene Aufnahme, die ihnen zu teil geworden ist, und die Behandlung, der die beiden Verfasser in den verschiedenen Staaten Europas begegneten, und dann finde man für all diese Verschiedenheiten Ursachen, die einen vernünftigen Menschen zufriedenstellen können, das ist alles, was ich verlange, dann will ich auch gerne schweigen.

Der Aufenthalt in Yverdun bekam mir so gut, daß ich auf inständiges Bitten Roguins und seiner ganzen Familie den Entschluß faßte, dort zu bleiben, und auch der Amtmann dieser Stadt, Herr Moiry von Gingins ermutigte mich durch seine Freundlichkeit, in diesem seinem Bezirke ansässig zu werden. Der Obrist bat mich so herzlich, ein kleines Sommerhäuschen, das bei seinem Hause zwischen Garten und Hof gelegen war, als Wohnung zu beziehen, daß ich einwilligte, und sogleich ließ er es sich angelegen sein, es mit allem zu versehen, was für meinen kleinen Haushalt erforderlich war. Der Bannerherr Roguin, der sich mit am eifrigsten um mich bemühte, blieb von morgens bis abends an meiner Seite. Wenn ich für so viele Freundlichkeiten auch stets sehr erkenntlich gewesen bin, so belästigten sie mich bisweilen doch recht arg. Schon war der Tag meines Einzuges bestimmt und der Brief, in dem ich Theresen zu mir beschied, bereits abgegangen, als ich plötzlich hörte, in

Bern erhöbe sich ein von den Frommen erregter Sturm wider mich; seine erste Ursache habe ich niemals zu erforschen vermocht. Ohne daß man in Erfahrung bringen konnte, wer den Senat aufgehetzt hatte, schien er mich in meiner Zufluchtsstätte doch nicht unbehelligt lassen zu wollen. Bei der ersten Kunde, die der Herr Amtmann von dieser Gärung bekam, schrieb er zu meinen Gunsten sofort an mehrere Regierungsmitglieder, machte ihnen Vorwürfe über ihre blinde Unduldsamkeit und nannte es eine Schande, daß sie einem bedrängten, verdienstvollen Manne die Zuflucht weigern wollten, die doch so viele Banditen in ihrem Staate fänden. Gescheite Menschen haben gemutmaßt, die Hitzigkeit seiner Vorwürfe möchte die Gemüter mehr aufgereizt als besänftigt haben. Wie dem nun aber auch gewesen sein mochte, weder sein Einfluß noch seine Vorstellungen konnten den Schlag abwenden. Da ihm der Befehl, den er mir würde auszuhändigen haben, angekündigt worden war, unterrichtete er mich schon vorher, und um die Ausfertigung nicht erst abzuwarten, entschloß ich mich, schon am nächsten Morgen abzureisen. Da ich jedoch gesehen, daß Frankreich und die Schweiz mir verschlossen waren und andererseits voraussah, daß ich in dieser Sache jedermann beeifern würde, es seinem Nachbar gleich zu tun, lag die große Schwierigkeit darin, zu wissen, wohin.

Frau Boy de la Tour schlug mir vor, ein unbewohntes, aber völlig eingerichtetes Haus zu beziehen, das ihrem Sohne im Dorfe Motiers gehörte, welches Dorf in der Grafschaft Neuchâtel im Val de Travers gelegen war. Um hinzugelangen, brauchte ich nur einen Berg zu übersteigen. Das Anerbieten kam um so gelegener, als ich in den Staaten des Königs von Preußen naturgemäß vor allen Verfolgungen geschützt sein mußte oder zum mindesten die Religion dort nicht zum Vorwande dienen konnte. Ein geheimer Umstand jedoch, den ich nicht gern aussprechen wollte, gab mir einigen Grund zur Unschlüssigkeit. Jene angeborene, mein Herz stets verzehrende Gerechtigkeitsliebe hatte mir zusammen mit meiner geheimen Liebe zu Frankreich Abneigung gegen den König

von Preußen eingeflößt, welcher mir seinen Grundsätzen und Handlungen zufolge alle Achtung vor dem natürlichen Gesetz und allen menschlichen Pflichten mit Füßen zu treten schien. Unter den eingerahmten Stichen, mit denen ich meinen Turm in Montmorency geschmückt hatte, befand sich auch ein Bildnis dieses Fürsten, unter welchem ein so sich endigendes Distichon stand:

Er denkt als Philosoph und handelt als ein König.

Aus jeder anderen Feder wäre dieser Vers ein recht schönes Lob gewesen, da er jedoch aus der meinen geflossen war, wohnte ihm nur ein unzweideutiger Sinn bei, der überdies durch den vorhergehenden Vers nur allzu offenbar wurde.*) Dieses Distichon war von allen gesehen worden, die mich besucht hatten, das heißt von einer sehr großen Zahl. Der Ritter von Lorenzy hatte es sich sogar abgeschrieben, um es d'Alembert zu geben, und ich zweifelte nicht, daß dieser es sich nicht hätte angelegen sein lassen sollen, dem Könige damit in meinem Namen aufzuwarten. Dieses erste Unrecht hatte ich noch durch eine Stelle im „Emil" erschwert, in der man an dem Namen Adrast, König der Daunier, recht gut erkennen konnte, wen ich im Auge hatte; meinen Krittlern war dies denn auch nicht entgangen, und Frau von Boufflers kam mir gegenüber wiederholt auf diesen Punkt zu sprechen. Ich durfte also sicher sein, daß mein Name in den Listen des Königs von Preußen mit roter Tinte verzeichnet stand, und da ich anderseits vermutete, er hätte die Grundsätze, die ich ihm zuzuschreiben gewagt, wirklich, so mußten ihm schon allein dadurch meine Schriften und ihr Verfasser mißfallen: denn bekanntlich haben Böse und Tyrannen, sogar ohne mich zu kennen, einzig auf die Bekanntschaft mit meinen Schriften hin, zu allen Zeiten einen tödlichen Haß auf mich geworfen.

Dennoch wagte ich es, mich in seine Gewalt zu begeben und glaubte dabei auch kaum Gefahr zu laufen. Ich wußte, daß niedrige Leidenschaften meistens nur schwache Menschen unterjochen, über Seelen von har-

*) Der Vers lautete:
Ruhm, Eigennutzen gilt als Gott ihm und Gesetz.

Er ging dem im Text angeführten Verse nicht voraus, denn jener stand unter dem Bildnis, dieser dagegen auf der Rückseite.

tem Schlage dagegen wenig vermögen, für eine solche aber hatte ich die seine stets gehalten. Ich meinte, es würde mit zu seiner Regierungskunst gehören, sich bei einer solchen Gelegenheit hochherzig zu zeigen, außerdem überstieg es ja auch seinen Charakter nicht, es wirklich zu sein. Ich meinte ferner, die Möglichkeit zu einer niedrigen leichten Rache würde nicht für einen Augenblick die Ruhmesliebe in ihm überwiegen, und wenn ich mich an seine Stelle dachte, hielt ich es nicht für unwahrscheinlich, daß er die Gelegenheit wahrnehmen würde, um den Mann, der schlecht von ihm zu denken gewagt hatte, durch das Gewicht seiner Großmut niederzubeugen. Ich siedelte also mit einem Vertrauen nach Motiers über, dessen Wert zu empfinden ich ihn für fähig hielt, und sagte mir: Wenn Jean Jacques sich an die Seite Coriolans erhebt, wird Friedrich dann hinter dem General der Volsker zurückstehen?*)

Der Obrist Roguin bestand darauf, mich über den Berg zu geleiten und mir bei meiner Niederlassung in Motiers behilflich zu sein. Frau Boy de la Tours Schwägerin, eine Frau Girardier, der das Haus, das ich beziehen sollte, sehr bequem gewesen war, sah mich mit nicht allzu großer Freude ankommen, dennoch übergab sie mir mit aller Artigkeit meine Wohnung, und ich aß bei ihr, bis Therese angekommen und mein kleiner Haushalt wieder eingerichtet sein würde.

Da ich seit meiner Abreise von Montmorency nur allzu wohl fühlte, daß ich fortan als ein Flüchtling auf Erden einherirren würde, zögerte ich noch dareinzuwilligen, daß sie wieder an meine Seite käme und das flüchtige Leben mit mir teilte, zu dem ich mich verurteilt sah. Ich empfand, daß sich unser Verhältnis durch die eingetre-

*) J. J. Rousseau richtete nach seiner Ankunft folgenden Brief an Friedrich den Großen:

Motiers Travers, Juli 1762.

Ich habe viel Schlechtes über Sie gesagt, und werde es vielleicht auch noch ferner tun. Da ich jedoch aus Frankreich, aus Genf und aus dem Kanton Bern verjagt worden bin, habe ich in Ihren Staaten eine Zuflucht gesucht. Vielleicht war es ein Fehler, damit nicht den Anfang gemacht zu haben —, dieser Glaube gehört zu jenen Huldigungen, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe keine Gnade von Ihnen verdient und ich bitte auch nicht um Gnade, aber ich habe Eurer Majestät mitteilen zu müssen geglaubt, daß ich mich in ihrer Gewalt befinde und mich dafür befinden will: sie mag nach ihrem Gefallen über mich verfügen. A. d. Ü.

tene Katastrophe ändern mußte und fortan alles, was bisher Gunst und Wohltat von meiner Seite gewesen war, nun dasselbe von ihrer Seite aus werden würde. Wenn ihre Liebe wider mein Unglück auch stand hielt, so mußte es ihr doch das Herz zerreißen und ihr Kummer mein Elend vergrößern. Erkältete dagegen mein Mißgeschick ihr Herz, so mußte sie mir ihre Anhänglichkeit als ein Opfer anrechnen, und anstatt die Freude nachzuempfinden, mit der ich mein letztes Stück Brot mit ihr zu teilen bereit war, würde sie nur noch das Verdienstliche ihres Willens gefühlt haben, mir überall hin folgen zu wollen, wohin mich das Schicksal verschlug.

Alles soll gesagt werden: ich habe weder meine noch meiner armen Mama Laster verhehlt, ich darf Theresen keine größere Schonung angedeihen lassen, und wie groß meine Freude auch immer sein möchte, ein Wesen zu ehren, das mir so teuer ist, so will ich doch ebensowenig ihr Unrecht verheimlichen, wenn eine unwillkürliche Wandlung in den Gefühlen des Herzens überhaupt so genannt werden darf. Schon seit langem hatte ich ihr Erkalten gegen mich wahrgenommen. Ich fühlte, daß sie für mich nicht mehr dasselbe wie in unseren schönen Jahren war, ich fühlte es um so tiefer, als ich für sie derselbe geblieben. Der gleiche Mißstand, dessen Wirkung ich schon an Mamas Seite zu spüren bekommen hatte, trat und zwar mit der gleichen Wirkung, auch zwischen uns ein. Man soll keine Vollkommenheiten suchen, die außerhalb der Natur sind: die Wirkung würde bei jedweder Frau dieselbe gewesen sein. So wohlüberlegt mir der hinsichtlich meiner Kinder gefaßte Entschluß auch erschienen war, so hatte er mein Herz doch niemals ganz unbedrängt gelassen. Als ich über meine „Abhandlung über die Erziehung" nachdachte, begriff ich, daß ich Pflichten vernachlässigt, von denen nichts mich hätte lossprechen dürfen. Meine Reue wurde schließlich so bitter, daß sie mir am Anfange des „Emil" beinahe das öffentliche Geständnis meiner Schuld abpreßte, die Stelle selber ist so klar, daß es wundernehmen muß, wie man danach noch den Mut hat finden können, mir meine Schuld vorzuwer-

fen.*) Meine Lage war damals jedoch noch dieselbe oder bei der Erbitterung meiner Feinde, die mich über alles gern ertappt hätten, noch bei weitem schlimmer. Ich fürchtete mich vor der Wiederholung meiner Handlungsweise, und da ich mich dieser Gefahr nicht erst aussetzen wollte, verdammte ich mich lieber zur Enthaltsamkeit, als daß ich Theresen abermals in eine gleiche Lage versetzt hätte, überdies hatte ich wahrgenommen, daß der geschlechtliche Umgang mit Frauen mein körperliches Übel merklich verschlimmerte; das dafür Ersatz schaffende Laster, von dem ich mich nie vollkommen habe heilen können, schien mir dagegen weniger nachteilig einzuwirken: dieser zwiefache Grund hatte mich Vorsätze fassen lassen, die ich zwar zuweilen ziemlich schlecht innegehalten, denen ich seit drei oder vier Jahren jedoch treulicher nachkam, und eben seit dieser Zeit hatte ich Theresens Erkalten gegen mich wahrgenommen: ihre Anhänglichkeit entsprang nun nicht mehr dem Gefühl der Liebe, sondern dem Gefühl der Pflicht. Das raubte unserem Umgange notwendigerweise viel von seinen Reizen, und so bildete ich mir ein, sie würde, meiner Fürsorge, wo sie auch immer sein mochte, sicher, vielleicht lieber in Paris bleiben als mit mir umherirren wollen. Sie hatte bei unserer Trennung jedoch einen so tiefen Schmerz zu erkennen gegeben, sie hatte von mir so feste Versprechen gefordert, was unsere Wiedervereinigung anbelangte, und seit meiner Abreise ihre Sehnsucht danach sowohl dem Prinzen von Conti wie Herrn von Luxembourg so lebhaft ausgedrückt, daß es mir nicht nur an dem Mute gebrach, ihr von Trennung zu sprechen, sondern daß ich kaum Mut genug besaß, selber daran zu denken, und nachdem ich aufs tiefste empfunden hatte, wie unmöglich es mir war, ihrer zu entbehren, war ich nur noch darauf bedacht, sie so dringlich und so schnell

*) Sie lautet: Wenn ein Vater Kinder zeugt und aufzieht, so erfüllt er damit nur den dritten Teil seiner Aufgabe .. wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat kein Recht es zu werden. Weder Armut, noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten können ihn davon entbinden, seine Kinder zu ernähren und selber zu erziehen. Leser, du darfst mir hierin wahrlich Glauben schenken: wer ein Herz hat und diese heiligen Pflichten verabsäumt, dem prophezeie ich, daß er einst bittere Tränen über seine Schuld vergießen und in alle Ewigkeit keinen Trost finden wird." A. d. Ü.

als möglich herbeizurufen. Ich schrieb ihr also, sie möge kommen, und sie kam. Vor kaum zwei Monaten hatte ich sie erst verlassen, es war seit so langen Jahren jedoch unsere erste Trennung gewesen, und so hatten wir sie beide aufs schmerzlichste empfunden; wie waren unsere Herzen nicht aufgewühlt, als wir uns umarmten! Ach, was sind doch die Tränen der Liebe und Freude so süß, wie weiß mein Herz sich darin zu baden! Warum hat man mir ihrer so gar wenige entlockt!

Bei meiner Ankunft in Motiers hatte ich an Lord Keith, Marschall von Schottland und Statthalter von Neuchâtel, geschrieben, um ihn von meiner Flucht in die Staaten Seiner Majestät in Kenntnis zu setzen und seinen Schutz zu erbitten. Er antwortete mit dem Edelmute, den man an ihm kennt und den ich mir von ihm erwartet hatte. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen; ich tat es in Begleitung des Herrn Martinet, der Gerichtsverweser des Val de Travers war und bei Seiner Exzellenz in besonderer Gunst stand. Das ehrwürdige Äußere dieses berühmten und tugendhaften Schotten bewegte mir gewaltig das Herz, und augenblicklich entstand zwischen mir und ihm jene warme Zuneigung, die ich mir stets treulich für ihn bewahrt habe, und die wohl auch er sich für mich bewahrt haben würde, hätten die Verräter, die mir jeden Trost meines Lebens geraubt haben, sich nicht meine Abwesenheit zu nutze gemacht, um sein Alter zu mißbrauchen und mein Bild in seinen Augen zu entstellen.

Georg Keith, Erbmarschall von Schottland und Bruder des berühmten Generals Keith, der ruhmvoll lebte und auf dem Bette der Ehre starb, hatte sein Land schon in der Jugend verlassen müssen und war dort wegen seines Anschlusses an das Haus Stuart geächtet worden, dessen tyrannische und ungerechte Gesinnung, zu allen Zeiten der vorherrschende Charakterzug dieser Familie, ihn jedoch bald wieder seine Anhängerschaft aufgeben ließ. Er weilte lange in Spanien, dessen Klima ihm außerordentlich zusagte, und schloß sich ebenso wie sein Bruder an den König von Preußen an, der sich auf Menschen verstand und sie daher nach Verdienst wertete. Die gro-

ßen Dienste, die ihm der General von Keith leistete und etwas noch viel Kostbareres, die aufrichtige Freundschaft des Lord Marschalls vergalten die ihnen zuteil gewordene Aufnahme auch reichlich. Die große Seele dieses würdigen Mannes, eine stolze, republikanische Seele, konnte sich einzig unter das Joch der Freundschaft beugen, dieses tat sie aber so restlos, daß er trotz seiner sehr verschiedenen Grundsätze vom Augenblick seiner Freundschaft an nur noch Friedrich auf der Welt sah. Der König betraute ihn mit wichtigen Geschäften, schickte ihn nach Paris, nach Spanien, und als er sah, daß seinem Alter Ruhe nottäte, übertrug er ihm als Ruheposten die Statthalterschaft von Neuchâtel mit der schönen Aufgabe, den Rest seines Lebens dort auf die Beglückung dieses kleinen Völkchens zu verwenden.

Als die Neuchâteler, die nur Sinn für Klingklang und Firlefanzereien haben, sich auf wahren inneren Menschenwert nicht verstehen und langgedrechselte Redensarten für Geist halten, in ihm einen kalten, jeder Förmlichkeit abholden Mann gewahrten, nahmen sie seine Einfachheit für Hochmut, seine Offenheit für Ungeschliffenheit, seine Wortkargheit für Dummheit und stemmten sich wider seine herzliche Fürsorge, weil er bei seinem Bestreben, nützlich zu sein, ohne den Volksschwächen zu schmeicheln, sich nicht darauf verstand, Leuten, die er nicht achtete, um den Bart zu gehen. In der lächerlichen Angelegenheit des Pfarrers Petitpierre, der von seinen Amtsbrüdern verjagt worden war, weil er sich mit ihrer ewigen Verdammnis nicht hatte einverstanden erklären wollen, erlebte es der Lord, der dem Rechtsübergriffe der Pfarrer entgegengetreten war, daß das ganze Land, dessen Partei er doch nahm, sich wider ihn erhob; als ich anlangte, hatte sich dieses törichte Grollen gegen ihn noch nicht völlig gelegt. Wenigstens galt er für einen Mann, der sich leicht voreinnehmen ließ, und vielleicht war dieses von allen Anschuldigungen, mit denen man ihn überhäufte, die gerechtfertigste. Beim Anblick dieses ehrwürdigen Greises rührte und ergriff mich zunächst die Magerkeit seines Körpers, der von den Jahren schon

ganz aufgezehrt war; als ich jedoch meine Augen zu seinem seelenvollen, offenen und edlen Antlitz erhob, fühlte ich mich von einer vertrauensvollen Ehrfurcht überkommen, welche jedes andere Gefühl in mir besiegte. Auf die äußerst kurze Artigkeit, mit der ich ihn anredete, erwiderte er, indem er das Gespräch auf andere Dinge lenkte, so als ob ich schon acht Tage lang dagewesen sei. Er forderte uns nicht einmal zum Sitzen auf, und so blieb denn der wohlbeleibte Schloßhauptmann stehen. Ich hingegen hatte in dem klaren durchdringenden Auge des Lords irgend etwas so Gütiges wahrgenommen, daß ich mich völlig heimisch fühlte und ohne weiteres auf sein Sofa zuschritt, um mich neben ihn zu setzen. An dem vertraulichen Ton, den er sofort anschlug, merkte ich, daß meine Ungezwungenheit ihn freute und er sich innerlich wohl sagen mochte: Das ist kein Neuchâteler.

Welch sonderbare Wirkungen große Charakterübereinstimmung nicht hervorzubringen vermag! In einem Alter, in dem jedes Herz seine natürliche Wärme schon verloren hat, erglühte das Herz dieses gütigen Greises noch einmal in einem Maße für mich, daß alle Welt davon überrascht war. Unter dem Vorwande, Wachteln schießen zu wollen, besuchte er mich in Motiers, blieb zwei Tage dort und rührte keine Flinte an. Eine solche Freundschaft (denn das ist das Wort) entstand zwischen uns, daß wir einander nicht mehr zu entbehren vermochten. Das Schloß Colombier, wo er im Sommer wohnte, war um sechs Meilen von Motiers entfernt; spätestens alle vierzehn Tage wanderte ich auf vierundzwanzig Stunden hinüber und pilgerte dann, das Herz voll von ihm, ebenso wieder zurück. Die Gemütsbewegung, die mich ehemals auf meinen Wanderungen von der Eremitage nach Ẹaubonne stets ergriffen, war gewißlich sehr verschieden, aber sie war um nichts süßer als die Empfindungen, mit denen ich mich jedesmal Colombier näherte. Wie viele Tränen der Rührung habe ich unterwegs nicht oft vergießen müssen, wenn ich der väterlichen Güte, der liebenswürdigen Tugenden und der milden Philosophie des ehrwürdigen Greises gedachte! Ich

nannte ihn „Vater" und er nannte mich „Kind". Diese süßen Namen geben zum Teil das Wesen unserer gegenseitigen Zuneigung wieder, aber sie verraten nichts von dem Verlangen, das wir nach einander trugen, und nichts von unserer dauernden Sehnsucht, stets beieinander zu sein. Er wollte durchaus, ich solle auf das Schloß Colombier ziehen und die Wohnung, die ich dort bei meinen Besuchen bewohnte, dauernd behalten. Ich sagte ihm schließlich, ich sei in meinem eigenen Hause freier, und wolle lieber mein Leben lang zu ihm zu Besuch kommen. Er billigte diese Offenherzigkeit und sprach nicht wieder davon. Oh guter Lord, oh mein würdiger Vater, wie wird mein Herz noch jetzt weich, wenn ich deiner gedenke. Oh, diese Barbaren! Welchen Schlag haben sie mir nicht versetzt, als sie dich mir entfremdeten! Nicht doch, nein, du großer Mann, du bist für mich noch der gleiche; du wirst es stets bleiben, wie ich für dich immerdar derselbe sein werde. Sie haben dich zwar hintergangen, aber ändern konnten sie dich nicht.

Der Lord Marschall ist nicht ohne Fehler, er ist zwar ein Weiser, aber auch ein Mensch. Trotz seines durchdringenden Verstandes, trotz seines über die Maßen großen Feingefühls und seiner tiefen Menschenkenntnis läßt er sich bisweilen mißbrauchen und kommt dann nie wieder davon zurück. Er hat ein seltsames Gemüt und in seiner Sinnesart etwas Wunderliches und Sonderbares. Er scheint die Menschen, die er täglich sieht, bisweilen zu vergessen und erinnert sich ihrer dann plötzlich, wenn sie es am wenigsten denken: seine Freundlichkeiten kommen oft zur Unzeit, seine Geschenke entspringen einer Laune und nicht einer Erkenntnis der Umstände. Er schenkt oder schickt augenblicklich, was ihm gerade durch den Kopf geht, und zwar Kostbarkeiten ebensogut wie völlig wertlose Dinge. Einmal stellte sich ihm ein junger Genfer vor, der in den Dienst des Königs von Preußen zu treten wünschte und der Lord gab ihm anstelle eines Empfehlungsbriefes einen kleinen Beutel voller Erbsen, mit der Weisung, ihn dem Könige auszuhändigen. Beim Empfang dieser seltsamen Empfehlung stellte der

König den Überbringer sofort an. Solche erhabenen Geister haben unter sich eine Sprache, welche gewöhnliche Menschen niemals verstehen würden. Diese kleinen Wunderlichkeiten, die den Launen einer hübschen Frau nicht unähnlich waren, machten mir den Lord Marschall nur noch interessanter. Ich war sicher und habe es später sogar selber erfahren, daß sie weder seine Empfindungen beeinflußten noch die Pflichten, die ihm die Freundschaft bei ernsteren Gelegenheiten auferlegte. Allerdings pflegt er sich in seiner Art zu verpflichten, ebenso seltsam anzulassen, wie sonst in seinem Benehmen. Ich will hierfür nur eine einzige sich um eine Kleinigkeit drehende Tatsache anführen. Da die Reise von Motiers nach Colombier in einem Tage zu anstrengend für mich war, teilte ich sie gewöhnlich in zwei, indem ich gleich nach Tisch aufbrach und auf halbem Wege in Brot übernachtete. Der Wirt des betreffenden Gasthauses, Sandoz mit Namen, hatte in Berlin eine Gnade zu erbitten, an der ihm äußerst gelegen war, und bat mich, ihm die Fürsprache Seiner Exzellenz zu verschaffen. Gern. Ich nehme ihn mit mir, lasse ihn im Vorzimmer und trage dem Lord seine Angelegenheit vor, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Vormittag vergeht, und als wir den Saal durchschreiten, um uns zu Tisch zu begeben, steht der arme Sandoz noch da und wird schwarz vor lauter Warten. Im Glauben, Mylord habe ihn vergessen, spreche ich, ehe wir uns setzen, noch einmal von ihm; kein Wort wie vorher. Ich fand diese Art und Weise mich fühlen zu lassen, wie lästig ich ihm fiele, ein wenig hart, beklagte innerlich den armen Sandoz und schwieg. Bei meiner Rückreise am nächsten Tage ward ich aufs äußerste überrascht durch seinen Dank für die freundliche Aufnahme und das gute Mittagessen, das ihm bei seiner Exzellenz, der sogar seine Bittschrift entgegengenommen, beschert worden war. Drei Wochen später sandte Mylord ihm die erbetene Antwort vom Minister ausgefertigt und vom König unterzeichnet zu und dies ohne mir oder ihm jemals ein Wort gesagt oder geantwortet zu haben, so daß ich gewähnt, er sei nicht willens gewesen, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen.

Ich möchte am liebsten nicht aufhören, von Georg Keith zu sprechen, ihm gelten meine letzten glücklichen Erinnerungen, mein ganzes übriges Leben ist nur noch Kummer und Bedrängnis gewesen. Die Erinnerung daran ist so traurig und schwebt mir nur so wirr vor, daß ich in meine Berichte keinerlei Ordnung zu bringen vermag, ich sehe mich gezwungen, sie von nun an ganz nach Zufall aneinander zu reihen, je nachdem die Erlebnisse wieder in mir auftauchen.

Es währte nicht lange und ich wurde, was meine Zuflucht anbetraf, durch des Königs Antwort an den Lord Marschall, an dem ich, wie man sich denken kann, einen guten Fürsprecher gefunden hatte, aus aller Ungewißheit gerissen. Seine Majestät billigte nicht nur, was er getan, sondern beauftragte ihn zudem noch (denn ich muß ja alles sagen), mir zwölf Louis auszuhändigen. Der gute Lord, den ein derartiger Auftrag einigermaßen in Verlegenheit setzte, wußte nicht recht, wie er sich seiner auf eine schickliche Weise entledigen sollte, und versuchte dem Geldgeschenk dadurch seinen beleidigenden Charakter zu nehmen, daß er es gewissermaßen in Wirtschaftsvorräte verwandelte, indem er mir mitteilte, er habe Befehl, mir für diese Summe zum Beginn meiner kleinen Haushaltung Holz und Kohlen zu liefern, außerdem fügte er auch noch, und vielleicht sogar aus eigenem Antriebe hinzu, der König würde mir gern ein kleines Haus nach meinem Geschmack erbauen lassen, wenn ich mir eine Stelle dazu ausfinden wolle. Dieses letzte Anerbieten rührte mich sehr und ließ mich die Knickrigkeit des anderen vergessen. Ohne jedoch eines von beiden anzunehmen, betrachtete ich Friedrich fortan als meinen Wohltäter und Beschützer und ward ihm so aufrichtig zugetan, daß ich in Zukunft ebensosehr teil an seinem Ruhme nahm, als mir seine Erfolge bisher ungerecht erschienen waren. Bei dem Frieden, den er kurze Zeit darauf schloß, bezeugte ich meine Freude durch eine ungemein geschmackvolle Illumination: ich schmückte das Haus, das ich bewohnte, mit einem Gehänge aus Lichtbändern, wobei ich allerdings den rachsüchtigen Stolz

hatte, dafür fast ebensoviel Geld draufgehen zu lassen, als er mir hatte schenken wollen. Nach dem Friedensschluß glaubte ich, er würde, da ja sein soldatischer und staatsmännischer Ruhm die höchste Stufe erreicht hatte, nun willens sein, sich noch einen wesentlich anderen dadurch zu erwerben, daß er seine Staaten neu belebte, Handel und Ackerbau darin auffrischte, einen neuen Boden schüfe, ihn mit einem neuen Volk bedeckte, den Frieden unter all seinen Nachbarn aufrecht erhielte und sich zum Schiedsmann Europas aufwürfe, nachdem er so lange sein Schrecken gewesen war; er konnte jetzt ohne Gefahr den Degen beiseitestellen, da er sicher sein durfte, daß niemand ihn ihm in die Hand zurückzwingen würde. Da ich jedoch sah, daß er nicht abrüstete, befürchtete ich, er möchte seinen Vorteil schlecht zu nützen wissen und nur zur Hälfte groß sein. Ich wagte aus diesem Anlaß, an ihn zu schreiben und, unter Anwendung jenes vertraulichen Tones, der Männern seines Schlages zu gefallen geeignet ist, die heilige Stimme der Wahrheit bis zu ihm dringen zu lassen, welche so wenige Könige ertragen können. Nur ganz im geheimen, zwischen ihm und mir, nahm ich mir diese Freiheit heraus. Nicht einmal den Lord Marschall machte ich zum Mitwisser, sondern übergab ihm den Brief an den König fest versiegelt. Mylord sandte ihn ab, ohne mich über seinen Inhalt zu befragen. Der König antwortete nicht, und als der Lord Marschall einige Zeit darauf in Berlin war, sagte er ihm nur, ich hätte ihn tüchtig gescholten. Daraus entnahm ich, daß mein Brief übel aufgenommen und der Freimut meines Eifers für das grobe Poltern eines Schulmeisters gehalten worden war. Vielleicht war dem im Grunde auch so, vielleicht hatte ich nicht gesagt, was gesagt werden mußte und mich auch im Ton vergriffen. Ich kann nur für die Gefühle einstehen, die mir die Feder in die Hand zwangen.*)

*) Dies der Brief: (A. d. Ü.)

Motiers Travers, 30. Oktobeer 1762.

Sire

Sie sind mein Beschützer und mein Wohltäter und ich habe ein Herz, das von Natur dankbar ist; ich will meine Dankesschuld gegen Sie abtragen, wenn ich es vermag.

Sie wollen mir Brot geben . . . fehlt es denn keinem Ihrer Untertanen? Nehmen Sie mir diesen Degen aus den Augen, er blendet und kränkt mich und hat nur allzugut seine Schuldigkeit getan . . das Zepter ist fortgelegt. Für Könige Ihres Schlages ist die Laufbahn groß und Sie sind noch fern vom Ende; aber die Zeit

Kurze Zeit nach meiner Niederlassung in Motiers-Travers, wo ich alle nur denkbare Gewähr hatte, daß man mich in Frieden lassen würde, legte ich die armenische Tracht an. Auf diesen Gedanken war ich nicht neuerdings verfallen, er war mir im Lauf meines Lebens schon mehrmals gekommen, vor allem in Montmorency, wo der häufige Gebrauch der Sonden mich oft ins Zimmer bannte und mich alle Vorteile eines langen Gewandes besser erkennen ließ. Durch einen armenischen Schneider, welcher des öfteren einen in Montmorency lebenden Verwandten besuchte, bot sich eine günstige Gelegenheit, und so fühlte ich mich versucht, sie zu nutzen und, ungeachtet des Geredes, das mich wenig schierte, diese neue Tracht anzulegen. Ehe ich mich jedoch völlig entschloß, wollte ich Frau von Luxembourgs Meinung erfahren, und sie riet mir dringend zu. Ich ließ mir also einen kleinen armenischen Kleidervorrat anfertigen, aber der gegen mich erregte Sturm bestimmte mich, das Anlegen auf ruhigere Zeiten zu verschieben, und erst viele Monate später, als neue Anfälle mich wieder zum Sondengebrauch zwangen, hielt ich dafür, daß ich nun hier in Motiers ohne alle Gefahr die neue Kleidung tragen dürfe, und zwar um so mehr, als mir der Ortsgeistliche auf Befragen versichert hatte, ich könne in ihr ohne jedes Ärgernis sogar zur Kirche kommen. Ich legte also Weste, Kaftan, pelzverbrämte Mütze und Gürtel an und, nachdem ich in diesem Aufzuge dem Gottesdienste beigewohnt, erblickte ich nichts Unschickliches darin, ebenso auch vor dem Lord Marschall zu erscheinen. Als Seine Exzellenz meiner in dieser Tracht ansichtig wurden, be-

drängt. Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren um bis ans Ziel zu gehn.

Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre, so wollte J. J. Rousseau, der Feind der Könige, zu Füßen seines Thrones sterben." —

Und dies der dritte und letzte Brief, den J. J. R. an Friedrich den Großen gerichtet hat:

Wootton, 30. März 1766.

Sire

Ich verdanke dem Unglücke, das mich verfolgt, zwei Güter, die mich trösten: das Wohlwollen des Lord Marschalls und den Schutz Euerer Majestät. Wenn ich auch gezwungen bin, fern von dem Staate zu leben, in dem mein Name in die Liste Ihrer Untertanen eingetragen ist, so bewahre ich mir doch die Liebe zu den Pflichten, die ich dort eingegangen bin. Geruhen Sie, Sire, Ihre Güte mir so weit folgen zu lassen, als ich meine Dankbarkeit mit mir nehme, lassen Sie mir stets die Ehre, Ihr Schützling zu sein, wie ich stets Ihr treuester Untertan sein werde.

stand ihr ganzer Gruß in dem Worte: Salamaleki — das war alles und ich zog nun meinen Kaftan nicht wieder aus.

Da ich die Schriftstellerei völlig aufgegeben hatte, trachtete ich nur noch danach, soweit es irgend von mir abhing, ein stilles, gleichmäßiges Leben zu führen. Sobald ich nur für mich allein sein durfte, habe ich niemals, auch beim größten Müßiggange nicht, das kennen gelernt, was man Langeweile heißt: meine Phantasie erfüllte stets jede Leere und reichte vollkommen aus, mich zu beschäftigen. Nur das untätige Stubengeschwätz, wo man einander steif gegenübersitzt und nichts bewegen darf denn seine Zunge, habe ich niemals ertragen können. Wenn man wandert oder umherspaziert, geht es noch an, da haben doch wenigstens Füße und Augen etwas zu tun, aber mit untergeschlagenen Armen auf einer Stelle sitzen und vom Wetter und der Fliege an der Wand reden, oder, was noch schlimmer ist, sich in gegenseitigen Artigkeiten erschöpfen, das ist eine unerträgliche Marter für mich. Um nicht wie ein Wilder zu leben, ließ ich es mir beifallen, das Nesteln zu erlernen. Wenn ich Besuche machte, nahm ich mein Kissen mit mir, oder ich arbeitete auch wie die Weiber vor meiner Haustür sitzend und plauderte mit den Vorübergehenden. Das half mir die Leerheit des Geschwätzes ertragen und meine Zeit ohne alle Langeweile bei meinen Nachbarinnen verbringen, von denen einige ungemein liebenswürdig und auch nicht ohne Geist waren. Eine unter anderen, Isabella von Ivernois mit Namen, Tochter des Oberstaatsanwaltes zu Neuchâtel, erschien mir achtenswert genug, um mit ihr eine besondere Freundschaft zu knüpfen, und bei den nützlichen Ratschlägen, die ich ihr geben, und den Diensten, die ich ihr in einigen wichtigen Anlässen erweisen konnte, ist sie auch nicht schlecht dabei gefahren; als würdige, tugendhafte Familienmutter, die sie geworden, verdankt sie vielleicht mir ihre Einsicht, ihren Gatten, ihr Leben und ihr Glück. Ich meinerseits danke ihr süßen Trost, vor allem während eines recht traurigen Winters, in dem sie, als es mit mir und meinen Leiden und Plagen

am übelsten stand, zusammen mit Theresen die langen Abende bei mir verbrachte und sie uns durch die Anmut ihres Geistes und unsere gegenseitigen Herzensergüsse aufs schönste zu kürzen verstand. Sie nannte mich ihren Papa und ich sie meine Tochter, und diese Namen, die wir einander heute noch geben, werden ihr, wie ich hoffe, niemals aufhören, ebenso teuer zu sein wie mir. Um meine Nesteln doch zu irgend etwas gut sein zu lassen, machte ich sie meinen jungen Freundinnen bei ihrer Hochzeit unter der Bedingung zum Geschenk, daß sie ihre Kinder selber nähren würden. Ihre ältere Schwester hat eine unter dieser Bedingung bekommen und hat sie sich auch verdient, auch Isabella erhielt eine und hat sie dem Willen nach nicht weniger erworben, leider ward ihr jedoch nicht das Glück, ihren Vorsatz ausführen zu können. Als ich ihnen jene Nesteln übersandte, schrieb ich jeder von ihnen einen Brief, von denen der erste die Runde durch die Welt gemacht hat, dem zweiten ward ein gleiches Aufsehen nicht zu teil: Freundschaft zieht nicht so geräuschvoll einher.

Unter den Bekanntschaften, die ich in meiner Nachbarschaft schloß und auf die ich im einzelnen nicht eingehen will, muß ich dennoch meine Beziehung zu dem Obristen Pury erwähnen, der ein Haus im Gebirge besaß und dort alljährlich den Sommer verbrachte. Ich war auf seine Bekanntschaft nicht sehr erpicht, da ich wußte, daß er bei Hofe schlecht angeschrieben war und auch beim Lord Marschall, dem er aus dem Wege ging. Da er mich jedoch besuchte und sich äußerst höflich gegen mich benahm, mußte ich ihm seinen Besuch erwidern, das ging dann so weiter und schließlich aßen wir gelegentlich beieinander. Ich lernte dann bei ihm Herrn Du Peyrou kennen, und bald entstand zwischen uns eine so enge Freundschaft, daß ich nicht unterlassen darf, näher auf ihn einzugehen.

Herr Du Peyrou war Amerikaner, Sohn eines Kommandanten von Surinam, dessen Nachfolger, ein Herr Le Chambrier aus Neuchâtel, die Witwe seines Vorgängers geheiratet hatte. Zum zweiten Male verwitwet, ließ

sie sich mit ihrem Sohn in der Heimat ihres zweiten Gatten nieder. Du Peyrou, der als einziger Sohn von seiner Mutter zärtlich geliebt wurde und sehr reich war, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und sie genutzt. Er besaß reiche, wenn auch nicht allzu tief gehende Kenntnisse, Kunstverständnis und wähnte, vor allem seinen Verstand ausgebildet zu haben; sein holländisches, kaltes, bedachtsames Wesen, seine schwarzbraune Hautfarbe und sein stilles verschwiegenes Gemüt begünstigten diese Meinung sehr. Er war taub und trotz seiner Jugend gichtleidend. Das machte alle seine Bewegungen sehr bedacht und schwer, und obgleich er im Gespräch zu streiten liebte, bisweilen sogar etwas lang, sprach er im allgemeinen doch eben wenig, da er taub war. Dieses ganze Äußere beeindruckte mich. Ich sagte mir: Das ist ein Denker, ein Weiser, solch einen Mann zum Freunde zu besitzen, müßte ein Glück sein. Um mich vollends einzunehmen, richtete er auch noch sehr gerne das Wort an mich, ohne mir jedoch jemals eine Artigkeit zu sagen. Er sprach zu mir wenig über mich selber, wenig über meine Bücher und sehr wenig über sich; er war nicht ohne Gedanken und alles, was er sagte, war ziemlich richtig. Diese Vernünftigkeit und Gleichmäßigkeit zogen mich an. Sein Geist hatte weder die Höhe noch die Schärfe, welche Mylord Marschall zu eigen war, aber die gleiche Einfachheit, und so ersetzte er ihn mir wenigstens in diesem Stück. Ich schwärmte nicht gerade für ihn, schätzte ihn aber sehr, und aus dieser Schätzung entstand nach und nach Freundschaft. Ihm gegenüber kam mir der Einwand, den ich dem Baron Holbach gemacht hatte, nämlich, daß er mir zu reich sei, nicht in den Sinn, und ich glaube, es war unrecht. Ich habe daran zu zweifeln gelernt, ob ein Mensch, wer er auch immer sei, meine Grundsätze und mich aufrichtig zu lieben vermöchte, sobald er ein großes Vermögen besitzt.

Ziemlich lange Zeit hindurch sah ich Du Peyrou wenig, da ich nicht nach Neuchâtel kam und er seinerseits nur einmal im Jahre den Obristen Pury im Gebirge besuchte. Warum ging ich denn aber nicht nach Neuchâtel? Ich darf diese Kinderei nicht verschweigen.

Wenn ich als Schützling des Königs von Preußen und des Lord Marschalls zunächst auch nicht bis in meine Zufluchtsstätte hinein verfolgt wurde, so entging ich dennoch nicht dem feindseligen Murren des Publikums, der städtischen Behörden und der Pfarrer. Nachdem Frankreich den Anstoß gegeben, gehörte es zum guten Ton, mir wenigstens auf irgend eine Weise einen Schimpf zuzufügen: man fürchtete, es möchte den Anschein haben, als mißbillige man meine Verfolger, wenn man es ihnen nicht nachtat. Die Neuchâteler Geistlichkeit gab den Anstoß, indem sie den Staatsrat wider mich aufzuwiegeln suchte. Da dieser Versuch mißlang, wandten sich die Geistlichen an den Stadtrat, der sofort mein Buch verbieten ließ und mir durch sein wenig entgegenkommendes Benehmen bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verstehen gab, ja, es sogar offen aussprach, daß man meine vielleicht beabsichtigte Niederlassung in Neuchâtel nicht dulden würde. Sie füllten die Spalten ihres „Merkur" mit Faseleien und dem hohlsten scheinheiligsten Gerede, und wenn die verständigen Leute auch darüber lachten, so verfehlte es doch nicht, das Volk zu erhitzen und wider mich aufzubringen. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte dieses alles jedoch nicht gehindert, daß ich ihnen für die außerordentliche Gnade, mich in Motiers leben zu lassen, wo sie nichts zu sagen hatten, aufs tiefste dankbar sein mußte; am liebsten hätten sie mir die Luft nach der Elle unter der Bedingung zugemessen, daß ich sie ihnen obendrein noch recht teuer bezahlte. Sie wollten, ich solle mich für den Schutz verbunden fühlen, den mir der König trotz ihrer angedeihen ließ und den sie mir unausgesetzt zu rauben trachteten. Nachdem sie mir alles mögliche Unrecht zugefügt und mich nach besten Kräften verschrien hatten, ohne dadurch etwas zu erreichen, rechneten sie sich ihre Ohnmacht als Verdienst an und hielten mir die Güte vor, mit der sie mich in ihrem Lande duldeten. Statt jeder anderen Antwort hätte ich ihnen ins Gesicht lachen sollen, leider war ich aber dumm genug, mich gekränkt zu fühlen, und kam deshalb auf den albernen Gedanken, Neu-

châtel nicht zu betreten, ein Vorsatz, denn ich nahezu zwei Jahre auch einhielt, als ob es einem derartigen Gelichter nicht allzu viel Ehre erweisen heißt, wenn man ihr Verhalten beachtet, denn, ob es nun gut oder schlecht ist, es kann ihnen doch niemals zugeschrieben werden, da sie immer nur auf Antrieb handeln. Ungebildete, einsichtslose Menschen, welche nichts anderes als Einfluß, Macht und Geld achten, ahnen überdies nicht einmal, daß man dem Talent einige Rücksicht schuldig sei und daß es schändet, es zu beleidigen.

Ein gewisser Dorfschulze, der wegen seiner Unterschleife abgesetzt worden war, sagte zu dem Amtsrichter des Val de Travers, dem Gatten meiner Isabella: „Dieser Rousseau soll ja so geistvoll sein, bringen Sie mir den Mann doch einmal her, damit ich zusehe, ob etwas Wahres daran ist.“ Wahrlich, die Mißbilligung eines Mannes, der einen solchen Ton anzuschlagen wagt, darf die, so von ihr betroffen werden, wenig kränken.

Nach der Behandlung, die mir in Paris, in Genf, in Bern und sogar in Neuchâtel zu teil geworden, erwartete ich mir seitens des Ortsgeistlichen keine größere Schonung. Ich war ihm indessen von Frau Boy de la Tour empfohlen worden, und er hatte mich auch äußerst freundlich aufgenommen, aber in diesem Lande, wo man unterschiedslos allen Menschen schmeichelt, haben derlei Artigkeiten nichts zu bedeuten. Nach meinem feierlichen Wiedereintritt in die reformierte Kirche durfte ich jedoch, zumal da ich in einem reformierten Lande lebte, den öffentlichen Gottesdienst des Kultes, dem ich mich wieder angeschlossen, nicht vernachlässigen, ohne schwer gegen meine Gelübde und meine Bürgerpflichten zu fehlen; ich ging also in die Kirche. Andererseits befürchtete ich, ich könnte mich dem Schimpf einer Zurückweisung aussetzen, falls ich am Tisch des Herrn erschiene, denn nach dem in Genf durch den Rat und in Neuchâtel durch die Geistlichkeit erhobenen Lärm war es durchaus nicht wahrscheinlich, daß mir der Geistliche hier in seiner Kirche ruhig das Abendmahl reichen würde. Als die Zeit der

Kommunion heranrückte, entschloß ich mich daher, an Herrn von Montmollin (so hieß der Pfarrer) zu schreiben, um meinen guten Willen darzutun und ihm zu versichern, daß ich im Herzen stets eins mit der protestantischen Kirche gewesen sei; um jedoch alle Unzuträglichkeiten, was die Glaubensartikel anbetraf, zu vermeiden, schrieb ich ihm zugleich, daß ich ein besonderes Eingehen auf das Dogma zu vermeiden bäte. Nachdem ich also in dieser Hinsicht das Meinige getan, fühlte ich mich völlig beruhigt, da ich überzeugt war, Herr von Montmollin würde mich ohne die vorausgehende, von mir abgelehnte Erörterung niemals zum Abendmahl zulassen und somit die ganze Angelegenheit ohne jedes Verschulden meinerseits ihr Ende erreichen. So geschah aber nicht: als ich gerade am wenigsten darauf gefaßt war, kam Herr von Montmollin zu mir, um mir zu erklären, daß er mich nicht nur unter der von mir gestellten Bedingung zum Abendmahle zulassen würde, sondern daß sowohl er wie die Kirchenältesten es für eine große Ehre ansähen, mich zu ihrer Gemeinde zählen zu dürfen. Mein Lebtage hat mich nichts so überrascht und so getröstet. Stets abgesondert auf Erden leben zu sollen, dünkte mich, vor allem im Unglück, ein recht trauriges Schicksal. Inmitten so vieler Verbannungen und Verfolgungen genoß ich die Süßigkeit des Gefühls, mir sagen zu dürfen: wenigstens bin ich unter meinen Brüdern, und so trat ich denn mit tief ergriffenem Herzen und Tränen der Rührung an den Tisch des Herrn — und vielleicht war Gott dieses die wohlgefälligste Vorbereitung, mit der man sich ihm nahen konnte.

Einige Zeit darauf stellte mir Mylord einen Brief von Frau von Boufflers zu, welchen ihm (so wenigstens vermutete ich) der ihm bekannte d'Alembert übersandt hatte. In diesem Brief, dem ersten, den mir die Dame seit meiner Abreise von Montmorency schrieb, schalt sie mich heftig wegen meines Schreibens an Herrn von Montmollin, vor allem aber, weil ich das Abendmahl genommen. Ich begriff um so weniger, worauf sie mit ihrer Strafpredigt hinauswollte, als ich mich seit meiner Reise nach

Genf stets laut für einen Protestanten ausgegeben und offenkundigst die protestantische Kapelle der holländischen Gesandtschaft besucht hatte, ohne daß irgend wer etwas dawider vorgebracht hätte. Ich fand es lustig, daß die Frau Gräfin von Boufflers sich damit befassen wollte, mein Gewissen in religiösen Fragen zu beraten. Da ich jedoch (obgleich mir das Ganze unbegreiflich war) nicht daran zweifelte, daß sie in der besten Absicht von der Welt handelte, fühlte ich mich durch diesen sonderbaren Ausfall nicht verletzt, sondern antwortete ihr ruhigen Tones und setzte ihr meine Gründe auseinander.

Die gedruckten Beleidigungen gingen indessen unbehindert fort, und ihre törichten Verfasser warfen den Regierungen vor, mich allzu glimpflich zu behandeln. Dieses Wettgekläff, das nach wie vor von Leuten aufgehetzt wurde, die sich verborgen hielten, hatte etwas Unheimliches und Erschreckliches. Ich ließ sie jedoch bellen und verhielt mich still. Man versicherte mir, die Sorbonne hätte mein Werk verdammt — ich glaubte es nicht. Was konnte denn die Sorbonne in dieser Sache tun? Wollte sie etwa befinden, daß ich kein Katholik sei? Alle Welt wußte das ja! Wollte sie beweisen, ich sei kein guter Calvinist? Was scherte sie das? Das hieße doch, sich einer gar absonderlichen Mühe unterziehen, denn damit hätte sie sich zum Anwalt unserer Pfarrer aufgeworfen. Ehe ich diese Schrift gesehen, meinte ich, man hätte sie der Sorbonne untergeschoben, um sich über sie lustig zu machen, und als ich sie dann gelesen hatte, glaubte ich es noch viel mehr. Als ich endlich an ihrer Echtheit nicht mehr zweifeln konnte, blieb mir eben nichts weiter übrig, als anzunehmen, die Sorbonne sei reif für das Irrenhaus.

(1763.) Eine andere Schrift regte mich mehr auf, weil sie von einem Manne herrührte, den ich stets geachtet hatte und dessen Standhaftigkeit ich trotz meines Bedauerns über seine Verblendung bewunderte. Ich spreche von dem Erlaß des Erzbischofs von Paris wider mich. Ich meinte darauf antworten zu müssen. Ich konnte es ohne jede Demütigung tun, der Fall lag ähnlich wie einst mein Erlebnis mit dem Könige von Polen. Rohen Zank in Vol-

taires Art habe ich nie geliebt. Ich weiß mich nur mit Würde zu schlagen, und damit ich mich überhaupt zu einer Verteidigung verstehe, muß mein Angreifer schon so geartet sein, daß meine Schläge durch ihn nicht entehrt werden. Ich zweifelte nicht, daß dieser Hirtenbrief ein Machwerk der Jesuiten sei, und obgleich sie damals selber unglücklich waren, gewahrte ich in ihrem Vorgehen noch immer ihren alten Grundsatz, den Unglücklichen zu vernichten. Ich durfte also ebenfalls meinen alten Grundsatz beibehalten, den vorgeblichen Verfasser zu ehren und das Werk selber zu zerschmettern, und das ist mir, wie ich glaube, in diesem Fall auch vortrefflich gelungen.

Mir behagte der Aufenthalt in Motiers außerordentlich: um mich zu dem Entschlusse zu bestimmen, dort meine Tage zu beschließen, fehlte mir nur ein gesichertes Auskommen. Das Leben war in Motiers jedoch sehr teuer und durch die Auflösung meines alten Haushaltes, die Gründung eines neuen, den Verkauf oder Verlust aller meiner Möbel und durch die Ausgaben, die ich seit meiner Abreise aus Montmorency zu machen gezwungen gewesen war, hatte ich alle meine alten Pläne in Nichts zerfallen sehen. Täglich sah ich die kleine Summe, die ich noch besaß, mehr und mehr zusammenschmelzen. In zwei oder drei Jahren mußte sie völlig aufgezehrt sein, ohne daß ich irgend ein Mittel sah, neues Geld zu beschaffen, es sei denn, ich wollte mich wieder aufs Bücherschreiben verlegen; dieses verhängnisvolle Handwerk hatte ich jedoch endgültig aufgegeben.

In der Überzeugung, daß in allen Dingen bald eine Wandlung eintreten und das Publikum von seinem wahnwitzigen Gebahren zurückkommen und die Regierungen zum Erröten über ihre eigene Tollheit zwingen würde, suchte ich nur mit meinen Mitteln bis zu diesem glücklichen Umschlage hauszuhalten, wo mir dann unter den sich bietenden Möglichkeiten eine freiere Wahl gegeben sein würde. Aus diesem Grunde nahm ich mein Musiklexikon wieder auf, das in zehnjähriger Arbeit schon *ziemlich* weit gediehen war, ich brauchte nur noch die

letzte Hand anzulegen und eine Reinschrift anzufertigen. Meine mir vor kurzem übersandten Bücher machten mir die Vollendung dieses Werkes möglich, und meine Papiere, die mir gleichzeitig zugeschickt wurden, setzten mich instand, an die Abfassung meiner Denkwürdigkeiten zu gehen, mit denen ich mich in Zukunft allein noch beschäftigen wollte. Ich begann damit, die Briefe so zu ordnen, daß sie meinem Gedächtnis in der Reihenfolge der Ereignisse und Zeiten zu Hilfe kommen konnten. Die Sichtung der Briefe, die zu diesem Zwecke aufgehoben werden sollten, hatte ich bereits vorgenommen, und ihre Aufeinanderfolge war für einen Zeitraum von nahezu zehn Jahren nirgends unterbrochen. Als ich sie mir jedoch zum Abschreiben zurecht legte, entdeckte ich eine überraschende Lücke. Sie umfaßte beinahe sechs Monate, nämlich vom Oktober 1756 bis zum darauffolgenden März. Ich erinnerte mich genau, unter die gesichteten Papiere eine Anzahl Briefe von Diderot, Deleyre, Frau von Epinay, Frau von Chenonceaux und noch anderen aufgenommen zu haben, welche gerade in diese Lücke gehörten und sich jetzt nicht mehr vorfanden. Was war aus ihnen geworden? Meine Papiere waren nur wenige Monate im Schloß Montmorency geblieben — und in dieser kurzen Zeit sollte sie jemand durchsucht haben? Das war nicht anzunehmen, außerdem hatte ich den Herrn Marschall den Schlüssel des Zimmers an sich nehmen sehen, in dem ich sie verwahrt hatte. Da viele weibliche Briefe und sämtliche von Diderot kein Datum trugen und ich daher gezwungen gewesen war, es nach dem Gedächtnis zu ergänzen, glaubte ich beim Ordnen der Briefschaften nun zunächst, mir möchten im Ansetzen der Daten Fehler unterlaufen sein, und deshalb sah ich noch einmal sämtliche Briefe ohne oder mit einem von mir ergänzten Datum durch, um zu sehen, ob sich die in jene Lücke gehörigen Briefe nicht vielleicht darunter befänden. — Der Versuch war ohne Erfolg, ich stellte fest, daß die Lücke tatsächlich bestand und die hingehörigen Briefe ohne alle Frage entwendet waren. Von wem und weshalb? Das vermochte ich nicht zu fassen. All diese Briefe

reichten hinter meine großen Streitigkeiten zurück, sie stammten aus der Zeit meiner ersten Trunkenheit für die „Julie" und konnten für niemanden ein Interesse haben. Bestenfalls enthielten sie einige Reibereien mit Diderot, ein paar Spöttereien Deleyres und freundschaftliche Äußerungen der Frau von Chenonceaux und sogar der Frau von Epinay, denn damals stand ich noch im besten Einvernehmen mit ihr. Wem konnte an diesen Briefen etwas gelegen sein und was wollte man damit anstellen? Erst sieben Jahre später habe ich den schändlichen Zweck dieses Diebstahles geargwöhnt.

Das erwiesene Fehlen dieser Briefschaften ließ mich meine Entwürfe auf ähnliche Entwendungen hin durchprüfen. Ich vermißte einiges wirklich und glaubte, so weit ich mich auf mein schwaches Gedächtnis verlassen konnte, unter der Menge meiner Papiere noch allerlei anderes nicht finden zu können. Tatsächlich nicht mehr vorhanden war mein Entwurf zur „Sensitiven Moral" und der Auszug aus den „Abenteuern des Lord Eduard". Ich muß bekennen, daß ich wegen des Fehlens dieses letzten Stückes Frau von Luxembourg im Verdacht hatte. Ihr Kammerdiener La Roche hatte die Absendung dieser Papiere besorgt, und auf der ganzen Welt wußte ich niemand, dem an diesen Blättern gelegen sein konnte, denn ihr; welches Interesse konnte sie aber an der „Sensitiven Moral" und an den entwendeten Briefen nehmen, denn selbst mit der schlechtesten Absicht ließ sich kein mich schädigender Gebrauch davon machen, es sei denn, man fälschte sie. Auf den Herrn Marschall, dessen unerschütterliche Redlichkeit und wahrhafte Freundschaft für mich unzweifelhaft war, fiel mein Verdacht keinen Augenblick lang. Aber auch Frau von Luxembourg konnte ich nicht im Verdacht behalten. Nachdem ich mich lange damit abgequält hatte, den Vollführer dieses Diebstahles zu finden, fiel mir als Vernünftigstes ein, ihn d'Alembert zuzutrauen; er war damals schon lieb Kind bei Frau von Luxembourg und mochte Gelegenheit gefunden haben, jene Papiere zu durchstöbern und sowohl an Briefen wie an Manuskripten an sich zu nehmen, was ihm gut

dünkte, sei es um damit Hader zu stiften oder um sich anzueignen, was ihm zusagte. Ich vermutete, er möchte, durch den Titel „Sensitive Moral" irregeleitet, darin den Plan zu einem wirklichen Lehrbuch des Materialismus zu finden geglaubt haben, was er dann schon, wie sichs denken läßt, wider mich benutzt haben würde. Da ich jedoch der Enttäuschung sicher war, die ihm jener Entwurf bei näherer Prüfung bringen würde, und außerdem mein Entschluß feststand, mich fortan nicht mehr mit der Schriftstellerei zu befassen, ließ ich mich durch diese Diebstähle nicht weiter bekümmern; übrigens waren es nicht die ersten, die diese Hand an mir verübt, und auch die hatte ich stillschweigend ertragen.*) Bald lagen diese Veruntreuungen so hinter mir, als seien sie niemals geschehen, und ich schickte mich an, alles mir noch gebliebene Material zur Arbeit an meinen „Bekenntnissen" zu ordnen.

Lange hatte ich geglaubt, die Vereinigung der Pfarrer oder doch wenigstens die Bürger und Einwohner würden in Genf gegen die in dem wider mich erlassenen Haftbefehl enthaltene Verletzung des Religionsediktes Beschwerde erheben. Aber es blieb, wenigstens äußerlich, alles ruhig, innerlich jedoch herrschte eine allgemeine Unzufriedenheit, welche nur auf eine Gelegenheit wartete, sich zu offenbaren. Meine Freunde, oder sagen wir, meine sogenannten Freunde schrieben mir einen Brief über den anderen mit der dringenden Aufforderung, mich an ihre Spitze zu stellen, und versicherten mich einer öffentlichen Ehrenerklärung von seiten des Rates. Die Furcht vor den Unruhen und Wirren, welche mein Erscheinen hervorrufen konnte, ließ mich von einem Eingehen auf ihre Bitten Abstand nehmen; getreu meinem einst abgelegten Schwur, mich in meiner Vaterstadt niemals in einen Bürgerzwist einzulassen, wollte ich den mir

*) In d'Alemberts „Elementen der Musik" hatte ich viele Entlehnungen aus meiner Abhandlung über Musik gefunden, welche in der Enzyklopädie erschien und ihm lange vor Abfassung seiner Elemente zugegangen war. Welchen Teil er an einem Buche mit dem Titel „Wörterbuch der schönen Künste" hatte, weiß ich nicht, jedenfalls waren darin manche Aufsätze Wort für Wort von mir abgeschrieben, und zwar lange bevor die betreffenden von mir verfaßten Stücke in der Enzyklopädie erschienen.

angetanen Schimpf lieber auf mir sitzen lassen und für ewig auf mein Vaterland verzichten, als mir durch gewaltsame und gefährliche Mittel die Rückkehr zu erzwingen. Allerdings hatte ich von seiten der Bürgerschaft gesetzliche und friedliche Vorstellungen wider eine Rechtsverletzung erwartet, die sie selber im höchsten Maße berührte. Nichts dergleichen geschah. Ihre Anführer trachteten weniger nach einer wirklichen Beseitigung der Schäden, als nach Gelegenheiten, sich unentbehrlich zu machen. Man verschwur sich zwar, aber in aller Stille, und litt das Gebelfer der Schwätzer und Frömmler, die der Rat vorschob, um mich der Bevölkerung verhaßt zu machen und seinen Bubenstreich religiösem Eifer zuschreiben zu können.

Nachdem ich mehr denn ein Jahr vergeblich darauf gewartet, jemand möchte gegen das ungesetzliche Verfahren Einspruch erheben, faßte ich endlich selber einen Entschluß. Da ich mich von all meinen Mitbürgern im Stiche gelassen sah, entschied ich mich für eine endgültige Lossage von meinem undankbaren Vaterlande, in dem ich niemals gelebt, von dem ich weder Gunst noch Förderung erfahren, und das mich zum Lohn für die Ehre, die ich ihm zu machen gesucht, aufs unwürdigste behandelte, und zwar unter allgemeiner Billigung, da ja auch die schwiegen, welche hätten sprechen müssen. Ich schrieb also an den Oberbürgermeister des betreffenden Jahres, wie ich glaube, war es Herr Favre, einen Brief, in dem ich feierlich auf mein Bürgerrecht verzichtete, sonst aber jene Zurückhaltung und Mäßigung beobachtete, welche ich stets in die Taten des Selbstgefühls gelegt habe, zu denen mich die Härte meiner Feinde gar oft inmitten all meines Unglückes zwang.

Dieser Schritt öffnete den Bürgern endlich die Augen; da sie einsahen, daß sie sich durch die Verabsäumung meiner Verteidigung ins eigene Fleisch geschnitten hatten, nahmen sie sie auf, als es nicht mehr an der Zeit war. Sie verbanden damit noch andere Beschwerden und benutzten das Ganze zu verschiedenen vortrefflich begründeten Vorstellungen, die sie in dem Maße erweiter-

ten und wuchtiger machten, als die harten und schroffen Ablehnungen des Rates, der sich durch das französische Ministerium gestützt fühlte, sie begreifen ließ, wie sehr ihre Knechtung beschlossene Sache sei. Dieser Hader veranlaßte verschiedene Flugschriften, durch die nichts entschieden wurde, bis dann plötzlich die „Briefe vom Lande" erschienen, eine mit unendlichem Geschick zu gunsten des Rates abgefaßte Schrift, durch welche die zum Schweigen gebrachte Beschwerdepartei für einige Zeit völlig vernichtet wurde. Diese Flugschrift, ein unvergängliches Denkmal der seltenen Begabung ihres Verfassers, rührte von dem Oberstaatsanwalt Tronchin her, einem geistvollen, aufgeklärten, in den Gesetzen und der Verfassung der Republik äußerst beschlagenen Manne. Siluit terra.

(1764.) Nachdem sich die Beschwerdepartei von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte, verfaßte sie eine Antwort und zeigte sich mit der Zeit ihren Gegnern auch leidlich gewachsen. Alle richteten die Augen jedoch auf mich, als auf den einzigen, der gegen einen solchen Gegner mit der Hoffnung, ihn zu Boden zu schleudern, in die Schranken treten durfte. Ich gestehe, daß ich ebenso dachte, und so unternahm ich denn, gedrängt von meinen ehemaligen Mitbürgern, die mir den Beistand meiner Feder in einer Bedrängnis, zu der ich die Veranlassung gewesen, zur Pflicht machten, die Zurückweisung der „Briefe vom Lande" in einer Schrift, die ich um jenen Titel zu parodieren, „Briefe vom Berge" nannte. Ich begann und vollendete dieses Unternehmen so im Geheimen, daß ich bei einer Zusammenkunft mit den Häuptern der Beschwerdepartei in Thonon, wo wir ihre Angelegenheiten besprachen und sie mir den Entwurf ihrer Antwort zeigten, ihnen nicht ein Wort von der meinen, bereits vollendeten sagte, aus Furcht, der Druck möchte auf Hindernisse stoßen, falls die Behörden oder meine besonderen Feinde auch nur im geringsten Wind davon bekämen. Dennoch konnte ich das Bekanntwerden dieses Werkes vor seiner Veröffentlichung in Frankreich nicht verhindern, man zog jedoch vor, es erscheinen zu lassen, als mir allzu dess-

lich zu verraten, auf welchem Wege man hinter mein Geheimnis gekommen war. Ich will darüber das wenige, das ich weiß, mitteilen, meine Vermutungen jedoch verschweigen.

Ich bekam in Motiers fast ebensoviele Besuche wie früher auf der Eremitage und in Montmorency, die meisten waren jedoch recht verschieden in ihrer Art. Alle, die mich bis dahin besucht, waren Menschen gewesen, welche durch ihre Talente, ihre Neigungen und ihre Grundsätze einige Gemeinschaft mit mir hatten, und so schützten sie denn dies als den Grund ihres Besuches vor und brachten ihrerseits das Gespräch sofort auf Gegenstände, über die eine Unterhaltung zwischen uns möglich war. In Motiers war dem nicht mehr so, vornehmlich bei allem, was aus Frankreich kam. Es erschienen Offiziere oder andere Leute, die keinen Sinn für Literatur hatten, die sogar meist auch nicht ein einziges meiner Bücher kannten und dennoch, wenn man ihnen Glauben schenken wollte, dreißig, vierzig, sechzig, ja hundert Meilen gereist waren, um mich, den ausgezeichneten, den berühmten, den sehr berühmten, den großen Mann zu sehen und zu bewundern. Denn von nun an scheute man sich nicht mehr, mir die schamlosesten Schmeicheleien, vor denen mich die Achtung derer, die mit mir sprachen, bis dahin bewahrt hatte, aufs gröblichste ins Gesicht zu schleudern. Da die meisten dieser Besucher mir weder ihren Namen noch ihren Stand zu nennen geruhten, da unsere Kenntnisse sich nicht auf dieselben Dinge erstreckten und sie meine Werke nicht gelesen, ja nicht einmal durchblättert hatten, so wußte ich nicht, worüber ich mit ihnen sprechen sollte: ich wartete also, bis sie selber sprachen, da es ja doch an ihnen war, zu wissen und anzugeben, weshalb sie mich besuchten. Man begreift, daß daraus für mich nicht allzu anregende Unterhaltungen entstehen konnten, obgleich sie es für meine Besucher, je nachdem was sie in Erfahrung bringen wollten, immerhin sein konnten; denn da ich nicht mißtrauisch war, sprach ich mich rückhaltlos über alle Fragen aus, die sie mir vorzulegen für gut fanden, und so verließen sie

mich denn gewöhnlich über alle Einzelheiten meiner Lage ebenso wohl unterrichtet wie ich selber.

Auf diese Weise sah ich zum Beispiel Herrn von Feins, welcher Stallmeister der Königin und Rittmeister im Regiment der Königin war und die Standhaftigkeit besaß, mehrere Tage in Motiers zu verweilen und mich, sein Pferd am Zügel führend, sogar bis nach der Ferrière zu geleiten, ohne doch mit mir einen anderen Berührungspunkt zu haben, als den einen Umstand, daß wir beide Fräulein Fel kannten und beide gern mit dem Fangbecher spielten. Vor und nach der Begegnung mit Herrn von Feins bekam ich einen noch weit ungewöhnlicheren Besuch. Es langten zwei Männer zu Fuß an, und ein jeder von ihnen führte hinter sich ein Maultier einher, auf das er sein Gepäck geladen hatte: sie stiegen im Gasthofe ab, fütterten eigenhändig ihre Maultiere und ließen dann um die Erlaubnis bitten, mich besuchen zu dürfen. In Anbetracht der Ausrüstung dieser beiden Maultiertreiber nahm man sie für Schmuggler, und sofort kam das Gerücht in Umlauf, Schmuggler hätten mich besucht. Schon ihre Art und Weise, sich bei mir einzuführen, lehrte mich, daß ich es mit Leuten von anderem Schlage zu tun hatte; wenn sie nun aber auch keine Schmuggler waren, so konnten sie doch recht wohl für Abenteurer genommen werden, und dieser Argwohn ließ mich einige Zeit auf meiner Hut sein. Sie beruhigten mich jedoch bald. Der eine war ein Herr von Montauban, genannt Graf de La Tour du Pin, ein Edelmann aus der Dauphiné, der andere war Herr Dastier aus Carpentras, ein alter Soldat, der sein Sankt Ludwigskreuz in die Tasche gesteckt hatte, weil es seinem Aufzuge doch nicht ganz entsprach. Diese Herren waren beide äußerts liebenswürdig und gescheit, ihr Gespräch war anregend und gefällig, und ihre Art zu reisen, welche so sehr meinem und so wenig dem Geschmacke aller anderen französischen Edelleute entsprach, zog mich gewissermaßen zu ihnen hin, welches Gefühl durch den Verkehr mit ihnen nur verstärkt werden konnte. Unsere Bekanntschaft war damit auch nicht zu Ende, sondern sie besteht heute noch, und

die Herren haben mich auch noch öfters besucht, allerdings nicht mehr zu Fuß, denn das war nur zur Einführung gut, je öfter ich sie jedoch gesehen habe, desto geringerer Beziehungen bin ich gewahr geworden zwischen ihren und meinen Neigungen, desto weniger habe ich empfunden, daß meine Grundsätze auch die ihren waren, desto kleiner erschien mir ihre Vertrautheit mit meinen Schriften, desto tiefer fühlte ich, daß zwischen mir und ihnen keine wahre Gemeinschaft herrschte. Was wollten sie also von mir? Warum besuchten sie mich in diesem Aufzuge, warum blieben sie mehrere Tage, warum kamen sie öfters wieder, warum verlangte ihnen so sehr danach, mich als ihren Gast bei sich zu sehen? Damals ließ ich mir all diese Fragen nicht beifallen, seitdem habe ich sie mir jedoch zuweilen gestellt.

Von ihrem Entgegenkommen gerührt, gab sich ihnen mein Herz rückhaltlos hin, vor allem Herrn Dastier, dessen offeneres Wesen mir noch besser zusagte. Ich blieb sogar in Briefwechsel mit ihm, und als ich die „Briefe vom Berge" drucken lassen wollte, verfiel ich darauf, mich an ihn zu wenden, um alle die hinters Licht zu führen, die meiner Sendung auf dem Wege nach Holland auflauerten. Er hatte mir oft und vielleicht absichtlich von der Druckfreiheit in Avignon gesprochen und mir seine Dienste angeboten, falls ich dort einmal etwas drucken lassen wollte. Ich machte mir dieses Anerbieten zu nutze und übersandte ihm die einzelnen Hefte nacheinander durch die Post. Nachdem er sie ziemlich lange bei sich behalten, schickte er sie mir mit der Mitteilung zurück, kein Verleger habe wagen wollen, sich auf den Druck einzulassen, und so war ich gezwungen, mich doch an Rey zu wenden, aber ich trug Sorge, ihm meine Hefte nur einzeln nacheinander zuzustellen, und zwar das neue immer nur, wenn mir der Empfang des vorhergehenden bestätigt war. Noch vor der Veröffentlichung des Werkes wußte ich, daß es in den Ministerialbureaus gesehen worden war, und von Escherny aus Neuchâtel sprach mir von einem Buch „Der Mann vom Berge", das nach Aussage Holbachs von mir herrühren sollte. Ich ver-

sicherte, wie es der Wahrheit entsprach, daß ich ein Buch mit diesem Titel niemals verfaßt hätte. Als die Briefe erschienen, war er außer sich vor Wut und zieh mich der Lüge, obwohl ich ihm doch nur die Wahrheit gesagt. Auf diese Weise hatte ich also die Gewißheit erlangt, daß mein Manuskript bekannt geworden war. Da ich mich der Treue Reys versichert halten durfte, sah ich mich gezwungen, meinen Verdacht auf andere zu lenken und am wahrscheinlichsten erschien mir die Meinung, meine Sendungen möchten auf der Post geöffnet worden sein.

Eine andere Bekanntschaft ungefähr aus derselben Zeit, welche jedoch zunächst nur brieflich geschlossen wurde, war die mit Herrn Laliaud aus Nîmes, der mir von Paris aus die Bitte vortrug, ihm doch einen kleinen Schattenriß meines Profils zu senden, da er seiner, wie er schrieb, zu einer Marmorbüste von mir bedurfte, die ihm Le Moine für seine Bibliothek anfertigen sollte. Wenn dieses eine zu meiner Zähmung ersonnene Schmeichelei war, so hatte sie jedenfalls den größten Erfolg. Ich meinte, ein Mann, der meine marmorne Büste in seiner Bibliothek aufzustellen wünschte, müßte von meinen Werken und folglich von meinen Grundsätzen ganz erfüllt sein und mich lieben, weil seine Seele auf den Ton der meinen gestimmt sei. Dieser Gedanke bestach mich natürlich ohne weiteres. Später habe ich dann Herrn Laliaud kennen gelernt. Er war stets sehr eifrig beflissen, mir viele kleine Dienste zu erweisen, um sich dadurch ohne Unterlaß in all meine kleineren Angelegenheiten mischen zu können. Im übrigen aber bezweifle ich, daß auch nur eine meiner Schriften unter der kleinen Zahl von Büchern gewesen ist, die er in seinem Leben gelesen hatte. Ich weiß nicht, ob er eine Bibliothek besaß und ob er mit einem solchen Dinge überhaupt etwas anzufangen gewußt hätte; was die Büste anlangte, so bestand sie in einer schlechten Tonskizze von Le Moine, nach der er ein scheußliches Bildnis hat stechen lassen, das unter meinem Namen in der Welt umherläuft, so als ob es irgend eine Ähnlichkeit mit mir hätte.

Der einzige Franzose, der mich aus Liebe zu meinen Gesinnungen und meinen Werken zu besuchen schien, war ein junger Offizier vom Regimente Limousin, Herr Séguier de Saint Brisson mit Namen, der durch recht liebenswürdige Gaben und einen Anspruch auf Schöngeisterei in Paris und auch sonst in der Welt glänzte und vielleicht noch heute glänzt. Er hatte mich in dem Winter, der meiner Katastrophe vorausging, in Montmorency besucht. Er besaß eine Lebhaftigkeit des Gefühls, die mir gefiel. Später schrieb er mir dann nach Motiers, und mochte es nun sein, daß er mir schmeicheln wollte, oder hatte ihm der „Emil" wirklich den Kopf verdreht, jedenfalls teilte er mir mit, er stehe im Begriff, aus dem Dienst zu treten, um unabhängig zu leben, und würde zu diesem Zweck das Handwerk eines Tischlers erlernen. Er hatte einen älteren Bruder, welcher Hauptmann im selben Regimente war und von der Mutter, einer überspannten, von irgend einem tartüffischen Abbé beratenen Frömmlerin, äußerst vorgezogen wurde, ihn dagegen behandelte sie sehr schlecht und zieh ihn überdies des Unglaubens und des völlig unsühnbaren Verbrechens, mit mir befreundet zu sein. Auf diese Gründe hin wollte er mit seiner Mutter brechen und den eben erwähnten Entschluß ausführen, und alles das, um den kleinen Emil zu spielen.

In meiner Bestürzung über seine Unbesonnenheit beeilte ich mich, ihm zu schreiben, um ihn zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen; ich gab meinen Ermahnungen allen Nachdruck, dessen ich nur irgend fähig war — und sie wurden befolgt. Er nahm seine Kinderpflichten seiner Mutter gegenüber wieder auf sich und zog sein Abschiedsgesuch aus den Händen seines Obristen zurück, dem er es bereits übergeben gehabt, der jedoch klug genug gewesen war, vorerst keinen Gebrauch davon zu machen, um ihm Zeit zu reiflicher Überlegung zu lassen. Von seinen Tollheiten zurückgekommen, beging Saint Brisson nun eine zwar etwas weniger anstößige, die meinem Geschmacke jedoch kaum mehr entsprach: er verlegte sich aufs Schreiben. Er gab nacheinander zwei oder drei Flugschriften heraus, die nicht ta-

lentlos waren, dennoch brauche ich mir nicht vorzuwerfen, daß irgend ein Lob meinerseits ihn ermutigt hätte fortzufahren.

Einige Zeit darauf besuchte er mich, und wir wanderten zusammen nach der Insel Saint Pierre. Auf dieser Reise erschien er mir anders, als ich ihn ehedem in Montmorency gefunden hatte. Es lag irgend etwas Gezwungenes, Gekünsteltes in seinem Wesen, das mir zunächst nicht übermäßig auffiel, später habe ich jedoch oft daran zurückdenken müssen. Er besuchte mich noch einmal im Hotel Saint Simon zu Paris auf meiner Durchreise nach England. Dort erfuhr ich, was er mir früher nie erzählt hatte, daß er nämlich in vielen vornehmen Häusern gesellschaftlich verkehrte und auch mit Frau von Luxembourg ziemlich häufig zusammenkäme. In Trye gab er mir kein einziges Lebenszeichen mehr und ließ mir auch niemals durch seine Verwandte, eine Fräulein Séguier, etwas ausrichten, obwohl sie meine Nachbarin war; und sie selber ist mir auch niemals sehr günstig gegen mich gestimmt vorgekommen. Mit einem Wort, die Schwärmerei des Herrn von Saint Brisson für mich hörte mit einem Schlage auf, ebenso wie die Freundschaft des Herrn von Feins: dieser jedoch war mir zu nichts verpflichtet, während mir jener Dank schuldete, wenn anders die Dummheiten, die ich ihn zu begehen verhindert hatte, nicht etwa nur ein Spiel von seiner Seite gewesen waren, was im Grunde recht wohl hätte sein können.

Ebenso viele und mehr Besuche bekam ich aus Genf. Die Deluc, sowohl der Vater wie der Sohn, erwählten mich nacheinander zu ihrem Krankenwärter: der Vater wurde unterwegs krank, und der Sohn reiste bereits krank aus Genf, alle beide warteten bei mir ihre Genesung ab. Pfarrer, Verwandte, Frömmler, Individuen aller Gattungen kamen aus Genf und der Schweiz zu mir, nicht wie ihre französischen Brüder, um mich zu bewundern und zu verspotten, sondern um mich auszuschelten und abzukanzeln. Der einzige, der mir Freude bereitete, war Moultou, der nur drei oder vier Tage bei mir blieb und den ich gar gern länger dabehalten hätte. Der be-

harrlichste und unabweislichste von allen, der mich kraft seiner Aufdringlichkeit förmlich in seine Gewalt bekam, war ein Herr von Ivernois, Kaufmann in Genf, ausgewanderter französischer Calvinist und Verwandter des Oberstaatsanwaltes zu Neuchâtel. Dieser Herr von Ivernois aus Genf kam zweimal im Jahr nach Motiers, eigens um mich dort zu besuchen, blieb von morgens bis abends bei mir, und zwar mehrere Tage hintereinander, begleitete mich auf meinen Spaziergängen, überbrachte mir tausenderlei kleine Geschenke, drängte sich wider meinen Willen in mein Vertrauen und mischte sich in alle meine Angelegenheiten, ohne daß zwischen mir und ihm irgend eine Gemeinschaft geherrscht hätte, weder in unseren Gedanken, noch in unseren Neigungen, unseren Empfindungen oder auch in unseren Kenntnissen. Ich zweifle daran, daß er jemals in seinem Leben irgend ein Buch ganz durchgelesen hatte und anzugeben vermocht hätte, worüber die meinen denn eigentlich handelten. Als ich ein Herbarium anzulegen begann, begleitete er mich auf meinen botanischen Ausflügen ohne Gefallen an dieser Beschäftigung noch ohne daß er mir oder auch ich ihm ein Wort zu sagen gehabt hätte. Er besaß sogar den Mut, drei volle Tage mit mir allein in einem Gasthause zu Goumoins zu verbringen. Dort hatte ich gehofft, ihn durch Langeweile zu vertreiben und ihm zugleich verständlich zu machen, wie unendlich er mich langweilte — vergeblich: es hat mir niemals gelingen wollen, seine unglaubliche Ausdauer zu besiegen, noch ihren Grund zu durchschauen.

Unter all diesen Beziehungen, die ich nur gezwungenermaßen anknüpfte und unterhielt, darf ich die eine einzige nicht unterdrücken, die mir angenehm gewesen und meinerseits von den herzlichsten Gefühlen begleitet gewesen ist: meine Freundschaft mit einem jungen Ungarn, der sich zunächst in Neuchâtel und wenige Monate nach meinem Eintreffen dann in Motiers niedergelassen hatte. Man nannte ihn in der Gegend den Baron von Sauttern, unter welchem Namen er von Zürich aus empfohlen worden war. Er war groß und gut gewachsen und

hatte ein angenehmes Gesicht und ein ungemein anziehendes, sanftes Wesen. Er sagte jedermann und gab es auch mir selber zu verstehen, daß er nur um meinetwillen nach Neuchâtel gekommen sei, um durch den Verkehr mit mir seine Jugend zur Tugend zu bilden. Sein Gesicht, sein Ton und sein Benehmen schienen mir mit seinen Reden in Einklang zu stehen, und ich würde gegen eine der größten Pflichten zu fehlen geglaubt haben, hätte ich einen jungen Mann abgewiesen, an dem ich nur Liebenswürdiges gewahrte, und der mich aus einem so achtenswerten Grunde aufsuchte. Mein Herz weiß sich nicht halb zu geben. Gar bald besaß er meine ganze Freundschaft, mein ganzes Vertrauen, und wir wurden unzertrennlich. Er begleitete mich auf allen meinen Fußwanderungen und fand bald selber Gefallen daran. Ich führte ihn bei Mylord Marschall ein, und dieser nahm ihn mit der größten Freundlichkeit auf. Da er sich auf französisch noch nicht recht ausdrücken konnte, sprach und schrieb er an mich nur auf lateinisch, ich antwortete ihm französisch, und die Vermischung dieser beiden Sprachen ließ unser Gespräch weder stocken noch in irgend einer Hinsicht an Lebhaftigkeit einbüßen. Er sprach mir von seiner Familie, seinen Angelegenheiten, seinen Abenteuern und vom Wiener Hofe, dessen innerste Angelegenheiten er genau zu kennen schien. Kurz, während zweier Jahre, die wir in der engsten Vertraulichkeit miteinander verlebten, habe ich nur eine über jede Probe erhabene Sanftheit des Charakters an ihm wahrgenommen, ein nicht allein ehrbares, sondern auch wohlerzogenes Betragen, peinliche Sauberkeit, äußerste Züchtigkeit in allen seinen Äußerungen, kurz, alle Anzeichen eines Menschen aus guter Familie, die ihn mir allzu schätzenswert machten, um mich ihn nicht auch liebgewinnen zu lassen.

In der Zeit meines freundschaftlichsten Verkehrs mit ihm schrieb mir von Ivernois aus Genf, ich solle vor dem jungen Ungarn, der sich in meiner Nähe niedergelassen hätte, auf meiner Hut sein, man habe ihm versichert, er sei ein Spion, den das französische Ministerium in meiner Nähe unterhielte. Diese Mitteilung mußte um so bemm-

ruhigender erscheinen, da jedermann am Orte mich warnte, vorsichtig zu sein, weil man mir auflauere und mich auf französisches Gebiet zu locken trachte, um mir dort übel mitzuspielen.

Um diesen abgeschmackten Warnern ein für alle Mal den Mund zu stopfen, schlug ich Sauttern, ohne ihm irgend etwas zu sagen, eine Fußreise nach Pontarlier vor, und er war dabei. Als wir dann in Pontarlier angelangt waren, gab ich ihm Ivernois' Brief zu lesen, umarmte ihn leidenschaftlich und sagte: „Sauttern hat einen Beweis meines Vertrauens nicht nötig, aber dem Publikum muß ich beweisen, wie sicher ich bin, es einem Würdigen geschenkt zu haben." Unsere Umarmung war beglückend, war eine jener Seelenfreuden, wie sie die Verfolger weder zu empfinden, noch den Unterdrückten zu rauben vermöchten.

Niemals werde ich glauben, daß Sauttern ein Spion gewesen ist oder mich verraten hat, aber er hat mich hintergangen. Während ich ihm mein Herz rückhaltlos öffnete, besaß er den Mut, mir das seine dauernd verschlossen zu halten und mich durch Lügen zu täuschen. Er fabelte mir irgend eine Geschichte vor, die mich annehmen ließ, seine Anwesenheit sei in seinem Lande notwendig. Ich drängte ihn, schnellstens abzureisen, er reiste ab, und als ich ihn bereits in Ungarn glaubte, erfuhr ich, daß er in Straßburg sei. Und er war nicht zum ersten Male dort. Er hatte dort eine Ehe gestört, und der Gatte, dem bekannt geworden, daß er mit mir verkehrte, hatte an mich geschrieben und ich dann nichts unterlassen, die junge Frau auf den Weg der Tugend und Sauttern auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. Als ich sie schon endgültig getrennt wähnte, näherten sie sich einander wieder, und der Gatte besaß sogar die Liebenswürdigkeit, den jungen Mann von neuem in sein Haus aufzunehmen; von da an hatte ich mit der Sache nichts mehr zu tun. Ich vernahm, daß der vermeintliche Baron mir ein ganzes Netz von Lügen aufgebunden hatte. Er hieß gar nicht Sauttern, sondern Sauttersheim. Was den *Titel* Baron anbelangte, der ihm in der Schweiz beigelegt

wurde, so konnte ich ihm daraus keinen Vorwurf machen, denn er selber hatte sich ihn niemals angemaßt, dennoch bin ich sicher, daß er ein Edelmann war, und Mylord Marschall, der sich auf Menschen verstand und in seiner Heimat gewesen war, hat ihn ebenfalls stets für einen solchen angesehen und dementsprechend behandelt.

Sobald er abgereist war, erklärte die Magd des Gasthauses, in dem er in Motiers gespeist hatte, von ihm geschwängert zu sein. Sie war eine so häßliche Schlumpe, und Sauttern, der in der ganzen Gegend allgemein wegen seines Betragens und seiner sittlichen Anschauungen geschätzt und geachtet wurde, hatte sich auf Sauberkeit stets so viel zugute getan, daß diese schmutzige Angelegenheit alle Welt verletzte. Alle hübschen Frauenzimmer der Gegend, die vergeblich ihre schönsten Blicke an ihn verschwendet hatten, waren wütend, und ich war außer mir vor Entrüstung. Ich tat alles nur Mögliche, um jene freche Dirne verhaften zu lassen und erbot mich, alle Unkosten zu tragen und für Sauttersheim Bürgschaft zu leisten. Ich schrieb ihm in der festen Überzeugung, daß jene Schwangerschaft nicht nur nicht sein Werk, sondern überhaupt völlig erlogen und das Ganze ein von seinen und meinen Feinden angezetteltes Stückchen war. Ich forderte ihn auf, nach Motiers zurückzukehren, um diese Metze und ihre Einbläser zu entlarven. Ich war erstaunt über die Unentschiedenheit seiner Antwort. Er schrieb an den Pfarrer, zu dessen Kirchspiel die Vettel gehörte und erreichte die Vertuschung der Angelegenheit, woraufhin ich aufhörte, mich mit ihr zu befassen und mich gar sehr verwunderte, daß ein derartig wüster Geselle genug Selbstbeherrschung besessen haben konnte, um mir trotz unseres engen Verkehrs dauernd wegen seiner Gewissenhaftigkeit aufzufallen.

Von Straßburg begab sich Sauttersheim auf die Glückssuche nach Paris, aber er fand nur Elend dort. Er schrieb mir und sagte dabei sein peccavi her. Unserer alten Freundschaft eingedenk, rührte mich sein Zustand äußerst, und ich schickte ihm etwas Geld. Im darauffolgenden Jahre fand ich ihn bei meiner Durchreise durch Pa-

ris noch ungefähr in gleichen Umständen, er war jedoch nah befreundet mit Herrn Laliaud, ohne daß ich hätte erfahren können, wo er dessen Bekanntschaft gemacht, noch ob sie neuen oder älteren Datums sei. Zwei Jahre darauf kehrte Sauttersheim nach Straßburg zurück, von wo aus er mir schrieb und wo er gestorben ist. Dies ist kurz die Geschichte unserer Beziehungen und dessen, was ich von seinen Erlebnissen weiß: aber wenn ich das Schicksal dieses jungen unglücklichen Mannes auch beklage, so werde ich darum doch niemals aufhören, an seine gute Abstammung zu glauben und dafür zu halten, daß alles Tadelnswerte in seiner Aufführung den Verhältnissen entsprang, in die er sich geworfen sah.

So stand es um den Zuwachs an Verbindungen und Bekanntschaften, die mir in Motiers beschert waren. Wie hätten sie jedoch nicht geartet sein müssen, um all die schmerzlichen Verluste zu ersetzen, die ich in derselben Zeit erlitt.

Zuerst starb Herr von Luxembourg, welcher den Ärzten endlich zum Opfer fiel, nachdem sie ihn lange gequält und seine Gicht, die sie nicht erkennen wollten, wie ein heilbares Leiden behandelt hatten.

Wenn man hierüber dem Berichte trauen darf, den mir La Roche, der Vertrauensmann der Frau Marschallin, zugehen ließ, so hat man daran ein ebenso trauriges wie denkwürdiges Beispiel dafür, wie beklagenswert das Elend der Größe ist.

Der Verlust dieses gütigen Herrn traf mich um so schmerzlicher, als er der einzige wahre Freund war, den ich in Frankreich besaß; die Sanftheit seines Charakters war derart, daß ich über sie seinen Rang völlig vergessen und mich ihm wie einem Gleichgestellten angeschlossen hatte. Unsere Beziehungen hörten durch meine Flucht nicht auf, sondern ich erhielt nach wie vor Briefe von ihm. Dennoch glaubte ich zu bemerken, daß meine Entfernung oder mein Unglück seine Zuneigung abgekühlt hatte. Es hält schwer, daß ein Hofmann sich die gleiche Neigung zu jemandem bewahren möchte, den er der Ungnade der Mächtigen verfallen weiß. Anderseits habe ich

auch gedacht, der große Einfluß, den Frau von Luxembourg auf ihn besaß, möchte mir nicht günstig gewesen und meine Entfernung von ihr benutzt worden sein, um mir in seiner Schätzung Abbruch zu tun. Was sie anbelangt, so verhehlte sie trotz einiger gezwungener und immer seltener werdenden Beteuerungen den Wandel in ihrer Gesinnung gegen mich von Tag zu Tag weniger. Sie schrieb mir vier oder fünf mal nach der Schweiz in großen Zwischenräumen, dann überhaupt nicht mehr, und es bedurfte schon der ganzen Voreingenommenheit, des ganzen Vertrauens, der ganzen Verblendung, in der ich mich damals noch immer befand, um an ihr nicht mehr als bloßes Erkalten gegen mich wahrzunehmen.

Der Buchhändler Guy, Duchesnes Geschäftsteilhaber, der seit meiner Abwesenheit viel im Hause Luxembourg verkehrte, schrieb mir, der Herr Marschall habe mich in seinem Testamente bedacht. Das wäre nur sehr natürlich und sehr glaublich gewesen, und so zweifelte ich denn auch nicht daran. Innerlich ließ es mich jedoch nachdenken, wie ich mich diesem Vermächtnis gegenüber verhalten sollte. Alles wohl erwogen, beschloß ich es anzunehmen, wie es auch lauten möchte, um dadurch einem wackeren Manne eine Ehre zu erweisen, welcher in einem Range, in dem Freundschaft fast ein unbekanntes Wort ist, dennoch eine sehr aufrichtige zu mir gehegt hatte. Diese Pflicht ist mir jedoch erspart geblieben, da ich von jenem wirklichen oder nur vermuteten Legate niemals wieder sprechen gehört habe, aber es hätte mich in der Tat hart angegangen, einen der großen Grundsätze meiner sittlichen Anschauung dadurch zu verletzen, daß ich durch den Tod jemandes, der mir teuer gewesen, in den Genuß eines Vorteiles gelangte. Während der letzten Krankheit unseres Freundes Mussard schlug mir Lenieps vor, die große Erkenntlichkeit, die er uns für unsere Pflege bezeugte, dazu zu benützen, ihm irgend eine Verfügung zu unseren Gunsten nahezulegen. „Ach, lieber Lenieps," sagte ich, „laß uns durch solche eigennützige Gedanken die traurigen aber heiligen Pflichten nicht beflecken, die wir unserem sterbenden Freunde gegenüber

erfüllen!" Ich hoffe, in dem Testamente keines Menschen zu stehen, vor allem aber niemals in dem eines meiner Freunde. Ungefähr um die gleiche Zeit geschah es, daß Mylord Marschall mir von seinem Testament und von dem sprach, was er darin für mich zu tun gedachte und ich ihm jene im ersten Teile dieses Werkes erwähnte Antwort gab.

Mein zweiter, noch schmerzlicherer und weit unersetzlicherer Verlust war der Tod der besten aller Frauen und Mütter, welche von Jahren schwer und schwerer noch von Gebrechen und Elend beladen, dieses Tränental verließ, um an die Stätte der Seligen hinüberzugehen, wo das Gute, was man hienieden getan hat, durch die liebliche Erinnerung daran seine ewige Vergeltung findet. Geh, du milde gütige Seele und vereinige dich mit Fénelon, Bernex, Catinat und allen denen, die in einem niedrigeren Stande ihre Herzen doch oft der wahren Barmherzigkeit gleich weit geöffnet haben, erfreue dich dort der Frucht deines Wohltuns und bereite deinem Zöglinge den Platz, den er einst an deiner Seite einzunehmen hofft! Du Glückliche in all deinem Unglück — denn der Himmel hat es geendigt, ehe du die grausame Kunde von dem meinen erhalten hattest. Da ich ihr Herz durch den Bericht über meine ersten Schicksalsschläge zu betrüben fürchtete, hatte ich ihr meine Ankunft in der Schweiz nicht mitgeteilt, aber ich schrieb an Herrn von Conzié, um mich nach ihr zu erkundigen, und durch ihn erhielt ich auch die Mitteilung, daß sie aufgehört hatte, die Leidenden zu trösten und selber zu leiden. Bald werde auch ich zu leiden aufhören, wenn ich sie jedoch im anderen Leben nicht wiederzusehen glaubte, so würde sich meine müde Phantasie gegen alle Bilder der vollkommenen Glückseligkeit verschließen, die ich vom Jenseits erhoffe.

Mein dritter und letzter Verlust (denn seitdem sind mir keine Freunde mehr zum Verlieren geblieben) war der Verlust Mylord Marschalls. Er starb nicht, aber müde, Undankbaren zu dienen, verließ er Neuchâtel, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Er lebt und

wird mich, wie ich hoffe, überleben, er lebt, und dank seiner sind nicht alle Liebesbande, die mich an die Erde fesseln, zerrissen: noch atmet auf ihr ein Mensch, der meiner Freundschaft würdig ist, denn der wahre Wert der Freundschaft liegt ja weit mehr in der, die man selber fühlt, als in der, die man eingibt, ich habe jedoch den Trost, mit dem mich die seine so reichlich überschüttete, verloren, und so kann ich ihn nur noch unter die rechnen, die ich zwar noch liebe, mit denen ich aber keine Gemeinschaft mehr habe. — Er reiste nach England, um dem Könige für seine Begnadigung zu danken und seine ehemals eingezogenen Güter zurückzukaufen. Wir trennten uns keineswegs ohne Wiedervereinigungspläne, welche ihm fast ebenso angenehm wie mir zu sein schienen. Er wollte sich auf seinem Schlosse Keith Hall bei Aberdeen niederlassen, und ich sollte dort an seiner Seite leben; dieser Plan sagte mir jedoch allzusehr zu, als daß ich auf seine Verwirklichung hätte hoffen dürfen. Er blieb nicht in Schottland. Die zärtlichen Bitten des Königs von Preußen riefen ihn nach Berlin zurück, und bald wird man sehen, wodurch ich verhindert ward, dort wieder mit ihm zusammenzutreffen.

Da er den Sturm, den man wider mich zu erregen begann, voraussah, übersandte er mir vor seiner Abreise aus eigenem Antriebe eine Heimatsberechtigungsurkunde, welche ein sicheres Mittel gegen alle Gelüste, mich aus dem Lande zu jagen, zu sein schien. Die Gemeinde Couvet im Val de Travers folgte dem vom Statthalter gegebenen Beispiele und verabfolgte mir gleichfalls kostenlos einen Heimatsschein. Auf diese Weise in jeder Hinsicht Bürger des Landes geworden, war ich gegen jede gesetzliche Ausweisung selbst von seiten des Fürsten geschützt: aber auf gesetzlichen Wegen hat man ja auch denjenigen von allen Menschen, der die Gesetze stets am meisten geachtet hat, niemals zu verfolgen vermocht.

Den Tod des Abbés von Mably glaube ich unter die Verluste, die mich zu dieser Zeit heimsuchten, nicht rechnen zu dürfen. Während ich bei seinem Bruder wohnte,

hatten wohl Beziehungen zwischen uns geherrscht, wenn auch niemals sehr innige, und ich habe einige Veranlassung zu glauben, daß seine Gefühle für mich ihre Natur änderten, sobald ich berühmter geworden war als er. Jedoch erst nach dem Erscheinen der „Briefe vom Berge" erhielt ich das erste Zeichen seines Übelwollens gegen mich. Man brachte in Genf einen Brief an Frau Saladin in Umlauf, der ihm zugeschrieben wurde, und in dem er jenes Werk als das aufrührerische Geschrei eines zügellosen Volksverhetzers bezeichnete. Die Achtung, die ich für den Abbé von Mably hegte, und das Gewicht, das ich seiner Einsicht beimaß, erlaubten mir nicht einen Augenblick lang, ihn für den Verfasser dieses abgeschmackten Briefes zu halten. Ich entschloß mich deshalb zu einem Schritte, den meine Freimütigkeit mir eingab: ich übersandte ihm eine Abschrift jenes Briefes und teilte ihm mit, daß man ihn ihm zuschriebe. Er gab keinerlei Antwort darauf. Dieses Schweigen verwunderte mich; aber man denke sich meine Überraschung, als Frau von Chenonceaux mir mitteilte, daß der Brief tatsächlich von dem Abbé herrühre und der meine ihn aufs äußerste in Verlegenheit gesetzt habe. Denn wie hätte er schließlich auch, selbst wenn er recht gehabt, einen Aufsehen erregenden öffentlichen Schritt entschuldigen können, der ohne jede Verpflichtung und Notwendigkeit, aus bloßem Mutwillen einzig zu dem Zwecke unternommen worden war, einen Mann, dem er sonst stets Wohlwollen bezeigt, und der auch niemals gegen ihn gefehlt hatte, inmitten seines ärgsten Unglückes zu verunglimpfen. Einige Zeit darauf erschienen die „Gespräche Phocions", in denen ich nichts als eine maß- und schamlose Zusammenstoppelung aus meinen Schriften erblicken konnte. Beim Durchlesen dieses Buches fühlte ich, daß sein Verfasser mir gegenüber nur noch einen Weg kannte und daß ich fortan keinen erbitterteren Feind haben würde. Ich glaube, er hat mir weder den „Gesellschaftsvertrag" verzeihen können, der seine Kräfte allzusehr überragte, noch den „Ewigen Frieden", und sein Wunsch, ich solle die Schriften des Abbé von Saint Pierre bearbeiten, war

sicherlich nur der Hoffnung entsprungen, ich möchte dabei weniger gut fahren, als ich gefahren bin.

Je weiter ich in meiner Erzählung fortschreite, desto weniger vermag ich Ordnung und Reihenfolge innezuhalten. Das Ungestüm meines übrigen Lebens hat den Ereignissen keine Zeit gelassen, sich in meinem Kopfe zu reihen. Sie sind zu zahlreich, zu verworren und zu unangenehm gewesen, um klar erzählt werden zu können. Der einzige starke Eindruck, der mir von ihnen geblieben, ist das schauerliche Geheimnis, das alle ihre Ursachen bedeckt, und der bejammernswerte Zustand, in den sie mich gebracht haben. Mein Bericht kann nur noch aufs Geratewohl und in dem Maße fortschreiten, in dem mir alles wieder einfällt. Ich entsinne mich, daß ich in der Zeit, von der ich spreche, aufs tiefste mit meinen „Bekenntnissen" beschäftigt war und höchst unklugerweise zu jedermann davon sprach, ohne auch nur auf den Gedanken zu verfallen, jemand könne Grund, Willen oder Macht haben, diesem Unternehmen ein Hindernis entgegenzusetzen, hätte ich es aber auch geglaubt, so würde ich deshalb doch kaum verschwiegener verfahren sein, denn meiner Natur eignet die völlige Unmöglichkeit, irgend etwas von meinen Gefühlen und meinen Gedanken verborgen zu halten. Das Bekanntwerden dieses Unternehmens ist jedoch, wenigstens soweit ich darüber urteilen kann, die wahre Veranlassung zu dem Sturme gewesen, den man wider mich entfesselt hat, um mich aus der Schweiz zu vertreiben und mich Händen zu überliefern, welche die Ausführung meines Planes verhindern sollten.

Und noch einen anderen hatte ich, der von jenen, die den ersten fürchteten, kaum mit freundlicheren Augen angesehen wurde: ich wollte eine Gesamtausgabe meiner Schriften veranstalten. Diese Ausgabe dünkte mich notwendig, um diejenigen von allen unter meinem Namen umlaufenden Bücher festzustellen, die auch wirklich von mir waren, und das Publikum instand zu setzen, sie von jenen Schriften zu unterscheiden, die meine Feinde mir *zuschrieben, um mich* in Verruf zu bringen und herabzu-

setzen. Und außerdem bot diese Gesamtausgabe ein einfaches und anständiges Mittel, mir mein Brot zu sichern, und zwar das einzige; denn da ich auf alles Bücherschreiben verzichtet hatte, meine Denkwürdigkeiten bei meinen Lebzeiten nicht erscheinen konnten und ich auf keine andere Weise einen Pfennig verdiente, stets aber Geld verbrauchte, so sah ich das Ende meiner Hilfsmittel mit dem letzten Heller aus den Erträgnissen meiner letzten Schriften zusammenfallen. Aus diesem Grunde hatte ich auch mein noch nicht vollendetes „Musiklexikon" hingegeben. Es brachte mir hundert Louisd'or bar und hundert Taler Lebensrente, aber das Ende von hundert Louisd'or ließ sich leicht berechnen, wenn man jährlich mehr als sechzig ausgab, und hundert Taler Rente waren so gut wie nichts für einen Mann, über den Bettlergesindel und anderes Volk unausgesetzt herfiel wie ein Dohlenschwarm.

Zur Veranstaltung der Gesamtausgabe meiner Schriften erbot sich eine Gesellschaft Neuchâteler Kaufleute, und ein Drucker oder Buchhändler aus Lyon namens Reguillat tauchte eines Tages zwischen ihnen auf, um die Leitung des Ganzen zu übernehmen. Die Bedingungen waren vernünftig und erfüllten meinen Zweck. Ich hatte sowohl an schon gedruckten Werken wie an noch unveröffentlichten Arbeiten genug Stoff für sechs Quartbände und verpflichtete mich zudem, die Ausgabe zu überwachen: dafür sollten sie mir eine Leibrente von sechzehnhundert französischen Livres aussetzen und ein einmaliges Geschenk von tausend Talern machen.

(1765.) Der Vertrag war aufgesetzt, aber noch nicht unterschrieben, als die „Briefe vom Berge" erschienen. Der furchtbare Ausbruch, der sich gegen dieses Höllenwerk und seinen nichtswürdigen Verfasser kehrte, jagte der Gesellschaft Todesangst ein, und so scheiterte denn das Unternehmen. Ich würde die Wirkung dieser letzten Schrift mit der vergleichen, welche einst mein „Brief über die französische Musik" gehabt, aber wenn mir dieser Brief auch Haß eingetragen und mich allerlei Gefahren ausgesetzt, so hatte er mir doch wenigstens Ansehen und Ach-

tung belassen. Nach diesem letzten Werke jedoch schien man sich in Genf und in Versailles zu verwundern, daß ein solches Ungeheuer wie ich am Leben belassen wurde. Der Kleine Rat gab, vom französischen Geschäftsträger aufgehetzt und angeführt von dem Oberstaatsanwalt, eine Erklärung über mein Werk ab, in welcher er ihm die ungeheuerlichsten Eigenschaften beilegt und es für würdig erachtet, vom Henker verbrannt zu werden, und fügt mit einer ans Possenhafte grenzenden Geschicklichkeit hinzu, man könne darauf weder antworten noch es überhaupt nennen, ohne sich dabei nicht selber zu entehren. Ich würde diesen merkwürdigen Erlaß gar gern hier abdrucken, aber ich besitze ihn leider nicht und kann mich auch keines einzigen der darin angewandten Worte mehr erinnern. Ich wünsche sehnlichst, einer meiner Leser möchte vom Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit beseelt die „Briefe vom Berge" noch einmal ganz durchlesen, er wird darin, dies wage ich zu behaupten, in Anbetracht der empfindlichen und grausamen Beleidigungen, mit denen man mich noch eben nach Herzenslust überhäuft hatte, eine stoische Mäßigung herrschen fühlen. Da jedoch auf Schmähungen nicht zu antworten war, weil es keine enthielt, noch auf die vorgebrachten Gründe, weil sie unwiderleglich waren, stellte man sich zu empört, um überhaupt antworten zu wollen; nahmen sie jedoch die unwiderleglichen Beweise für Beleidigungen, so mußten sie sich allerdings sehr gekränkt fühlen.

Weit davon entfernt, wider diesen gehässigen Erlaß Klage zu führen, beschritt die Beschwerdepartei den darin vorgezeichneten Weg und anstatt die „Briefe vom Berge" wie ein Siegeszeichen zu erheben, verkroch sie sich dahinter wie hinter einen heimlichen Schild und besaß im übrigen die Feigheit, dieser auf ihre Bitten und zu ihrer Verteidigung abgefaßten Schrift weder Ehre noch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch sich auf sie zu berufen, noch sie zu erwähnen, obgleich sie sich verstohlen alle darin enthaltenen Beweisgründe zu nutze machte und einzig und allein der Genauigkeit, mit der sie den am *Schluß dieses Werkes* gegebenen Rat befolgte, ihre Ret-

tung und ihren endlichen Sieg zu verdanken hatte. Die Partei hatte mir diese Schrift zur Pflicht gemacht, ich hatte gehorcht und ihrer und des Vaterlandes Sache bis ans Ende gedient. Ich bat sie, sich nun um die meine nicht weiter zu kümmern und in ihren Zwistigkeiten nur auf sich selber Bedacht zu haben. Sie nahmen mich beim Wort und ich habe mich fortan in ihre Angelegenheiten nur noch gemischt, um sie unausgesetzt zum Frieden zu ermahnen, denn mir schien es gewiß, daß Frankreich sie vernichten würde, falls sie auf ihrem Widerstande beharrten. Das ist nicht geschehen, ich begreife den Grund, doch hier ist nicht der Ort, ihn anzuführen.

Die Wirkung der „Briefe vom Berge" war in Neuchâtel zunächst äußerst friedlich. Ich schickte ein Exemplar an Herrn von Montmollin, er nahm es freundlich an und las es, ohne einen Einwand zu erheben. Er war ebenso wie ich krank, und als es ihm besser ging, besuchte er mich, ohne etwas vorzubringen. Inzwischen begann der Lärm, man verbrannte das Buch irgendwo.*) Von Genf, von Bern und vielleicht von Versailles aus verlegte sich der Herd der Gärung bald nach Neuchâtel und vor allem ins Val de Travers, wo man das Volk durch geheime Wühlereien aufzuhetzen begann, lange ehe die Geistlichkeit sich regte. Ich wage auszusprechen, daß ich in dieser Gegend ebenso vom Volke hätte geliebt werden müssen, wie es mir allenthalben geschah, wo ich nur irgend gelebt habe, weil ich mit vollen Händen Almosen verteilte, keinen Dürftigen rings ohne Beistand ließ, niemandem je einen Dienst verweigerte, sobald er billig war und in meiner Macht stand, mit jedermann vertraut, vielleicht allzu vertraut umging und mit allen Kräften jeglichen Unterschied verwischte, welcher Eifersucht hätte erregen können. Alles das verhinderte jedoch nicht, daß die durch irgend einen mir Unbekannten im Geheimen aufgehetzte Bevölkerung sich allmählich bis zur Wut gegen mich ereiferte, mich öffentlich am hellen lichten Tage beschimpfte, und zwar nicht nur draußen im Freien, sondern auf

*) In Paris, am 19. März 1765, zusammen mit Voltaire's „Philosophischem Wörterbuche". A. d. O.

offener Straße. Die, denen ich am meisten Gutes getan, waren die Erbittertsten, ja, die Leute, welche noch täglich Wohltaten von mir empfingen, und die daher nicht öffentlich aufzutreten wagten, reizten heimlich die anderen auf und schienen sich auf diese Weise für die Demütigung rächen zu wollen, mir Dank schuldig zu sein. Montmollin schien nichts zu sehen und hielt sich selber noch zurück, da man sich jedoch der Abendmahlszeit näherte, kam er zu mir, um mir zu raten, der Feier fern zu bleiben, im übrigen aber versicherte er mir, daß er nichts gegen mich habe und mich in Frieden lassen wolle. Ich fand diese artige Versicherung eigentümlich, sie erinnerte mich an den Brief der Frau von Boufflers, und ich vermochte nicht zu begreifen, wem denn so gar viel darauf ankam, ob ich zum Abendmahle ginge oder nicht. Da ich eine solche Nachgiebigkeit meinerseits für Feigheit gehalten haben würde und auch andererseits dem Volke nicht diesen neuen Anlaß geben wollte, wider den Gottlosen zu zetern, so wies ich den Pfarrer kurz ab; er kehrte verdrossen heim und gab mir zu verstehen, daß ich es zu bereuen haben würde.

Er konnte mir das Abendmahl aus eigener Machtvollkommenheit nicht verweigern: das konnte nur vom Konsistorium aus geschehen, welches mich zugelassen hatte, und solange es sich nicht in seinem Sinne entschied, durfte ich dreist, ohne Furcht vor einer Zurückweisung, vor dem Altar erscheinen. Montmollin ließ sich nun von der Geistlichkeit den Auftrag erteilen, mich zur Prüfung meines Glaubens vor das Konsistorium zu laden und mich, falls ich mich weigern sollte, aus der Gemeinde zu stoßen. Auch dieser Kirchenbann konnte nur vom Konsistorium verhängt werden, und zwar nur auf Stimmenmehrheit. Aber die Bauern, welche unter dem Namen von „Kirchenältesten" diese Versammlung bilden, konnten unter dem Vorsitz und wie man begreift unter dem Einfluß ihres Pfarrers, nicht gut anderer Meinung sein wie er, vor allem in theologischen Dingen, von denen sie doch immerhin noch weniger verstanden als er. Ich *wurde also vorgeladen* und beschloß zu erscheinen.

Welch glücklicher Umstand und welch ein Triumph für mich, wenn ich mich aufs Reden verstanden und sozusagen meine Feder im Munde geführt hätte. Mit welcher Überlegenheit, mit welcher Leichtigkeit hätte ich dann nicht diesen armen Pfarrer inmitten seiner sechs Bauern niedergeschmettert. Da Herrschsucht die protestantische Geistlichkeit alle Grundsätze der Reformation hatte vergessen lassen, so brauchte ich, um sie daran zu erinnern und zum Schweigen zu bringen, nur meine ersten Bergbriefe zu erklären, die sie dummerweise bekrittelt hatten. Mein Thema war mir also gegeben, ich brauchte es nur zu erweitern, und dann war mein Gegner niedergerungen. Ich würde nicht so dumm gewesen sein, mich nur auf die Verteidigung zu beschränken, es war mir leicht gemacht, unversehens und ohne daß er sich davor schützen konnte, zum Angreifer zu werden. Die Pfäfflein hatten mich in ihrer Torheit und Unwissenheit selber in die glücklichste Stellung gedrängt, die ich mir nur hätte wünschen können, um sie nach Herzenslust zu vernichten! Aber wie nun! Dazu hätte ich sprechen müssen, und zwar auf der Stelle sprechen, hätte in jedem Augenblick die nötigen Gedanken, Wendungen und Ausdrücke finden, stets geistesgegenwärtig und kaltblütig sein müssen und auch nicht eine Sekunde lang verwirrt! Was durfte ich von mir erhoffen, der ich meine Unfähigkeit, unvorbereitet zu sprechen, nur allzu gut kannte. Ich war in Genf vor einer mir wohlgesinnten und zur Beistimmung entschlossenen Versammlung gezwungen gewesen, in demütigendem Schweigen zu verharren. Hier erwartete mich das Gegenteil, ich hatte es mit einem Händelsucher zu tun, der arglistige Schlauheit an Stelle des Wissens setzte, mir hundert Fallen legen würde, ehe ich eine bemerkte, und fest entschlossen war, mir um jeden Preis unrecht zu geben. Je mehr ich über diese Umstände nachdachte, desto gefährlicher dünkten sie mich, und da ich die Unmöglichkeit einsah, mich ihnen gegenüber erfolgreich zu behaupten, verfiel ich auf einen anderen Ausweg. Ich legte mir eine Rede zurecht, die ich vor dem Konsistorium halten, es darin als unbefugt ab-

lehnen und mich so jeder Antwort überheben wollte. Die Sache war äußerst leicht: ich schrieb jene Rede nieder und machte mich daran, sie mit einem Eifer ohne gleichen auswendig zu lernen. Therese lachte mich aus, als sie mich unaufhörlich die selben Sätze vor mich hinmurmeln und wiederholen hörte, um sie in meinen Kopf zu zwingen. Ich hoffte, meine Rede endlich zu behalten, wußte, daß der Gerichtsverweser als Beamter des Königs der Sitzung des Konsistoriums beiwohnen würde und daß mir trotz der Schliche und Weinflaschen Montmollins die meisten Ältesten wohlgesinnt waren; und auf meiner Seite standen Vernunft, Wahrheit, Gerechtigkeit, ferner der Schutz des Königs, der Einfluß des Staatsrates und die Wünsche aller guten Patrioten, für welche die Einsetzung eines solchen Ketzergerichtes von großer Wichtigkeit war, kurz, alle diese Umstände flößten mir mit vereinten Kräften Mut ein.

Noch am Abend vor dem anberaumten Tage wußte ich die Rede auswendig und konnte sie fehlerlos hersagen. Die ganze Nacht über wiederholte ich sie mir im Kopfe — und am Morgen konnte ich sie nicht mehr, ich stockte bei jedem Worte, ich fühlte mich der erlauchten Versammlung bereits gegenüber, verwirrte mich, stammelte und verlor den Kopf. Kurz und gut, im Augenblick, da ich mich zum Gehen anschicken wollte, entsank mir völlig aller Mut, ich blieb zu Hause und entschloß mich, an das Konsistorium zu schreiben, ihm meine Gründe hastig auseinanderzusetzen und meine Unpäßlichkeit vorzuschützen, welche mir bei meinem damaligen Zustande auch schwerlich erlaubt haben würde, der Sitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen.

Mein Brief brachte den Pfarrer in einige Verlegenheit, und er verschob die Angelegenheit auf eine andere Sitzung. In der Zwischenzeit versuchten sowohl er wie seine Kreaturen auf tausenderlei Arten diejenigen unter den Ältesten zu bestimmen, welche nicht seinen, sondern den Eingebungen ihres Gewissens folgend, ihre Stimme anders abzugeben gedachten, als ihm und der Geistlichkeit recht war. Welche Gewalt nun die aus seinem Wein-

keller herbei geholten Beweisgründe über Leute dieses Schlages auch haben mußten, so vermochte er von allen doch nur die zwei oder drei für sich zu gewinnen, die ihm bereits ergeben gewesen waren und seine „Gespenster" genannt wurden. Der Gerichtsverweser und der Obrist Pury, welcher sich in dieser Angelegenheit emsig bemühte, erhielten die anderen bei ihrer Pflicht, und als Montmollin zur Verhängung des Kirchenbannes über mich schreiten wollte, lehnte das Konsistorium seinen Antrag mit Stimmenmehrheit rundweg ab. Da ihm nun kein anderer Ausweg mehr blieb, als den Pöbel gegen mich aufzuhetzen, arbeitete er mit seinen Amtsbrüdern und anderen Leuten so offenkundig und so erfolgreich daran, daß ich trotz der wiederholten und strengen Erlasse des Königs und trotz aller Befehle des Staatsrates schließlich genötigt war, das Land zu verlassen, um den Gerichtsverweser nicht der Gefahr auszusetzen, bei meiner Verteidigung selber ermordet zu werden.

An all diese Vorgänge ist mir nur eine so wirre Erinnerung geblieben, daß ich weder Ordnung noch Zusammenhang in die sich darauf beziehenden Gedanken zu bringen vermag, sondern sie vielmehr nur einzeln und verstreut geben kann, so wie sie gerade in mir aufsteigen. Ich entsinne mich, daß eine Art von Unterhandlung mit der Geistlichkeit stattgehabt hatte, deren Vermittler Montmollin gewesen war. Er hatte vorgegeben, man besorge, meine Schriften könnten den Landfrieden stören, und dann würden sie für meine Schreibfreiheit verantwortlich gemacht werden. Er hatte mir zu verstehen gegeben, daß man, falls ich mich der Feder zu entsagen verpflichtete, die Vergangenheit unberücksichtigt lassen wollte. Hierzu hatte ich mich ja mir selber gegenüber schon verpflichtet, und so schwankte ich nicht, es auch der Geistlichkeit gegenüber zu tun, allerdings nur bedingungsweise und nur was religiöse Fragen anbetraf. Er brachte es auf Grund einer später verlangten Änderung fertig, dieses Schriftstück doppelt in seine Hände zu bekommen. Da die Geistlichkeit meine Bedingungen verwarf, forderte ich mein Schreiben zurück, und er gab

mir, unter der Vorgabe, das andere Exemplar verlegt zu haben, nur eines wieder. Darauf verhöhnte das durch die Pfarrer öffentlich aufgehetzte Volk die Erlasse des Königs und die Verfügungen des Staatsrates und kannte nicht Maß noch Zügel mehr. Von den Kanzeln herab wurde wider mich gepredigt, ich wurde der Antichrist genannt und auf dem Lande wie ein Werwolf verfolgt. Mein armenisches Gewand diente dem Pöbel als Kennzeichen: ich bekam das Mißliche desselben aufs grausamste zu fühlen, es jedoch unter diesen Umständen abzulegen, dünkte mich feige. Ich konnte mich nicht dazu entschließen und spazierte also ruhig in meinem Kaftan und meiner Pelzmütze mitten durch das Hohngeschrei und bisweilen durch die Steinwürfe des Pöbels. Ein paar mal vernahm ich, als ich an Häusern vorbeischritt, den Ruf: „Bring mir meine Flinte, daß ich ihm eins aufbrenne." Ich ging darum nicht schneller und machte sie dadurch nur noch wütender, aber sie ließen es, wenigstens was die Feuerwaffen anbetraf, bei diesen Drohungen bewenden.

Inmitten dieser wilden Gärung erlebte ich nichtsdestoweniger zwei große Freuden, die mir überaus wohltaten. Die erste bestand darin, daß ich durch Vermittlung des Lord Marschalls eine Tat der Dankbarkeit vollbringen konnte. Alle anständigen Menschen in Neuchâtel waren empört über die Behandlung, die ich zu erdulden hatte, und über die Wühlereien, denen ich zum Opfer gefallen war, und da sie wohl fühlten, daß die Pfarrer nur fremden Antrieben gehorchten und zum Handeln von Leuten vorgeschoben waren, die sich selber verborgen hielten, und da sie ferner fürchteten, mein Beispiel könne zur Einsetzung eines förmlichen Ketzergerichtes führen, so hatten sie einen wahren Abscheu vor dem Pfarrer bekommen. Die Behörden und vor allem Herr Meuron, der Nachfolger des Herrn von Ivernois im Oberstaatsanwaltsamte, taten alles ihnen nur irgend mögliche, um mich zu verteidigen. Der Obrist von Pury tat, obwohl er ein einfacher Privatmann war, noch mehr und setzte auch mehr durch. Er war es, der ein Mittel ge-

funden hatte, die Ältesten bei ihrer Pflicht zu erhalten, wodurch er Montmollin zwang, vor dem Konsistorium zu Kreuze zu kriechen. Da er ein großes Ansehen genoß, benutzte er es nach besten Kräften, um den Aufstand niederzuhalten, aber er vermochte der Macht des Geldes und des Weins nur die Macht des Gesetzes, der Gerechtigkeit und der Vernunft entgegenzustellen. Das Spiel stand nicht gleich, und so triumphierte Montmollin in diesem Punkte denn auch über ihn. Trotzdem hätte ich ihm aus Erkenntlichkeit für seinen Eifer und seine Mühen gerne einen Gegendienst erwiesen und so meine Dankesschuld gegen ihn abgetragen. Ich wußte, daß er gar gern die Stelle eines Staatsrates bekommen hätte, da er in der Angelegenheit des Pfarrers Petitpierre jedoch eine dem Hofe unliebsame Haltung eingenommen, stand er sowohl beim König wie beim Statthalter in Ungnade. Dennoch nahm ich die Gefahr auf mich, seinetwegen an Mylord Marschall zu schreiben, ja, ich wagte sogar von dem Amte zu sprechen, nach dem er Verlangen trug, und zwar so glücklich, daß er wider aller Erwarten fast augenblicklich vom Könige eingesetzt wurde. So fuhr das Schicksal, das mich stets zur gleichen Zeit zu hoch und zu niedrig gestellt hat, fort, mich von einer äußersten Grenze zur anderen zu schleudern, und während mich der Pöbel mit Kot bewarf, machte ich einen Staatsrat.

Meine zweite große Freude war der Besuch, den mir Frau von Verdelin mit ihrer Tochter machte. Sie weilte mit ihr in dem Bad Bourbonne und kam von dort aus nach Motiers herüber, wo sie zwei oder drei Tage bei mir wohnte. Durch Zuvorkommenheiten und Freundlichkeiten hatte sie endlich mein lange anhaltendes Widerstreben überwunden, mein Herz fühlte sich durch ihre Liebenswürdigkeit besiegt und erwiderte nun alle die Freundschaft, die sie mir so lange entgegengebracht hatte. In Anbetracht der Umstände, in denen ich lebte und zur Aufrechterhaltung meines Mutes freundschaftlichen Trostes so überaus bedurfte, rührte mich ihr Kommen ganz besonders. Ich besorgte, die mir vom Pöbel unaus-

gesetzt zugefügten Beleidigungen möchten sie aufregen, und so hätte ich ihr gern zusammen mit dem Schauspiel auch den Kummer darüber erspart, aber das war nicht möglich: obgleich ihre Gegenwart auf unseren Spaziergängen die Straßenhelden einigermaßen in Schranken hielt, so bekam sie dennoch genug zu sehen, um zu ahnen, wie es sonst dabei hergehen mochte. Es fiel sogar in die Zeit ihres Aufenthaltes, daß man mich nächtlicherweise in meiner eigenen Behausung anzugreifen begann. Das Dienstmädchen fand eines Morgens vor meinem Fenster einen dichten Hagel von Steinen, die man während der Nacht dagegen geworfen hatte. Eine sehr schwere, neben meiner Haustür an die Wand geschlossene Bank wurde losgerissen und aufgerichtet so gegen die Tür gestellt, daß sie, falls man es nicht vorher bemerkt, den ersten besten totgeschlagen haben würde, der morgens zum Verlassen des Hauses die Tür öffnete.*) Frau von Verdelin erfuhr alles, was vorging, denn abgesehen davon, daß sie vieles mit eigenen Augen sah, verkehrte ihr vertrauter Diener überdies häufig im Dorfe, plauderte dort mit jedermann und wurde sogar im Gespräch mit Montmollin betroffen. Dennoch schien sie von allem, was mir widerfuhr, nichts zu bemerken, sie erwähnte mir gegenüber weder Montmollin noch sonst jemanden und antwortete auch nur wenig auf das, was ich ihr etwa selber davon sagte. Sie schien nur überzeugt zu sein, daß ich in England besser denn irgend sonst wo auf der Welt aufgehoben sein würde, und sprach mir daher viel von Herrn Hume, der damals in Paris weilte, von seinen freundschaftlichen Gefühlen für mich und seinem Wunsche, mir in seiner Heimat nützlich sein zu können. Es ist an der Zeit, über Herrn Hume etwas zu sagen.

Er hatte sich in Frankreich und vornehmlich unter den Enzyklopädisten einen großen Ruf erworben durch seine Abhandlungen über Gewerbe und Politik und zuletzt durch seine Geschichte des Hauses Stuart, die einzige seiner Schriften, von der ich etwas in der Übersetzung des Abbé Prévost gelesen hatte. Da ich seine ande-

* Siehe Anmerkung Seite 842.

ren Werke nicht kannte, hatte ich aus dem, was man mir über ihn gesagt, die Überzeugung gewonnen, daß er trotz seiner paradoxen englischen Anschauungen über den Luxus eine echt republikanische Seele besäße. Auf dieser Meinung fußend, erblickte ich in seiner ganzen Verteidigung Karls I. ein Wunder an Unparteilichkeit und hatte eine ebenso große Vorstellung von seiner Tugend wie von seinem Geiste. Das Verlangen, diesen seltenen Menschen kennen zu lernen und seine Freundschaft zu gewinnen, verstärkten die in den dringenden Vorstellungen Frau von Verdelins, einer nahen Freundin Humes, liegende Versuchung, nach England zu reisen, beträchtlich. Nach meiner Ankunft in der Schweiz hatte ich durch Vermittelung jener Dame einen äußerst schmeichelhaften Brief von ihm erhalten, in dem er mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung für mein Schaffen die dringende Einladung, nach England zu kommen und die Versicherung verband, sowohl er wie seine Freunde würden ihren ganzen Einfluß aufbieten, um mir den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Ich war damals sofort zu Mylord Marschall gegangen, der ein Landsmann und ein Freund Humes war, und dieser hatte mir alles Gute, was ich von Hume dachte, bestätigt und erzählte mir über ihn sogar eine literarische Anekdote, die ihn selber äußerst beeindruckt hatte und auch auf mich einen großen Eindruck machte. Wallace, der über die Bevölkerung bei den Alten wider Hume geschrieben hatte, war während der Drucklegung seines Werkes abwesend. Hume übernahm es, die Korrekturen zu lesen und die Herausgabe zu beaufsichtigen. Eine solche Handlungsweise entsprach meiner Gesinnung. Gerade so hatte ich Abschriften eines wider mich verfaßten Liedes das Stück zu sechs Sous verkauft. Ich hatte also bereits alle möglichen guten Vorurteile für Herrn Hume, als mir Frau von Verdelin aufs lebhafteste von seiner oft von ihm versicherten Freundschaft für mich und seinem sehnlichen Wunsche sprach, mir gegenüber, wie sie sich ausdrückte, den Wirt Englands zu machen. Sie drängte mich heftig, diesen Eifer zu nutzen und an Herrn Hume zu schreiben.

Da ich England von Natur nicht liebte und mich nur im äußersten Notfalle dorthin wenden wollte, weigerte ich mich zu schreiben und irgend etwas Festes zu versprechen, aber ich gab ihr anheim, alles zu tun, was sie für gut befinden möchte, um Hume bei seiner Geneigtheit zu erhalten. Als sie Motiers verließ, blieb ich, nach allem, was sie mir über diesen berühmten Mann erzählt hatte, in der Überzeugung zurück, er gehöre zu meinen Freunden und sie noch weit mehr zu meinen Freundinnen.

Nach ihrer Abreise verstärkte Montmollin seine Aufhetzereien, und bald kannte der Pöbel keine Grenzen mehr. Nichtsdestoweniger setzte ich meine Spaziergänge inmitten des Hohngeschreies ruhig fort, und da meine Wanderungen durch meine Lust zur Botanik, die ich an der Seite des Doktors von Ivernois bekommen hatte, einen neuen Reiz erhielten, durchstreifte ich Kräuter suchend das Land, ohne mich weiter um das Geschrei des erbärmlichen Gesindels zu scheren, dessen Wut durch diese meine Kaltblütigkeit nur noch mehr gereizt wurde. Was mich am meisten betrübte, war der Umstand, daß mir befreundete Familien,*) oder Leute, die sich so nannten, sich offen auf die Seite meiner Verfolger schlugen, so die Ivernois, der Vater und der Bruder meiner Isabella nicht ausgenommen, so Boy de la Tour, ein Verwandter der Freundin, bei der ich wohnte, und so Frau Girardier, ihre Schwägerin. Dieser Peter Boy war ein solcher Tölpel, war so stockdumm und betrug sich so roh, daß ich, um nicht zornig zu werden, mir erlaubte, meinen Spott mit ihm zu treiben; ich schrieb im Geschmack des „Kleinen Propheten" ein Flugblatt von wenigen Seiten

*) Dieses Verhängnis hatte schon in Yverdun begonnen, denn als der Bannerherr Roguin ein oder zwei Jahre nach meiner Abreise aus dieser Stadt gestorben war, besaß der alte Papa Roguin die Aufrichtigkeit, mir mit dem Ausdruck seines schmerzlichsten Bedauerns mitzuteilen, man habe in den nachgelassenen Papieren seines Verwandten Beweise dafür gefunden, daß er in die Verschwörung, mich aus Yverdun und dem Canton Bern zu vertreiben, mit verwickelt gewesen. Daraus erhellte deutlich, daß jene Verschwörung nicht, wie man es hatte glauben machen wollen, ein Werk der Frömmler gewesen, denn der Bannerherr Roguin war nicht nur kein Frommer, sondern er trieb Materialismus und Ungläubigkeit bis zur Unduldsamkeit und zum Fanatismus. Übrigens hatte mich in Yverdun niemand so sehr mit Beschlag belegt, niemand mir mehr Freundlichkeiten erwiesen, mir mehr Anerkennung gezollt und Schmeicheleien gesagt, als besagter Bannerherr Roguin. Er befolgte darin getreu das beliebte Verfahren aller meiner Verfolger.

mit dem Titel: „Die Vision Peters vom Berge, genannt der Seher", in welcher ich zugleich Gelegenheit fand, recht lustig über den Wunderglauben herzuziehen, der damals den Hauptvorwand zu meiner Verfolgung abgab. Du Peyrou ließ diese Nichtigkeit in Genf drucken, aber sie hatte nur einen mittelmäßigen Erfolg im Lande; mit all ihrem Geist begreifen die Neuchâteler Humor und attisches Salz doch nur, wenn beides einigermaßen grob ist.

Etwas mehr Sorgfalt ließ ich einer anderen Schrift aus derselben Zeit angedeihen, deren Manuskript man unter meinen Papieren finden wird, deren Inhalt ich jedoch hier angeben will.

In der größten Flut und Wut der Erlasse und Verfolgungen hatten sich die Genfer durch ihr gellendes Zetergeschrei ganz besonders hervorgetan, und unter anderen hatte mein Freund Vernes mit einer wahrhaft theologischen Großmut sich gerade diesen Zeitpunkt erwählt, wider mich Briefe zu veröffentlichen, in denen er den Nachweis erbracht zu haben behauptete, ich sei kein Christ. Diese in ungemein selbstgefälligem Tone abgefaßten Briefe waren dadurch nicht besser geworden, daß, wie man versicherte, der Naturforscher Bonnet dabei mitgeholfen hatte, denn besagter Bonnet kann, obgleich er ein Materialist ist, nicht unterlassen, eine recht unduldsame Strenggläubigkeit an den Tag zu legen, sobald es sich um mich handelt. Ich fühlte mich wahrhaftig nicht versucht, auf diese Schrift zu antworten, da sich jedoch in den „Briefen vom Berge" Gelegenheit bot, ein Wort darüber zu sagen, so hatte ich dort eine kurze, ziemlich geringschätzige Bemerkung eingeschaltet, welche Vernes in die größte Wut versetzte. Er erfüllte Genf mit seinem Geheul, und Ivernois teilte mir mit, daß er sich selber nicht mehr kenne. Einige Zeit darauf erschien eine anonyme Schrift, die nicht mit Tinte, sondern mit dem Wasser des Phlegethon geschrieben zu sein schien. Ich wurde in diesem Briefe beschuldigt, meine Kinder auf die Straße ausgesetzt zu haben, eine Soldatendirne mit mir herumzuschleppen, von Ausschweifungen zerstört und von der Lustseuche durchfault zu sein und

was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind. Es hielt nicht schwer, meinen Mann darin wiederzuerkennen. Beim Lesen dieser Schmähschrift war mein erster Gedanke, alles, was man Ruf und Ruhm unter Menschen nennt, fortan auf seinen wahren Wert einzuschätzen, denn ich, ein Mensch, der nie dergleichen gewesen, dessen größter Fehler stets darin bestanden hatte, schüchtern und verschämt wie eine Jungfrau zu sein, ich mußte mich einen Hurenjäger nennen lassen, mußte erfahren, daß man mich für durchseucht von S . . . . . ausgab, mich, der ich während meines ganzen Lebens nicht nur niemals die geringste Spur einer derartigen Krankheit gehabt, sondern den Sachverständige sogar für unfähig ansprachen, von einem solchen Leiden angesteckt zu werden. Nachdem ich alles wohl erwogen hatte, glaubte ich diese Schandschrift nicht besser beantworten zu können, als indem ich sie in der Stadt drucken ließ, in der ich am längsten gelebt; ich schickte sie also an Duchesne mit dem Auftrage, sie so zu drucken, wie sie war, und voran schickte ich eine Vorrede, in der ich Vernes als ihren Verfasser nannte und den Tatsachenbestand kurz erläuterte. Nicht damit zufrieden, dieses Blatt vervielfältigt zu haben, sandte ich es auch noch an verschiedene Personen und unter anderen an den Prinzen Ludwig von Württemberg, der mir sehr freundlich entgegengekommen war, und mit dem ich damals in Briefwechsel stand. Dieser Prinz, Du Peyrou und noch andere schienen nun daran zu zweifeln, daß Vernes der Verfasser dieser Schmähschrift sei, und tadelten mich, ihn allzu leichtsinnig dafür ausgegeben zu haben. Auf ihre Vorstellungen hin wurde ich selber bedenklich und wies daher Duchesne an, die Schrift wieder zurückzuziehen. Guy teilte mir mit, daß es geschehen sei, aber ich weiß nicht, ob sich dem wirklich so verhielt, ich habe ihn bei so vielen Gelegenheiten als Lügner ertappt, daß es mich nicht wundernehmen würde, wenn er es auch hier gewesen, — mich jedenfalls umhüllte von jener Zeit an so dichte Finsternis, daß ich in keiner Sache mehr die Wahrheit habe erkennen können.

Herr Vernes ertrug die Bezichtigung mit einer Sanftheit, welche an einem Manne, den sie ungerecht betroffen, und der noch eben erst eine so gar große Wütigkeit an den Tag gelegt hatte, mehr als erstaunlich war. Er schrieb zwei oder drei ungemein maßvolle Briefe an mich, deren Zweck mir in der Absicht zu beruhen schien, aus meinen Antworten zu entnehmen, wie weit ich unterrichtet sei und ob sich irgend ein Beweis gegen ihn in meinen Händen befände. Ich antwortete ihm zweimal, kurz, trocken, dem Sinne nach hart, im Ton jedoch nicht unhöflich, und so fühlte er sich denn auch nicht verletzt. Da ich aus seinem dritten Schreiben zu entnehmen glaubte, daß er eine Art Briefwechsel mit mir anzuknüpfen gewillt war, antwortete ich ihm nicht mehr; da ließ er mich durch Ivernois ausholen. Frau Cramer schrieb an Du Peyrou, sie sei vollkommen sicher, daß die Schmähschrift nicht von Vernes herrühre. Alles das vermochte meine Überzeugung zwar nicht zum Wanken zu bringen, da ich mich ja aber schließlich dennoch täuschen konnte und in diesem Falle Vernes eine unumwundene Ehrenerklärung schuldig gewesen wäre, ließ ich ihm durch Ivernois sagen, ich würde eine solche Erklärung schon so abgeben, daß er damit zufrieden sein könnte, sobald er mir den wirklichen Verfasser der Schmähschrift angäbe oder doch wenigstens den Beweis erbrächte, daß er selber es nicht sei. Ich tat noch mehr: da ich im Grunde denn doch fühlte, daß ich, falls er wirklich unschuldig war, kein Recht hatte, von ihm zu verlangen, er solle mir irgend etwas beweisen, so entschloß ich mich, in einer ziemlich ausführlichen Denkschrift die Gründe für meine Überzeugung auseinanderzusetzen und sie dem Urteil eines Schiedsrichters zu unterwerfen, den Vernes nicht gut zurückweisen konnte. Man wird nicht erraten, wen ich mir zum Schiedsrichter erwählte: den Genfer Rat. Ich erklärte am Schluß der Denkschrift: wenn der Rat sie geprüft und die für notwendig erachteten Nachforschungen, deren Erfolg ja durchaus in seiner Macht lag, angestellt und sich dann dahin äußern würde, daß Herr Vernes nicht der Verfasser der Schmähschrift sei, so wäre

ich selbigen Augenblicks aufrichtiglich zu glauben aufhören, daß er es sei, und unverzüglich aufbrechen, um mich ihm zu Füßen zu werfen und so lange um seine Verzeihung zu bitten, bis er sie mir gewährt haben würde. Ich wage zu sagen, daß mein glühendes Streben nach Billigkeit niemals, niemals die Geradheit und der Edelmut meiner Seele und niemals meine Zuversicht in jene allen Herzen angeborene Gerechtigkeitsliebe sich voller und wirksamer offenbart haben als in dieser wohlabgewogenen und rührenden Denkschrift, in der ich ohne Zögern meine unversöhnlichsten Feinde zu Schiedsrichtern einsetzte zwischen mir und meinem Verleumder. Ich las Du Peyrou diese Schrift vor, er hielt dafür, es sei besser, sie nicht bekanntzugeben und ich gehorchte ihm. Er riet mir, erst die versprochenen Beweise Vernes abzuwarten — ich tat es und tue es noch heute. Er riet mir, inzwischen zu schweigen, ich schwieg und werde bis an meinen Tod schweigen ungeachtet des auf mir lastenden Tadels, gegen Vernes eine schwere, falsche, unerwiesene Beschuldigung erhoben zu haben, — aber innerlich halte ich nach wie vor dafür, ja, ich bin wie von meinem eigenen Dasein davon überzeugt, daß Vernes der Verfasser dieser Schmähschrift gewesen ist. Meine Denkschrift befindet sich in Du Peyrous Händen, sollte sie jemals das Licht der Welt erblicken, so wird man darin meine Gründe und wie ich hoffe, auch Jean Jacques Seele finden, welche meine Zeitgenossen so schlecht haben erkennen wollen.

Es ist an der Zeit, auf meine Katastrophe in Motiers und mein Verlassen des Val de Travers zu kommen, wo ich mich zwei und ein halbes Jahr aufgehalten und acht Monate lang mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die allerunwürdigste Behandlung erduldet habe. Es ist mir unmöglich, mich der Einzelheiten dieser unangenehmen Zeit deutlich zu entsinnen, man wird sie jedoch in dem von Du Peyrou darüber veröffentlichten Berichte verzeichnet finden, über den ich im Folgenden noch zu reden habe.

Seit Frau von Verdelins Abreise war die Gärung heftiger geworden, und trotz der häufig wiederholten Ex-

lasse des Königs, trotz der zahlreichen Verfügungen des Staatsrates und trotz der Bemühungen des Gerichtsverwesers und der Ortsbehörden schien das Volk, das in mir allen Ernstes den Antichrist erblickte und die Zwecklosigkeit all seines Geschreis einsah, endlich zu Tat und Gewalt übergehen zu wollen; schon fingen die Steine an, in meiner Nähe niederzufallen, wenn sie vielleicht auch noch aus allzu großer Ferne geschleudert wurden, um mich wirklich treffen zu können. Zu Anfang des Monats September wurde ich in der auf den Jahrmarkt zu Motiers folgenden Nacht endlich in meiner Behausung in einer für alle darin Wohnenden lebensgefährlichen Weise angegriffen.

Um Mitternacht vernahm ich großen Lärm auf der Galerie, welche an der Rückseite des Hauses entlang lief. Ein Steinhagel, der auf die Tür und das Fenster gerichtet war, welche auf diese Galerie mündeten, fiel dort mit solchem Gepolter nieder, daß mein auf der Galerie schlafender Hund, welcher anfangs hatte bellen wollen, vor Angst still wurde, sich in eine Ecke flüchtete und dort verzweifelnd an der Diele nagte und kratzte, um einen Ausweg zu finden. Ich erhob mich auf den Lärm hin und wollte gerade mein Zimmer verlassen, um in die Küche hinüberzugehen, als ein wuchtig geschleuderter Stein das Küchenfenster zersplitterte, durch die Küche flog, die Tür zu meinem Zimmer aufstieß und an meinem Bette niederrollte, so daß ich, wäre ich nur um eine Sekunde schneller gewesen, den Stein auf den Leib bekommen haben würde. Ich nahm an, daß man den Lärm gemacht hatte, um mich herauszulocken, und daß mich der mit solcher Wucht geworfene Stein dann beim Heraustreten bewillkommnen sollte. Ich stürzte in die Küche hinüber. Dort fand ich Theresen, die sich ebenfalls erhoben hatte und nun am ganzen Leibe zitternd auf mich zueilte. Wir stellten uns, um den Steinwürfen zu entgehen, außerhalb der Richtung der Fenster an eine Wand und überlegten, was wir tun sollten, denn das Verlassen des Hauses zur Herbeirufung von Hilfe wäre ein sicheres Mittel gewesen, niedergeschlagen zu werden. Glücklicherweise

stand die Magd eines wackeren alten Burschen, der unter mir wohnte, bei dem Lärm auf und lief fort, um den Herrn Gerichtsverweser herbeizurufen, mit dem wir Tür an Tür wohnten. Er sprang aus seinem Bett, zog hastig seinen Schlafrock über und eilte augenblicklich mit der Wache herbei, welche in dieser Nacht des Jahrmarktes wegen die Runde machte und sich ganz in der Nähe befand. Der Gerichtsverweser erschrak über den angerichteten Schaden so, daß er ganz bleich wurde, und als er den Steinhagel auf der Galerie erblickte, rief er: „Mein Gott, das ist ja ein ganzer Steinbruch." Als man das Erdgeschoß untersuchte, stellte sich heraus, daß die kleine Hoftür erbrochen und der Versuch gemacht worden war, über die Galerie in das Haus zu dringen. Bei der Untersuchung, warum denn die Wache den Überfall nicht bemerkt und verhindert habe, ergab sich, daß die Leute aus Motiers hartnäckig auf den Wachdienst für diese Nacht bestanden hatten, obgleich die Reihe an einem anderen Dorfe gewesen war. Am nächsten Morgen sandte der Gerichtsverweser seinen Bericht an den Staatsrat ab und erhielt zwei Tage darauf den Befehl, die Angelegenheit zu untersuchen und unter Zusicherung der Geheimhaltung eine Belohnung für die auszusetzen, welche die Schuldigen anzeigen würden, und inzwischen sollte er auf Staatskosten vor meinem Hause und dem seinen, das daran stieß, Posten aufstellen. Am nächsten Tage besuchten mich der Obrist von Pury, der Oberstaatsanwalt Meuron, der Gerichtsverweser Martinet, der Steuereinnehmer Guyenet, der Rendant von Ivernois und sein Vater, mit einem Worte alles, was im Orte Ansehen besaß, und baten mich einstimmig aufs dringendste, dem Sturme zu weichen und wenigstens für einige Zeit ein Kirchspiel zu verlassen, in dem ich nicht mehr in Sicherheit und Ehren wohnen konnte. Ich gewahrte sogar, daß der Gerichtsverweser so entsetzt über die Wut des wahnwitzigen Volkes war und so ernstlich fürchtete, sie möchte sich bald auch auf ihn erstrecken, daß ich ihm keinen größeren Gefallen hätte tun können, als schnellstens abzureisen, damit er mich nicht mehr zu beschützen brauchte und sel-

ber den Ort verlassen konnte, was er nach meiner Abreise auch getan hat. Ich gab also nach und zwar recht gern, denn der Anblick des Volkshasses zerriß mir in einem Maße das Herz, daß ich ihn nicht mehr zu ertragen vermochte*).

Mir blieb unter mehr als einem Zufluchtsorte die Wahl. Frau von Verdelin hatte mir seit ihrer Rückkehr nach Paris in mehreren Briefen von einem Herren Walpole gesprochen, den sie Lord nannte, und der mir aus lauter Begeisterung für mich eine Zuflucht auf einem seiner Güter anbieten ließ. Sie machte mir von dieser Örtlichkeit eine ungemein freundliche Schilderung und erging sich, was Wohnung und Unterhalt anbetraf, in Einzelheiten, welche deutlich zu erkennen gaben, wie genau besagter Lord Walpole seinen Plan mit ihr besprochen haben mußte. Mylord Marschall hatte mir stets zu einem Aufenthalt in England oder Schottland geraten und mir dort auch auf seinen Gütern ein Unterkommen angetragen, jetzt jedoch bot er mir eines an seiner Seite in Potsdam an, was mich weit mehr verlockte. Er hatte mir eben erst eine Äußerung mitgeteilt, die der König über mich gemacht, und die ebenfalls eine Art Einladung enthielt, hinzukommen, und die Frau Herzogin von Sachsen-Gotha hielt diese Reise für so sicher, daß sie mir schrieb und mich bat, unterwegs anzuhalten und einige Zeit bei ihr zu Besuch zu bleiben. Aber ich liebte die Schweiz so sehr, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen, solange mir das Dortbleiben nur irgend möglich gemacht war, und so nahm ich denn diesen Zeitpunkt wahr, um einen Plan zu verwirklichen, der mich schon einige Monate lang beschäftigte, von dem ich bisher jedoch nicht hätte reden können, ohne mich in meiner Erzählung zu unterbrechen.

Dieser Plan bestand darin, mich auf der mitten im Bieler See gelegenen Insel Saint Pierre niederzulassen, welche zu dem Grundeigentume des Berner Kranken-

*) Man hält auf Grund von Aussagen recht vertrauenswürdiger Zeugen allgemein dafür, daß dieser nächtliche Überfall und Steinhagel ein von Therese gespieltes Stückchen war, um Rousseau zum Verlassen der Schweiz endgültig zu bestimmen. Sie langweilte sich allzusehr dort. A. d. Ü.

hauses gehört. Auf einer Fußwanderung, die ich im vorhergehenden Jahre zusammen mit Du Peyrou gemacht, hatten wir diese Insel besucht, und ich war von ihr dermaßen bezaubert worden, daß ich seitdem nicht mehr über die Mittel und Wege nachzudenken aufgehört hatte, mich dort häuslich niederzulassen. Das größte Hindernis lag darin, daß die Insel den Bernern gehörte, welche mich drei Jahre zuvor auf schändliche Weise aus ihrem Lande verjagt hatten, und abgesehen davon, daß mein Stolz sich dawider sträubte, zu Leuten zurückzukehren, die so übel mit mir umgegangen waren, hatte ich auch zu der Besorgnis Anlaß, sie möchten mich auf der Insel nicht mehr in Ruhe lassen, als sie in Yverdun getan. Ich hatte Mylord Marschall hierüber befragt, und da er gleich mir meinte, die Berner würden es vielleicht auch zufrieden sein, mich auf dieser Insel zu wissen, um mich dort als Geisel für die Schriften zurückzuhalten, die ich etwa noch abzufassen mich versucht fühlen konnte, so hatte er hierüber ihre Gesinnung durch einen Herrn Sturler, seinen alten Nachbarn aus Colombier, vorsichtig erkunden lassen. Herr Sturler wandte sich an mehrere Häupter der Regierung und versicherte dem Lord Marschall auf ihre Antwort hin, daß die Berner aus Scham über ihr früheres Betragen, garnichts Besseres verlangten, als mich auf der Insel Saint Pierre ansässig zu sehen und mich dort in Ruhe zu lassen. Um noch sicherer zu gehen, ließ ich, ehe ich die Übersiedelung wagte, durch den Obristen Chaillet neue Erkundigungen einziehen, er versicherte mir dasselbe, und da auch der Steuereinnehmer der Insel von seinen Vorgesetzten die Erlaubnis erhalten hatte, mich bei sich aufzunehmen, so glaubte ich nichts mehr zu wagen, wenn ich mich mit der stillschweigenden Genehmigung der Regierung und der Besitzer in seinem Hause häuslich einrichtete, denn daß die Herren von Bern das mir angetane Unrecht öffentlich anerkennen und solcherweise wider den unerschütterlichsten Grundsatz aller Herrschenden sündigen würden, konnte ich doch unmöglich erhoffen.

Die inmitten des Bieler Sees gelegene Insel Saint Pierre, welche man in Neuchâtel die Insel Mothe nennt,

hat einen Umfang von ungefähr einer halben Stunde, auf dieser kleinen Fläche jedoch bringt sie alle zum Leben hauptsächlich notwendigen Erzeugnisse hervor. Sie umfaßt Äcker, Wiesen, Obstgärten, Waldungen, Weinberge, und das Ganze hat dank der mannigfachen, hügligen Bodenbildung eine um so angenehmere Lage, als die einzelnen kleinen Landschaften nicht alle auf einmal sichtbar sind, sondern sich vielmehr durch die überraschende Abwechslung gegenseitig in ihren Reizen steigern und die ganze Insel für größer erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Eine sehr hoch aufsteigende Terrasse bildet den nach Gleresse und Bonneville zu gelegenen westlichen Teil der Insel. Diese Terrasse ist mit einer langen Allee bepflanzt, welche in der Mitte von einer großen Halle unterbrochen wird, in die während der Weinlese Sonntags das Volk von allen benachbarten Ufern zusammenströmt, um zu tanzen und sich zu vergnügen. Auf der ganzen Insel befindet sich nur ein einziges, aber geräumiges und bequemes Haus, das vor allen Winden geschützt in einer Vertiefung gelegen ist und von dem Steuereinnehmer bewohnt wird.

Fünf- oder sechshundert Schritte vor der Südseite der Insel liegt ein zweites, bei weitem kleineres, unbebautes und ödes Eiland, das einst von seiner größeren Schwester durch Stürme losgerissen worden zu sein scheint und auf seinem Kiessande nur Weiden und Knöterich hervorbringt, nichtsdestoweniger aber birgt es einen hochgelegenen, rasigen und ungemein lieblichen Hügelkopf. Die Gestalt des Sees ist fast ein regelmäßiges Oval. Seine Ufer sind zwar weniger reich als die des Genfer und Neuchâteler Sees, bieten darum aber doch einen sehr schönen Anblick, vor allem das sehr bevölkerte Westufer, wo ähnlich wie bei Côte-Rôtie die über die Hänge der Bergkette gebreiteten Weingärten bis ans Wasser hinabreichen; der Wein ist hier allerdings nicht so gut. Geht man von Süden nach Norden, kommt man zuerst nach der Amtei Saint Jean, dann nach Bonneville, Biel und am Ende des Sees nach Nidau, dazwischen liegen *eine* Reihe kleiner, anmutiger Dörfer.

So stand es um den Zufluchtsort, den ich mir im Herzen erwählt, und an den ich mich nun vom Val de Travers aus zu begeben entschloß. Diese Wahl entsprach so völlig meinem friedlichen Sinn und meinem Hang nach Muße und Einsamkeit, daß ich sie unter die lieblichsten Träume rechnen muß, welche meine Seele jemals gehegt hat. Es däuchte mir, als müßte ich auf dieser Insel von den Menschen abgesonderter, vor ihren Unbilligkeiten geschützter, ihrem Vergessen mehr anheim gegeben, mit einem Worte, den Wonnen der Tatenlosigkeit und Beschaulichkeit näher sein. Ich hätte auf dieser Insel so abgesperrt sein mögen, daß mir überhaupt kein Verkehr mit Sterblichen mehr blieb, und ich traf in der Tat auch alle nur denkbaren Maßregeln, um mich der Notwendigkeit zu irgend welchem Umgange zu entziehen.

Wovon sollte ich jedoch leben — denn sowohl wegen der Teuerung der Lebensmittel als wegen der Schwierigkeit ihrer Herbeischaffung war der Unterhalt auf dieser Insel recht kostspielig, und überdies war man der Willkür des Steuereinnehmers völlig ausgesetzt. Diese Schwierigkeit wurde durch ein Abkommen behoben, das Du Peyrou gütigerweise mit mir einging, er trat nämlich an Stelle der Gesellschaft, welche die Herausgabe meiner gesammelten Werke früher beschlossen und wieder aufgegeben hatte. Ich übergab ihm also alle zu dieser Ausgabe notwendigen Manuskripte, besorgte Anordnung und Reihenfolge, verpflichtete mich zudem, ihm auch die Denkwürdigkeiten meines Lebens zu übergeben und machte ihn ganz im allgemeinen zum Bewahrer sämtlicher meiner Papiere mit der ausdrücklichen Bedingung, erst nach meinen Tode Gebrauch von ihnen zu machen, da mir am Herzen lag, meine Tage in Frieden zu beenden, ohne das Publikum noch einmal an mich zu erinnern. Die Leibrente, zu deren Zahlung er sich dafür verpflichtete, reichte zu meinem Unterhalte vollkommen aus. Mylord Marschall, der wieder in Besitz aller seiner Güter gelangt war, hatte mir eine Rente von 1200 Franken angeboten, die ich jedoch nur auf die Hälfte verringert annahm. Er wollte mir das Kapital zustellen, da ich es jedoch nicht

anzulegen wußte, widersetzte ich mich. Er ließ es darauf an Du Peyrou überweisen, in dessen Händen es fortan geblieben ist, und der mir die Zinsen nach den vom Stifter eingesetzten Bedingungen auszahlt. Rechnete ich also zu dem Abkommen mit Du Peyrou die mir vom Lord Marschall ausgesetzte Rente, von der zwei Drittel nach meinem Tode auf Theresen übergehen sollten, und die Rente von 300 Franken, die ich von Duchesne bezog, so durfte ich auf ein anständiges Auskommen zählen, sowohl was mich anbetraf, wie nach meinem Tode für Theresen, der ich teils aus der Rente Reys, teils aus der des Lord Marschalls ein Einkommen von 700 Franken hinterließ, so daß ich nicht mehr zu besorgen brauchte, ihr oder mir könne es einmal am täglichen Brote fehlen. Es stand jedoch geschrieben, daß Ehre mich zwingen würde, alle Hilfsquellen zurückzuweisen, die das Glück und meine Arbeit mir eröffneten, und ich einst ebenso arm sterben soll, wie ich gelebt. Man wird selber urteilen, ob ich, wollte ich nicht der Ehrloseste der Ehrlosen sein, Vereinbarungen innehalten durfte, die man für mich stets schmachvoll zu machen verstanden hat, während man mir zugleich jede andere Hilfsquelle raubte, um mich zur Willigung in meine Schmach zu zwingen. Wie durften sie nur an meiner Entscheidung vor einem solchen Entweder-Oder zweifeln? — Sie haben mein Herz stets nach ihrem Herzen beurteilt.

Da ich über mein Auskommen beruhigt war, hatte ich in keiner Hinsicht mehr eine Sorge. Obgleich ich meinen Feinden in der Welt freies Feld ließ, ließ ich doch auch in der edlen Begeisterung, welche mir meine Schriften eingegeben hatte, und in der beständigen Gleichmäßigkeit meiner Grundsätze ein Zeugnis zurück, welches mit dem nicht uneins war, das mein ganzer Wandel von meinem Charakter ablegte. Einer anderen Verteidigung wider meine Verleumder bedurfte ich nicht. Sie konnten unter meinem Namen zwar einen anderen Menschen schildern, aber sie konnten damit nur die täuschen, die eben getäuscht sein wollten. Ich konnte mein Leben von einem Ende bis zum anderen ihrer Kritik unterbrei-

ten: ich war sicher, man würde trotz all meiner Fehler und Schwächen und trotz meiner Unfähigkeit, irgend welches Joch zu ertragen, doch stets einen geraden, guten, harmlosen, jedes Hasses und jeder Eifersucht baren Menschen in mir finden, der bereit war, seine Fehler zu erkennen, und noch bereiter, die Fehler anderer zu vergessen, der seine ganze Glückseligkeit in sanften, hingebenden Gefühlen suchte und in jeglicher Sache die Aufrichtigkeit bis zur Unklugheit, ja, bis zur unglaublichsten Selbstverleugnung trieb.

Ich nahm also gewissermaßen von meinem Jahrhundert und meinen Zeitgenossen Abschied und sagte der Welt Lebewohl, wenn ich mich für den Rest meiner Tage auf jene Insel zurückzog, denn dieser Entschluß stand fest bei mir, dort erhoffte ich endlich die Ausführung des großen Vorsatzes: müßig zu leben, dem ich bis dahin vergeblich die geringe, mir vom Himmel verliehene Tatkraft geweiht hatte. Jenes Eiland sollte für mich ein Papimanien*) werden, jenes glückselige Land, in dem man schläft:

Man tuet mehr noch dort, denn man tut nichts.

Dieses „Mehr" war für mich alles, denn nach Schlaf habe ich mich stets nur wenig gesehnt, völliges Nichtstun genügt mir, unter der Bedingung, nichts tun zu müssen, träume ich weit lieber wachend als schlafend. Da das Alter, in dem man romantische Pläne schmiedet, für mich vorüber war, und der Dunst des Ruhmes mich eher betäubt als erhoben hatte, so blieb mir als letzte Hoffnung nur noch dies: in ewiger Muße behaglich leben zu dürfen. Es ist das Leben der Seligen in der anderen Welt, und ich betrachtete es schon in dieser als mein höchstes Glück.

Alle, die mir so gar viele Widersprüche vorwerfen, werden nicht verfehlen, es auch hier zu tun. Ich habe gesagt, die Untätigkeit aller geselligen Vereinigungen hätte sie mir unerträglich gemacht, und nun suche ich die Einsamkeit einzig und allein zu dem Ziele auf, dort untätig zu sein! So bin ich nun aber, und sollte ein Widerspruch

*) Ein von Rabelais erdichtetes Land, das der Papst bewohnt. A. d. Ü.

darin liegen, so ist er von der Natur und nicht von mir geschaffen, aber es liegt gar keiner darin, sondern ich bin dadurch gerade stets der gleiche. Die gesellige Untätigkeit ist tötend, weil erzwungen, die Untätigkeit in der Einsamkeit dagegen lieblich, weil gewählt und gewollt. In Gesellschaft kommt es mich hart an, nichts zu tun, weil ich dazu gezwungen werde. Ich muß entweder auf meinem Stuhl festgenagelt sitzen oder steil wie ein Pfahl dastehen, darf weder Fuß noch Hand rühren und darf nicht wagen, zu laufen, zu springen, zu singen, zu schreien und Gebärden zu machen, wenn mich dazu gerade eine Lust anwandelt, ja, ich darf nicht einmal träumen, sondern bin zur gleichen Zeit aller Langenweile der Untätigkeit und aller Qual des Zwanges unterworfen, muß auf alle Dummheiten merken und auf alle Artigkeiten, die gesagt werden, und muß unaufhörlich mein eigenes Hirn abplagen, um doch ja nicht den Augenblick zu verfehlen, in dem auch ich meinen dummen Witz zu reißen oder meine Lüge aufzubinden gehalten bin. Und das heißet Ihr Muße? Eine Sträflingsarbeit ist es.

Die Muße, die ich liebe, ist nicht die Muße eines Faulenzers, der mit untergeschlagenen Armen auf einer Stelle sitzt und wirklich völlig nichts tut und auch nicht einmal denkt. Meine Muße ist die Muße eines Kindes, das sich unaufhörlich regt, ohne etwas zu vollbringen, und zugleich die Muße eines Schwätzers, der das Blaue vom Himmel herunterfaselt, sobald er die Hände in den Schoß legt. Ich liebe es, mich mit Nichtigkeiten zu befassen, hundert Sachen anzufangen und keine zu Ende zu bringen, bald hierhin und bald dorthin zu schlendern, wohin's mich gerade verlockt, in jedem Augenblick meinen Vorsatz zu ändern, eine Fliege auf all ihren Fahrten zu verfolgen, mich mit dem Umwälzen eines Felsblockes abzuplagen, um zu sehen, was darunter liegt, eine Arbeit, die zehn Jahre erfordert, mit Feuereifer zu beginnen und sie nach zehn Minuten gleichgültig wieder aufzugeben, kurz und gut, den ganzen Tag wirr und planlos zu vertändeln und in jeglicher Sache nur der Laune des Augenblicks zu willfahren.

So wie ich die Botanik stets angesehen habe und wie sie jetzt zu einer Leidenschaft für mich zu werden anfing, war sie gerade, was ich brauchte, ein müßiges Studium, aufs schönste geeignet, die Leere meiner tatenlosen Stunden zu erfüllen, ohne dem Taumeltanz der Phantasie noch der Langenweile völliger Untätigkeit Platz übrig zu lassen. Lässig durch Wald und Flur schlendern, mechanisch bald hier eine Blume, bald dort einen Zweig abpflücken, meine Schritte querfeldein fast dem Zufall überlassen, tausend und abertausend selbe Dinge immer wieder und stets mit gleichem Interesse beobachten, weil ich sie immer wieder vergaß, damit hätte ich die Ewigkeit verbringen können, ohne mich auch nur für einen Augenblick zu langweilen. Wie zierlich, wie wunderbar, wie mannigfaltig der Bau der Pflanzen auch immer sein mag, ein ungeschultes Auge entdeckt zunächst nichts daran. Diese beständige Übereinstimmung und doch wunderbare Verschiedenheit, welche in ihrer Organisation herrscht, begeistert nur den, der bereits eine Vorstellung von dem Pflanzensystem hat. Alle anderen können vor all diesen Schätzen der Natur nur eine stumpfe und einförmige Bewunderung empfinden. Sie sehen nichts Einzelnes, weil sie nicht einmal wissen, was sie denn ansehen sollen, aber auch das Ganze sehen sie nicht, weil sie keine Vorstellung von jenem Geflecht von Verbindungen und Verknüpfungen haben, welches den Geist des Beobachters mit seinen Wundern überwältigt. Mein schwaches Gedächtnis erhielt mich stets auf jener glücklichen Stufe, gerade wenig genug zu wissen, damit mir alles stets neu bleiben konnte, und doch genug, damit mir alles verständlich war. Die verschiedenen Bodenarten, welche auf der Insel trotz ihrer Kleinheit vorkamen, boten mir eine ausreichende Pflanzenmannigfaltigkeit zum Studium und zur Unterhaltung bis an meinen letzten Tag. Ich wollte kein Grashälmchen ununtersucht lassen und trug mich bereits mit dem Gedanken, auf Grund einer schier unermeßlichen Sammlung merkwürdiger Beobachtungen die Flora Petrinsularis zu schreiben.

Ich ließ Theresen mit meinen Büchern und Habseligkeiten kommen, und wir gaben uns bei dem Steuereinnehmer der Insel in Kost. Die Schwestern seiner Frau wohnten in Nidau und kamen nacheinander zu Besuch, wodurch Therese Gesellschaft fand. Ich lernte nun ein süßes Leben kennen, das ich gar gern für immer beibehalten hätte, die Lust jedoch, die ich dazu bekam, sollte mir nur die Bitterkeit des Lebens fühlbarer machen, zu dem ich so bald darauf verurteilt wurde.

Ich habe das Wasser stets leidenschaftlich geliebt, sein Anblick versetzt mich in eine Träumerei, die gar wonnig ist, wenn sie meist auch keinen bestimmten Gegenstand hat. Wenn es schönes Wetter war, versäumte ich niemals, gleich nach dem Aufstehen auf die Terrasse hinaufzueilen, um die salzige frische Morgenluft einzuatmen und meine Augen über den fernen Rand des schönen Sees schweifen zu lassen, dessen Ufer und einfassende Berge meine Blicke bezauberten. Ich vermag keine würdigere Huldigung vor der Gottheit zu erfinden als die stumme, durch das Anschauen ihrer Werke hervorgebrachte Bewunderung, die sich nicht in äußeren Handlungen kundtut. Ich begreife, warum die Bewohner der Städte, welche nur Mauern, Straßen und Verbrechen erblicken, so geringen Glauben haben, aber ich vermag nicht zu begreifen, wie Landleute und vor allem Ein- und Alleinsiedler keinen haben können. Wes erhebt sich ihre Seele nicht zu hundert Malen am Tage verzückt empor zu dem Schöpfer der Wunder, die sich vor ihren Augen breiten. Was mich angeht, mich treibt, vor allem, wenn ich mich von Schlaflosigkeit ermattet am Morgen erhebe, eine lange Gewohnheit zu solchen stummen Herzenserhebungen, welche mit gar keiner Denkanstrengung verbunden sind. Dazu müssen meine Augen aber auf dem wunderbaren Schauspiel der Natur ruhen. In meiner Stube bete ich seltener und trockener, beim Anblick einer schönen Landschaft fühle ich mich dagegen im tiefsten bewegt, ohne daß ich sagen könnte, weshalb. Ich habe irgendwo gelesen, daß ein weiser Bischof beim Besuche seiner Diözese einer alten Frau begegnete, die statt

jeden anderen Gebetes immer nur „Oh" hervorzubringen wußte. Und er rief ihr zu: „Gute Mutter, fahret immer so zu beten fort, Euer Gebet ist besser denn unseres!' Dieses beste Gebet ist auch meines.

Nach dem Frühstück beeilte ich mich, verdrossen ein paar unglückselige Briefe zu schreiben und sehnte mich dabei glühend nach dem glücklichen Augenblick, wo ich überhaupt keine mehr zu schreiben haben würde. Ich machte mir eine Weile mit meinen Büchern und Papieren zu schaffen, jedoch mehr, um sie auszupacken und einzuräumen, als um sie zu lesen, und dieses Einräumen ward für mich die Arbeit der Penelope und verschaffte mir das Vergnügen, ein bißchen Zeit zu vertändeln, und wenn es mir dann langweilig wurde, ließ ich es, um die drei oder vier übrigen Stunden des Vormittags mit botanischen Studien und vor allem mit dem Linnéschen System zu verbringen, für das ich eine Leidenschaft bekommen hatte, von der ich mich auch nicht mehr habe heilen können, selbst nachdem ich die Unzulänglichkeit des Systems erkannt. Dieser große Beobachter ist meiner Meinung nach neben Ludwig der einzige, der bislang die Botanik als Naturforscher und Philosoph zugleich geschaut hat, aber er hat gar zu viel aus Herbarien und Gärten und nicht genug aus der Natur selber gelernt. Ich, der ich die ganze Insel zu meinem Garten machte, ich eilte, sobald ich eine Beobachtung anzustellen oder nachzuprüfen hatte, mit meinem Buch unter dem Arm in Wald und Wiese hinaus, dort legte ich mich neben die in Frage stehende Pflanze zu Boden, um sie in größter Gemächlichkeit zu untersuchen. Dies Verfahren ist mir äußerst dienlich dabei gewesen, die Pflanzen in ihrem natürlichen Zustande, ehe sie von Menschenhand angebaut und umgestaltet sind, kennen zu lernen. Man erzählt, daß Fagon, der erste Leibarzt Ludwigs XIV., der alle Pflanzen im königlichen Garten nach Namen und Wesen aufs genaueste kannte, auf dem Lande von einer derartigen Unwissenheit war, daß er nicht mehr aus noch ein wußte. Bei mir ist genau das Gegenteil der Fall, von dem Werke der Natur verstehe ich etwas, von dem des Gärtners jedoch nichts

Was die Nachmittage anlangt, so weihte ich sie völlig meiner Lust an lässigem Müßiggange und unterstellte sie der Willkür und Laune eines jeden Augenblicks. Oft, wenn das Wetter ruhig war, warf ich mich gleich nach dem Essen in ein Boot, das mich der Steuereinnehmer mit einem einzigen Ruder zu treiben gelehrt hatte, und fuhr ins freie Wasser hinaus. Der Augenblick, da ich vom Ufer abstieß, erfüllte mich jedesmal mit einer Freude, die mich schier erbeben machte, ohne daß es mir zu sagen oder zu begreifen gegeben wäre, welcher Ursache sie entsprang, wenn es nicht etwa das heimliche Glücksgefühl war, nun allen Bösen unerreichbar zu sein. Ich fuhr dann allein auf dem See hin und her und näherte mich wohl bisweilen auch dem Ufer, anlegen tat ich jedoch niemals. Oft, wenn ich mein Boot den Launen der Luft und des Wassers überließ, gab ich mich gegenstandslosen Träumereien hin, die zwar töricht, darum aber nicht weniger beglückend waren. Manch einmal rief ich von Rührung übermannt aus: „Oh Natur, oh meine Mutter, hier steh ich unter deinem Schutz allein, hier kann sich kein schlauer schurkischer Mensch zwischen dich und mich drängen!" So ließ ich das Ufer wohl oft eine halbe Meile hinter mir zurück, oh, ich hätte gewünscht, der See wäre der Ozean gewesen! Meinem armen Hunde zu Liebe, der an langen Wasserfahrten kein ebenso großes Gefallen fand wie ich, steuerte ich jedoch meistens einem Ziele zu, nämlich der kleinen Insel, wo ich ausstieg, ein bis zwei Stunden lang umherstreifte oder mich auch auf der Anhöhe ins Gras legte, um in Bewunderung des Sees und seiner Ufer einzuschlummern oder um alle Kräuter, die ich mit dem Arm erreichen konnte, zu untersuchen und zu zerlegen, und mir wie ein zweiter Robinson in Gedanken eine Behausung auf diesem kleinen Eilande zu erbauen. Diese Handvoll Erde wuchs mir ans Herz. Wenn ich Theresen mit der Steuereinnehmersfrau und ihren Schwestern hinüberfuhr, wie stolz war ich da, ihr Lotse und Wegweiser zu sein. Einmal brachten wir in feierlichem Aufzuge Kaninchen nach der Insel hinüber, um sie dort anzusiedeln. Ein neues Fest für Jean Jacques.

Das kleine Völkchen machte mir die Insel bald noch reizvoller. Ich fuhr von nun an öfter und mit größerer Freude hinüber, um nach Spuren der Vermehrung unter den neuen Bewohnern zu forschen.

Zu diesen Freuden gesellte sich bald noch eine, zu der die Jahreszeit in Sonderheit einlud und die das süße Leben in den Charmettes wieder in mir erstehen ließ, nämlich eine Reihe ländlicher Verrichtungen bei der Obst- und Gemüseernte, in der sowohl ich wie Therese mit Freuden der Einnehmersfrau und ihrer Familie Beistand leisteten. Ich entsinne mich, daß ein Berner, namens Kirchberger, bei einem Besuch, den er mir machte, mich auf einem großen Baume sitzend vorfand, einen Sack um den Leib und schon so viele Äpfel darin, daß ich mich nicht mehr zu rühren vermochte. Diese und ein paar ähnliche Begegnungen waren mir nicht unangenehm. Ich hoffte, die Berner würden als Zeugen des Gebrauches, den ich von meiner Muße machte, nicht mehr darauf sinnen, sie zu stören, und mich in meiner Einsamkeit in Frieden lassen. Weit lieber wäre ich noch auf ihren Willen als nur auf eigenen Wunsch an diesen Ort gebannt gewesen, denn dann hätte ich mich meiner Ruhe sicherer fühlen dürfen.

Nun habe ich wieder eines jener Bekenntnisse zu machen, bei dem ich mich im voraus der Ungläubigkeit meiner Leser versichert halten kann, weil sie stets eigensinnig daran festhalten, mich nach sich zu beurteilen, obgleich sie doch gezwungen gewesen sind, im ganzen Verlauf meines Lebens tausend innere Regungen wahrzunehmen, welche ihnen völlig unähnlich waren. Das Wunderlichste daran ist, daß sie mir alle guten oder belanglosen Empfindungen, die sie selber nicht kennen, absprechen, dafür aber stets bereit sind, mir so schlechte beizulegen, wie sie nie und nimmer in einem Menschenherzen Platz greifen könnten, und dann finden sie es ganz einfach, mich in Widerspruch mit der Natur zu setzen und aus mir ein Ungeheuer zu machen, wie es dergleichen gar nicht geben kann. Das Unsinnigste erscheint ihnen glaublich, sobald es nur geeignet ist, mich zu

schwärzen, alles Ungewöhnliche jedoch erscheint ihnen unmöglich, sobald es mir etwa zur Ehre gereicht.

Was sie darüber nun aber auch glauben oder sagen möchten, ich werde darum nicht weniger fortfahren, getreu anzugeben, was J. J. Rousseau war, tat und dachte, ohne dabei die Eigentümlichkeiten seiner Gefühle und Gedanken zu erklären oder zu rechtfertigen, noch nachzuforschen, ob auch noch andere wie er gedacht haben. Ich fand ein solches Gefallen an der Insel Saint Pierre, und der Aufenthalt dort bekam mir so gut, daß ich alle meine Wünsche auf diese Insel beschränkte und infolgedessen den einen großen Hauptwunsch hegte, sie nie mehr zu verlassen. Die Besuche, die ich in der Nachbarschaft abzustatten hatte, die Ausflüge, die ich nach Neuchâtel, Biel, Yverdun und Nidau machen mußte, ermüdeten mich bereits, wenn ich nur daran dachte. Ein außerhalb der Insel zu verbringender Tag schien mir mein Glück zu verkürzen, und das Verlassen des Umkreises dieses Sees war für mich gleichbedeutend mit dem Verlassen meines Elementes. Außerdem hatten mich meine Erfahrungen furchtsam gemacht. Irgend etwas brauchte meinem Herzen nur wohlzutun, so erwartete ich auch bereits, es zu verlieren, und der heiße Wunsch, meine Tage auf dieser Insel zu enden, war unzertrennlich von der Furcht, von ihr vertrieben zu werden. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, mich abends ans Ufer zu setzen, vor allem wenn der See bewegt war. Ich hatte eine eigentümliche Freude daran, die Wellen sich zu meinen Füßen brechen zu sehen. Sie galten mir für ein Gleichnis des Aufruhres der Welt und des Friedens meiner Wohnstätte, und dieses süße Bild rührte mich bisweilen so tief, daß ich fühlte, wie mir die Tränen aus den Augen rannen. Meine leidenschaftlich genossene Ruhe wurde zwar nur durch die Besorgnis gestört, sie zu verlieren, aber diese Besorgnis war so groß, daß sie mir eben jeden Genuß verkümmerte. Ich empfand meine Lage als so unsicher, daß ich keine Zuversicht zu hegen vermochte. „Ach," sagte ich mir, „wie gern wollte ich die Freiheit, von hier fortgehen zu können, eine Freiheit, an der mir nicht gelegen

ist, mit der Sicherheit vertauschen, stets hierbleiben zu müssen!" Warum werde ich hier nur aus Gnade geduldet, warum nicht lieber mit Gewalt festgehalten!? Die, welche mich hier nur dulden, können mich auch ebensogut jeden Augenblick verjagen, und darf ich denn hoffen, daß meine Verfolger mir gestatten werden, hier weiterhin glücklich zu sein, sobald sie nur erst einmal gesehen haben, daß ich es bin? Ach, wie wenig ist es doch, daß man mir hier zu leben nur erlaubt, ich wollte, man verdammte mich dazu, wie gern wollte ich um den Preis, niemals verjagt werden zu können, nicht gezwungen sein, ewig bleiben zu müssen. Neidischen Auges blickte ich auf den glücklichen Micheli Ducrêt, der auf dem Schlosse Arberg ruhig gefangen saß und nur glücklich sein zu wollen brauchte — und es dann war! Kurz, dadurch, daß ich mich diesen Gedanken und dem beunruhigenden Vorgefühl der neuen, stets auf mich hereinzubrechen bereiten Stürme überließ, kam ich schließlich so weit, zu wünschen, und zwar mit einer unglaublichen Glut zu wünschen, man möchte, anstatt meinen Aufenthalt auf dieser Insel nur zu dulden, sie mir lieber als dauerndes Gefängnis anweisen, und ich kann schwören, hätte es nur von mir abgehangen, mich dazu verurteilen zu lassen, so würde ich es mit der größten Freude getan haben, da ich den Zwang, auf der Insel den Rest meines Lebens verbringen zu müssen, tausendmal der Gefahr vorzog, von ihr vertrieben werden zu können.

Diese Furcht blieb nicht lange eitel. Als ich es am wenigsten erwartete, erhielt ich von dem Amtmann von Nidau, zu dessen Verwaltungsbezirk die Insel Saint Pierre gehörte, einen Brief, in dem er mir im Auftrage Ihrer Exzellenzen den Befehl zustellte, die Insel und ihre Staaten zu verlassen. Ich glaubte zu träumen, als ich das las. Nichts erschien mir weniger natürlich, weniger vernünftig, und unvorhergesehner, als ein derartiger Befehl, denn ich hatte meine Vorahnungen eher für die Beängstigungen eines von seinem Unglücke verstörten Mannes als für eine Voraussicht gehalten, die im geringsten begründet sein konnte. Die von mir getroffenen

Maßnahmen, mich der stillschweigenden Genehmigung der Regierung zu versichern, die Gelassenheit, mit der man mich meine Einrichtung hatte vornehmen sehen, die Besuche mehrerer Berner und des Amtmannes selber, der mich mit Freundlichkeiten und Zuvorkommenheiten überhäuft hatte, die Strenge der Jahreszeit, in der die Vertreibung eines kränklichen Mannes barbarisch war, alles dieses brachte mich wie viele andere zu dem Glauben, es müsse sich bei dem Befehl um ein Mißverständnis handeln, oder Übelgesinnte möchten sich eigens die Zeit der Weinlese und der Unvollzähligkeit des Senates zu nutze gemacht haben, um mir unversehens diesen Schlag zu versetzen.

Hätte ich meiner ersten Entrüstung gehorcht, wäre ich auf der Stelle abgereist. Aber wohin? Wintersanfang, kein Ziel, nichts vorbereitet, keinen Führer, keinen Wagen, was sollte da aus mir werden? Wollte ich nicht alles stehen und liegen lassen, wie es stand und lag, meine Papiere, meine Habseligkeiten und alle meine Angelegenheiten, so brauchte ich Zeit, um dafür zu sorgen, und in dem Befehle war nicht gesagt, ob man mir welche gönnte oder nicht. Die Fortdauer der Schicksalsschläge fing an, meinen Mut zu schwächen. Zum ersten Male fühlte ich meinen angeborenen Stolz sich unter das Joch der Notwendigkeit beugen, ich mußte mich trotz des heimlichen Widerstrebens meines Herzens zu einer Bitte um Aufschub verstehen. Ich wandte mich an Herrn von Graffenried, der mir den Befehl zugestellt hatte, um ihn um eine genauere Auslegung desselben anzugehen. Sein Brief an mich hatte eine sehr lebhafte Mißbilligung dieses selben mir nur mit seinem größten Bedauern zugestellten Befehles enthalten, und die Versicherungen des Schmerzes und der Achtung, von denen der Brief sonst noch erfüllt war, schienen mir ebenso viele freundliche Aufforderungen zu sein, mich offen gegen ihn auszusprechen. Ich tat es also. Ich zweifelte sogar nicht einmal daran, daß mein Brief jenen ungerechten Menschen die Augen über ihre Barbarei öffnen und wenn auch nicht die Widerrufung des grausamen Befehls, so doch wenigstens die Zubilli-

gung eines vernünftigen Aufschubes zur Folge haben würde — vielleicht bewilligte man mir zur Wahl eines neuen Wohnortes und zu den nötigen Vorbereitungen sogar den ganzen Winter . . .

Der Antwort harrend, ließ ich es mir angelegen sein, über meine Lage nachzudenken und über den Entschluß, den ich würde fassen müssen. Ich sah auf allen Seiten so viel Schwierigkeiten, der Kummer hatte mich so mitgenommen, und mit meiner Gesundheit stand es zur Zeit gerade so übel, daß ich mich völlig niederdrücken ließ, und diese meine Mutlosigkeit raubte mir auch noch die wenige Spannkraft, die meinem Geist etwa geblieben wäre, um den denkbar besten Entschluß in einer so traurigen Lage zu fassen. Wo ich auch immer eine Zuflucht hätte suchen mögen, offenbar konnte ich nirgends den beiden bisher zu meiner Vertreibung angewandten Mitteln entgehen: entweder man hetzte durch heimliche Wühlereien den Pöbel gegen mich auf, oder man wies mich ohne Anführung eines Grundes durch öffentlichen Machtspruch aus dem Land. Ich konnte also fürderhin auf keine gesicherte Zuflucht mehr rechnen, wenn anders ich sie nicht in weiterer Ferne suchen wollte, als meine Körperkräfte und die Jahreszeit es mir zu erlauben schienen. Alles dieses führte mich zu den Gedanken zurück, die mich so lange beschäftigt hatten, und so wagte ich denn den Wunsch und Vorschlag, man möchte sich meiner lieber in einer dauernden Gefangenschaft versichern, als mich unaufhörlich auf der Erde umherirren zu lassen, indem man mich stets von dort vertrieb, wo ich mich eben niedergelassen. Zwei Tage nach meinem ersten Brief schrieb ich an Herrn von Graffenried einen zweiten mit der Bitte, meinen Vorschlag Ihren Exzellenzen zu unterbreiten. Die Antwort aus Bern auf meine beiden Briefe war ein in den schroffsten und härtesten Ausdrücken gehaltener Befehl, die Insel und das ganze mittelbare und unmittelbare Gebiet der Republik innerhalb eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden zu verlassen und bei den schwersten Strafen nie wieder zu betreten.

Dieser Augenblick war furchtbar. Ich habe mich seit-

dem in noch weit ärgeren Ängsten, niemals aber in einer größeren Bedrängnis befunden. Was mich jedoch am meisten schmerzte, war der Umstand, daß ich mich nun gezwungen sah, auf den Plan Verzicht zu leisten, um dessentwillen ich den Wunsch, den Winter auf der Insel zu verbringen, gehegt hatte. Es ist an der Zeit, von der verhängnisvollen Begebenheit zu berichten, welche meinem Unglück die Krone aufsetzte und ein bedauernswertes Volk, dessen keimende Tugenden einst denen Roms und Spartas zu gleichen verhießen, mit in mein Verderben riß. Ich hatte im „Gesellschaftsvertrag" von den Korsen als von einem jungen Volke gesprochen, dem einzigen Europas, das noch von keiner Gesetzgebung verdorben sei, und dabei auf die großen Hoffnungen hingewiesen, die man von einem solchen Volke hegen dürfe, falls es das Glück hätte, einen weisen Rechtslehrer zu finden. Mein Werk wurde von einigen Korsen gelesen, welche sich von der ehrenden Art, in der ich über sie gesprochen, aufs angenehmste berührt fühlten, und der Umstand, daß sie damals gerade an der Einrichtung ihrer Republik arbeiteten, brachte ihre Volkshäupter auf den Gedanken, mich um meine Ideen über dieses wichtige Werk zu befragen. Ein Herr Buttafuoco, Glied einer der ersten Familien des Landes und Hauptmann in dem französischen Regimente Royal Italien, schrieb aus diesem Anlasse an mich und stellte mir verschiedene Urkunden zu, die ich erbeten hatte, um mich über die Geschichte des Volkes und den Zustand des Landes zu unterrichten. Auch Herr Paoli schrieb mir mehrmals, und obgleich ich fühlte, wie sehr ein derartiges Unternehmen meine Kräfte überstieg, glaubte ich ihre Mithilfe bei einem so großen und schönen Werke doch nicht versagen zu dürfen, sobald ich mich nur erst einmal von allem unterrichtet haben würde, was mir dazu nötig erschien. In diesem Sinne antwortete ich also beiden, und unser Briefwechsel dauerte bis zu meiner Abreise.

Genau um dieselbe Zeit hörte ich, daß Frankreich Truppen nach Korsika schickte und einen Vertrag mit den Genuesen abgeschlossen hätte. Dieser Vertrag und

diese Truppensendung beunruhigten mich, und ohne mir jetzt schon einzubilden, ich könnte zu alledem in Beziehung stehen, so hielt ich es doch für unmöglich und lächerlich, an einem Werke, das wie die Aufstellung einer Volksverfassung die tiefste Ruhe benötigt, gerade in dem Augenblicke zu arbeiten, wo das Volk vielleicht unterjocht werden würde. Ich verbarg Herrn Buttafuoco meine Besorgnis nicht, er beruhigte mich jedoch durch die Versicherung, daß ein so guter Bürger wie er nicht in französischen Diensten bleiben würde, wie er es doch tue, falls jener Vertrag irgend etwas gegen die Freiheit seiner Nation Gerichtetes enthielte. Bei seinem Eifer für die zu begründende Verfassung Korsikas und seiner engen Verbindung mit Herrn Paoli konnte in mir in der Tat kein Argwohn gegen ihn aufkommen, und als ich erfuhr, daß er häufige Reisen nach Versailles und Fontainebleau mache und mit Herrn von Choiseul in Beziehung stehe, schloß ich daraus nur, er müsse über die wahren Absichten des französischen Hofes Gewißheiten haben, die er mir zwar andeutete, über die er sich jedoch brieflich nicht offen auslassen wollte.

Dies alles beruhigte mich teilweise. Da ich die Entsendung französischer Truppen jedoch beim besten Willen nicht begreifen und vernünftigerweise unmöglich annehmen konnte, sie seien hingeschickt, um die Freiheit der Korsen zu schützen, was diese gegen die Genuesen vortrefflich allein besorgen konnten, so vermochte ich mich nicht völlig zu beruhigen, noch mit freiem Herzen an der in Frage stehenden Verfassung zu arbeiten, ehe ich nicht unzweifelhafte Beweise hatte, daß das Ganze nicht ein zu meiner Verhöhnung ersonnenes Spiel sei. Ich erwünschte aufs lebhafteste eine Zusammenkunft mit Herrn Buttafuoco, denn nur so konnte ich die notwendigen Aufklärungen von ihm erhalten. Er stellte sie in Aussicht, und ich erwartete sie mit der größten Ungeduld. Was ihn angeht, so weiß ich nicht, ob es ihm mit seiner Zusage wirklich ernst war, wäre dem aber auch so gewesen, so hätte mein Unstern mich dennoch verhindert, sie zu nützen.

Je mehr ich über das in Vorschlag gebrachte Unternehmen nachdachte und in der Prüfung der in meinen Händen befindlichen Urkunden fortschritt, desto tiefer empfand ich auch die Notwendigkeit, das mit einer Verfassung zu versehende Volk und den Boden, den es bewohnte, und alle Verhältnisse, denen diese Verfassung angepaßt werden mußte, aus nächster Nähe kennen zu lernen. Mit jedem Tage begriff ich mehr, daß es eine Unmöglichkeit war, mir aus der Ferne all die Einsicht zu verschaffen, deren ich bedurfte. Ich schrieb dieserhalb an Buttafuoco: er sah es ein, und wenn ich auch nicht völlig entschlossen war, nach Korsika zu reisen, so sann ich doch über die Mittel und Wege zu dieser Reise nach. Ich sprach zu Herrn Dastier darüber, der die Insel kennen mußte, da er einst unter Herrn Maillebois auf ihr gedient hatte. Er unterließ nichts, um mich von meiner Absicht abzubringen, und ich muß auch gestehen, daß die schauerliche Schilderung, die er mir von den Korsen und ihrem Lande entwarf, meinen Wunsch, mich zu ihnen zu begeben und in ihrer Mitte zu leben, bedeutend abkühlte.

Als die Verfolgungen in Motiers mir jedoch den Gedanken, die Schweiz zu verlassen, nahelegten, wurde dieser Wunsch wieder durch die Hoffnung angefacht, bei diesem Inselvolke endlich die Ruhe zu finden, die man mir sonst nirgends gönnen wollte. Nur eines bedrängte mich noch bei dem Gedanken an die Reise: meine alte, nie weichende Unfähigkeit und Abneigung, was ein tätiges Leben anbetraf, und dort würde ich dazu verurteilt gewesen sein. Ich war dazu geboren, in Muße und Einsamkeit meinen Gedanken nachzuhängen, nicht aber Reden zu halten, zu handeln und Geschäfte zu leiten. Die Natur hatte mir jene erste Gabe verliehen, diese zweite jedoch vorenthalten. Wollte ich nun an den öffentlichen Angelegenheiten auch nicht teilnehmen, so sah ich doch ein, daß ich vom Augenblicke meiner Ankunft in Korsika an genötigt sein würde, mich dem Drängen des Volkes hinzugeben und sehr oft mit den Anführern zu verhandeln. Schon der Zweck meiner Reise erheischte

ja, daß ich mich nicht würde zurückziehen dürfen, sondern vielmehr inmitten des Volkes die Einsicht zu erwerben suchen mußte, die mir nottat. Es war klar, daß ich nicht mehr über mich selbst würde verfügen können, wider Willen mußte ich in einen Strudel fortgerissen werden, für den ich nicht geboren war, mußte ein meinen Neigungen völlig entgegengesetztes Leben führen, und wo ich auch immer auftreten wollte, würde es doch nur zu meinen Ungunsten geschehen. Ich sah voraus, daß ich durch meine Gegenwart die Meinung, die sie aus meinen Büchern über meine Fähigkeiten gewonnen, schlecht unterstützen, mich daher bei den Korsen um mein Ansehen bringen und sowohl zu ihrem wie zu meinem Schaden das Vertrauen einbüßen würde, das sie mir entgegengebracht hatten und ohne das ich die von mir erwartete Verfassungsgründung nicht erfolgreich verrichten konnte. Ich war sicher, ich würde, falls ich solcherweise meine Sphäre verließe, für sie unnütz und selber recht unglücklich werden.

Gequält, von Stürmen jeglicher Art umhergeschleudert und von Reisen und Verfolgungen seit mehreren Jahren ermattet, empfand ich ein lebhaftes Bedürfnis nach Ruhe, während meine barbarischen Feinde sich ein Spiel daraus machten, sie mir allenthalben zu rauben; mehr denn je seufzte ich nach jener lieblichen Muße, nach jener wohligen Ruhe des Geistes und des Körpers, die ich stets begehrt und in der mein Herz, nachdem es von den Truggebilden der Liebe und der Freundschaft zurückgekommen, nun seine höchste Glückseligkeit begrenzte. Nur mit Schrecken konnte ich an die Arbeiten, die ich würde unternehmen, und an das lärmvolle Leben denken, dem ich mich würde überlassen müssen, und wenn die Größe, Schönheit und Nützlichkeit des Zieles auch meinen Mut belebte, so wurde er mir doch durch das Bewußtsein, mit meiner Person nicht erfolgreich eintreten zu können, wieder völlig geraubt. Zwanzig Jahre tiefen Nachsinnens in der Einsamkeit hätten mich weniger angestrengt als sechs Monate eines tätigen Lebens inmitten von Menschen und Geschäften, dazu noch

mit der Überzeugung, dabei keinen Erfolg haben zu können.

Ich verfiel auf einen Ausweg, der mir geeignet erschien, alle Widersprüche zu versöhnen. Da ich bis in alle meine Zufluchtsstätten hinein von den unterirdischen Schleichwegen meiner geheimen Verfolger bedrängt wurde und nur noch in Korsika die Ruhe, die man mir sonst nirgendwo lassen wollte, für meine alten Tage erhoffen konnte, so beschloß ich, mich mit den Ratschlägen Buttafuocos ausgerüstet hinzubegeben, sobald es mir irgend möglich sein würde, aber nur, um dort ruhig zu leben, auf die gesetzgeberische Arbeit, dem Anscheine nach wenigstens, zu verzichten, und mich gewissermaßen als Entgelt für die mir erwiesene Gastfreundschaft darauf zu beschränken, an Ort und Stelle die Geschichte meiner Wirte zu schreiben, wobei ich ja in aller Stille die notwendigen Kenntnisse sammeln konnte, um ihnen, sobald ich eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges auftauchen sah, mit größerem Nutzen dienlich zu sein. Wenn ich dergestalt zunächst gar keine Verpflichtungen übernahm, durfte ich hoffen, mir möchte in aller Stille und Bequemlichkeit das Entwerfen eines Planes gelingen, der geeignet für sie war, und zwar ohne daß ich dabei meiner geliebten Einsamkeit allzusehr entsagen und mich in eine Lebensart fügen mußte, die mir unerträglich war und zu der ich keinerlei Anlagen besaß.

Diese Reise war jedoch in meiner Lage nicht leicht auszuführen. Nach dem, was mir Herr Dastier von Korsika erzählt, fand ich dort nicht die einfachsten Lebensbequemlichkeiten vor, sondern mußte alles Notwendige mitbringen: Wäsche, Kleider, Geschirr, Küchengeräte, Papier, Bücher, alles mußte man mit sich führen. Um mich mit meiner Haushälterin nach dort zu verpflanzen, mußte ich die Alpen übersteigen und auf einer zweihundert Meilen langen Fahrt einen ganzen Gepäckberg hinter mir her schleppen; ich mußte ferner meinen Weg durch die verschiedensten Staaten nehmen und bei dem in ganz Europa seit meinem Unglück wider mich angeschlagenen Ton natürlich befürchten, überall auf

Hindernisse zu stoßen und jedermann eine Ehre darin suchen zu sehen, mich mit neuer Ungunst zu hemmen und in meiner Person alle Rechte der Völker und der Menschlichkeit zu verletzen. Die ungeheuren Kosten und die Beschwerden und Gefahren einer solchen Reise erforderten lange Vorbereitung und gründliche Erwägung aller Schwierigkeiten. Der Gedanke, mich endlich ganz allein und in meinem Alter ohne jede Spannkraft fern von all meinen Bekannten der Willkür dieses, nach den Schilderungen des Herrn Dastier wilden und barbarischen Volkes preisgegeben zu sehen, war wohl geeignet, mich einen solchen Entschluß vor der Ausführung gründlich bedenken zu lassen. Ich ersehnte leidenschaftlich die mir von Buttafuoco in Aussicht gestellte Zusammenkunft, und erst auf Grund ihrer Ergebnisse wollte ich mich endgültig entschließen.

Während ich solcherweise noch hin und her schwankte, traten die Verfolgungen zu Motiers ein und zwangen mich zum Weichen. Für eine lange Reise und gar für eine Reise nach Korsika war ich nicht vorbereitet. Ich wartete auf Nachrichten von Buttafuoco, nahm meine Zuflucht auf die Insel Saint Pierre und wurde von dort, wie ich im vorhergehenden berichtet habe, zu Anfang des Winters vertrieben. Die mit Schnee bedeckten Alpen machten die Auswanderung zur Zeit unausführbar, besonders bei der mir vorgeschriebenen Schnelligkeit. Allerdings war ja der Befehl in seiner Übertriebenheit an sich unausführbar: denn wie sollte ich es auf dieser rings von Wasser umschlossenen Einsamkeit innerhalb von vierundzwanzig Stunden, von der Aushändigung des Befehles an gerechnet, möglich machen, mich zur Abreise vorzubereiten und Boote und Wagen zum Verlassen des Berner Gebietes und der Insel aufzutreiben; selbst wenn ich Flügel gehabt, hätte ich nur schwerlich gehorchen können. Ich schrieb dieses dem Herrn Amtmann von Nidau in Beantwortung seines Briefes und beeilte mich, dieses Land der Ungerechtigkeit zu verlassen. So kam es, daß ich auf meinen Lieblingsplan Verzicht leisten mußte, und, da ich in meiner Mutlosigkeit nicht hatte

durchsetzen können, daß man über mich verfügte, mich auf Einladung des Lord Marschalls zur Reise nach Berlin entschloß, Theresen zur Überwinterung in Gesellschaft meiner Habseligkeiten und Bücher auf der Insel Saint Pierre zurückließ und meine Papiere Du Peyrous Händen anvertraute. Ich beeilte mich derart, daß ich schon am nächsten Morgen von der Insel abreiste und noch vor Mittag in Biel anlangte. Wenig fehlte, und meine Reise hätte durch einen Zwischenfall, den ich nicht übergehen darf, schon hier ihr Ende gefunden.

Sobald sich das Gerücht von meiner Landesverweisung verbreitet hatte, erhielt ich einen Strom von Besuchen aus der Nachbarschaft und vor allen von Bernern, die mir mit der abscheulichsten Falschheit um den Bart gingen, mich besänftigten und mir beteuerten, man hätte sich die Zeit der Ferien und der Unvollständigkeit des Senates zu nutze gemacht, um diesen Befehl, über den die „Zweihundert" ihrer Behauptung nach entrüstet waren, durchzusetzen und in Kraft treten zu lassen. Unter diesem Haufen von Trostern befanden sich auch einige aus Biel, einer kleinen, rings vom Berner Gebiet umschlossenen Freistadt, und unter anderen ein junger Mann namens Wildremet, dessen Familie in der kleinen Stadt den ersten Rang einnahm und den größten Einfluß besaß. Wildremet beschwor mich im Namen seiner Mitbürger aufs lebhafteste, mein Zelt in ihrer Mitte aufzuschlagen, und versicherte mir, daß sie den leidenschaftlichen Wunsch hegten, mich unter sich aufzunehmen, und ihre Ehre und ihren Ruhm darein setzen würden, mich in ihrer Mitte die Verfolgungen vergessen zu machen, die ich bisher erlitten, daß ich ferner bei ihnen keinerlei Einfluß aus Bern zu fürchten hätte, weil Biel eine freie Stadt sei, der niemand Gesetze vorschreiben könne, und weil alle Bürger einstimmig entschlossen seien, keinem wider mich gerichteten Drängen Gehör zu schenken.

Als Wildremet sah, daß er mich nicht zu bestimmen vermochte, ließ er sich von mehreren anderen Personen sowohl aus Biel und der Nachbarschaft wie aus Bern selber unterstützen und unter anderen von dem nämlichen

bereits erwähnten Kirchberger, der mich seit meiner Flucht in die Schweiz aufgesucht hatte und mir durch seine Gaben und Grundsätze interessant geworden war. Unerwarteter jedoch und daher bestimmender waren die Vorstellungen des Herrn Barthès, des französischen Gesandschaftssekretärs, der mich mit Wildremet besuchte, mich aufs äußerste drängte, seiner Einladung Folge zu leisten, und mich durch die anscheinend für mich gehegte lebhafte und zärtliche Teilnahme in Verwunderung setzte. Ich kannte Herrn Barthès garnicht, und dennoch zeugten seine Worte von warmem freundschaftlichen Eifer, und ich sah, daß es ihm wirklich am Herzen lag, mich zu einer Niederlassung in Biel zu bewegen. Er sang mir das Lob dieser Stadt und ihrer Einwohner in den höchsten Tönen und zeigte sich so innig verknüpft mit ihnen, daß er sie in meiner Gegenwart mehrmals seine Beschützer und Väter nannte.

Dieses Vorgehen des Herrn Barthès ließ mich an all meinen Vermutungen irre werden. Ich hatte Herrn von Choiseul stets für den geheimen Urheber aller in der Schweiz wider mich angestellten Verfolgungen gehalten. Das Benehmen des französischen Geschäftsträgers in Genf und des Gesandten in Solothurn bekräftigten diesen Argwohn nur allzu sehr; ich gewahrte in allem, was mir in Bern, in Genf und in Neuchâtel widerfuhr, einen geheimen französischen Einfluß, und in Frankreich selber glaubte ich keinen einzigen mächtigen Feind zu besitzen, denn den einen Herzog von Choiseul. Was sollte ich also von Barthès' Besuch und der liebevollen Teilnahme denken, die er für mein Schicksal an den Tag zu legen schien? Mein Unglück hatte das meinem Herzen angeborene Vertrauen noch nicht zerstört, und die Erfahrung hatte mich noch nicht gelehrt, hinter allen Freundlichkeiten Fallstricke zu wittern. Überrascht suchte ich nach einem Grunde für dieses Wohlwollen des Herrn Barthès, denn ich war nicht töricht genug, zu wähnen, er tue diesen Schritt auf eigene Faust, ich nahm darin eine Offenkundigkeit und sogar eine Absichtlichkeit wahr, die auf einen verborgenen Zweck schließen ließ, überdies hatte

ich auch noch niemals Gelegenheit gehabt, in all diesen kleinen, untergeordneten Beamten auf jene edelmütige Unerschrockenheit zu stoßen, die mir in einer gleichen Stellung so oft das Herz geschwellt.

Bei Herrn von Luxembourg war ich ehemals in eine lose Beziehung zu dem Ritter von Beauteville getreten, und er hatte mir einiges Wohlwollen entgegengebracht. Auch seit er Gesandter geworden, hatte er mir ein paarmal Zeichen seines Gedenkens gegeben und mich sogar einladen lassen, ihn in Solothurn zu besuchen, und wenn ich dieser Einladung auch nicht Folge leistete, so hatte sie mir doch wohlgetan, da ich es nicht gewohnt war, von hohen Beamten dergleichen Höflichkeiten zu erfahren. Ich nahm also an, Herr von Beauteville möchte mich, wenn er auch gezwungen war, die ihm auf meine Genfer Angelegenheiten bezüglichen Anweisungen zu befolgen, in all meinem Unglück dennoch beklagen und mir durch persönliche Bemühungen dieses Obdach in Biel verschafft haben, damit ich dort unter seinem Schutze ruhig leben könne. Ich war für diese Aufmerksamkeit zwar dankbar, wollte aber keinen Gebrauch von ihr machen, und da mein Entschluß zu der Reise nach Berlin endgültig feststand, sehnte ich mich heiß nach dem Augenblick, bei dem Lord Marschall anzulangen, denn ich war überzeugt, daß ich nur noch an seiner Seite wahre Ruhe und ein dauerhaftes Glück würde finden können.

Bei meiner Abreise von der Insel begleitete mich Kirchberger bis nach Biel. Dort fand ich Wildremet und einige andere Bieler, die mich am Landungsplatze erwarteten. Wir aßen alle zusammen im Gasthause, und meine erste Sorge nach meiner Ankunft war gewesen, mir einen Wagen bestellen zu lassen, da ich am Morgen des nächsten Tages abzureisen gedachte. Während des Essens huben die Herren aufs neue mit ihrem Drängen an, ich solle doch bei ihnen bleiben, und das zwar mit solcher Warmherzigkeit und so rührenden Beteuerungen, daß allen meinen Entschlüssen zum Trotz mein Herz, welches Zärtlichkeiten niemals zu widerstehen vermocht hat, sich durch das ihre bewegen ließ, und sobald

sie mich nur erschüttert sahen, wußten sie ihre Bemühungen so gut zu verdoppeln, daß ich mich schließlich besiegen ließ und darein willigte, wenigstens bis zum nächsten Frühjahr in Biel zu bleiben.

Wildremet beeilte sich nun sofort, mir eine Wohnung zu besorgen und rühmte mir als einen wahren Fund ein im dritten Stock nach hinten heraus gelegenes häßliches schmales Zimmer, von wo aus ich zur Weide meiner Augen unten im Hof auf die ausgehängten, stinkenden Häute eines Gerbers blicken konnte. Mein Wirt war ein kleiner Mann mit einem gemeinen Gesicht und ein leidlicher Spitzbube: am nächsten Morgen wurde er mir als ein Wüstling und Spieler gekennzeichnet, der sich in dem Stadtviertel des übelsten Rufes erfreute; er hatte weder Frau, noch Kinder, noch Dienstboten. So saß ich denn in der lachendsten Landschaft von der Welt trübselig in mein einsames Zimmer derart eingepfercht, daß ich in wenigen Tagen an Schwermut gestorben sein würde. Am meisten schmerzte mich jedoch, daß ich trotz allem, was man mir über die herzliche Bereitwilligkeit der Einwohner gesagt, beim Durchschreiten der Straßen weder etwas Höfliches in ihrem Benehmen noch etwas Freundliches in ihren Blicken für mich wahrnehmen konnte. Trotzdem war ich fest entschlossen dazubleiben, jedoch schon am nächsten Tage hörte, sah und fühlte ich, daß in der Stadt eine furchtbare Gärung gegen mich herrschte. Mehrere diensteifrige Leute kamen zu mir, um mir aufs verbindlichste mitzuteilen, daß ich schon am nächsten Morgen einen in den denkbar härtesten Wendungen ausgefertigten Befehl erhalten würde, den Staat, das heißt die Stadt auf der Stelle zu verlassen. Ich hatte niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte, alle, die mich zum Bleiben bewogen hatten, waren auf und davon. Wildremet war verschwunden, von Herrn Barthès hörte ich nichts mehr, und es hatte auch nicht den Anschein, als hätte mich seine Empfehlung bei den Beschützern und Vätern, die er sich mir gegenüber angemaßt, sehr in Gunst gebracht. Ein Herr von Vau-Travers, ein Berner, der vor der Stadt ein hübsches Landhaus besaß, bot mir

darin immerhin ein Obdach an, in der Hoffnung, wie er sich ausdrückte, daß ich dort dem Schicksal würde entgehen können, gesteinigt zu werden. Dieser Vorteil dünkte mich nicht verlockend genug, um mich zur Ausdehnung meines Aufenthaltes bei diesem gastfreundlichen Volke zu bestimmen.

Da ich dadurch jedoch drei Tage verloren hatte, waren die mir von den Bernern zum Verlassen ihres Gebietes bewilligten vierundzwanzig Stunden bereits lange verstrichen, und da ich ihre Härte kannte, war ich bereits einigermaßen besorgt, ob sie mich unbehelligt durchlassen würden, als der Amtmann von Nidau mich rechtzeitig aus aller Verlegenheit riß. Da er das gewaltsame Vorgehen Ihrer Exzellenzen laut gemißbilligt hatte, glaubte er in seinem Edelmute mir ein öffentliches Zeugnis dafür schuldig zu sein, daß er keinen Teil daran habe, und so verließ er denn furchtlos seinen Amtsbezirk, um mir in Biel einen Besuch abzustatten. Er kam den Tag vor meiner Abreise, und zwar beileibe nicht inkognito, sondern absichtlich in allen Formen, „in fiocchi" begleitet von seinem Sekretär in seiner Kutsche und brachte mir einen eigenhändig ausgestellten Paß, der mir gestattete, das Berner Gebiet wann ich wollte und ohne Furcht vor Behelligung zu durchqueren. Sein Besuch rührte mich mehr als der Paß. Ich würde ihn ihm auch kaum weniger hoch angerechnet haben, hätte er einem anderen als mir gegolten. Nichts hat mehr Macht über mein Herz als eine im rechten Augenblick unternommene mutige Handlung zu gunsten eines ungerecht unterdrückten Schwachen.

Nachdem ich mir mit Mühe und Not einen Wagen verschafft, reiste ich endlich am folgenden Morgen aus diesem mörderischen Lande ab, und zwar noch vor dem Eintreffen der so freundlich in Aussicht gestellten Deputation zu meinen Ehren, ja, ohne sogar Theresen wiedergesehen zu haben, der ich auf den Entschluß hin, in Biel zu bleiben, Weisung gegeben hatte, mir nachzukommen, und der ich nun kaum durch ein paar Zeilen mein neues *Mißgeschick* mitteilen und einen Widerruf zugehen las-

sen konnte. Wenn ich jemals die Kraft haben sollte, auch den dritten Teil meiner Bekenntnisse zu schreiben, so wird man darin erfahren, wie ich im Glauben, nach Berlin aufzubrechen, in Wirklichkeit nach England abreiste, und wie es den beiden Damen, die über mich zu verfügen wünschten, gelang, mich endlich doch ihrem Freunde auszuliefern, nachdem sie mich durch ihre Ränke aus der Schweiz vertrieben hatten, wo ich nicht genug in ihrer Gewalt gewesen war.

Als ich dieses Werk in Gegenwart des Herrn Grafen und der Frau Gräfin Egmont, des Prinzen Pignatelli, der Frau Marquise von Mesmes und des Herrn Marquis von Juigné vorlas, fügte ich die folgenden Worte hinzu:

Ich habe die Wahrheit gesagt: wenn irgend jemand Dinge weiß, die dem soeben Erzählten entgegen sind, so weiß er Lügen und Verleumdungen, wären sie auch tausendmal bewiesen, und wenn er sich weigert, sie, solange ich noch am Leben bin, mit mir zu untersuchen und aufzuklären, so liebt er weder Gerechtigkeit noch Wahrheit. Was mich angeht, so erkläre ich laut und ohne Scheu: wer, sogar ohne meine Werke gelesen zu haben, mit eigenen Augen mein Wesen, meinen Charakter, meine Sitten, meine Neigungen, meine Vergnügungen und meine Gewohnheiten prüft und mich dann noch für einen ehrlosen Menschen halten kann, ist selber wert, erwürgt zu werden.

So schloß ich meine Vorlesung, und jedermann schwieg. Frau von Egmont war die einzige, die mir bewegt erschien: sie zitterte sichtlich, faßte sich jedoch bald wieder und schwieg wie alle anderen. Das war die Frucht, die ich aus meiner Vorlesung und aus meiner Erklärung erntete.

INHALT.

ERSTER TEIL.

Seite.

Erstes Buch (1712—1719) 1
Zweites Buch (1728—1731) 53
Drittes Buch (1728—1731) 111
Viertes Buch (1731—1732) 170
Fünftes Buch (1732—1736) 229
Sechstes Buch (1736) 295

ZWEITER TEIL.

Siebentes Buch (1741) 359
Achtes Buch (1749) 457
Neuntes Buch (1756) 528
Zehntes Buch (1758) 646
Elftes Buch (1761) 720
Zwölftes Buch (1762) 778

Von Ernst Hardt ist bisher erschienen:

Priester des Todes. Dreizehn Novellen.
Tote Zeit. Ein Drama.
Bunt ist das Leben. Novellen. 2. Auflage.
Der Kampf ums Rosenrote. Ein Schauspiel.
An den Toren des Lebens. Novelle.
Aus den Tagen des Knaben. Verse.
Ninon von Lenclos. Drama in einem Akt.

In Vorbereitung:

Tantris der Narr. Drama in fünf Akten.

Übersetzungen:

G. Flaubert. Drei Erzählungen.
H. von Balzac. Das Mädchen mit den Goldaugen, mit 10 Zeichnungen von Markus Behmer.
E. Zola, Die Tanzkarte. Novellen.
H. Taine, Philosophie der Kunst. 2 Bände. 2. Auflage.
H. Taine, Reise in Italien. 2 Bände.
H. Taine, Aufzeichnungen über England.
La Rochefoucauld, Maximen.
Vauvenargues, Betrachtungen und Maximen.

In Vorbereitung:

P. Verlaine, Mein Aufenthalt im Kerker und im Krankenhause.
Voltaire, Romane.
Frau von Sévigné, Briefe.

Bernoulli, Carl Albr., Lucas Heland. Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Burte, Hermann, Drei Einakter. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Heusler, Andreas, Die Geschichte vom Hühnerthorir. Eine altisländische Saga. Übersetzt von A. H. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Holzamer, Wilhelm, Im Wandern und Werden. Essays über Kunst, Theater und Literatur. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Ilg, Paul, Gedichte. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Jung-Stillings Briefe an seine Freunde. M. 3—, geb. M. 4.—.

Kurz, Hermann, Die Schartenmättler. Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Langmesser, August, Conrad Ferdinand Meyer; sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. M. 6.50, geb. M. 7.50.

Mangold, Wilhelm, Voltairiana inedita. Aus den Königl. Archiven in Berlin. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Schultz, Julius, Das Lied vom Zorn Achills. Aus unserer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Solger, K. W. F., Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Thurneysen, Rudolf, Sagen aus dem alten Irland. Übersetzt von R. T. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Tieck, Ludwig, Die Reise ins Blaue hinein. Sechs romantische Novellen. M. 4.50, geb. M. 6.50.

In Vorbereitung befinden sich:

Voltaire, Romane. Übersetzt von Ernst Hardt.

Montaigne, Essais. Übersetzt von W. Vollgraff.

Englische Romane des 18. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen.

Hermann Burte, Michael Wiltfeber. Roman.

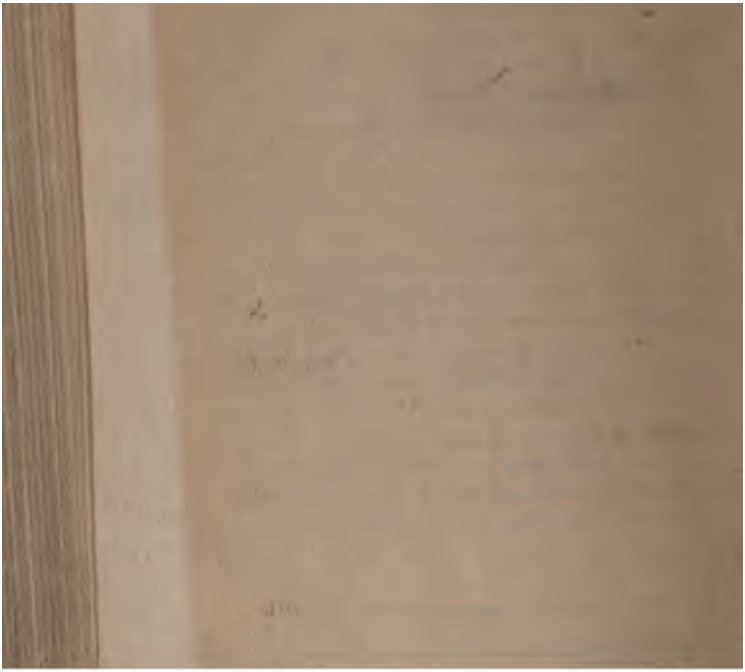
Paul Ilg, Schwalbach am See. Roman.

Hermann Kurz, Stoffel Hiss. Roman.

Alexander Herzen, Memoiren.

18

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.



3 2044 050 772 862

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE MAR 30 '43

DUE MAY 28 '43

DUE OCT 15 '46

JUN 21 '52 H

MAR 16 '62 H

BOOK DUE AND
6335876
FEB 16 1969
JAN 24

WIDENER
WIDENER
FEB 17 2000
MAR 14 2000
CANCELLED
BOOK DUE

WIDENER
SEP 15 2002
MAR 01 2002
BOOK DUE
CANCELLED